Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXVIII.

(Januar — Februar — März 1904.)

62971
20/10/04

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York**, G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, J. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
D4 118

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundachtzehnten Bande (Januar — März 1904.)

		Seite
I.	Lucidor der Unglückliche. Erzählung von **Otto Hauser.** II. (Schluß)	1
II.	In einem Bergkristall. Von **Friedrich Ratzel**	42
III.	Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von **Albert Köster.** VI. (Schluß)	57
IV.	Zur Charakteristik Mommsens. Von **Otto Seeck**	75
V.	Shakespeare und die Anfänge der englischen Kolonialpolitik. Von **Alfred Zimmermann**	109
VI.	Achim und Bettina von Arnims Verheiratung. Von **Reinhold Steig**	124
VII.	Die Meteoraklöster und die thrakischen Inseln Thasos und Samothraki. Von **Rudolf Lindau**	131
VIII.	Politische Rundschau	147
IX.	Aus Revolution und Kaiserreich. Von **Paul Bailleu**	152
X.	Literarische Notizen	158
XI.	Literarische Neuigkeiten	159
XII.	Semiramis. Eine Erzählung von **Ernst von Wildenbruch.** I.	161
XIII.	Kant als Mensch. Zu Kants hundertjährigem Todestag (12. Februar 1904). Von **Erich Adickes**	195
XIV.	Das deutsche Schutzgebiet Kiautschou. Von **A. von Janson,** Generalleutnant z. D.	222
XV.	Unser Herder. Zur Gedächtnisfeier der Goethe-Gesellschaft von **Bernhard Suphan**	242
XVI.	Franz Deák. Von **Eduard Wertheimer**	252
XVII.	Ernst Haeckel. Zu seinem siebzigsten Geburtstage. Von **Wilhelm Bölsche**	273
XVIII.	Aus dem Tagebuche des Grafen Joseph Alexander von Hübner. I.	287

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. Wilhelm von Polenz. Ein Nachruf. Von **Otto Frommel** (Karlsruhe) 303
XX. Politische Rundschau 308
XXI. Trojans „Berliner Bilder" 313
XXII. Eine neue Biographie der Königin Luise. Von **Paul Bailleu** 315
XXIII. Literarische Notizen 317
XXIV. Literarische Neuigkeiten 319
XXV. Semiramis. Eine Erzählung von **Ernst von Wildenbruch**. II. (Fortsetzung) 321
XXVI. Herbert Spencer. (Geb. 27. April 1820, gest. 8. Dezember 1903.) Von **Ferdinand Tönnies** 368
XXVII. Menander im Lichte neuerer Funde. Von **Alfred Körte** 383
XXVIII. Die leitenden Staatsmänner Englands. Von **Felix Salomon**. I. Joseph Chamberlain und der englische Konservatismus 397
XXIX. Mirabeau und Lavater. Von **Alfred Stern** (Zürich) . . 419
XXX. Aus dem Tagebuche des Grafen Joseph Alexander von Hübner. II. 443
XXXI. Deutsch-Südwestafrika 461
XXXII. Politische Rundschau 465
XXXIII. Angelika und Annette. Von **Richard M. Meyer** . . 470
XXXIV. Die christlichen Kirchen in der Türkei 472
XXXV. Lord Roberts of Kandahar. Von **M. von Brandt** . . 474
XXXVI. Literarische Notizen 478
XXXVII. Literarische Neuigkeiten 480

Lucidor der Unglückliche.

Erzählung

von

Otto Hauser.

(Schluß.)

Der Junker, welcher sich Joost van Muyden nannte, war ein sehr reicher Herr, einer von denen, die durch ihr Vermögen endlich auch zum Adelspatente gekommen sind und nun sich bestreben, nicht anders aufzutreten als die vom alten Adel. Und eben da diese im Laufe der Zeiten um einen guten Teil ihres ursprünglichen Gutes gekommen, so müssen sie sogar vor denen neuen Adeligen an Glanz und Pracht zurückstehen, und wenn sie sich mit Leuten umgaben, so waren es zumeist alte Diener, die aus Treue bei ihnen blieben, oder sonst ziemlich dahergelaufenes Gesindel. Dagegen konnten wir beide wohl eine stattliche Gefolgschaft für den Junker abgeben. Der Junker selbst war nicht eben groß, und man sah ihm noch deutlich den Pfefferſack an, der sein Vater gewesen war, und so wollte er sich mit Lasse gewissermaßen aufschmücken, ohne doch zu bedenken, daß er nur noch mehr an Ansehnlichkeit verlor, wenn er mit ihm ging.

Das erste, was der Junker tat, nachdem er uns freigekauft hatte, war, daß er meinem Freunde französische Kleidung kaufte, wie er sie selbst trug, ihn hieß, sich Haupt- und Barthaar abnehmen zu lassen, und ihn dann eine modische, blonde Allonge aufsetzen ließ, welche allein ihre 150 holländische Gulden gekostet haben mochte. Und von gleicher Kostbarkeit war der Rock, aus lundischem Tuche hergestellt und mit breiten Paramenten an den Ärmeln, und auch die sonstige Kleidung bis auf den Hut mit Straußenfedern und die Strümpfe und Schnallenschuhe. Kaum daß der Junker noch um ein weniges reicher gekleidet war, nämlich in Sammet, und indem er auf seinem kurzen Leibe einen ganzen Kramladen von verschiedenen Nesteln und Bändern angeheftet trug und eine brokatene Schärpe um die Mitte und außerdem Manschetten mit Brüsseler Klöppelkanten über den Händen und an den Culotten. Auch waren die Zwickel seiner Strümpfe oftmals mit bunter oder goldener

Stickerei versehen. Ich dagegen erhielt ein schlichtes schwarzes Gewand, wie es die Sekretäre tragen, und durfte auch mein natürliches Haar behalten, nachdem ich solches wünschte und erbat.

Das Leben, das wir nun führten, war ein rechtes Schlaraffenleben. Wir hatten ebensowenig zu tun wie unser Herr und verbrachten den meisten Tag mit Herumliegen, einigem Ausgang und viel Essen und Trinken. Ich für mein Teil hatte keine andere Arbeit denn das Erledigen etlicher Briefschaften, und daß ich die amoureusen Correspondancen meines Herrn säuberlich und in schöner Zierschrift ins Reine schreiben mußte, nachdem er sie mit Hilfe meines Freundes aufgesetzet. Es waren oftmals Gedichte darunter, sowohl in holländischer als in französischer Sprache, die an eine la belle Lucelle gerichtet waren, und wie ich von anderen aus dem Gesinde erfuhr, so war es ein adeliges Fräulein, Isabella van Meerkerken mit Namen, um welche unser Herr beharrlich und mit großem Eifer warb, indem sie von gutem, altem Hause war und seinem eigenen jungen Adel, wenn er sie ehelichte, fast den Glanz des ihrigen verliehen hätte. Aber das Fräulein war, obwohl nicht eben sehr vermöglich, doch über die Maßen stolz und auf ihre Jugend und Schönheit nicht minder denn auf ihren Adel. Sie wohnte mit einer älteren Base in einem sonst einsamen Hause, welches ihr einziges Erbgut war außer einiger Barschaft; so sagte man. Es war mir bald klar, daß uns der Junker nur ihretwegen aufgenommen hatte, um vor ihr noch desto mehr zu prunken und zu prahlen, und so war es auch, daß mein Freund ihn stets begleiten mußte, wenn er ihr seine Promenade machte, zu Fuß oder auch wohl zu Pferde. Und Lasse durfte nie ganz neben ihm gehen, sondern stets einen halben Schritt zurück. Wenn aber auch ich mitging, so durfte ich nur auf drei Schritte folgen und nur in ehrerbietiger Haltung. Daß man sich ob solchen Aufzuges nicht wenig über uns erlustierte, ist wohl gewiß. Uns aber traf kein Spott, da wir ja doch seine Bediensteten waren.

Ich merkte nun, daß das Fräulein stets am Fenster erschien, wenn wir unsere Promenaden machten, und wenn unser Herr und Lasse devot emporgrüßten, so dankte sie jedesmal mit einem überaus liebreizenden Lächeln. Unser Herr war darob auf das äußerste beglückt, indem ihm diese Huld nie bisher zuteil geworden und er annahm, durch seinen stattlichen Cortège habe er endlich ihr Herz bezwungen.

Aber es war nur deshalb, weil sie ein Auge auf Lasse geworfen hatte, der ihr weit besser gefiel denn sein allzu prunkvoller Herr, als welcher mehr einem Pariser Modekupfer glich denn einem leibhaftigen Manne. Lasse selber bemerkte das bald, wie er überhaupt jegliche Miene eines Frauenzimmers gleich zu lesen und zu deuten verstand, und es währte nicht lange, so wußte er es so anzustellen, daß er ihr selbst seine Promenaden machte und dann mich mitnahm, auf daß ich acht habe und nicht etwa unser Herr unvermutet dazukomme. Und ganz wie ein Alamodeherr machte er ihr seine Reverenzen und warf zärtliche Blicke und Kußhände empor und wußte geschickt auf ein Briefchen zu deuten, welches er dann mit einem rosenfarbenen Seidenband an den Türdrücker hing, von wo es alsbald eine Jungfer abnahm, um es dem

Fräulein zu bringen. Diese Briefe schrieb er selbst, und ohne daß ich von ihnen Wissen hatte; nur daß er hie und da eines oder des anderen Wortes wegen meines Rats erholte, den ich ihm nach meinem besten Können gab. Es müssen wohl sehr flatteuse Verse gewesen sein, denn man sah das Fräulein, wenn sie am Fenster stand und dieselben las, ein über das andere Mal das Antlitz mit ihrem Fächer verbergen, dann wieder das Brieflein küssen und auf das holdseligste mit stummen, aber wohl verständlichen Gebärden danken, indem sie zugleich ihrem Verehrer Mut gab oder, wie man sagt, Avancen machte.

Dies alles sahe und wußte ich, aber daß das Fräulein ihn nächtlicherweile zu sich in das Haus einließ und ihm mit ihrer Base einen Nachtisch bereitete, erfuhr ich erst späterhin, da es Lasse mir sagte.

Und das Fräulein war so verliebt in ihn, daß sie es gewähren ließ, wenn er sie auf den Schoß nahm und sie auf den Busen küssete. Er küssete sie am liebsten dahin, sagte er, weil sie im Gesichte allzusehr geschminkt war und selbst auf den Lippen ein falsches Rot trug, wie es Sitte der Damen von vornehmem Stande.

Sie war ein wunderliebes Gottesgeschöpf, sagte Lasse, ganz gemacht, einem Manne den Kopf zu verdrehen; mit tiefen Augen von dem sanften Grün eines Katzenauges und seidenweichem Haar, welches sie kupferfarbig zu färben liebte, und auch bei dem Abendlichte einen Schimmer ins Grüne hatte, wie von edlem Span. „Wie eine kleine Meerhexe war sie in meinen Armen," sagte Lasse zu mir, „und wenn sie die Laute schlug und dazu auf das lieblichste ein französisches oder italienisches Kanzonett sang, so war sie es ganz. Sie sang mit einer so süßen Stimme, daß es war, als ob ihre Seele lachte oder weinte, je nachdem das Lied heiter oder traurig war. Ihr Mündlein aber war wie eine dunkelrote Rosenknospe, die eben erblüht. Ich habe oft die Rosen singen hören wollen — nun hörte ich's. Es war ein wahrhafter Rosengesang. Und ihre Augen hingen, während sie sang, so voll seliger Sehnsucht an meinem Blick, daß es mir oft wie ein Taumel durch alle Glieder ging und ich nicht mehr wußte, ob ich sie fester an mich drücke, oder ob sie nur wie eine Wolkengestalt in meinen Armen lag, ohne jegliche Schwere. Ich hatte ein Gedicht auf sie gemacht, das nach einer italienischen Melodie sehr gut zu singen war, und wenn sie dieses sang, da war sie am süßesten."

Ich hätte wohl nimmer geglaubt, daß ein adeliges Fräulein einen Kavalier, als welcher ihr mein Freund erschien, nächtlicherweile zu sich ins Haus einlassen möchte; aber da es alles in Ehrbarkeit geschah, wer möchte darob einen Tadel wider sie erheben? Es sind manche, die alsdann nicht so ehrbar blieben, und daß sie es gleichwohl blieb, ist gewiß ein hoher Ruhm für sie. Aber am Tage, wenn unser Herr seine Promenaden machte, ließ sie sich gar nichts anmerken und dankte immer in gleicher Huld auf alle Grüße.

So ging es den ganzen Winter hindurch; im Frühling jedoch merkte ich an den Versen, welche ich für den Junker ins Reine schrieb, daß er nun gedenke, ihr seine Aufwartung zu machen und ihre Hand zu begehren. Nach-

dem sie diese Verse erhalten hatte, lächelte sie scheinbar noch freundlicher hernieder, aber mir war es doch, als spotte sie seiner.

Darauf an einem schönen Tage, so machte er ihr in der Tat seine Aufwartung, indem er uns versicherte, ehe er fortging, wir sollten uns diesen Tag und diese Stunde wohl anmerken, denn ein Großes stehe bevor. Diesmal ließ er sich in seiner Sänfte tragen und war auf das kostbarste gekleidet; fast kein Stück auf seinem Leibe war nicht direkt aus Paris bezogen, nur seine hellblauen Strümpfe waren aus England und seine Echarpe aus indischem Seidenmusselin, von welchem sechzig Ellen in eine Nußschale zu verschließen gehen, wie es heißt.

Lasse und ich machten ihm unsere Reverenz, ehe er einstieg, und sahen ihm nach, und er grüßte noch mit der Hand zurück. Er war zu uns wie zu Freunden, wenn er daheim war, indem sein Vater doch auch nur bürgerlichen Standes gewesen, und vornehmlich gegen Lasse war er ganz wie zu einem von seinesgleichen. Kaum daß er sich von ihm mit seinen Titeln nennen ließ, und er aß auch mit ihm an dem gleichen Tisch, während ich beim Gesinde saß, und machte ihm Präsente aller Art und konnte ihm gar nicht genug Gutes erweisen — alles, weil er glaubte, daß er ihm die Huld des besagten Fräuleins verdanke. Und so ging er in Stolz und Gewißheit.

Aber Lasse wußte gut, wie er zurückkehren werde; mit einem schiefen Mund, sagte er, und noch um eine Spanne kürzer, denn er von Natur gewachsen war. Es verging keine Stunde, so war er auch schon zurück, und ganz so, wie Lasse gesagt hatte. Sein Mund war buchstäblich schief geworden, und er machte eine lächerliche Figur in seinem modischen Flitterstaat und seinem niedergedrückten Wesen.

„Nun, wessen haben wir uns zu gewärtigen, Euer Wohledelgeboren?“ fragte Lasse in meinem Beisein.

„Eines Fußtrittes, so du viel fragst!“ sagte der Junker grob zu und ging seitab in ein Zimmer.

Lasse lachte: „Er will mir nur wiedergeben, was ihm selbst geworden.“

Von da an war der Junker gegen Lasse anders, als er bisher gewesen. Er mochte wohl innegeworden sein, daß es sein Attaché war, welchem die Huld des Fräuleins galt, und das machte, daß er seinen Grimm an ihm ausließ, obwohl er doch wahrlich nicht schuld war, daß er dem Fräulein besser gefiel denn sein Herr. Er machte ihm keine Präsente mehr, ließ ihm bei Tisch eine Speise weniger auftragen denn sich selbst und fing an, ihn zu kujonieren.

Eines Abends nun begehrte er von Lasse, da er zu Bette gehen wollte, er solle ihm die Stiefel von den Füßen ziehen. Das wollte Lasse nicht tun, und ein Wort gab das andere, und sie begannen einander zu schimpfieren, und da Lasse dem Junker Schweigen gebot, dieser aber noch immer seine groben Reden gegen ihn spie, so rief Lasse: „Warte, du elendiger Pfefferjack, der du bist trotz deines erschacherten Adelspatents, warte, ich will dir Stiefel ausziehen, daß du dein Leben dran denkst!“ und erfaßte den Junker, und so sehr sich dieser wehrte, er nahm ihn und trug ihn in seine Schlafkammer, riß das Laken aus dem Bette und band den Junker in dasselbe also fest, daß er kein Glied

rühren konnte, und verstopfte ihm obendrein das Maul, damit er nicht um Hilfe blöke.

Darauf ließ er ihn an dem Boden liegen, ging zu der Dienerschaft und sagte, der Herr sei bereits zu Bette gegangen, und sie sollten ihn nicht weiter inkommodieren, noch morgen zu frühzeitig wecken kommen, indem er des Schlafes bedürftig; und dann kam er zu mir.

Er war ganz ruhig, da er mir den Hergang erzählte. Ich aber hatte kaum vernommen, was geschehen war, so kam mich ein großer Schrecken an, und ich sagte: „Aber, Lasse, was hast du wieder getan!"

„Was? Bruder," rief er dagegen, „hätte ich dieser aufgedunsenen Padde etwa die Stiefel herunterziehen sollen, wie er begehrte, als wär ich sein Leibknecht, als welcher ich doch nicht gedingt?"

„Nein, nicht das," sagte ich wieder, „aber wie willst du ferner dem Junker unter die Augen kommen? Du weißt doch, daß er dich von der Kompagnie losgekauft hat, dich ebenso wie mich, und für sein Geld hat er Rechte auf dich und kann den Handel rückgängig machen, so daß du wieder dem Kriegsdienst verfallen bist, und von dem Stande, wie er ist, kann er dich so anschwärzen, daß du keinen Tag deines Lebens mehr froh wirst. Du hättest dich friedlich mit ihm vertragen sollen, so daß du gehen konntest und frei warst. Was willst du jetzt tun?"

„Love, wir wollen fort," sagte er rasch, „noch jetzt. Ich will für uns zwei Pferde satteln lassen und mit dir fortreiten. Sie werden mir auch in der Nacht das Tor öffnen, weil sie mich kennen, und weil ich eine wichtige Kommission vorschützen werde. Das laß nur mich machen. Sorge dich nicht. Diesem Pfefferjack wollen wir noch diesen Streich spielen, und dann mag er unser bis in die Ewigkeit gedenk sein. Mir ist wohl, da ich ihn in seiner Kammer so wohl versorgt weiß. Er mag liegen bis an den Tag."

Da wollte ich aber doch Einwände machen. Denn wohl war es ein schändliches Beginnen, einen Menschen in so übler Position die Nacht über liegen zu lassen.

Lasse aber lachte nur herzlich über meine Bedenken. „Ich wollt, man hätte mich nie in einer noch übleren Position gesehen! Oder glaubst du vielleicht, die Seele ist ein viel schmiegsameres Ding, daß sie sich knebeln und binden lässet wie ein Ballen Tuch? Und so ist es mir ergangen, und ich hatte keine Schuld. Er aber hat sich meiner überhoben und mich erniedrigen wollen in seiner Bosheit, weil ich von dem Schicksal mit Armut und Elend geschlagen bin, er aber im Reichtum sitzet und ein Wappen vor seine Brust hält, auf daß ihm nichts geschiehet. O Love, du weißt nicht, wie mein Herz voll Befriedigung ist, nachdem es wie ein gähnender Bergschlund war an heimlichem Haß! Und nun mach dich bereit."

Also ritten wir auf zwei Pferden unseres Herrn in der Nacht fort, und man ließ uns auch aus dem Tor, nachdem Lasse zu den guten Worten einige Gulden in Gold hinzugelegt hatte. Er gab vor, daß der Junker plötzlich krank geworden, und daß er nach einem Arzte riefe, der in Utrecht wohnhaft, nämlich der Jude Israel da Costa, welcher damals eines großen Rufes genoß,

und wir würden scharf reiten, daß wir noch vor Anbruch des nächsten Tages mitsamt dem Juden zurück seien.

„Das werdet ihr wohl nicht vermögen," sagte der Offizier; „da möchte ich mit euch eine Wette eingehen."

„Wohl," sagte Lasse, „ich bin es bereit. Wetten wir zehn Flaschen Burgunder, welche ich zahlen will, wenn ich nicht mit der Sonne zurück bin."

„Eingeschlagen!" rief der Offizier, und dann ging die Brücke nieder, und wir ritten fort.

„Der wird sich morgen den ganzen Tag auf die zehn Flaschen Burgunder freuen," rief mir Lasse vom Pferde herüber und lachte dazu.

Es ging durch eine sehr dunkle Nacht und in einem schier wahnwitzigen Ritt, quer über Feld oft und in wilden Sätzen über die Grachte, die unsere Pferde erst merkten, wenn sie knapp an dem Rande standen. Es gibt solche, in denen man mitsamt einem Rosse versinkt, wenn man hineinstürzt, so tief sind sie, und einige sagen, sie haben keinen Grund denn jenen des Meeres selbst. Mir schlug oft das Herz bis an den Hals, wenn mein Pferd übersetzte. Und so hatten wir am Morgen bereits einen solchen Vorsprung gewonnen, daß keine Aussicht mehr war, man werde uns einholen können, ehe wir, indem wir immer nach Süden ritten, die Grenze gegen die österreichischen Niederlande erreichten und, wenn wir sie hinter uns hatten, sicher waren.

Ich weiß nicht mehr, wie lange wir brauchten, bis wir daselbst waren, nur daß wir Tag und Nacht ritten und kaum aus den Sätteln kamen. In Tilburg war es, da wir unsere Pferde zu Silber machten und auch Lasses Gewand und Straußenhut und Allonge, für welche er nebst einem Gewand von schlichterem Zuschnitt auch noch einiges in Barem darauf erhielt, und dann in wenigen Stunden, so waren wir außer jeder Gefahr.

Wir hatten an Geld eine ziemliche Summe bei uns, vermieden aber doch, nach Antwerpen zu gehen, weil man uns da vielleicht anhalten konnte aus was immer für nichtigen Gründen, sondern hielten uns an kleinere Orte, wo es zudem auch wohlfeiler zu leben war.

In einem derselben trafen wir eben zur Zeit seiner Kermis ein, und wir trieben es wieder fast so toll wie vor einem Jahre zu Köllen. Denn auch bei denen Kermissen geht es überaus toll zu. Das Volk ist da das ganze Jahr über in dem Geleise seiner tagtäglichen Arbeit tätig und sonst von großer Ehrbarkeit, ruhige, ernste Leute, die von harter Mühe auf dem Felde braun und sehnig geworden sind und nicht eben viel nach Lustbarkeiten gieren. Wenn aber die Kermis kommt, so ist es als ob ein furiöser Geist in sie fahre, und sie toben aus, was sie das ganze Jahr an Rabulisterei in sich aufgespart haben, alles an den dreien Tagen, welche die Kermis währt. Und sie tollen durch das Dorf, indem sie sich unter die Arme fassen und eine lange Kette bilden, und reißen alle mit, die ihnen in den Lauf kommen, es sei denn, daß man über den Zaun in einen Garten flüchten kann. Und wen sie eingefangen haben, der muß mit, ob er will oder nicht; und wenn er nicht springen will, so wissen sie ihn schon zu zwacken, daß er noch höher springt denn die anderen, und wenn er nicht trinken will, so gießen sie ihm den Genever zu ganzen

Maßen in die Gurgel, bis daß er willig säuft. Ich aber, der ich nüchtern von Natur bin, ich trank nicht, sondern goß den Branntwein an meinem Munde vorbei hinter mich, oft wohl geradezu den Kerlen, die an mir standen, ins Gesicht, was sie aber wenig molestierte, indem sie es vor einen Spaß hielten. Also blieb ich auch hier nüchtern, wo bald alle vor Trunkenheit schier von Sinnen waren und brüllten und lärmten und einander stießen und drängten und arge Händel begannen.

Mein Freund aber tat nicht wie ich, sondern trank, bis auch ihm der Geist zu Kopfe stieg und er fast noch hitziger ward denn die übrigen. So hatten sie große Freude an ihm und erhoben ihn auf ihre Schultern, und wenn ihn die Männer frei ließen, so waren die Weiber um ihn, und auch sie hoben ihn sich auf die Schultern und trugen ihn mit vielem Jubel die ganze Dorfstraße entlang, hin und zurück. Er aber saß wie ein alter König aus jenen Zeiten, da man noch die Könige auf den Schild erhob, auf ihren Schultern, und sein Antlitz leuchtete von einem blassen Schein, sein Auge aber war gleichsam dunkel geworden, und sein ganzes Wesen strahlte, wie er sich tragen ließ. Seine Hände hatte er um die Nacken der beiden starken Dirnen, die ihn trugen, gelegt, und seine Finger spielten mit den Löckchen an ihrem Ohr, welche unter der weißen Haube hervorgequollen waren. Und die Dirnen lachten den ganzen Weg, und er war ihnen nicht zu schwer.

So ging es den ersten und auch den zweiten Tag; ich hatte von diesen schon übergenug, indem mir bereits ganz tosig und wirbelig war; aber es sollte noch ein dritter kommen, und dieser war noch wilder denn die vorigen. Denn nun waren die Sinne gewissermaßen schon erschöpft und bedurften noch größerer Anhitzung, daß sie wieder erregt wurden.

Man hatte an diesem dritten Kermistag ein Spiel vorbereitet, wie es alljährlich hier Brauch war. Nämlich das Aalziehen oder Paling-Trekken, wie sie es in ihrer Sprache nennen. Und dieses Spiel besteht darin, daß sie einen Flußaal oder Paling an einer starken Leine, welche an zwei Pflöcken zu beiden Seiten der Gracht aufgewunden ist, dermaßen über dieselbe hängen, daß sein Kopf in der Mitte festgeknotet ist, sein Schwanz aber frei auf das Wasser herabhängt, doch weit genug davon entfernt, daß man ihn nur knapp erfassen kann, wenn man in einem Kahne darunter wegfährt. Und dieses ist das Spiel. Die Bauernknechte rudern unter ihm hin und suchen den Paling mit der Hand herabzureißen, und welchem das gelingt, der hat das Spiel gewonnen. Nun ist aber der Aal sehr glatt, und so tun etliche ihre Hände zuvor in Sand, damit sie besser zugreifen können, und da kommt es wohl, daß sie jetzt, wenn auch nicht den ganzen Aal, so doch ein Stück von seiner Haut herabziehen, und dann lachen alle Bauern, die herumstehen, mit ihren breiten Münden oder den großen Kinnen, und die Weiber lachen auch, wie der Paling sich krümmt, indem er ein so zähes Leben hat, daß er auch noch lebet, wenn sein Kopf schon ab ist, wie man wohl weiß.

Wir sahen dem Schauspiele zu; plötzlich aber erfaßte meinen Freund ein dermaßen heftiger Grimm, daß er gegen die Gracht trat und dem Spiele Einhalt gebot, und da sie nur weiterlachten und wieder einer nach dem Paling

griff so riß er die Leine samt dem Aale von den Pflöcken, ob sie ihm auch in das Fleisch schnitt, und warf den Aal zur Erde und zertrat ihm mit seinen Hacken den Kopf, also daß er tot war.

Da jedoch erhub sich die Menge gegen ihn, und wollten ihn greifen und in die Gracht werfen, damit er ersöffe, wie sie sagten. Es entstand darauf ein großes Gedränge, und ob ich auch meinem Freunde half und wie blind in die Leute einschlug, während sie hinwieder mich schlugen, stießen und mit Messern stachen, also daß mir das Blut von den Händen troff, wir konnten nichts gegen die Vielen, die uns bedrängten, ausrichten und mußten fliehen, damit sie uns nicht erschlügen. Aber sie warfen uns Steine nach und folgten uns und schrieen über uns. Und die Weiber waren es, die am längsten folgten und Steine warfen, daß sie uns fast mit diesen erschlagen hätten.

Endlich ließen sie ab von uns, und wir konnten, von einem Gebüsch gut geborgen, Rast halten und in dem Wasser, das beineben floß, uns die Wunden waschen. Wir waren arg zerschunden und zerschnitten, und da wir die Hände in das Wasser taten, floß es nur so von uns in roten Striemen. Aber die Wunden waren nicht eben tief und hörten mit der Zeit zu bluten auf. Wir rissen von unserem Hemde Streifen ab und verbanden sie uns einer dem anderen. Sonst waren wir heil. Mich überkam hierauf einige Ermattung, nicht so Lasse. Wie ein wundes Tier wälzte er sich auf dem Grunde, und seine Züge waren von Schmerz verzerrt. Da kam eine große Angst über mich, und ich meinte, er werde mir sterben.

„Lasse," fragte ich, „schmerzen dich die Wunden so sehr?"

Er setzte sich auf und starrte vor sich in das Land hinaus.

„Sprich mir nicht von den Wunden, die ich im Fleische habe, da meine ganze Seele eine einzige große Wunde ist, rot von meinem Herzblut! Denn sieh dir die Welt an, wie sie da vor uns liegt im lichten Sonnenglanz wie das anfängliche Paradies mit ihren Wiesen und grünenden Feldern und den Wasserläufen und den Weihern, so weit man sehen mag. Und der Himmel ist rein wie die Seele eines Engels. Und uns im Rücken, da treiben die Menschen ihr Spiel mit einem unschuldigen Tier, welches sie an eine Leine gebunden haben und reißen ihm die Haut ab bei lebendigem Leibe und freuen sich und lachen, wann es sich vor Schmerzen krümmt, wehrlos und angebunden, wie es ist!"

Als er solches sagte, übernahm ihn ein plötzliches Weinen, das mir doch in einigem sonderbar erschien.

„Wie kannst du doch über ein solches Tier weinen!" sagte ich.

Darauf er: „Nicht über das Tier weine ich, sondern über die Menschen, welche grimmer und grausamer sind denn die reißenden Tiger und Löwen und Pardeln und Hyänen. Mehr Bestien sind sie denn diese, wo doch ein wildes Tier seine Beute tötet, ehe daß es sie verschlingt, und nur nach ihr jagt, da es der Hunger treibt. Aber die Menschen tun es aus arger Lust an den Qualen, die sie einem lebenden Wesen zufügen. Und ich sage dir, Love: ja, in solchen Stunden geht ein riesiges Lachen durch die ganze Hölle, und die

Teufel tanzen einen furchtbaren Reigen durch das ewige Feuer. Und Jesus Christus ist am Kreuze gestorben, und die Menschen haben auch so um sein Marterholz gelacht, und er hat die Welt erlöset und die Menschen erkauft durch sein Blut, aber von den Legionen Teufel, die da sind, haben sich viele wieder in die Herzen eingenistet, und alles ist Verderben, wohin man blicket, und wenn die Anzeichen nicht trügen, so ist das Ende aller Zeiten nahe. Aber niemand tut Buße, sie tanzen um den armen aufgehangenen Aal und lachen, wenn er sich krümmt."

Solchermaßen war Lasses Gemüt verdüstert, und er wußte sich keinen Ausweg aus all den Gedanken, die ihn bestürmten, wie wohl der Sturm ein Schiff auf dem schwanken Meere bestürmt und es hin und wider treibt und es wohl endlich in einen Hafen wirft, von dem es selbst nichts weiß noch an ihn gedacht zuvor.

Es war papistisches Land, das wir durchzogen, und da ist es Sitte, daß in der Zeit, da die Felder blühen, die Leute in Prozessionen umherziehen, und ein Priester geht vor ihnen her mit der Monstranz, welches sie das „Allerheiligste" nennen, in den Händen und segnet das blühende Gefild, daß es gute Frucht trage, wenn die Ernte kommt. Es ist fürwahr ein schöner und sinniger Brauch, welchen die Papisten da haben. Die Priester gingen in weißen Chorröcken und mit einem goldenen Bandelier um den Hals und zu beiden Seiten herab und holdselige Knaben in fast gleichen Gewanden trugen ein Kreuz voran und schwangen Weihrauchfässer, deren Wohlgeruch sich mit dem Dufte der Felder mischte. Und auch die Leute gingen in festlichen Kleidern. Und dabei sangen sie zu Ehren der Mutter unseres Herrn und Heilandes. Wo aber ein Wanderer des Weges kam, so kniete er hin und schlug ein Kreuz, betete etwan ein Vaterunser und ging dann weiter. Und auch wir, obwohl wir anderes Glaubens waren, knieten hin, weil es so Brauch war.

Da sprach dann wohl Lasse zu mir: „Saheſt du, Love, wie himmelsselig die Knaben dreinblicken, welche das Kreuz tragen und die Weihrauchfässer schwingen? Ich glaub, sie sehen den Himmel offen und haben ihn zugleich in der Seele. O daß ich einer von ihnen sein könnte und in all der Unschuld meiner reinen Kindesseele also durch die Felder schritte! Es ist etwas Seliges, nichts zu wissen und nur zu glauben. Und hat nicht Jesus Christus gesagt: Ihr sollet wie die Kindlein werden? Solches mag er gemeint haben, da er es sprach. Wo gibt es also Süßes in der Welt? Sie gehen dahin und singen das Geheimnis von der heiligen Jungfrau und wissen noch nichts, und je zuweilen streift ein Strahl von der Monstranz, wie die Sonne auf sie scheinet, über ihr wunderweiches Haar, und sie merken es kaum. Und sie schreiten nur und singen."

Mir deuchte es nun, daß Lasse immer inbrünstiger hinkniete und sich an die Brust schlug und betete.

Und es war an einem Abend, da wir allein an einem Weiher waren, ehe wir in das Dorf gingen und Herberge aufsuchten. Und erst nur der Abendstern war am Himmel und spiegelte sich in dem Wasser. Da sprach er zu mir:

„Es ist nur ein einziger Stern und nur dieser muß sich in dem menschlichen Herzen spiegeln, dann ist ihm wohl, dann ist es stille. Es muß alles heraustun, was es innen gehabt an Weltlust und Begehren und erkennen, daß all die Sterne, die es früher sah, nur jener einzige Stern war, gleichsam durch ein Prisma gesehen, also daß es viele wurden und verschieden an Ort, Glanz und Farbe. O du einziger Stern, o stella maris, ich habe dich erkannt und du spiegelst dich rein und klar in meinem Herzen, und ich schmecke schon die himmlische Seligkeit auf meinen Lippen, da ich dich nenne, wie die süßeste Frucht des Paradieses."

So merkte ich, daß Lasse ganz von denen papistischen Gebräuchen eingenommen war und suchte ihn davon abzubringen, indem ich ihm die Segnungen der Reformation vorführte und wie doch erst wieder durch sie die Menschen ohne anderen Mittler, denn seinen eingeborenen Sohn zu Gotte beten gelernt. Er aber hieß mich schweigen.

„Ich will nicht wissen," sagte er, „ich will glauben und will glauben, das ich nicht wissen noch erfassen kann, damit ich ihm unbedingt mich hingeben muß, sonder Kalkül meiner unnützen und eitlen Menschenvernunft, welche zu nichts ist, als daß sie uns aus der Hölle des Zweifels in die Hölle des Teufels führt. Du kennst die Bezauberung der Geheimnisse nicht, du fühlst nicht, was es heißt: alles abtun, was weltlich ist, auf daß der Glaube uns einnehme und uns reinige wie mit Ysop und uns weißer wasche denn Schnee, wenn wir erst rot gewesen wie Scharlach und Purpur. Ja, da soll unmöglich sein, was wir glauben, damit unser Glaube viel umspanne, aufsliegen mag und sich die Tiefe senken, nicht etwan daß er auf Säulen gebaut ruht wie ein beschränkt menschliches Haus oder sei es auch der herrlichste Palast. Ich bin dieser Enge so müde. Aber wenn ich am Wege kniee und gleichsam die ganze Natur um mich in meine Seele trinke und auch mein Haupt ein Goldstrahl der Monstranz überstreift wie das Haar jener Knaben, dann ist mir weit in mir und ich stimme mit ein in den Lobgesang des geheimsinnigsten Mysteriums, der jungfräulichen Mutterschaft Marias, welche uns den Heiland gebar. Denn da ist das größeste Wunder. Und da sehe ich die ganze Glorie des Weibes in ihr offenbart, und mein Herz springt ihr entgegen, während es vor der Herrlichkeit Gottes zurückbebt und vor der Marter des Sohnes sich in Grauen verhüllt. Es ist etwas so Lichtes und Reines ... Und weißt du noch, Love, da wir in der einsamen Kapelle nächtigten? Daselbst war ein Bild der heiligen Jungfrau an die Wand gemalt, dem hab ich die Füße geküsset, als der Mondschein darüber ging. Und ich tat es in Erinnerung an eine hohe Frau, für welche ich von Liebe entflammt war; heute aber weiß ich, daß es mir ein Fingerzeig und Lichtstrahl gewesen dahin, wo ich den Frieden und in diesem meine Seligkeit finden soll. O Füße der Gebenedeiten, welche ihr die Erdkugel zu eurem Schemel habt, o hochheilige Füße, die ihr der Schlange den Kopf zertratet, o seht! hier, hier ist mein Herz wie ein rot Kissen, daß ihr darüber wandeln mögt! Kommt! Kommt!"

Und Lasse warf sich zur Erde und öffnete seine Brust, daß sie frei war und sahe gen Himmel zu dem Stern empor, wie in Verzückung. Noch wollte

ich etwas sagen, aber fast daß er mich anfuhr: „Schweig mir!“ sagte er, „siehest du nicht, daß ich selig bin?“

Also ließ ich ihn gewähren. Aber ich trug großes Leid über seine wundersame Verwandlung, indem ich befürchtete, er werde sich noch ganz dem Papismus in die Arme werfen. Und was ich befürchtet hatte, das begab sich auch.

Es war, daß wir in das Gebiet von Lüttich kamen, welches dem Bischofe daselbst zu eigen ist. Da drängte er, daß wir in die Stadt gingen, und ohne daß er frühmorgens etwas gegessen hatte, ging er in die Kathedrale und blieb lange darin, indessen ich draußen seiner harrte. Und er vertraute sich einem Priester an und leistete Abdikation auf die ketzerischen Irrtümer, denen er angehangen, und beichtete, auf daß er am nächsten Tage die Kommunion empfange in papistischer Gestalt.

Da er zu mir auf den Platz kam, war er schneebleich von Angesicht und wankte, also daß er sich auf mich stützen mußte. So gingen wir in die Herberge. Und da ich zu Essen ging, wollte ich ihn ebenfalls dazu vermögen, aber er verwehrte es und blieb. Er lag nur immer auf den Knieen an dem Fenster, gegen die Türme des Domes hingewandt, welche man von da sahe, und betete, einen Rosenkranz zwischen den Fingern, vor sich ein Blatt, von welchem er dann und wann die Worte des Gebetes ablas, als welche er solcherweise erst lernte. Und auch noch da ich zurückkam, lag er so und betete, den ganzen Tag und tief und tiefer in die Nacht. Mir war sehr bang um ihn, und hätte oft ihn anreden mögen, aber er sah so bleich, daß ich mir dachte: er ist wohl krank, und du wirst nichts über ihn vermögen, ehe daß seine Krankheit vorübergeht; er hat viel Leid erlitten, und seine Seele ringt nach Trost, und selbst wenn er diesen in dem fremden, abgöttischen Glauben finden sollte, darfst du ihm nicht wehren, denn es ist doch sein Trost. So gab ich mich darein, ob es mir auch von Herzen schwer war, ihn also dem Glauben, welchen ich selbst hatte, verloren zu wissen. Da er nicht zu Bette ging, sondern nur immerfort betete, so wachte ich mit ihm. Und er hatte den ganzen Tag über nichts gegessen bis an den nächsten Morgen.

Es war eben, da sich die Sonne erhob und auf den goldenen Kugeln unter den Turmkreuzen zu spielen begann, da stand Lasse auf; aber er war so schwach von dem Fasten und Knieen und von der heftigen Erregung seiner Seele, daß er mich bat, mit ihm zu gehen. Und so ging ich mit ihm und trug ihn fast, und da ich ihn an dem Tore des Domes verlassen wollte, bat er, daß ich ihn noch weiter stütze, indem er nicht aufrecht zu gehen vermochte, ohne daß er wankte.

So führte ich ihn bis vor zu dem Hochaltar durch einen ganz einsamen, tiefbraunen Raum, zwischen dessen hohen Strebesäulen überall blauer Schatten war. Der Altar aber strahlte über und über in Gold mit seinen Engeln und vieler Zierat, und dahinter waren schmale lange Fenster voll Bildern in Glas, durch welche ein vielfarbiges Licht auf den Altar fiel und auf die Steinfliesen davor. Wir jedoch knieten an dem Gitter hin, durch welches der Altarraum von dem Schiffe abgeschlossen war. Es war noch sehr frühe am Tag und kein Beter in der Kirche denn etliche alte Beghinen in ihren

großen weißen Hauben, welche in einer Seitenkapelle knieten und unablässig ihre Gebete murmelten. Sonst war es still. Nur ein Schwalbennest, das irgendwo hoch in den Kapitälen der Säulen gebaut sein mochte, war munter, und ein leises, silbernes Zwitschern kam von da hernieder. Ein ewiges Licht hing von der Rose über dem Altarraum bis tief herab, und da nun das Morgenlicht darüber fiel, glühte es auf und war mit seiner kleinen Flamme in sich wie ein leuchtendes und brennendes Herz, von welchem das Licht wie rote Blutstropfen niedertroff. Ich sahe fest auf alle diese Dinge, um nicht auch schwach zu werden, weil ich die ganze Nacht gewacht hatte. Lasse jedoch kniete nur und betete.

Da es an der Zeit war, so kam der Priester und hielt eine kurze Messe und verwandelte Brot und Wein in den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi und benedizierte und trat dann vor, um dem Kommunikanten das Brot zu reichen. Und er sprach etliche lateinische Worte und legte ihm die Scheibe auf die Zunge. Da jedoch ergriff meinen Freund wie ein heftiger Abscheu, und zitternd und schütternd spie er die Hostie auf die Erde; ich mußte ihn halten, sonst wäre er hingesunken. Aber als er sahe, was ihm widerfahren, so riß er sich los von mir und warf sich hin auf die Steinstufen, daß er niederschlug, und gebärdete sich wie von Sinnen und klagte sich der Sünde wider Jesu Christi heiligen Leichnam an und weinte und schrie.

Hierauf ließ der Priester einen von denen Küstern kommen, und mit diesem nahm ich meinen Freund auf und trug ihn aus dem Dome und in die Herberge, nachdem er ruhig und gleichsam ohnmächtig geworden war. Aber er wußte noch wohl von sich, und noch unter dem Wege klagte er und weinte er. Daheim nun labten wir ihn mit Wein und stärkten ihn mit Speise, so daß er wieder zu Kraft kam. Aber Hände und Gesicht blieben ihm noch fast eine Stunde ganz weiß und kalt. Darauf hieß ich ihn sich ausruhen und schlafen. Und er tat es und schlief bis in den Nachmittag.

Der Bischof nun, welcher auch Fürst des Landes war, hatte von dem sonderbaren Falle gehört, daß ein Schwede sich zu dem katholischen Glauben bekehrt, aber bei der Kommunion die Hostie von sich gespieen, worauf er sich in seinem unendlichen Gram hierüber schier wie ein Toller gebärdet, und kam nun selbst in unsere Herberge, ihn aufzusuchen, ebenso sehr, den merkwürdigen Mann zu sehen als ihn zu trösten.

Er fand Lasse noch in großer Schwachheit auf seinem Bette liegen und mich bei ihm sitzen.

Der Bischof grüßte uns mit seinem Segen und redete hierauf Lasse an, indem er ihm gewährte, liegen zu bleiben, während er sprach. Der Bischof war ein schöner greiser Mann von mildem Aussehen und kam in kostbarer violetter Seide. Er sprach Flämisch und lateinisch mit meinem Freunde, und dieser antwortete ihm in der gleichen Weise. Nachdem er sich von ihm hatte wiederholen lassen, woher er gekommen, und daß es ihm ehrlich gewesen mit seinem Entschlusse, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren, redete er ihm zu und suchte ihn dahin zu belehren, daß sein Unfall bei der Kommunion offenbar noch einer letzten Wirkung des ketzerischen Teufels zuzuschreiben,

welcher hiemit aus ihm gefahren, wie solches zu öfteren Malen bereits also vorgekommen.

„Ach, Eminenz," sagte Lasse, „nein, es ist nicht so. Kein Teufel ist ausgefahren, er ist noch in mir. Ich habe so viele Sünden auf meiner Seele, daß ich nicht würdig bin, den Leib des Herrn zu empfangen; ich bin verworfen vor dem Angesicht Gottes, und die allerheiligste Jungfrau wendet sich noch von mir. Das ist es, Eminenz, so Ihr einem armen Sünder glauben wollt, der ganz und gar gebrochen ist und in seinem Elend keine Lüge mehr zu sprechen vermag, weil ihm doch keine nützt noch hilft."

„Mein Sohn," sagte hierauf der Bischof, „wohl ist unser Herr und Gott ein gestrenger Seelenmeister, aber daß der Sünder an seinem Gram umkomme, das will er nicht. Und unser Herr und Heiland hat seinen hochheiligen Leib selbst dem Verräter Judas gespendet, und er will sich keinem entziehen, der nach ihm verlangt. Also auch die allerheiligste Jungfrau: wer sich von Herzen an sie wendet, dem wendet auch sie sich zu; sie ist allen gnädig, und keiner darf verzagen, ihre Huld noch zu erlangen, wenn er nur an sie glaubt und zu ihr betet. Du bist zu traurig, mein Sohn! Lerne auch fröhlich sein als ein Christ, denn der Himmel ist doch von englischen Heerscharen voll, die alle jubilieren und die heilige Dreieinigkeit und das Wunder der mystischen Rose und ihres jungfräulichen Schoßes preisen."

Aber Lasse wollte sich nicht getrösten. „Euer Lebenswandel ist heilig und rein, Eminenz, aber was soll ein armer Tor sagen, der einen Mord auf seine Seele geladen hat und sein Leben verbuhlt und verlottert hat und in seinem ganzen Wesen dem Heiligen abwendig und abspenstig war? Ach, Eminenz, mir bleibt nur eines, daß ich endlich die Gnade des Himmels und die Huld der allerheiligsten Jungfrau erringe: ich will nach Rom. Ich habe von einem deutschen Ritter gehört, welcher bei der heidnischen Göttin Venus im Hörselberge viele Jahre in Wollust verlegen hat; der ist, da ihn die Sehnsucht nach dem himmlischen Heile gekommen, auch über die Alpen nach Rom. Dessen Weg will ich wandeln. Und nicht eher wieder will ich um den Leib Jesu Christi flehen, denn bis ich im Petersdome die Steinfliesen geküßt habe, darüber der Heilige Vater schreitet. Dies ist mein Wille und Entschluß, und ich erbitte mir nur Eueren Segen als Geleit."

Da war der Bischof gerührt und legte meinem Freunde die Hand auf die Stirne: „O wäre doch," sagte er, den Blick nach oben gewandt, „o wäre doch jeder Christ wie dieser hier, der noch bis gestern ein Ketzer gewesen. Mich dünkt, der Heilige Geist hat sich auf ihn herabgesenkt und spricht aus ihm. Ja, zieh hin, mein Sohn, und du wirst die Gnade sichtbar auf dich kommen fühlen und wirst offenbart schauen die Seligkeit des Himmels, welche ist nirgends so nahe wie zu Rom, der Schlüsselstadt des Himmelreichs."

Darauf segnete er meinen Freund und grüßte auch mich mit einem Segensgruß und ging.

Lasse tat wieder die Augen zu, wie um weiter zu schlafen, und so legte auch ich mich hin, um auszuruhen, und schlief ein.

Als ich aufwachte, war es Nacht, und ein Gewitter stand am Himmel, und blaßrosiger Wetterschein leuchtete von Zeit zu Zeit auf, und ferner Donner folgte dem Glanz. Ich sah Lasse auf seinem Lager knieen und beten, wieder das Antlitz gegen den Dom gewandt, und bei dem jähen Blitzen war es wieder so unendlich bleich und von tiefem Gram erfüllt. Da er nun merkte, daß ich wach war, so rief er mich zu sich und hieß mich auf den Bettrand niedersetzen.

„Love, mein Bruder," begann er, „dies ist die letzte Nacht, daß wir beisammen sind, denn morgen mit dem Frühen werden wir uns trennen. Ich will nach Rom."

„O mein Bruder," sagte ich da, „ich will mit dir ziehen; ich habe mich dir verschworen, daß ich dich nicht verlasse. Und Du bedarfst meiner, denn du bist krank."

„Nein, Love," sprach er hinwieder, „du darfst mir nicht in die Rede fallen. Ich will dir alles sagen, was du noch nicht weißt, damit du mich verstehst. Es ist mit allem nichts, was auf der Erde ist. Das habe ich tief erkannt. Alles ist vergänglich und eitel und nichts, nur das Ewige bleibt. Und nachdem ich alle weltlichen Lüste ausgekostet, meinem Fleische Genüge getan, o! mehr denn genug, will ich nun nur mehr Schätze für den Himmel sammeln. Ich bin ein Lotterbube gewesen, der nach den Weibern geschielt hat, — das ist nun vorbei; ich habe meine Kraft an Starken und Schwachen geübt, — die vielen haben mich vertrieben und sind Herr geworden über mich; ich habe meinen Stolz gehabt in meinem Geiste, daß er so hoch und so herrlich war, — nun hat mich meine Seele gelehrt, daß er hohl war. Ich habe so viel gelitten an verhaltenen Dingen, daß mir oft schier das Herz in der Brust zerbarst, nun habe ich sie wie eine Last von mir geworfen, und ich bin frei. Laß mich nun den Weg gehen, den ich mir wählte, um ganz sicher zu werden und meinen Frieden besiegelt zu erhalten, auf daß er mir bleibe mein Leben lang. Diesen Weg aber muß man einsam gehen. Es ist nicht möglich, daß zweie zusammen das Heil finden, denn jegliches Menschen Heil ist ein anderes und auf einem anderen Wege zu erlangen. Mein Heil ist auf des Ritters Tannhäuser Weg, den er gegangen in seiner Herzensnot, das aber ist nicht dein Heil und Weg und gingest du mit mir, so würde es mich verstören, daß du um meinetwillen diesen Weg gehst, der nicht der deine ist. Und ich will allein sein, Love! Verstehst du mich? Nichts mehr will ich haben denn mich selbst; auch keine Barschaft mehr — sie ist dein von dieser Stunde, — nichts als einen Stecken, den ich mir vom Wege schneide, und zu meinem Kissen, wenn ich schlafe, nur meine Hand. So wandern durch Sonnenglut und Frost, durch Dürre und Regen, und immer zu wissen, daß jeder Schritt zum Heile geht, das ist ein Gefühl von siebenfacher unaussprechlicher Seligkeit! Und man ist nicht mehr der hoffärtige Mensch, sondern der arme schwache Sünder, der seinen Frieden sucht. Love, alle Sterne sind nichts und vielleicht auch jener eine Stern, den ich dir am Abend am Himmel und im Weiher wies; ich weiß es nicht. Aber in dem Kreuze selbst ist die Seligkeit, indem man es trägt. Siehe, auf dem Kreuze sind Flammen von unbegreiflichem Licht!"

Und Lasse zeigte hinaus auf den Turm, welcher ganz im Dunkel stand, aber oben an dem Kreuze auf dem schwarzen Himmel deutlich zu sehen ging es wie eine Flamme aus oder wie ein strahlender Duft, der aufstieg und doch nicht verging. Es war ein wunderbares Schauspiel, wie ich es nie zuvor gesehen, und ich erachtete es ein Zeichen des Himmels für meinen Freund und glaubte ihm.

„Ja, so wollen wir uns fürderhin trennen, Lasse," sagte ich. „Ziehe du deinen Weg, und mögest du den Frieden finden, nach welchem du so sehnlich verlangst. Dies ist mein innigster Herzenswunsch. Ich will indessen meinen Weg zurückwandern, vors erste zu dem Landdrosten Magnus Damme, ob er mich nicht vielleicht bei sich behalten und verwenden kann, denn ich habe es wohl gut gehabt bei ihm, dann auch vielleicht gibt es das Schicksal, daß ich noch nach Schweden komme, wie erstlich mein Vorsatz war."

„Love, mein Bruder," sagte da Lasse zu mir, „so du nach Schweden kommst, ich bitte dich, frag nach dem Hause des Reichsgrafen von Silverskjöld, in dessen Hause ich Sekretär gewesen, ehe daß ich fliehen mußte, und sag der Frau Gräfin . . . Doch nein, Love, frag nicht, frag nicht und sag nichts. Es ist auch das vorbei. Aber wisse nun in der letzten Nacht, da wir beisammen sind: jene Frau war es, nach welcher mein Sinn stand, und welche der Stern war, nach dem ich mit meinen armen, niedrigen Händen griff . . . O Love, mein Bruder, diese Liebe, so töricht in meinem Herzen erglommen und genährt, hat mich elend gemacht mein ganzes Leben. Sie zu vergessen, suchte ich den Trunk auf, und im Rausche war es, daß ich zum Mörder ward. Und dennoch, Love, sie war lange Zeit mein Stern, und es war gut mit mir, da ich noch an ihn glaubte. Niemals habe ich der Gräfin gestanden noch ihr mit einem Blicke zu verstehen gegeben, daß ich sie liebte, aber mein Herz war ganz von dieser Flamme erfüllt und war warm durch sie . . . Love, die Nacht ist kalt; Wetterluft strömt durch das Fenster herein und macht mich frieren, kein Stern ist mehr am Himmel, nur die Wunderflamme noch über dem Kreuz . . . Verstehst du mich?"

„Lasse, wenn du dies so traurig sprichst, warum ziehest du dann? Bleib hier, und wir wollen uns zusammen weiter durchschlagen. Und ob wir im Sommer wie Bauern auf dem Felde arbeiten müssen und im Winter von Türe zu Türe gehen, um uns Speise und Trank und Lager zu erbitten, ich will es ja gerne mit dir tragen. Wir können auch wohl noch in bessere Gelegenheit kommen, da wir beide doch jung und kräftig sind . . ."

Aber Lasse schüttelte das Haupt. „Du verstehst mich nicht, Love, mein Bruder, du verstehst mich nicht. Ich bin nicht einer, der sich begnügt, ich bin einer, der sucht . . . Wie soll ich es dir sagen? Ich kann nicht anders. Ich träume mir so viele Seligkeit auf meinen Weg . . ."

So sprachen wir die ganze Nacht hin und wieder, indessen das Wetter lange noch am Himmel stand und sich erst gegen Morgen verzog. Und ich ward trauriger von Stunde zu Stunde.

Am Morgen nach einigem Imbiß gab ich ihm dann noch das Geleite außer der Stadt. Und er hatte gesagt, bei dem ersten Bildstock an der Straße

sollten wir uns trennen, das sollte der Markstein sein. Wir gingen schweigend in einen taufrischen, heiteren Sommermorgen voll Sonnenschein und Lerchensang und sahen uns kaum an. Dann bei dem Bildstock reichten wir uns die Hände und sagten uns Lebewohl.

„Vielleicht, daß wir uns noch wiedersehen," sagte ich.

„Vielleicht," sagte Lasse.

So schieden wir. Und während ich zurückging nach der Stadt, sahe ich mich noch oft nach meinem Freunde um, aber er ging seines Weges, ohne zurückzublicken, weiter und immer weiter, bis ich ihn aus den Augen verlor. Da war es mir so schwer um das Herz, daß ich mich an dem Rande der Straße ins Gras warf und lange weinte, bevor ich mich wieder erhob und weiterging.

Wie ich nun von meinem Freunde getrennt war, so erschien mir das ganze Leben leer. Ich weiß nicht, was mein Herz so an ihn band, denn ich hatte doch wahrlich dadurch, daß ich mit ihm zog, vieles Leid erdulden müssen, welches mir sonst erspart geblieben. Wie viele Nächte habe ich im Freien geschlafen, wie oft gebettelt, wie oft gleichwie im Frondienst gearbeitet und auch wohl gehungert und gefroren und bin verwundet worden und habe wider mein Gewissen ihn auch dann nicht verlassen, da er zu den Papisten überging; das alles. Aber er hat zu mir von all der großen Sehnsucht seiner Seele gesprochen, daß ich wie einen Blick in die ganze Tiefe der Menschenbrust warf, und da mich fror, so hat er mir seinen Mantel gegeben. Vielleicht mag man mich einen Toren nennen, daß ich mich damit für entgolten erachtete und weiter keines Dankes noch Lohnes begehrte. Vor mir selbst aber kann ich mich keiner Torheit zeihen. Ich war ein gewöhnlicher alltäglicher Mensch, da er mich fand, er aber hat mich gleichsam aufgerissen zu den Höhen seiner Gedanken und mein kleines Gefühl die Größe seines Gefühles ahnen lassen. Und wie er darin das rechte und wahre Menschtum erkannte, so auch ich. Es ist doch so wenig, daß man im bürgerlichen Stande zu Ansehen und einigem Wohlstand gelangt; man muß alles zurücklassen, wenn man zur Grube fähret, und zu Gott werden wir nicht treten mit unseren Kleidern und unseren Wechseln, die unsere Stellung und unser Vermögen bezeugen, sondern, wie es in der Heiligen Schrift heißt, in unseren verklärten Leibern. Und mich dünkt, es sei besser, daß wir bereits auf Erden unseren Leib gewissermaßen verklären, als daß wir ihn mit Tand und Prunk umhängen, welcher doch von uns abfällt wie Zunder, wenn er im Grabe modert. Und solches tat Lasse an mir: er durchleuchtete mich gleichsam mit einem ewigen Licht, welches ich wohl ein Verklären nennen darf. Da ich ihn nun verlor, so fühlte ich es wie eine Leere in mir oder zugleich wie eine graue öde Nacht auf mich hereinbrechen, und ich ging nutzlos und ohne Gewinn für meine Seele meinen einzelnen Weg.

Zuerst wandte ich mich nach Amsterdam, weil ich von dort am besten mich zu dem Landdrosten Magnus Damme zurückzufinden hoffte, indem ich Ort für Ort wieder durchzog, den ich mit Lasse daher gekommen. Ich war mit ziemlicher Barschaft versehen, da wir für die beiden Pferde einen guten

Erlös hatten, welcher nur erst zum Teil darauf gegangen war. Lasse hatte mir alles gegeben. So ging meine Reise rasch von statten, und ich war ziemlich bald in Amsterdam. Hier hütete ich mich wohl, daß ich mich in der Nähe von unseres Junkers Wohnung zeigte noch jener des Fräuleins, weil er mich etwa greifen lassen konnte, fragte aber doch in meiner jetzigen Herberge nach ihm. Ich erhielt dahin Auskunft, daß er nunmehr von höchstem Stolz erfüllt, indem das Fräulein Isabella van Meerkerken, welche ihm lange abhold gewesen, eingewilliget, mit ihm zum Altar zu treten. Man erzählte mir auch vieles davon, daß solche Wandlung ihres Sinnes nur der Schandtat eines Schweden, welchen der Junker bei sich gehabt, zuzuschreiben, indem dieser ihn auf das Schändlichste in sein Laken gebunden und dann mit zweien Rössern und einem Sekretär das Weite gesucht; da habe das Fräulein so großes Erbarmen mit ihm empfunden, daß sie nicht mehr hart konnte bleiben. Ein anderer aber sagte mir, das Fräulein habe nur aus Verzweiflung eingewilliget, da sie für jenen Schweden selbst auf das Heftigste enflammiert gewesen. Ich wußte nun genug und ließ ab, noch weiter zu fragen.

Nach vielem mühseligen Wandern und endlich meiner Barschaft fast wieder ledig geworden, kam ich, schon tief im Herbste, zu dem Landdrosten, welcher mich sogleich wieder erkannte und auch wohl aufnahm; ich sollte wieder Schreiber bei ihm sein, indem sein jetziger wiederum ein solcher sei, der besser auf den Hof passe denn in die Schreibstube. Mit vielem Danke trat ich bei ihm in meine frühere Stellung ein und hatte mich bald in meine Arbeit gefunden.

Schon an dem ersten Tage, gleich nachdem ich gekommen, fragte mich der Landdrost:

„Nun? und was ist mit dem Schweden? Wo steckt er und warum ist er nicht mitgekommen? Hat er sich etwa so sehr vor Frau Ursula gefürchtet, weil er ihr den Topf vor die Füße geworfen?"

„Das nicht," sagte ich, „aber er ist zu Lüttich papistisch geworden und pilgert nun auf Rom zu, weil er daselbst seinen Frieden zu finden trachtet." Weiteres sagte ich nicht.

Der Landdrost verwunderte sich erst sehr, dann aber sprach er:

„Dieser Schwede ist immer ein seltsamlicher Mensch gewesen. Er war zu keiner Arbeit recht geschickt, indem er alsbald nachließ, nachdem er zuerst mit großem Feuer begonnen, und unnützes Zeug trieb. Aber er hatte eine gute Art, Geschichten zu erfinden, und es war stets schnurrig, ihn anzuhören, wenn er von seinem Vaterlande erzählte, sei es aus alter oder neuer Zeit. Ich habe ihm wenig oder nichts von allem geglaubt, was er mir berichtet hat, aber er tat es so, als wäre alles buchstäblich so geschehen, und so lange er redete, so glaubte man es selbst und zitterte mit seiner Angst und freute sich mit seinem Triumph, obgleich doch alles erlogen war. Er hatte ein Wesen, das jeden für ihn einnahm, es sei denn meine Ehefrau, welche ihm von allem Anfang feind gewesen, da ich ihn in den Krug mitnahm und ihn zu meinem Sohne machen wollte, obschon er doch eigentlich ein dahergelaufener Geselle war. Aber ich glaube, auch sie hätte ihn wieder in Hulden angenommen,

wenn er jetzt zurückgekehrt wäre, indem sie auch sein Kind, das jene Magd geboren hat und welches ich vor mein Eigentum deklarierte, sehr lieb gewann und ihm eine gute und sorgliche Mutter ist."

Darauf so führte mich der Landdrost in die Stube nebenan, woselbst eine schön geschnitzte Wiege stand mit einem blonden Knaben darinnen von noch ganz zartem Alter, etwan fünf oder sechs Monden alt, aber mit über die Maßen klugen Augen, welche von demselben Blau waren wie die seines Vaters.

Und Frau Ursula tat mit dem Kinde sehr zärtlich und legte es und hegte es, daß ich anfänglich nicht genug staunen konnte. Und sie selbst war auch wie verwandelt, gleichsam wie durch die Altweibermühle gelaufen oder durch den Jungbrunnen gezogen. Sie war nicht mehr das magere, griesgrämische Weib, das sie ehedem gewesen, und wenn ihr auch mittlerzeit keine neuen Zähne gewachsen, so war sie doch voll und frisch von Backen geworden und hatte runde Hände bekommen. Ihr hatte nichts gefehlt als ein Kind, welches ihr selber die Natur versagt hatte; nun sie eins hatte, wenn auch nicht ihr eigenes, so war sie glücklich und zufrieden.

Der Knabe wuchs aber auch überaus prächtig heran, und er war noch keine elf Monden alt, so tat er schon die ersten Schritte im Gehstuhle und am Gängelband, und wie er so fest und kräftig auftrat, sah man schon, daß es ein rechter junger Schwed werden wollte wie sein Vater. Die Magd aber sah man nicht mehr im Hause, nachdem sie aufgehört hatte, dem Kinde die Brust zu geben; sie ging wieder auf den Hof an ihre Arbeit.

Und der Landdrost erklärte mir oft, daß dieser Knabe dereinst noch sein Sohn und Erbe sein solle und Landdrost gleich ihm, indem er doch noch rüstig sei und ein langes Leben von Gott beschert zu erhalten hoffe, während er sich doch einstmals selbst schon nahe der Grube gewähnt. So hatte auch ihm das Kind gleichsam sein altes Leben verjüngt.

Ich blieb länger als ein ganzes Jahr als Schreiber bei dem Landdrosten, dann jedoch nahm ich eine Stelle als Kirchspielschreiber in einem anderen Orte an, welche mir der Landdrost ausfindig gemacht und bedungen hatte, indem es eine gute Stelle war. Dort aber blieb ich kaum ein halbes Jahr, dann ward mir eine gleiche Stelle in dem Marktflecken Güssow an der Werbe angetragen mit noch einiger Aufbesserung und auch ansehnlicherer Wohnung gleich neben der Vogtei. Da nun fand ich ein sehr gutes Auskommen und konnte auch manchen Taler zurücklegen, so daß ich ernstlich daran dachte, mir ein Weib zu nehmen. Es war da wieder eine Witwe, welche mir deutlich genug zu verstehen gab, daß ich nur anzufragen brauchte und sie würde nicht abschlagen, auch sonst mehrere Jungfrauen, die mir sehr freundlich gesinnt waren, ich aber hatte mir ein ganz junges Kind in den Sinn gesetzt, welches noch nicht in dem Alter war, daß ich werben durfte, sondern erst in zwei oder drei Jahren, wie lange ich gerne noch zuwarten wollte, und begegnete dem Mädchen nun erst nur so, wie man einem Kinde begegnet; aber ich merkte wohl, daß es mir zugetan war und auch ein weniges röter wurde denn zuvor, wenn ich mit ihm sprach. Also sah ich buchstäblich mein Glück von Tag zu Tag wachsen, und ich war auch wohl zufrieden mit meiner Position.

Trotzdem jedoch dachte ich oft an Lasse. Da ich sein Kind nahe gewußt und es wohl auf das Knie genommen und Hottehotte reiten ließ, hatte ich das nicht so sehr empfunden wie jetzt, da ich zu ferne war, um noch den Landdrosten aufzusuchen; nur daß er eben wußte, wo ich weilte. Ich empfand jetzt erst, wie mein Freund doch ohne Halt im Leben war, wie preisgegeben jedem Winde, der ihn betraf, so daß er sich nach ihm wandte, wie er eines Menschen bedurfte, der ihn stützte. Nun aber ging er allein seinen Weg, wer weiß wo? in einem fremden Lande. Wie leicht war's, daß ihn seine Hoffnung betrog, daß er nicht Frieden fand, sondern vielmehr in neue Sündenschlingen fiel, und statt auf Gottes Wegen zu ziehen, jene des Teufels trat. Ich machte mir nun auch selbst schwere Vorwürfe, daß ich nicht besser ihn vor dem Papismus gewarnt. Das hatte ich unterlassen, da er mich darum bat und ich damals mit ihm so großes Mitleid empfand, daß ich ihn alles in der Welt hätte tun lassen, so ich erhoffte, es werde ihm den Frieden bringen.

Da, nachdem ich über drei Jahre von Lasse getrennt gewesen und nichts von ihm vernommen, plötzlich eines Herbsttages trat er bei mir ein.

„Lasse!" rief ich, „du bist's!"

„So, kennst du mich noch?" fragte er langsam.

Ja, ich hatte ihn gleich erkannt, obwohl er in dieser Zeit mehr als um zehn Jahre gealtert war, mager von Gesicht, sonnenverbrannt, den großen Bart verschossen und mit grauen Fäden untermischt und nicht mehr so aufrecht von Gestalt, auch seine Stimme rauh und tiefer im Klang. Seine Kleidung zudem war mehr die eines Bettlers denn eines Mannes von seinem ursprünglichen Stande, indem er doch Sekretär des Reichsgrafen von Silverskjöld gewesen, und er hielt einen Knotenstock in der dunklen Hand. Aber ich erkannte ihn an seinen Augen, die noch dieselben waren wie einst, ob auch nicht mehr so hell und so tief wie in seiner guten Zeit. Und mich kam eine große Rührung an über sein elendes Aussehen, daß ich seine Hände ergriff und nichts zu sagen vermochte.

„Love," sagte er nun mit gleichmäßiger stiller, langsamer Stimme, „ich habe dich beim Landdrosten Magnus Damme gesucht, und er hat mich hierher gewiesen."

„So hat auch er dich erkannt?" fragte ich.

„Nein, aber ich sagte es ihm. Da wollte er mich bei sich behalten . . ."

„Und weißt du, Lasse, daß er dein Kind wie sein eigenes hält?"

„Ja, ich weiß es; er hat mir den Knaben gezeigt. Es ist ein schönes Kind. Aber es ist erschrocken, da es mich sah."

„Warum bliebst du nicht dort, wenigstens etliche Tage, damit du dich erholtest? Denn du bist sehr abgezehrt von der Reise."

„Ich wollte nicht, denn ich wollte dich aufsuchen, Love, und dich fragen, ob du mit mir gehest nach Schweden?"

Da war ich ganz betroffen, als er mir das sagte. „Nein!" rief ich, „du darfst nicht nach Schweden. Sie werden dich verfolgen; hier aber bist du sicher. Wir haben einst einen Pakt gemacht, daß wir unser Gut einander mitteilen wollen. Sieh, was mein ist, das ist auch dein!"

Er schüttelte den Kopf. „Love, du verstehst mich nicht. Es ist eine solche Sehnsucht über mein Herz gekommen, die Erde meines Vaterlandes mit meinen Lippen zu berühren, daß ich nicht fürder in fremdem Lande leben kann."

„Wohl," sagte ich, „aber du siehst mich in einer sicheren Position, und ich habe ein Mädchen im Sinne, das ich freien möchte . . ."

„Dann will ich wieder gehen . . ." Seine Stimme zitterte. „Ich habe dich allein als treu erfunden, aber auch du verlässest mich . . ."

„Nein, sprich nicht so, mein Bruder!" rief ich da. „Ja, verlang von mir, was du willst. Ich will mit dir gehen."

Da sank er mir an den Hals und weinte.

Ich gab ihm darauf von meinen Kleidern, nahm alles Bargeld, das ich hatte, und schrieb einen Zettel des Inhalts, daß ich fort sei und man alle Bücher in Ordnung finden werde, und in der Nacht machten wir uns auf den Weg, indem wir uns immer gegen Nordosten hielten, auf daß wir Wolgast erreichten, von da nach Rügen überzufahren und von dort nach Schweden.

Wie anders waren wir vor nun fast sechs Jahren denselben Weg gewandert, jung und mutig, in Schönheit und Kraft! Hier mochte es gewesen sein, wo jene Kapelle stand, jetzt nur noch ein Haufen von wüstem Trümmergestein, und hier die Wiese, wo er im Abend lag und die Arme gegen die Sterne streckte. Vielleicht waren es auch nicht dieselben Stätten, die wir berührten, oft aber war es mir so. Und es war gegen den Herbst. Viele Erinnerungen kamen mir an die alte Zeit, und ich ward traurig, wenn ich meinen Freund nun so schweigend neben mir hinschreiten sah, gleichsam verwittert, und wie ein alter Turm, ehe daß er stürzt. Ach, es war mir zumal leid um ihn. Denn ich war noch fast derselbe geblieben und noch bei meiner ganzen jungen Kraft, nachdem ich die letzten Jahre in gutem Wohlstand verlebt und nichts entbehrt, wenigstens nicht am Leibe. Und wo ich auch hinkam, ich wußte, daß es mir wohl glücken werde. Ich hatte nichts zu klagen.

So kamen wir nach Wolgast und fuhren über nach Rügen. Es wäre wohl ein Schiff dagelegen, das uns gleich nach Falster gebracht, von wo um so schneller nach Schweden zu kommen, aber Lasse wollte nicht.

„Ich will noch einmal in den Bierkeller auf Rügen, da ich den Russen unter den Tisch getrunken habe," sagte er.

Und so kamen wir dahin und nahmen Herberge in eben demselben Krug. Aber Lasse gedachte nicht jenes Russen, da wir in der alten Stube saßen, noch so verräuchert wie die vielen Jahre zuvor, und noch mit denselben schlechtgezogenen Kerzen und dem einen Fenster gegen den Sternenhimmel. Doch Lasse saß nicht mehr vor demselben, sondern bei mir an der Seite des Kachelofens, wo die geringeren Leute sitzen und ganz im Schatten.

Wir tranken einiges, während andere Gäste um uns lärmten und schrieen; dann, nachdem sich diese verlaufen, stand Lasse auf.

„Wollen wir nicht in die Nacht hinaus, Love?" frug er, ein wenig unsicher in der Stimme.

„Ja, gehen wir," sagte ich.

Und wir schritten denselben Weg gegen das Meer zu wie damals und setzten uns auf dieselben Steine am Ufer und sahen in die Weite, in einen ganz zartblauen Herbsthimmel mit einem blassen Halbmond und nicht vielen, ebenso blassen Sternen. Das Meer war fast weiß und warf nur leichte Wellen. So saßen wir lange, ohne daß einer ein Wort sprach.

Dann sagte Lasse zu mir: „O mein Bruder, weißt du noch, wie wir hier gesessen auf demselben Stein?"

„Ja, wohl weiß ich es," gab ich zur Antwort.

Und er wieder: „O mein Bruder, wie ist doch alles anders geworden!"

„Nein," sagte ich, „es ist noch derselbe Himmel und dasselbe Meer und alles viel lichter und reiner, und noch ein friedlicher klarer Mond unter den Sternen."

Lasse schwieg eine Weile, dann begann er wieder: „O mein Bruder, warum doch bist du mir gefolgt? Das erste Mal und jetzt das zweite Mal? Warum ließest du dich verführen von meinem Wort, und was bot ich dir? War ich dir nicht zum Unheil und Unsegen immer und überall? Ist es nicht, als müsse alles sich zum Fluche wenden, wohin ich meinen Fuß setze? Als wiche das Glück von mir wie vor einem Scheuel und auch von allen, die mit mir sind? O Love, ich habe mich einen Narren und Toren genannt, aber fürwahr, du bist es mehr als ich! Du hast dein Leben an mich verschwendet, hast um meinetwillen deinen Wohlstand verlassen und hast dein Herz an mich gehängt, wo ich es doch nicht um dich verdient. Ja, sage mir, Bruder, ich bitte dich, warum hast du das getan? Ich kann es nicht verstehen; ja, sage es mir."

„Lasse," sagte ich, „da wir uns hier auf Rügen gefunden, so war es mir wie eine Schickung, und ob ich auch oft wider sie in meinem Innern gemurrt, wie ich dir offen bekenne, ich weiß, es war gut für mich so. Ich kann dir ja wohl nicht sagen, wie es gekommen ist, daß ich dir folgen mußte, wenn du mich riefst, nur daß ich dir immerdar gefolgt bin. Es ist mir etwa wie der Sonnenblume gegangen, welche sich stets nach der Sonne kehret. Und du bist so etwas Leuchtendes für mich gewesen . . ."

„Leuchtend?" wiederholte Lasse bitter. „Ich leuchtend? Auch vielleicht noch jetzt?"

„Auch noch jetzt, Lasse, ja, auch noch jetzt."

„O nein, Love, nein, nein! Ich bin grau geworden. Und all mein Leben ist grau und ich war niemals leuchtend. Oder willst du vielleicht den Mond leuchtend nennen, da er im Sonnenlichte strahlt? Es ist nur ein äußerlicher Schein. Er ist ein erloschener Stern. Und so auch ich. Aber du nanntest ihn zuvor friedlich, den Mond. Auch das ist so. Auch ich habe Frieden gemacht mit der Welt und mein Wünschen und Begehren, mit dem ich über die Erde hinaus bis an die Sonne wollte, aufgegeben und abgetan. Ich bin wie dort der Mond. Es ist nur ein schwaches Licht und nur ein halbes Licht, und seine dunkle Hälfte siehet man nicht. So will auch ich diese vor den Menschen verbergen. Verstehst du mich und lachst du nicht, daß ich mich dem Monde vergleiche, ich zerrotteter Bettelmann, der ich bin? O es ist wohl ein Vergleich, um über ihn zu lachen oder sehr traurig zu sein."

„Nicht so meinte ich es, Lasse," sagte ich darauf. „Dein Licht ist kein erborgtes und keines von außen; es strahlt aus dir selbst heraus. Bei dir ist alles Licht, nicht nur, wenn du, wie jene alten schwedischen Berserker, vor Freude glühst, sondern auch, wenn du traurig bist. Du aber fühlst es selbst nicht, wie das Licht von dir ausgeht, und auch nicht jeder andere siehet, wie du strahlst. Ich aber sehe es. Ja, du hast recht, ich habe vieles um deinetwillen verlassen, aber ich gab es willig dahin, weil es mir mehr gilt, von deinem hohen Geiste und deiner hohen Seele einen Strahl zu empfangen als sonst in Wohlsein zu leben."

Lasse lachte. „Du meinst wohl, weil ich dir schöne Worte gemacht habe, die mir leicht vom Munde fließen, wenn mir das Herz voll ist, und weil es ein Zauber ist, auf einer Wiese zu liegen und nach den Sternen zu greifen, oder in einer alten Kapelle eines Bildes Füße zu küssen, oder selbst in einem hohlen Stamme zu sitzen, wenn der Wind über die Heide pfeift, und durch eine Ritze nach einem Sterne sehen? O mein Bruder, das ist alles Trug. Das sind Worte, wohl von großer Süße, aber doch nur Worte, die mit dem Atemhauch in der Luft verfliegen, wie sie gesprochen sind. Und solches erwarte dir nicht mehr von mir. Und wenn du es erwartest, so kehre um; ich will dich nicht betrügen um das Teil, das du dir erhofft. Denn ich will nach Schweden zurückkehren, und da will ich leben wie die anderen Menschen. Ich will mir ehrlich mein Brot erwerben, als ein Sprachmeister und Gelegenheitsdichter, als zu welchem allein ich tauge und fähig bin. Damit man mich aber nicht fahet, will ich mich mit einem anderen Namen nennen. Ist es gut so, wenn ich mich Lucidor heiße, da ich so leuchtend bin, wie du sagst?"

Und Lasse lachte wieder, daß es mir in die Seele schnitt.

„Ja, nenne dich so, denn du bist leuchtend, bei Gott im Himmel, du bist es!"

Er aber lachte weiter. „Ja, Lucidor ist ein schöner Name; er hat Sternenglanz in seinem Klang und alles, was schön und hell und klar ist. So will ich mich nennen. Er passet zu mir wie ein Kranz von Butterblumen einem Bauernkinkel stehet, fürwahr, er wird mich schmücken wie die Krone eines Königs Haupt."

„Lasse," sagte ich, „du gibst vor, daß du den Frieden gefunden hast, aber du bist noch immer unglücklich in deinem Herzen."

„Frieden! Frieden!" fuhr er auf. „Ja, Love, glaubst du, daß es Frieden gibt, auf kalten Steinen zu knien und die Fliesen zu küssen, darüber des Heiligen Vaters goldener Schuh gegangen ist? Oder nach einem Bilde der Heiligen Jungfrau zu starren, darauf sie gemalt ist wie eine Venus in einem modischen Gewand voll Goldstickerei und mit Geschmeide überhängt? Siehe, Love, da mir alle Sterne versunken waren, da habe ich an diesen einen geglaubt und mit dem Segen des Bischofs von Lüttich bin ich ausgezogen. Mein Weg war weit und voller Unbilden aller Art. Ich wanderte durch fruchtbares Gefild, da mich die Leute verachteten ob meines zerrissenen Gewandes und mir zuriefen: ‚Du bist jung, Mensch, was arbeitest du nicht?' Und oft kam mich der Drang an, mich auf sie zu werfen und wie fressend Feuer unter sie zu

fahren mit meiner Kraft; ich aber tat mir Gewalt an, weil ich auf einem frommen Wege war nach dem Heil meiner Seele. Und ich klomm über die Alpen, wo mich Gletscherstürze und Lawinen bedräuten, und kam ins italische Land. Es ist eine lachende, blühende Welt, wo man leicht sorglos leben kann, aber es sind viele Sümpfe da, von deren Ausdünstungen man fieberkrank wird. Und ich war mehrmals dem Tode nahe, ehe daß ich nach Rom kam. Und was soll ich dir nun von Rom sagen, mein Bruder? Von all der Hoffart und Überhebung der Klerisei, von all dem eitlen, nutzlosen Tand? Aber ich war ja nicht um der Pfaffen willen nach Rom gezogen, sondern um Gottes und der Heiligen Jungfrau willen; sie dachte ich da näher zu finden denn irgendwo auf dem Erdenrund. Doch mein Herz ist ihrer nicht voll geworden, und ich zog fort aus Rom und fluchte dem Papismus in meinem Innern, daß er mich durch seinen Anschein jemals betrogen. Ich hoffte auf Seligkeit, und was ich in mir fand, war Schalheit und Mißempfinden. Da gab ich mich wieder ganz den Lüsten meines Herzens hin und lebte ohne Gott noch einen Stern, nach welchem ich meine Hand streckte; wie ein Tier lebte ich, das nur seinem Triebe folgt und sich im Unflate wälzt, so es ihm behagt. So hab ich diese Jahre doppelt verloren und habe um die Wette mit dem Fieber meinen Körper ausgezehrt und meine Kraft zernichtet und kannte kein Ziel, wenn nicht dieses: in meiner Sündenlust zu sterben wie ein Trunkener in seinem Rausche stirbt. Dann aber inmitten der blühenden italischen Welt, unter der hochgoldenen italischen Sonne und inmitten all meiner Lüste, von denen ich zuletzt satt war wie von zu vielen überfüßen Speisen, überkam mich mit einem Male die Sehnsucht nach der reinen Luft und dem leichten Nebel, der zur Nachwinterszeit aus dem Mälarsee steigt, und den alten Gassen von Stockholm und den Schiffen, die bis in die Stadt kommen, und nach dem Laute meiner Sprache, die ich von den Lippen meiner Mutter gelernt. Alle die Pracht und der Glanz des Südens, die ich erschaut hatte, sie galten mir nichts in ihrer Fülle, wenn ich meiner Heimat gedachte. Und wieder klomm ich über die Alpen und zog, daß ich dich aufsuchte, ob du etwa mitgingest und mir ein Freund wärest wie in den vergangenen Tagen. Und jetzt geht es nach Schweden! O Love, mein Herz pocht, wenn ich den Namen aussprecke . . . Und doch, wie kehr ich zurück? Wie ein Vikinger oder alter Seekönig bin ich ausgezogen und nach dem Höchsten stand mein Sinn; nun hab ich mich ganz klein beschieden und will nichts mehr sein als ein Sprachmeister und Gelegenheitspoet, bei dem man die Verse kaufen kann; nicht mehr der stolze Lasse, sondern Lucidor, — o, Lucidor, der demütige, der kleinmütige, der unglückliche . . . Ja, mein Bruder, so will ich mich nennen, Lucidor der Unglückliche . . . O, es ist ein schöner Name, ein wahrer Name! Ja, es hat geleuchtet in mir und noch immer spür ich etwas von diesem Licht — wenn ich so in den Himmel sehe oder auf das Meer oder an so manches Hohe denke, danach ich gestrebt, mit den Händen gelangt, meinen armen Menschenhänden — dann ist es noch in mir, dieses Licht; aber ich bin so klein geworden, so elend . . . Lucidor der Unglückliche . . . O mein Bruder, ein ganzes Leben ist in diesem Namen! — Verstehst du mich?"

Wie Lasse so sprach, sah ich, daß sein Antlitz immer milder ward und alles Harte und Herbe aus seinen Zügen wich, mochte es nun der sanfte Lichtschein vom Himmel sein oder die Wohltat, das Herz durch solche Worte seiner Bürde zu entladen.

Da sagte ich: „Für mich sollst du noch immer Lasse bleiben. Denn ja, du bist noch derselbe, welcher du damals warst, da wir zum erstenmal auf diesen Steinen saßen."

„Weißt du noch, Love," unterbrach er mich da, „wie ich damals meine Hand ins Meer tauchte, daß mir sein Salz das Mordblut von der Haut fresse? Weißt du noch? O, es ist noch immer an ihr! Hundertmal habe ich es gebeichtet, da ich noch ein Papist im Herzen war und nach Rom zog, in jeder Stadt einmal und in Rom selbst in mehr denn fünfzig Kirchen, und ich nahm ebenso viele Hostien auf meine Schuld, und ebenso viele Priester sprachen mich frei von ihr. Es war alles umsonst. Und ob ich jeden Tag auf sie kommunizierte und mich lossprechen ließe, es kommen doch noch Stunden, da ich meiner Tat gedenken muß und mir sage: sie ist noch ungesühnt und noch nicht von mir genommen, und wenn ich vor Gott treten müßte, so wäre sie auf meiner Seele wie ein roter Flecken auf einem weißen Gewand. Es ist ja gewiß töricht von mir, daß ich solchen Gedanken noch nachhänge, da es doch nur ein Kalendermacher gewesen und ich ihn nur im Rausche erschlagen. Aber ich hab es getan, und an meiner Hand ist Blut und wird Blut sein, ob sie sich auch häuten könnte, wie eine Schlange ihre Haut wechselt. Aber ich bitte dich nun, Love, tu mir das zuliebe und komm mit mir an das Meer und gieß mir mit deinen Händen, welche rein sind von solcher Tat, etwas Wasser über meine. Mich dünkt, das wird gut sein, so daß ich in mein Vaterland mit reineren Händen zurückkehre, denn ich einst ausgezogen, in gleicher Art, wie das Taufwasser einen Teil der Sünden von uns nimmt."

So gingen wir an das Meer, und ich tat, wie er mich geheißen, und nahm Wasser in die hohlen Hände und goß es über seine, die er mir entgegenhielt.

„O, das Wasser ist kühl!" sagte er, „es macht mich rein. O du gute Taufe meiner Hände von Freundeshand! O gebenedeit du Lieber, der mir ein wahrer Priester ist und mich stützest und schützest, wenn ich straucheln will! Ja, du einziger, welchen ich treu erfunden in all der Zeit und wo ich auch war!"

So sprach er feierlich, als wäre es ein Gottesdienst, und kniete indessen, wie auch ich.

Es war ein sonderbares Spiel, das wir da trieben, vielleicht sogar frevelhaft in der Nachahmung der heiligen Taufhandlung, aber wir waren beide so ergriffen von der Stunde, daß wir es nicht merkten, und in einem heiligen Schauer gingen wir heim, beide wieder schweigend, gleichwie wir herausgekommen. Und was hätte ich nicht sonst noch alles getan, um diese arme, schuldbeladene Seele von ihrem Blute zu befreien! Aber ich konnte ihr wenig Trost zusprechen, denn auch die Heilige Schrift ist hart gegen die, welche sich am Leben eines Menschen versündigt haben. So vermochte ich nur seiner Bitte zu willfahren, indem er hoffte, daß es ihm Linderung bringen würde.

Und diese brachte es ihm, und er war die folgenden Tage ruhig in sich und blieb es, bis das Schiff ankam, das uns nach Stockholm bringen sollte.

Da jedoch kam ihn ein heftiges Zittern an, und er vermochte keine Worte mehr auszusprechen und mußte sich an mich halten, und Tränen brachen ihm aus den Augen, und weinend und schluchzend ging er auf das Schiff.

Wir hatten anfänglich eine überaus gute Fahrt. Aber in einer Nacht ward der Himmel und das Meer empört, und ein schrecklicher Herbststurm trieb die Wellen auf zu der Höhe von Häusern, daß sie breithin über das Schiff schlugen und es ganz zu bedecken und zu verschlingen drohten. Und zudem zuckten Blitze an allen vier Richtungen der Windrose, gelbe und rote in langen Schlangen und großen Flächen, und der jähe Schein tanzte und hüpfte über das Meer. Der Donner aber fuhr wie auf erzenen Rädern über die Wolken hin. Da war unser Schiff mit all seinen hohen Masten, an denen alle Segel gerefft waren, mit Raaen und Takelwerk, mit Deck und Bugspriet und Kiel und all den Menschenleben, das auf ihm schauerte und zitterte, nur ein wahres Nichts in dem Aufruhr der Natur. Und plötzlich schlug eine Sturzbö dermaßen über den Backbord, daß sie den Steuermann hinwarf und er sein Genick brach. Aber es war kein anderer da, welcher den Mut hatte, an das Steuer zu treten, bis daß Lasse sich erbot und von dem Stricke, mit welchem er sich an den Mast gebunden hatte wie alle wir, sich löfete und an den Planken hin zu dem Steuer ging und dort sich festband. Und mitten durch die Wellenberge führte er das Schiff mit seiner starken Hand. Und da ich ihn so stehen sah, so kam er mir in der Tat wie ein Vikinger oder alter Seekönig vor, von welchen er mir erzählet. Wenn ein Blitz aufleuchtete, so stand er schwarz gegen den erlichteten Himmel, ohne Hut, das Haar in feuchten Locken, die ihm der Sturm zerwehte, die Arme auf das Steuer gestemmt, aufrecht, ohne Wank und wie auch das Schiff taumelte und der Sturm es niederlegte und auftrieb. Er stand groß, in seiner alten Kraft, als hätte kein Fieber je an ihm gezehrt, wie ein Jüngling war er, der noch wachsen wird. Gegen Morgen jedoch gab sich der Sturm, und mit der Sonne kam ein heller, blauer Tag; nur das Meer ging noch in höheren Wogen und machte das Schiff noch stärker schwanken, aber sicher zog es seine Bahn, der Magnetnadel nach.

Es waren da viele, die Lasse mit großen Danksprüchen überhäufen wollten, er aber verbat es sich und hieß sie schweigen, da er nichts getan, was über seine Kraft ging, nur was seine Pflicht war. Und wieder gesellte er sich zu mir, und ich sah, daß er wieder bleicher von Gesicht geworden war und trotz des ergrauenden Bartes immer mehr und mehr jenem glich, als welchen ich ihn ehedem gekannt.

Da war es, daß er zu mir sagte: „Love, spürst du es noch nicht, daß eine andere Luft daherkommt. Das ist die Luft meines Landes von seinen lichten Buchenwäldern und seinen Wiesen."

Ich spürte zwar noch nichts, aber sagte es nicht.

Dann wieder sagte er: „Siehst du nicht dort den blauen Streifen über dem Meer, Love? Das ist mein schwedischer Strand, seine weißen Klippen, welche anjetzt noch blau sind vom Widerschein der Luft und des Meeres."

Ich aber sahe auch das noch nicht.

Aber noch an diesem Tage, wenn auch schon tief gegen die Nacht, erreichten wir unseren Hafen, und ein Boot holte uns an den Strand.

Und da Lasse das Land betrat, so fiel er nieder und küssete brünstiglich die Erde.

Darauf so gingen wir miteinander nach der Stadt.

Wie Lasse gesagt hatte, so richteten wir uns daselbst ein, indem wir beide Sprachmeister wurden, nämlich Lasse für das Italienische vornehmlich, welches er wie eine Muttersprache redete, ich vornehmlich für das Deutsche, wir lehrten aber auch Holländisch und Französisch, auch Griechisch und Latein, letzteres zur Nachhilfe für Studenten. Außerdem machten wir auf Verlangen Gedichte zu Taufen und Hochzeiten und Leichenfeiern, auch Glückwünsche zu allerlei Festen und für mancherlei Personen hohen und niederen Standes, und auch diese in allen Sprachen, in welchen es begehrt wurde. Und wie wir unser Verdienst gemeinsam hatten, so machten wir auch oft die Gedichte gemeinsam und wußten zuletzt nicht mehr, welcher von beiden das meiste gemacht. Aber schwedische Gedichte machten wir vors erste nicht, weil sich Lasse für einen Deutschen ausgegeben, als welcher er sich Jakob von Güssow nannte, nach dem Orte, wo er mich wiedergefunden.

Da sagte er einst zu mir, weil er niemals schwedisch reden durfte, damit er sich nicht etwa verrate als der, welcher er war: „Sieh, Love, jetzt bin ich in dem Lande, nach welchem sich meine Seele gesehnt hat wie das Haupt eines Müden nach dem Ruhekissen, und darf seinen heiligen Boden betreten und seine heilige Luft atmen, aber das Köstlichste ist mir verwehrt. Ich bin doch gleichwie ein Fremder in meiner Heimat, bin nicht Lasse, sondern Jakob von Güssow, wie ich mich nenne, und meine Sprache ist die deutsche, und ich darf mich nicht zu dem Schwedischen bekennen, das mir dünkt, es müsse wie Honig in meinem Munde sein. Es ist, wie wann ein Durstiger eine Quelle siehet und doch nicht daraus trinken darf. O Love, mein Bruder, wie erfüllt mich das mit Trauer und neuer Sehnsucht! Ich bin einer, der noch des Mordes schuldig ist und den selbst sein Vaterland darum nicht annimmt als seinen Sohn, sondern nur als Fremden!“

So klagte mir Lasse oft, aber doch war es sonderbar, daß er gerade jenen Bierkeller in der Norderstraße immer wieder aufsuchte, in welchem das Unglück seines Lebens geschehen. Und ich fürchtete um ihn wegen der Weissagung des Kalendermachers und wollte darum mit ihm gehen. Aber er ließ es nicht zu, indem er sagte:

„Du willst mir wehren, daß ich dahin gehe, wo es mich hinzieht. Aber hast du noch nie gehört, daß es eine Art der Mörder ist, daß es sie heimlich stets nach der Stelle ziehet, woselbst sie das Blut vergossen haben, gleichsam, als hätte dieses eine gewisse magnetische Kraft auf sie, ob es auch längst abgewaschen und abgetreten ist? Also ziehet es auch mich dahin. Von Zeit zu Zeit verlangt es mich, die Stätte zu sehen, und es ist mir fast wie eine geheime Wollust, daselbst zu sein, und ich weiß es mir selbst nicht zu erklären, nur daß es so ist. Zugleich drückt es mich, denn mir scheint, die Wände haben Augen, mit welchen sie mich erkennen, so sehr ich mich verändert habe, und diese ruhen stets auf mir und dringen tief und tiefer in mich bis an mein

Herz; zugleich aber auch hebt es mich auf, daß ich mich leicht fühle und kühl, als wie aus einem Bade gestiegen. Und ich sehe, wie das Treiben der Gäste an mir vorübergeht und niemand meiner achtet, es sei denn, daß der oder jener ein paar nebensächliche Worte in dem besten Deutsch, das er kann, an mich richtet und wieder geht. Und dies gibt mir das Gefühl der Leichtigkeit; denn ich fühle mich wohlgeborgen und sicher. Aber es ist noch eine heimliche Lust in mir: nämlich den Degen zu sehen und ihn anzurühren, mit den Fingern über ihn zu fahren, mit welchem ich den Mord getan. Auch nach jenem Degen zieht es mich. Und, Love, fragst du jetzt noch, warum ich nicht will, daß du mit mir gehst?"

Da ließ ich denn ab, weiter in ihn zu dringen.

Wir hatten kein übles Auskommen, wenn auch nicht reichlich, doch so, daß wir uns mit Anstand kleiden konnten und auch eine ziemliche Herberge hatten, nebst angemessener Speise und Trank. Die Gedichte, welche Lasse machte, hatten vielen Beifall, zumal auch die lateinischen, so daß man den Namen Lucidor, mit dem er sie unterzeichnete, bald überall mit gebührlichem Lobe nannte. Aber fremd, wie wir schienen, schloß sich niemand näher an uns an, und da wir auch keinen größeren Ruf als Sprachmeister hatten, so blieben uns nur die Leute des mittleren Standes, welche wir unterrichteten, indessen die Herrschaften vom Adel meist jedes Haus seinen eigenen von älterer Reputation hatten. Wir entbehrten darum einer hohen Gönnerschaft und blieben in unserem bescheidenen Kreise.

Anfangs schien mir Lasse wohl zufrieden mit seinem Stande, aber nachdem er begonnen hatte, jenen unseligen Bierkeller aufzusuchen, so verdüsterte sich wieder mehr und mehr sein Gemüt. Er klagte mir oft seine Herzensnot, und wie ich ihm riet, dichtete er nun Psalmen zum Lobe Gottes, um sich von ihr zu befreien. Er dichtete diese in schwedischer Sprache, welche ich nun auch allmählich verstehen und sprechen lernte, und ich fand sie von großer Erhabenheit und tiefer Empfindung, aus einem demütigen und gottbegnügsamen Herzen recht zur Erbauung gesungen. Er hatte sie auf bekannte Melodien gedichtet, so daß sie auch wirklich zu singen waren, und oft, wenn ein schöner stiller Abend war, saßen wir am Fenster und blickten zu den Sternen der Winternacht empor und sangen zusammen das Lied, nur mit halber Stimme, aber uns zu ebenso großer Andacht wie in der Kirche zum Orgelklang. Da war es auch oft, daß unser Hauch an den Scheiben, indem wir sangen, allsogleich zu Blumen gefror, und Lasse sagte dann wohl:

„Sieh, Love, wir singen Blumen!"

Dann kam der Frühling. Aber nicht, daß Lasse nun mit der Erde zugleich, die ihre Blumen und ihr Laub sprossen ließ und allen Vögeln wieder die süßen Zungen löste, fröhlich ward, nein, der Frühling machte ihn noch viel trauriger, je heller und bunter er ward. Was ich nie bisher bei ihm gefunden, das Bewußtsein von der großen Schuld, die er auf sich geladen, nahm so sehr seine ganzen Sinne ein, daß er immer nur sie vor Augen hatte und sich zerknirschte und zu Gott flehte, daß er ihm ein Mittel weise, sie zu sühnen.

Nun wurde in jener Zeit der eine Turm der Olafskirche wieder aufgebaut, nachdem er im vergangenen Herbste, ich glaube, in derselbigen Wetternacht, da

unser Schiff auf der See war, von einem Blitze buchstäblich gespalten worden, also daß seine beiden Hälften nach zwei Seiten auf den Markt schlugen, ohne jedoch anderes Unheil in ihrem Falle anzurichten. Bei diesem Bau gingen wir hin und wieder vorüber. Man hatte hohe Gerüste erhoben, bis zu jener Höhe, welche der andere Turm hatte, der noch stand, und unablässig trugen Arbeiter in groben Leinwandkitteln die Bausteine herzu und das Gerüste hinan. Es war eine harte Mühe, und den Leuten war der Rücken gekrümmt von der vielen Last, die sie trugen, und ihr Angesicht, schier rot gebrannt von Sonne und Wind und Regen, troff von Schweiß, wie sie gingen, und selbst ihre Kittel waren an etwelchen Stellen vom Schweiße durchnäßt. Es waren zumeist Männer aus dem Strafhause, welche man zu diesem beschwerlichen und niedrigen Dienste verwandte, und manche von ihnen trugen auch jetzt noch schwere Eisenschellen an den Händen, wenn auch nicht mehr mit einer Kette verbunden, als welche behinderlich gewesen. So gedieh der Bau.

Lasse blieb oft stehen und sahe zu, aber ich wußte nicht zu erfinden, welche Gedanken er dabei haben mochte. Eines Tages jedoch ging er zu dem Propst der Olafskirche, dem hochgelehrten Herrn Viggo Sigelius, und legte ihm die Bitte vor, auch Bausteine zu dem Turme der Olafskirche zu tragen.

Da sei der Geistliche zuerst über ihn erschrocken, erzählte mir Lasse, habe dann aber nach den Umständen gefragt, die ihn dazu trieben, und er sagte ihm alles und auch seinen wahren Namen.

Darauf nun sprach der Geistliche zu ihm: „Mein Sohn, Gottes Wege sind allezeit wunderbar. Wir Menschen wissen nichts von ihnen. Tu, wozu dein Herz dich treibet, es ist vielleicht Gottes Stimme, welche in ihm spricht. Aber sei stille zu dem Herrn und murre nicht, wann er etwan den Frieden dir noch nicht gibt, nach welchem du so sehr und innerlich verlangst. Es steht in der Bibel von Kain, daß er unstet und flüchtig war auf Erden, nachdem er seines Bruders Blut vergossen, und solches ist das Los und der Fluch aller, auf welchen das Blut ihres Bruders ist. Vielleicht, daß Er Gnade an dir übet, weil Ihm wohlbekannt, daß du nicht aus Vorsatz den unseligen Mord begangen, vielleicht aber wird Er dich noch prüfen durch manches und manches Leid. Du mußt es tragen und Ihm Dank sagen, denn er ist schon gnädig, daß er dich nicht dem Schwerte überliefert hat, welchem du wärst verfallen gewesen. Geh hin, mein Sohn, ich will für dich beten, und so ich mehr noch für dich zu vollbringen vermag, so soll es geschehen."

In großer Freude kam Lasse zu mir und sagte mir diese Worte. Wieder war sein Herz von Hoffnung voll, daß er endlich den Mord sühnen werde. „Ich habe ihn mit meiner Seele sühnen wollen," sagte er, „aber diese Sühnung hat Gott verworfen; so will ich ihn mit dem Leibe sühnen, als welcher ich ihn auch begangen. O sei mir Gott gnädig!"

Also trug Lasse in einem gleichen groben Leinwandkittel wie die anderen und mit denen Strafhäuslern zusammen die Bausteine auf den Turm. Und anfangs war der Turm noch nicht hoch; aber er wuchs Stockwerk um Stockwerk, und zudem ward es Sommer und die Sonne heißer von Tag zu Tag. Und es kam vor, daß einer von denen, die Handschellen trugen, hoch oben auf dem Gerüst von der Hitze übermannt wurde und umsank und hinabstürzte

und sich zu Tode schlug. Aber Lasse trug seine Steine auch fürderhin und beneidete jene, welche noch Schellen an ihren Händen trugen, um die größere Last. Er schien wohl einer von ihnen, aber sein Angesicht war von anderem Schnitt und anderer Farbe, trotz aller Sonnenglut noch immer blaß, und erschien um so edler, je gemeiner die Gesichter der anderen waren. Ich jedoch ging nur einmal an dem Bau vorüber und nicht wieder, denn es krampfte mir das Herz zusammen, meinen armen Freund an so bitterem Werke zu sehen; und eher ihn noch einmal so zu sehen, wäre ich lieber hingegangen und hätte mit ihm Steine getragen, wenn er es mir verstattet hätte.

Des Abends, wenn er heimkam, war er aufs tiefste erschöpft, aber nicht an Mute gebrochen, noch an seiner Kraft, und jeglichen Abend sprach er mir von den unerschöpflichen Segnungen seines Werkes, und wie er mit jedem Steine, welchen er oben niederlege, fühle, daß er zugleich auch eine Last von seiner Seele abtue: Und ich pries Gott in meinem Herzen, daß er nun endlich meinem Freunde den Frieden gebe.

Es kam nun, daß der junge König, Karl der Elfte, damals noch ein Jüngling von kaum achtzehn Jahren und erst seit einem Jahre etwa selbständig an der Regierung, den Bau des Turmes besichtigte und hatte keine andere Gefolgschaft mit sich als jenen Pfarrer der Olafskirche, Propst Sigelius, welcher ihm die Arbeit erklärte. Und so wies er den König auch auf jenen Mann mit dem edlen Gesichte, welcher wie einer der Strafhäusler die Bausteine trug. Und der König ließ ihn rufen.

„Welches ist sein Name?“ fragte der König.

„Verstatte mir Eure Majestät in Gnaden, denselben zu verschweigen,“ sagte Lasse und verneigte sich in Ehrfurcht.

Der König aber sprach: „Ich sehe, daß Er aus besserem Stande geboren ist denn jene, und doch degradiert Er sich. Sag Er mir, weshalb tut Er das? Ich finde das kurios.“

Und wieder bat Lasse, auch das verschweigen zu dürfen.

„Seine Hochwürden hier,“ sagte der König weiter, „hat mir von Ihm erzählt, daß er lateinische und Gedichte in noch anderen Sprachen verfertigt. Ist das wahr?“

„Wie Eure Majestät sprechen.“

„Nun wohl, so bitte Er sich eine Gnade von mir aus, und ich will sie Ihm gewähren, wenn sie nicht unziemlich und über das Maß erbeten ist.“

Darauf nun sagte Lasse: „Ich habe nichts von Eurer Majestät zu erbitten, denn alleinig Gott anzuflehen um die gnädige Tilgung meiner Schuld in seinen Augen.“

Der König war erst verwundert über diese Rede, dann aber sprach er: „Das stehet allein bei Gott, aber was bei mir steht, in meinen Augen soll sie getilget sein. Ich weiß, wer Er ist, und diesem edlen Manne an meiner Seite verdankt Er, daß ich gekommen bin. Aber Er soll von dieser Arbeit lassen; sie ist nicht für einen so trefflich kultivierten Geist, der seinem Gotte besser dienen kann und zu mehr Segen für sein Vaterland. Und Er soll sich auch künftighin offen und frei mit seinem Namen nennen, damit Er nicht als ein Fremder unter seinen Kompatrioten weilt, welche stolz sein

dürfen auf Ihn. Geh Er hin und zieh Er seinen Kittel aus und sei Er meiner Affektion versichert."

Da fiel Lasse dem König zu Füßen und dankte ihm unter vielen Tränen. Der König aber hieß ihn aufstehen und wies ihn mit seinem Danke an Gott den Herrn, als welcher aller Könige König ist und bei welchem die oberste Gnade stehet. Darauf so ging er mit dem Geistlichen wieder von dem Platze.

Von dieser Zeit an nannte sich Lasse mit seinem wahren Namen, nur als Dichter behielt er jenen, mit welchem er sich anfänglich genannt. Ich dachte nun, des Königs überschwengliche Gnade müsse sein Gemüt aufhellen und ihm die Gewißheit geben, daß auch Gott sich seiner erbarmt habe und ein Zeichen dieser Erbarmung eben des Königs Gnade sei. Anders er.

„Ja," sagte er, „anfänglich war ich gleichsam erschüttert von dem königlichen Freibrief, und da ich niedersank und dankte, war es mir, ich sänke vor Gott selbst nieder, nachdem er mich seiner Huld versichert. So war es mir da, und mein ganzes Herz war Dank und Jubel, und ich glaubte meine Buße zu Ende. Dann jedoch, da ich näher den Vorfall bedachte, so erfand ich, daß solche meine Gedanken nur Täuschung waren. Sieh, Love, mit jeglichem Bausteine legte ich einen Teil von der Last meiner Seele nieder, aber der Turm war noch nicht vollendet, da mich der König abberief, und noch viele, viele Steine niederzulegen, ehe meine Seele ganz leicht war. Und indessen durfte ich nicht mehr meine Steine tragen, und die anderen bauten allein den Turm zu Ende, und ich war betrogen um mein Sühnewerk und alles umsonst. Ist das nicht, wie ich gen Rom gepilgert bin und mir an die hundert Male die Absolution geben ließ, ohne daß ich frei ward? Fürwahr, damals hätte Jesus Christus selbst vom Himmel steigen und mir die Messe lesen und mir seinen heiligen Leichnam reichen und mich lossprechen müssen, so wäre ich frei gewesen; und jetzt hätte ich ausharren müssen, und der letzte Baustein an des Turmes Gipfel hätte der meine sein müssen und auf ihm unmittelbar das Kreuz stehen, so wäre ich frei gewesen. Gott aber ist ein gestrenger Gott und ein harter Rächer; im Gewande der Gnade gebot er mir Einhalt, und ich darf mein Werk nicht tun und muß noch harren und harren, bis daß er mir die bessere Sühne weist."

So sprach Lasse zu mir, und die Traurigkeit war nicht von ihm gewichen, und obwohl man jetzt von ihm wußte, daß der König seine Schuld getilgt habe und niemand ihn ihrer anklagen dürfe, so nannte er sich doch gerade von jetzt an unter seinen Gedichten „Lucidor der Unglückliche" oder Lucidor den olyckiga auf Schwedisch — denn er machte nun auch öffentlich schwedische Gedichte —, wie er damals in jener Nacht auf Rügen mir den Namen gesagt hatte.

Da war es auch, daß er den Propst Viggo Sigelius aufsuchte, um ihm dafür zu danken, daß er in so großer Güte ihn dem Könige empfohlen. Aber sein Dank ward, während er sprach, zum Vorwurf gegen ihn, indem er alle die Bedenken und Zweifel vorbrachte, wie er sie mir anvertraut.

Hierauf war der Geistliche fast erzürnt.

„Wie kannst du also gegen Gottes Gnade Zweifel hegen?" rief er. „Das heißt ja mit Gotte rechten, was ein Frevel für das Menschenkind. Außer-

gewöhnlich hat sich Gottes Huld an dir bezeugt, indem er deines Königs Herz dahin gewendet, daß er deine Schuld tilgte und dich deinen alten Namen in Freiheit und Ehrlichkeit tragen hieß. Wo hat sie je sich reicher bezeugt denn hier? Nein, Lasse, tu ab deinen Fürwitz und deine Verstörung, sie dient dir zu nichts. Sei fröhlich in dem Herrn und nimm seine Gaben nicht mit grämlichem Munde an, welcher sauer wird, wenn er sein Lob spricht. Fürwahr, dir ist von ihm mehr Gnade geworden denn tausenden, welche ebenso nach ihr schreien! Und nun geh auch hin und sprich deinem König, welcher an dir wie ein wahrer Gnadenfürst gehandelt hat, in Ehrfurcht deinen Dank aus; er hat geruht, dich zu fragen, ob du lateinische Gedichte machest, so tu es in einem solchen. Und entschuldige deine Versäumnis bisher, indem du deine körperliche Schwachheit von der vielen Mühsal, welche er kennt, vorschützest und erhebe seine hochfürstliche Barmherzigkeit und sei nicht karg mit Worten, in welchen du von seines Volkes Liebe zu ihm und Ergebenheit sprichst, denn solches geziemt dem Untertan vor seinem König. Nur daß du nicht zuviel verba irregularia und conjunctiva gebrauchest; sie möchten ihm annoch beschwerlich fallen."

Mit diesen Worten entließ ihn der Propst. Und Lasse kam nun zu mir, daß wir miteinander das Dankgedicht und Eulogium an den König verfertigten. Aber so leicht uns sonst die Verse in die Feder flossen, jetzt wurden sie uns schwer. Lasse wollte nicht.

„So soll ich ihm noch danken, daß er mir meine Buße zernichtet hat und mich wieder hinausgestoßen hat in mein großes Elend? O, Love, mein Bruder, jedes Wort, das ich zu einem Distichon ansetze, wird mir zu Galle in meinem Munde. O furchtbare Barmherzigkeit der Könige, die uns in den Staub wirft und uns erniedrigt und zertritt! — Schreib du, Love, was dir in den Sinn kommt, und hüte dich, daß du nicht zu viel verba irregularia und conjunctiva gebrauchest, auf daß der König nicht wieder seine Gnade an mir zurücknehme und mich in den Turm werfe! — O, mein Bruder, wie bin ich elend, daß ich meine erhabene Dichtkunst, welche mir einst meines Lebens Höchstes und Herrlichstes war, also schänden muß, wie daß man eine feile Dirne an den Markt stellet, wo man sie verspotte und bespeie! Hilf mir, Love, hilf mir! Ich habe all mein Latein vergessen!"

Dermaßen klagend und mich bestürmend, warf er etliche Worte hin, und ich nahm sie auf und machte Verse daraus, welche voll Schmeicheleien und Lobeserhebungen für den König waren und mir nicht übel gelangen. Endlich war es ein Gedicht von etwa hundertfünfzig Distichen, das wir verfertiget hatten, und ich setzte mich hin und schrieb es in schöner Zierschrift auf, so daß es wie gedruckt erschien und eine wahre Freude zu lesen war.

Also ließen wir es durch einen Kammerherrn submissest an Seine Majestät gelangen, und dieselbe beliebte nicht nur das Gedicht in Gnaden anzunehmen, sondern sandte auch herentgegen an den Dichter 2 Rchsth. in Silber mit dem Bescheide, daß Sie auf das höchste erfreuet sei und das Gedicht durch den königlichen Hofbuchdrucker werde in Kupfer stechen lassen, wie es geschrieben, indem auch die Schrift Seiner Majestät allerhöchsten Beifall gefunden.

Ich war ob solchen Lobes, welches gewissermaßen doch mir zuteil geworden, wenn es auch Lasse erhielt, überaus geschmeichelt und glücklich; aber Lasse, da wir allein waren, warf das Geld an die Wand, daß es zurücksprang und auf den Boden klirrte.

„Mit zwei Reichstalern will er mir das Elend entlohnen, darein er mich gestoßen!" so rief er und weinte vor Grimm. „Bin ich denn ein Hund, welchem man, nachdem man ihn fast totgeschlagen, ein Brotstück hinwirft, auf daß er wieder dem Herrn die Hand lecke? Mit zwei Reichstalern soll ich die blutigen Tränen bezahlt haben, die meine Seele weinte, da ich an den Versen mich mühete, um Worte zu finden, deren jedes ein Schwert war, das mir durch den Busen ging? So muß mir alles zum Leid werden, was ich tue oder treibe, und ich müßte in mir ein Meer von salzigem Wasser haben, daß ich alle Tränen vergießen könnte, welche es mich drängt zu weinen! O mein Bruder, das Geld ist der unseligste Dank, welchen man erringen kann! Hart ist es und gleißnerisch, ein Almosen, das man einem Bettler reicht, damit er fühle, wie arm er ist! Sieh, wie es hier am Boden liegt, sieh, ich trete darauf, und mir ist, als wäre das der Kopf jener anfänglichen Schlange, welche dem Menschen zum Feind gesetzt ist für alle Tage seines Lebens! Aber wo doch ist der Heiland, der uns von dieser Schlange erlöse, der den Kopf ihr zertrete und zermalme? O, komm doch wieder, Sohn Gottes, es ist noch so viel, so viel auf Erden, davon du das arme Menschengeschlecht zu erlösen hast! Wir schmachten nach dir!"

Da nun das Gedicht in Kupfer gestochen war und in vielen Blättern ausging, machte es, daß dem Dichter noch vieles Lob zuteil wurde, aber auch, daß ihm viele seinen Ruhm neideten. Und zumal die Gelehrten spotteten über das einfältige Latein, dessen er sich bedient, und hießen es ein Schülerpensum, wie es über den Sonntag zu erledigen. Aber Lasse kümmerte sich den Tuck um all das Gewäsche, indem er doch sein gutes Latein im Kopfe hatte, und er sagte: „Wie sie begonnen haben zu reden, so werden sie auch wieder aufhören." Nicht so unter den Leuten; diese hatten sich den Dichter wohl gemerkt und wiesen ihn einander, wenn er vorüberging, und sagten: „Sehet, das ist der, welcher den Kalendermacher erschlagen hat und von dem König so großmütig begnadigt worden, nachdem er sieben Wochen zur Strafe Bausteine auf den Olafsturm getragen. Ihr wisset, daß er jenes schöne Gedicht gemacht hat, welches bei den Buchhändlern in den Auslagen hängt; es ist lateinisch und in sehr schöner Schrift gesetzt." Auch um dieses Gerede kümmerten wir uns nicht, ob es gleich zuweilen laut genug an unser Ohr drang. Denn was soll sich ein Dichter um die müßige Menge scheren, welche doch nur seinen Namen im Munde führet, ohne daß sie weiß, ein welcher er ist, noch was er meinet, noch etwas von seinen Schriften gelesen hat. Sie ist denen unnützen Gelehrten gleichzuachten.

In sich gekehret, wie er in letzter Zeit gewesen, lebte Lasse weiter, gab seine Lektionen in italienischer oder französischer Sprache und machte verschiedene Gedichte, wie sie eben bestellt wurden. Er hatte wohl aufgehört, sich zu beklagen, aber es war, als sei auch die Freude in ihm erstorben und sein edler hoher Geist müde geworden und habe sich hingelegt, um zu rasten und auszuruhen. Nur sein Körper lebte fort in einer gewissen Dumpfheit, seine

alltägliche Arbeit verrichtend, wie eine Mühle sich dreht, so lange der Bach fließt, gleichviel ob sie Korn mahlet oder leer geht. Da kam es mir wohl ein, ob es nicht besser gewesen, da er gegen die Welt sich aufgelehnt und geseufzet unter ihrem Druck, denn daß er so hinlebte, wie etwan ein Wanderer einen Weg durch endlose Wüsten geht. Es ist gleich, ob es Schmerz oder Freude ist, welche den Menschen durchrüttelt, nur daß er sich stolz aufrichte und seinen Wert und seine Kraft fühle; das ist Lust, auch wenn es Schmerz scheint. So dachte ich und war betrübt über meinen Freund.

Der Sommer und der Herbst gingen beide hin, und es ward Winter, der zweite nun, den wir in Stockholm waren, und bald war die ganze Stadt im Schnee. Da sagte Lasse einst zu mir:

„Sieh, Love, auch ich bin eingeschneit wie diese Stadt. Auf ihren Gassen und Märkten, auf ihren Dächern und Türmen, überall liegt schwerer, dichter, weißer Schnee, und ihre Wasser sind allesamt zugefroren und auch auf ihrem Eise liegt derselbe Schnee. Und der Himmel über ihr hängt noch stets voll Schneewolken, die alle noch ihre Flocken auf sie niederstreuen werden, bis daß sie ganz versteckt und begraben ist im Schnee wie ein uralter Bettelgreis, der auf offener Heide erfriert und in den Schnee sich hüllt wie in ein Leichenlaken. Schnee. Schnee. Glaubst du noch, daß in den Häusern Herdfeuer brennen? Aus den Schornsteinen kommt kaum mehr ein Rauch. Es scheinet, daß alle Feuer verloschen sind und ausgekühlt; nur noch die Aschengruben mögen zurückgeblieben sein, vielleicht noch warm, aber nicht mehr denn etwan eine Menschenhand, die es friert und sich in sie legt, daß sie sich wärme. Es ist das ein kühler Tod noch mitten im Leben. Ja, Bruder, ich bin wie diese Stadt. Aber klage nicht, daß ich so bin; auch ich klage nicht. Ich bin ganz still geworden und habe mich bescheiden gelernt und bin folgsam geworden gegen mein Schicksal. Weißt du nicht, daß der Landdrost Magnus Damme so zu mir gesprochen hat, daß er es ist? Ja, wie er seiner Frauen Ursula, so folgsam bin ich meinem Schicksal. Ich habe mich dareingegeben. Bruder, es ist nichts mit dem Menschenstolz. Was ist der Mensch, daß er sich seines Loses überhebt? O, wer den Menschen hat sehen gelernt mit Gottes Augen, der hat seine Schwachheit erkannt. Du weißt, Love, ich war wie ein störrisch jung Pferd, das wider den Stachel löckt, welcher es zähmen will, in das Eisenzeug beißet, durch welches es soll gelenkt werden, aber ich bin fein bezähmt worden. Es war zuletzt, daß ich um meiner Schuld willen gegen den Himmel stürmte. O, wie weit bin ich gekommen? Und hätte ich auch den Gipfelstein auf den Olafsturm gelegt, ich wäre nicht höher gegen den Himmel gekommen, als dieser ist. Ja, mein Bruder, ich habe auch mich ansehen gelernt mit Gottes Augen, und meine Schuld ist mir schier verschwunden, so klein ist sie geworden. Mensch, alles ist so klein, was du denkst oder tust! Leb doch in dem Augenblicke und von Augenblick zu Augenblick! Ach, mein Bruder, ich habe mich ganz dareingegeben. Aber eines ist süße: Laß uns wieder Blumen singen, mein Bruder!“

Und so saßen wir oft, wenn die Nacht einfiel, und sangen mit halber Stimme die Psalmen, welche Lasse gedichtet hatte, und es war uns beiden ein großer Trost.

Aber da in einer Nacht, wie wir so sangen, ward mit einem Male das ganze Fenster rot, und alles schien zu brennen vor uns und um uns, und die Sturmglocken schlugen zusammen, und sie selbst waren wie große tönende Flammen durch die Nacht. In Schrecken liefen wir hinaus auf die Straße, und schon rannten auch die Menschen daher, und ein Haus in der Nachbarschaft brannte, und die Flammen schlugen hoch auf, und es war ein Rauschen und Brausen, wie wenn ein Wasserschwall von Fels zu Felsen stürzt, und ein Sieden und Zischen von dem Schnee, der auf dem Dache zerschmolz und zerfloß und in das Feuer strömte und zerdampfte und wieder aufwallte in großen blutroten Wolken. Und schon hatten die Leute eine Kette gebildet und Leitern angelegt, und von den Brunnen kamen die Weiber mit Wasser daher und reichten es, Eimer nach Eimer, und diese liefen dahin von Hand zu Hand, und oben von dem Nachbardache ergossen sich die Ströme in den Feuerschlund hinunter, zusammen mit dem Schneewasser. Es war nur ein kleines und armes Haus, welches brannte, und die Leute hatten sich gerettet, nur waren sie schier von Sinnen, und das Weib hielt sich an ihren Mann, und beide starrten in die Flammen und sahen, wie Sparren auf Sparren des Daches in Flammen aufschlug, und starrten nur und wußten nichts zu sagen, noch sich von der Stelle zu rühren. Plötzlich aber schrie das Weib: „Mein Kind! mein Kind!“ und wollte sich in die Flammen stürzen, aber man wehrte es ihr.

Und niemand war, der sich in die Flammen wagte.

Da reichte mir Lasse die Hand und ging in das brennende Tor, ohne daß man ihn hielt, und da er eintrat, sah ich, daß ein Balken auf ihn niedersank, und die Leute um mich schrieen auf, und wir alle glaubten, daß es um ihn getan. Aber nach einer Weile trat er wieder heraus und hielt das Kind auf dem Arm und gab es der Frau. Darauf so stürzte das ganze Haus zusammen und war nichts als ein rauchender Trümmerhaufen, und die Flammen erstickten in sich selbst.

Ich war zu Lasse getreten und führte ihn heim, denn jener Balken hatte ihn an der Stirne schwer getroffen und von dem Qualme war er schier betäubt, also daß er mehr wankte denn daß er ging. Jedoch da wir in unserer Stube waren und er auf sein Lager gesunken war, kam er völlig zu sich und ergriff meine Hand und preßte sie und sprach in großer Freude:

O, Dank sei meinem gnädigen und gütigen Gott! Ich habe meine Schuld gesühnt. Ein Leben habe ich genommen und nun dafür ein anderes gegeben. Aug um Aug und Zahn um Zahn, ja, und Leben um Leben! Nun bin ich frei, o Love, mein Bruder, nun ist alles gesühnt. Es ist kein roter Flecken an meiner Seele mehr, wenn ich vor ihn trete, und meine Hand, das Blut, welches kein Salz des Meeres von ihr getilgt, die Flamme des Feuers hat es abgebrannt, und sie ist rein wie die Hand eines ganz kleinen Kindes. So jubiliere mit mir, mein Bruder, und preise Gott! Groß, groß ist seine Gnade und seine Güte währet ewiglich. Amen! Amen!“

Da war auch ich von Freude erfüllt.

„So fühlst du keine Schmerzen, Lasse?“ fragte ich, „und fühlst dich wohl und bist nur leicht versehrt?“

„Nein, sprich mir nicht von Schmerz und Wunde," sprach er darauf. „Wenn die Seele heil ist, da mag der Leib voll Wunden und Schwären sein wie des Lazarus armer gepeinigter Leib, ihm ist wohl. Es werden treue Hunde da sein, welche ihm des Leibes Wunden lecken, und seine Seele wird ganz frei jubilieren und die ewige Seligkeit vorschmecken; denn sie ist heil."

„Aber, Lasse," sagte ich, „ein brennender Balken ist auf dich gestürzt, und ich meinte, du wärest unter ihm zusammengesunken und gestorben."

„Auch das wäre ein seliger Tod gewesen und eine Sühnung. Denn so es ein ernstlicher Wille war, so ist die Tat gleichsam wie getan, ob auch behindert, daß sie ausgeführt wird. Und mit dem eigenen Leben bezahlt, auch das ist Leben um Leben. O, es ist alles gut! Love, mein Bruder, wie ich hier liege, ich könnte die ganze Welt an mich pressen wie damals, weißt du noch, Love? damals, da ich im Grase gelegen zuerst auf deutschem Boden, unter dem Baum. Ich bin wieder der Jüngling, welcher ich damals war, ich bin wieder der Dichter, welcher in seiner Seele voll Liedern ist wie eine junge Vogelkehle. O, es ist von mir genommen wie ein schweres Tuch, welches mich bedrückt und umdüstert hat, und alles ist erfüllt. Ein ganzes Meer von Gnade ist auf mich niedergeströmt, ja, wie der Phönix bin ich aus dem Feuer hervorgegangen, und die Schwingen meiner Seele glänzen in allen sieben Farben des Regenbogens. O, gepriesen der allgütige Gott, welcher uns die Schuld gibt, auf daß wir die unendliche Seligkeit der Erlösung fühlen! Love, mein Bruder, nun will ich wieder leben, wie ich von Anfang gelebt hätte, wenn nicht mein Rausch zum Mörder geworden wäre und meine Seele befleckt hätte mit Abels, meines Bruders, Blut."

Und unter solchen Reden, alle voll Lobpreisungen der unerschöpflichen und überschwenglichen Güte Gottes, schlief Lasse endlich ein. Und ich selbst dankte Gott in meinem Herzen, daß er so meines Freundes alle Qualen geendet. Denn wohl wußte ich, daß dies eine Sühne war, welche keinen Stachel zurückläßet. Nur das machte mir Sorge, daß er an der Stirne verwundet war, und fürchtete, er möchte das Wundfieber bekommen und sterben. Aber der Chirurgus, welchen ich des Morgens rief, beruhigte mich auch darüber und gab einen Balsam, welcher der Wunde sehr wohl tat, also daß sie bald verharschte und nichts von ihr blieb denn eine weiße Narbe quer von dem Haar bis über das Auge. Aber es war sonderbar, als hätte sich nun die ganze Haut verjüngt und war wieder licht und zart, nachdem bisher noch immer nicht der Sonnenbrand gewichen, und schien so, als habe sich Lasse auch äußerlich zurückverwandelt in den, welcher er war vor seiner unseligen Tat.

Dieser Frühling nun weckte wieder allen Zauber auch in ihm, und sein ganzes Wesen strahlte von Sonne. Wir wanderten oft an den Mälar hinaus und saßen an seiner spiegelklaren Flut, in welcher sich nur der Himmel und seine Inseln mit den lichten Buchen und den weißen Birkenstämmen spiegeln, indessen man kaum die Fläche des Wassers sieht und vermeint, es sei gar nicht und man ruhe zwischen zweien Himmeln auf einer dieser glückseligen Inseln, welche gleichsam wie kleine Welten mitten zwischen ihnen hangen.

Da sprach wohl Lasse zu mir:

„Sieh doch, Bruder, wie schön mein schwedisches Land ist! Wo ist eines auf der ganzen Erde, das ihm gleicht? Wo ist das junge Laub so licht und der Himmel so rein, und wo duftet es so von Keimen und Sprossen und heimlichem Gedeihen? Kannst du die Vikinger begreifen, welche auszogen von diesem Land und bis gegen Cypern und Byzanz und Alexandrien fuhren, ja wohl, wenn die Kunde richtig geht, das ganze Afrika umschifften und die Pracht des alten Indien aufsuchten, wo es doch in ihrem Lande so lieblich war? O mein Bruder, und auch ich bin so ausgezogen und habe manche Länder durchzogen und bin viel umhergeirrt auf meinen Fahrten und habe Wunder erschaut und Wunder erlebt, aber es ist doch nichts über den Frieden des Mälarsees an einem Frühlingstag. Love, ich hab viel, viel irren müssen, bis ich das erkannt! Und war es nicht auch so mit denen alten Seekönigen? Wohl, manche sind draußen gestorben, von südlichen Seuchen ergriffen oder von feindlichem Schwerte getötet, aber die nicht gefallen sind, sie sind alle wieder zurückgekehrt, auf daß sie noch einmal diesen Himmel sähen! Und, Love, ich glaube, das ist so, weil wir ein Stück dieses Himmels in unseren Augen tragen. Ein anderer Himmel brennt in ihnen und ist ihnen nur wohl, wenn sie diesen in sich spiegeln und sehnen sich danach. O, Love, jetzt erst weiß ich auch, wie groß deine Liebe zu mir ist, denn du hast um meinetwillen, damit ich mein Vaterland wiedersehe, das deine verlassen!"

Wenn er solches sagte, sprach ich wohl dagegen:

„Ach, mein lieber Bruder, wo ist mein Vaterland? Unser deutsches Land ist zerrissen und zerschlissen, und etliches hat der Franzose in Händen und etliches der Schwede, und der Türke bedrängt uns im Süden und der Däne im Norden, und unserer Fürsten sind viele und uneinig, und der Kaiser — seine Macht ist zu einem Schemen geworden. Wo mag der Deutsche stehen und atmen und sagen: Hier ist mein Vaterland? So mag er denn sehen, wo er es findet, und dort sich bescheiden und besserer Zeiten hoffen, in welchen der deutsche Adler wieder auf gegen die Sonne fleugt und unter seinen starken Fittichen ein großes, einiges Reich liegt wie ehedem."

Da tröstete mich er, wie ich einst ihn getröstet, und fühlte recht, daß des Deutschen Vaterland doch immer dort ist, wo er sich einen Freund weiß. Das tröstet ihn über die Unbill der Zeiten.

Lasse war so heiter in diesem Frühling, wie ich ihn nie zuvor gesehen; er war voll Übermut wie ein Knabe, der noch sein ganzes Leben nur spielt und sich an lustigen Streichen freut und den ganzen Tag klimmen möchte und singt und jauchzt. Er ging oft auf die Gassen oder auf den Markt zu den Leuten und sang ihnen seine Lieder, ganz wie er sie eben dichtete und nach eigenen Weisen, und griff auf einer Laute die Begleitung dazu. Und wenn der Chorus kam, so hatten ihn die Leute bald inne und sangen mit, und waren so entzückt von dem Gesang, daß sie sich oft zum Reigen schlossen und um ihn tanzten. Auch in die Schenken ging er und sang zum Glase allerlei muntere Trinklieder in kunstvollen Reimen, welche alsbald gelernt und überall nachgesungen wurden. Ich ging oft mit ihm, und dann, während er sang, blinkte er mir mit dem Auge zu, damit ich doch sehen möchte, wie

es ihm innerlich eine Lust war, zu singen und zu spielen. Und groß war er und schön, wie er so sang und spielte. Nur in jenen Keller ließ er mich nicht mitziehen, wo er den Kalendermacher erstochen hatte, ging aber selbst von Zeit zu Zeit dahin.

Wieder mahnte ich ihn und dachte heimlich an des Kalendermachers Worte vor seinem Tode, er aber sagte nur wieder, daß es ihn eben dahin ziehe mit unwiderstehlicher Macht.

„Wohl," sagte er, „einst war es die Furcht, die mir dort ihre Wollust gab, jetzt ist es ganz das Gefühl der Gnade. Wenn ich dort in der Stube sitze, so denke ich nicht mehr an das Blut auf dem Boden, sondern ist mir als hielte ich noch das Kind auf den Händen, welches ich durch das Feuer trug und also gerettet. Und meine Seele glüht auf vor seliger Freude und strömt über von allen unnennbaren Empfindungen des Dankes. Ich sitze dort wie in einer der Lauben des Paradieses, nur daß ich nicht singe und spiele, welches mir schiene wie eine Entweihung oder Verstörung meiner Freuden."

Ich hatte aber immer meine bange Ahnung und konnte sie nicht los werden, und, ach leider, mein Gott, wie bitter mußte sie sich erfüllen!

Wie einst, so kamen auch jetzt noch Leute von gutem Stande in jenen verrufenen Keller und auch noch immer jener Offizier, mit dessen Degen mein Freund den Kalendermacher erstochen. Anfangs kannte er Lasse nicht, später aber, nachdem des Königs Gnade seine Schuld getilgt hatte, kannte er ihn und ließ sehen, daß er ihn verachtete. In jener unseligen Nacht nun, ward mir erzählt, habe Lasse von ohngefähr mit der Hand über des Offiziers Degen hingestrichen, jener aber habe es bemerkt und sei aufgestanden und habe geschrien, nachdem er schon ziemlich betrunken gewesen:

„Du Mordgeselle, der du bist, du wagst es, meinen ehrlichen Degen zu berühren, welchen ich von des Königs eigener Hand habe? Soll ich ihn dir ganz zu kosten geben, du elender Verseschinder?"

Und er riß den Degen an sich.

Da ward Lasse bleich und wollte gehen.

Aber der Offizier hielt ihn zurück am Arme und schrie wieder: „Erst tu Buße, daß du mir den Degen verunehrt hast! Fall nieder vor mir, will ich, wie du vor dem König gekrochen bist, und küß mich auf die Spitze meines Stiefels, wie man dem papistischen Antichrist die Schuhe küsset!"

Da erschien der Zornfleck auf Lasses Stirn, und langsam und mit sicherer Gewalt drängte er den Offizier zurück, und die anderen Gäste, vom Weine erhitzt, riefen Schmach und Schande über ihn, daß er wich.

Plötzlich jedoch riß er die Klinge aus der Scheide und stieß zu und stieß meinen Freund in die Brust. Er wankte, und auf den Tod verwundet brachten sie ihn heim zu mir.

Der Chirurgus war alsbald zur Stelle und verband die Wunde, so daß kein Blut mehr vorströmte, aber es war bereits das ganze Laken von ihm durchtränkt, und er war als auf Purpur gebettet, wie er lag.

Ich weiß nicht mehr, was ich in jenen Augenblicken fühlte, da sie ihn brachten, sie sind wie aus meinem Gedächtnis gestrichen. Ich weiß nur, daß

ich dann bei seinem Bette saß und mir kalt war und auf meiner Stirn wie eine kühle, feuchte Hand lag, welche sie stützte, damit sie nicht vornüber sank. Das Angesicht meines Freundes war bleich, und er schlief mit halb geöffnetem Munde; sein Atem ging rauh; ich hörte ihn. Es war Morgen, und weißes Licht kam durch die Scheiben, heller und heller. Ich konnte nicht aufstehen und saß nur immer und hatte auch kein Gefühl, wie die Stunden gingen.

Da mein Freund erwachte, war es gegen Mittag.

„Wie ist dir?" fragte ich, und die Worte wurden mir schwer.

„Gut . . . gut," sagte er leise und auch rauh, wie sein Atem war.

Dann brachte ich ihm Wein, um ihn zu laben. Und er schlief wieder ein und schlief bis gegen den Abend.

Der Chirurgus kam ab und zu, und ich ging mit ihm hinaus und fragte ihn auf sein Gewissen, wie es um Lasse stehe, er solle mir nichts verhehlen, ich werde gefaßt sein.

Da sagte dieser: „Er stirbt. Er verblutet sich im Innern. Vielleicht noch zwei oder drei Tage kann er leben, wie die Wunde verbunden ist, länger nicht mehr. Er ist schwer getroffen."

Ich nahm es ohne Gefühl hin, gleichmütig, denn ich hörte nur die Worte, verstand aber nicht ihren Sinn; mit solcher Dumpfheit war ich geschlagen. Ich ging wie in einem Traum.

Da es nun Abend war und Lasse erwachte, ergriff er meine Hand und hielt sie fest:

„Love," fragte er, „weißt du, wann ich sterben werde? Mich dünkt, der Chirurgus hat gesagt, in drei Tagen."

„Nein, nein," sagte ich, „er wird dich aufbringen, denn du bist nur leicht getroffen." Und ich verwunderte mich, wie er die Worte des Chirurgus vernommen habe, da wir doch draußen und ganz heimlich gesprochen hatten, er zudem schlief. Aber mit solchen, die sterben, ist es wunderbar: sie hören auch, was nicht gesprochen wird, und sehen in die Ferne. Solches habe ich oft sagen hören.

„Love, mein Bruder," begann nun Lasse aufs neue, „ich werde gewiß sterben. Täusche dich nicht. Denn nun hat sich erfüllt, was mir geweissagt worden. Es hat so kommen müssen, und darum ist es gut so. Aber Love, glaubst du, daß auch *sie* kommen wird?"

„Wer?" fragte ich, „wer soll kommen?"

Lasse schwieg eine Weile, dann sagte er: „Es war mir immer, daß sie kommen werde, bevor ich sterbe, und ich sahe sie mit einer Rose zu mir kommen und an mein Bette treten . . . Aber das kann wohl nicht sein! O Love, mein Bruder, ich bitte dich, schließ die Läden dicht, damit ich die Sterne nicht sehe, die am Himmel sind . . . Ja, tu es, Love, mein Bruder! . . . Mich verlangt nach Dunkelheit . . . Ich will schlafen . . ."

Da tat ich nach seinem Wunsch und schloß die Läden, und setzte mich wieder zu ihm. Und er ergriff wieder meine Hand.

„Love, mein Bruder," sagte er, „laß mich nur so liegen und deine Hand halten. Das Sprechen fällt mir ein wenig schwer . . . Ich will noch etwas wach bleiben . . . O Love, es ist so gut, daß du nahe bist, da ich sterbe . . ."

Ich wollte ihn überreden, aber er bat mich, daß ich schweige.

Und Lasse schlief ein und ließ meine Hand frei, und ich saß die ganze Nacht an seinem Lager und weiß nicht, ob ich gewacht oder geschlafen.

Am Morgen, da er noch schlief, dachte ich über seine Frage an mich nach, und es war mir, als habe er die Gräfin gemeint, als welche zu ihm kommen sollte. Da machte ich mich auf und ging hin zu der Gräfin, deren Haus ich wohl kannte, ohne daß ich aber bislang sie selbst gesehen, und erlangte Einlaß und fand eine ernste, stille Frau, noch immer schön, aber schon von dem Hauch der Jahre berührt, während ich vermeint, sie blühe noch in erster Jugend, so daß ich an jenes Madonnenbild dachte, welches in der Mondnacht so lieblich gewesen und, da wir es am Tage geschaut, nur ein fast zerstörtes Gemälde war auf der Wand einer verfallenen Kapelle.

Gleichwohl brachte ich mein Anliegen vor und sprach:

„Madame, jener einstige Sekretär Ihres reichsgräflichen Herrn Gemahls, von welchem in letzter Zeit mehrfach die Sprache gewesen, indem Seine Majestät unser allergnädigster Herr König ihn ob seiner Mordschuld großmütigst begnadigt, derselbige liegt auf dem Tod, und es ist sein einziges Begehrnis, daß er Ihre gräfliche Gnaden noch einmal siehet. Da er aber ob seiner tödlichen Verwundung nicht imstande, derselben seine untertänigste Aufwartung zu machen, so bitte ich in seinem Namen, indem er mir seinen Wunsch anvertraut hat, Ihre gräfliche Gnaden möchten um die Barmherzigkeit Gottes willen sich vermögen lassen, Ihrem treu ergebenen einstigen Diener noch einmal die Gnade Ihrer Gegenwart zu schenken."

Die Gräfin darauf bedachte sich ein wenig, dann sagte sie: „Ja, ich will kommen, noch an diesem Nachmittag. Es dünkt mich christliche Pflicht, solchem Wunsche zu willfahren." Damit entließ sie mich.

Ich sagte Lasse nichts, daß die Gräfin kommen werde, harrte jedoch in Ungeduld von Stunde zu Stunde. Und es ward später, denn ich geglaubt.

Lasse war etwas unruhig auf seinem Bette, und die Wunde machte ihm heftigeren Schmerz denn bisher. Und wieder sah ich auf seine Stirn den Schatten jener Traurigkeit kommen, welcher so lange Zeit gewichen schien. Er konnte kaum sprechen, aber dann wollte er seine Laute haben, damit er spiele; es verlange ihn danach. Jedoch wie er lag, konnte er nicht spielen und legte die Laute neben sich auf die Wandseite zu seiner linken Hand, ganz nahe zu sich.

„Hier ist mein Herz," sagte er, „hier soll sie ruhen, wann ich sterbe."

Dann wieder seufzte er leise auf und sprach: „Ach, mein Bruder, alle Sterne sind erloschen, alle . . ."

Gegen Abend jedoch, da ein plötzliches Rot durch das Fenster in die Stube brach, so kam die Gräfin in einem schlichten, dunkeln Gewand mit einer Rose am Busenausschnitt. Und wie sie in dem roten Lichte stand, war sie nicht mehr die Frau, welche schon altert, sondern eine hehre Fürstin in der schönsten Blüte ihrer Jahre. Ein sanftes Lächeln war auf ihren Lippen, da sie kam und an das Lager des Todwunden trat.

Lasse richtete sich ein weniges auf.

„Madame?" fragte er leise.

„Ja," sagte die Gräfin, „es ist mir zugekommen, daß Er krank ist, und da habe ich mich seiner erinnert . . ."

„O, welche unaussprechliche Faveur von Euer gräflichen Gnaden!"

„Ja, ich bin ihm immer wohlaffektioniert gewesen."

Und die Gräfin nestelte ihre Rose vom Busen und legte sie in meines Freundes Hand, und während er sie ergriff und an die Lippen führte, trat die Gräfin wieder zurück und ging.

Da brach Lasse in ein Schluchzen und Jauchzen aus, erstickt unter seinem schweren Atem, und er riß sich die Binde von der Brust, also daß sein Blut in einem dicken, dunkeln Strome aufquoll, aber er wehrte mir.

„Laß mich, laß mich, mein Bruder," rief er auf einmal wieder mit klarer Stimme, nun seine Brust frei wurde vom Blut. „So will ich sterben, so mich verbluten. Laß mich, laß mich!"

Und er küßte noch immerfort die Rose.

Draußen verblich das Abendrot, und der Nachthimmel trat aus dem rosigen Schleier in seiner ganzen blauen Klarheit und mit all den großen Sternen der Sommernacht.

Da sagte Lasse zu mir: „Tu nun das Fenster auf, ganz auf, laß den Himmel ein! Er ist so reich an Sternen!"

Ich tat es und setzte mich dann so auf sein Lager, daß er in den Himmel schauen konnte, wie er lag, ihm gegenüber. Und ich sah in dem blassen Nachtschein, daß sein Blut aufgehört hatte zu strömen und nur mehr ganz leicht und dünn aus der Wunde floß, aber über seiner Stirne lag wie ein heller Lichtstrahl, und das war seine Narbe von dem Brande her.

Nachdem er nun eine Weile ganz still gelegen und in den Himmel sah, begann er zu mir zu reden wie aus einer anderen Welt:

„Ja, Love, so will ich sterben. Es wird uns von unseren Vorvätern erzählt, daß sie nicht von der Krankheit sterben wollten, sondern wenn der Tod über sie kam, noch in der letzten Stunde sich mit ihrem Speere oder Schwerte Wunden in die Brust ritzten, Todesrunen in sie schnitten, damit sie an ihnen stürben gleichwie in offener Schlacht und nicht den Tod der Siechen auf ihrem Bette. So will auch ich sterben. Ja, sieh nur, Love, wie mein Blut fließt! Ich fühle es. Und so verrinnt mein Leben. O, wie soll ich dir sagen, wie selig ich bin! Die Sterne leuchten noch. Und alles, alles hat sich erfüllt! . . . Love, wenn ich sterbe, die Rose mußt du um meinen Sarg winden, damit ich sie über mir habe, wenn ich im Grabe liege. O mein Bruder, sie ist ganz feucht von meinen Küssen! . . . Und sie ist doch gekommen! Im Abendrot ist sie gekommen wie in einem Traum. O soll ich mich nicht benedeien, mein Bruder? Sie, der ich nie gewagt zu nahen mit einem Worte noch einem Blick, sie ist selbst zu mir gekommen, da ich am Tode lag, und hat mit ihrer herzroten Rose ihr eigenes Herz in meine arme, niedrige Hand gelegt! O, alles, alles ist gut. Love, mein Bruder, ich weiß nur Dank . . . Nun aber gib mir deine Hand, o mein lieber, lieber Bruder . . . mein armes, kleines Leben strömt über in den großen Tod . . . Ja, so laß mich sterben mit deiner Hand in der meinen und mit dem Blick in die Sterne . . . O Bruder, mein Bruder! Die schönen, schönen Sterne . . ."

Da war es mir, als glitte eine Hand über die Saiten der Laute, welche bei ihm lag, und ein sanfter Akkord glitt in die Stille. Aber es war der Flügel seiner Seele, welche sie gestreift, da sie entflog.

Und ich war allein in der Nacht.

Wie mein Freund mich geheißen, so tat ich und wand die Rose um seinen Sarg, da er begraben ward. Es war nur in ein Armengrab, wo ihrer viele beisammen sind, daß man ihn senkte, weil wir arm waren und nicht hatten, ein eigenes Grab zu kaufen, und niemand folgte ihm denn ich allein. Da war mir, als ob sie meines Lebens Seele begrüben, und noch lange, da mein Auge versiegt war, weinte mein Herz.

Es war aber, daß man doch von meines Freundes Tode erfuhr und nun die Lieder, welche er gedichtet, von Hand zu Hand gingen und jene aufgeschrieben wurden, die er gesungen, so daß alsbald die ganze Stadt von seinem Ruhme voll war. Und eines Tages, so ließ mich die Gräfin zu sich bescheiden und sprach zu mir, daß sie meines Freundes Lieder zu Gesicht bekommen und nun erkannt habe, welches Ingenium dieser Dichter gewesen, und daß sie ihm einen Stein setzen wolle, damit eines solchen Geistes Grabmal zugleich ein Ruhmesmal für sein Vaterland sei.

Da sagte ich, er liege unter den Armen.

„Wohl," sagte darauf die Gräfin, „so wird man ihn dort ausheben und ihm eine eigene Grabstelle besorgen."

Ich aber erhob Zweifel, daß man seinen Sarg herausfinden werde, indem alle von denen Armen gleich gemacht sind, dann aber erinnerte ich mich der Rose. „Wenn nur die Rose nicht verwelkt ist!" sagte ich.

„Welche Rose?" fragte die Gräfin.

Da bekannte ich ihr frei, daß es dieselbige Rose wäre, welche sie meinem Freunde in die Hand gelegt, und daß er gebeten, ich möge sie um seinen Sarg winden.

Und ich sah, wie die Gräfin bei diesen Worten die Tränen ihrer Augen mit ihrem Fazenett verbarg. Dann, nachdem sie sie getrocknet, sagte sie zu mir:

„Ja, Sein Freund ist mir sehr getreu gewesen."

Die Rose aber war noch nicht verwelkt, und an ihr erkannte man den Sarg unter den vielen, und noch mit ihr senkte man ihn in das neue Grab, welches die Gräfin ihm bestellt hatte. Daß sie aber den Stein auf sein Grab gesetzt haben, das habe ich nicht mehr gesehen, denn ich bin darüber fort von Schweden, nachdem ich daselbst niemanden mehr hatte, an dem mein Herz hing, und bin zurück nach Güssow, wo ich Kirchspielschreiber gewesen, ob man mich wieder annehme. Und ich erhielt die Stelle, und jenes Mädchen, welches ich noch als ein Kind verlassen, war lieblich herangewachsen, und ich fand es noch unbegabt. Da hat sich auch mein Herzenswunsch erfüllt, und ich bin mit Frau und Kinden in Güssow verblieben bis an diesen Tag, da ich die letzten Zeilen zu meines Freundes Gedächtnis schrieb. Ich habe nie wieder einen gleichen Menschen gefunden.

In einem Bergkristall.

Von

Friedrich Ratzel.

I.

Am Ostausgang des Dörfchens Chamonix, wo der Ausblick auf den Montblanc frei wird und weiterhin der lauten Arve, die dort in Wiesengründen zwischen Erlen und Tannen hinauseilt, eine geraume Strecke talabwärts folgen kann, hat ein Händler seinen Laden aufgetan, in dessen Kleinigkeiten sich die Touristen an trüben Tagen die Zeit mit Aussuchen und Feilschen vertreiben. Das kleine Holzhaus mit seinem langen, niederen Schaufenster liegt gegenüber den, wie alle Gasthäuser von Chamonix, plumpen, grauen Steinwürfeln des Hôtel Beausite, zwischen Landstraßen und Wiesen. Wenn man von den Bergkristallen und Amethysten, die dort zur Schau liegen, genug gesehen hat, braucht man nur aufzublicken und kann gleich damit die Schneegipfel des Montblanc und seiner nächsten Nachbarn vergleichen, die mit ihren Pyramiden- und Kegelformen wie eine riesige Gruppe höchst reiner, aber massiger Kristalle herableuchten. Ihre Firnschneiden wetteifern an Schärfe mit den Kanten des Bergkristalls, und das tiefe Blau in den Spalten ihrer Gletscher ist dem geheimnisvollen Veilchenblau des Amethysts verwandt; ja, es gibt Abende, wo sie selber in milder Amethystfarbe vor der Glut eines purpurnen Sonnenunterganges stehen. Aber freilich, dieses zarte Lila dämmert bald in ein abendliches Grau hinüber, während der Stein seine schöne Farbe kraftvoll zwischen den Wänden des Kristalls festhält, als freute er sich selbst daran und hütete sie. Man sieht in diesen bescheidenen Schaufenstern auch Lapis Lazuli und die mannigfaltig gebänderten und gewölkten Achate, diese Lieblingssteine der Bäder und Kurorte; aber das sind nur Fremdlinge, Eingedrungene. Das Heimatsrecht hat hier vor allem der Bergkristall, der in den Klüften und Drusen des Montblancmassivs wächst, und dessen größte Exemplare in der Welt der Kristalle eine fast ebenso überragende Stellung einnehmen wie der Montblanc unter den Alpengipfeln. Die Kieselsäure, aus der diese Kristalle bestehen, ist zugleich einer der Grundstoffe, die

das Gebirgsmassiv aufbauen. Der Bergkristall gehört also zu diesem Gebirge noch mehr, ich möchte sagen noch innerlicher, als die Tannen und Lärchen an seinen Hängen und der Schnee und Firn auf seinen Gipfeln und Graten. Er stammt aus dem Inneren des Massivs wie die Quellen, die hier entspringen; doch verleiht ihm seine stoffliche Zusammengehörigkeit mit Granit und Gneiß eine noch engere Verwandtschaft, denn er ist gleichsam die Blüte des Quarzes, dessen Adern und Lagen das ganze Gebirge durchziehen. Vergleiche ich den Quarz, dessen trübe Masse in breiteren Formen kristallisiert, mit dem Bergkristall, so sehe ich hier denselben Stoff in reinerer Ausbildung.

In den Mineraliensammlungen bleiben wir vor den Bergkristallen stehen; nachdem wir den ungeheuren Formen- und Farbenreichtum aller übrigen angestaunt haben, kehren wir zu diesen großen, einfachen, klaren Strahlern zurück. Es ist sehr schön, wenn sie, durch Chlorit gefärbt, durchsichtig wie ein grüner Bergsee sind, den nur stille Quellen speisen, oder wenn uns brauner Rauchquarz so melancholisch wie ein Moorteich anschaut. Aber wie ein Quell erfrischend und immer neu bleibt der wasserklare und vollkommen durchsichtige Bergkristall. Steinsalz könnte allein mit ihm wetteifern, wo es in klaren, großen Würfeln wächst, aber es ist weich, zerfallbar, daher leicht getrübt. Verglichen mit ihm ist Bergkristall das Sinnbild klarer Beständigkeit. Wie ganz anders noch müssen uns hier die Strahlen des Bergkristalls anziehen, wo sie heimisch sind und wirklich zur Landschaft gehören! Vor dem Hintergrund des Gebirgsstocks, der eine der massigsten Gestaltungen unorganischer Stoffe zeigt, die der Erdoberfläche entragen, stehen sie als die reinste dieser Gestaltungen. Der Bergkristall ist der Masse nach im Vergleich mit dem Berge, dem er entstammt, nur ein Körnchen, aber dem Wesen nach ein viel ausgesprocheneres, selbständigeres Ganze. Er hat den Grund und das Gesetz seiner Bildung in sich selbst. Man nennt mit Recht die Kristalle „Strahler", denn sie strahlen von der Materie aus, der sie entstammen, hinaus, hinauf, von der Stelle weg, wo ihr Zusammenhang mit der Erde liegt, wie die Berge oder wie die Türme sich dem Himmel entgegenheben. Aber die Berge sind von fremden Kräften gehoben, die von innen wirken, und anderen Kräften, die aus dem Luftkreis an sie herankommen, verdanken sie ihre äußere Gestalt. Deshalb haben sie sich auch je und je mit diesen Kräften gewandelt und werden ihnen auch fernerhin unterworfen sein. Sie sind gleichsam eine Schrift, die die Winde und die Wolken auf die Tafel der Erde in hochragenden Zeichen auf- und eingetragen haben. Der Kristall dagegen verdankt gleich dem Organismus inneren Kräften seine Entstehung. Äußere Umstände mögen seine Größe und die Vollkommenheit und Reinheit seiner Gestalt beeinflussen, innere Kräfte formen ihn. Pseudometamorphosen, in denen langsam eindringende fremde Stoffe, deren Kristallform ursprünglich eine andere ist, in die Form des Körpers, mit dem sie sich verbinden, gleichsam hineingezwungen werden, zeigen die gestaltende Macht dieser Kräfte über den Bereich des Stoffes hinaus wirksam, an den sie ursprünglich gebunden sind.

Leute, die bestrebt sind, die Dinge dieser Welt weit auseinanderzuhalten, damit nicht ihre Vielheit sinnverwirrend wirkt, beeilen sich, hinzuzufügen: Innere

Kräfte sind noch nicht organische Kräfte; ein Kristall muß aus demselben Stoffe werden wie der andere, und während jedes organische Wesen ein Ding für sich ist, ist der Kristall, wie oft er entstehen möge und unter welchen Bedingungen auch immer, kein Ding für sich, kein Individuum; er ist es so wenig wie die Wellen, die sich millionenmal immer in derselben Form an derselben Klippe brechen und sich millionenmal neu erzeugen.

Ist es so gewiß, daß wir die individuelle Existenz der Welle absprechen müssen, deren Leben von einigen Sekunden ich hier zu meinen Füßen entstehen und verrinnen sehe? Freilich ist es ein kurzes Dasein; allein, was bedeutet in diesen Dingen die Zeit? Wir sehen Tier- und Pflanzenarten, die vergänglich sind wie Träume, und andere, die durch Hunderte von Millionen Jahren sich vollkommen unverändert fortgepflanzt haben: sie teilen noch heute Luft und Sonne mit uns, wie sie sie vordem mit den Ichthyosauriern geteilt haben. Niemand zweifelt, daß dieser Unterschied der Dauer so wenig einen tiefen Unterschied macht, wie das Kind, das als Säugling stirbt, weniger Mensch ist als ein Greis von hundert Jahren. Erhebe dich nur hoch genug, um eine weite Zeit zu übersehen, so wird diese Folge der Lebensformen, die wir Arten und Gattungen nennen, nichts anderes dir erscheinen denn als Wellen und Blasen an der Oberfläche eines Meeres, dessen Tiefe uns verhüllt sind. Laß uns doch einmal die Welle entstehen und zerfließen sehen! Hier wölbt es sich heran, noch ganz gestaltlos, eine breite, flache Schwellung, sie hat nun ihren Höhepunkt erreicht, und indem sie sich uns nähert, beginnt sie sich zu teilen, und aus der einzigen Wölbung sieden viele empor, und jede stürzt als eine Welle auf eine andere Stelle des Strandes, die eine vorwärts, die andere rechts, die andere links, einige überholend, andere zurückbleibend. Und so kehren sie nun auch wieder zurück, jede auf ihrem Wege, und sind Einzelwesen, bis sie in der Wassermasse verschwinden, die in kurzem aus demselben Stoffe neue Wellen gebären wird.

Siehe über uns die Wolken! Mindestens Gattungen wird man wohl unterscheiden dürfen, die schon der Volksmund benannt hat: Strichwolken, Gewitterwolken, Schäfchenwolken. Die blendend weiße Sommermittagswolke, die du aus einer leichten Trübung über jener dunkeln Bergwand entstehen, quellend wachsen, sich loslösen und wie ein stolzes Schiff mit vollen Segeln ins Himmelblau hinaussteuern sahest, ist doch wohl mehr; wir werden sie zwar heute Abend verglühen sehen, aber wird sie dann weniger gelebt haben als die Eintagsfliege, die mit ihr zugleich verweht? Gibt es also einen triftigen Grund, warum man das Erzeugnis solcher Kräfte, das von der übrigen Welt durch die scharf bestimmten Grenzen seiner eigentümlichen Gestalt getrennt ist, nicht Individuum nennen sollte? Vom organischen trennt es dann scheinbar nur noch seine Entstehungsweise: denn es entwickelt sich nicht, sagt man, es wird, es entsteht.

Die scheinbare Entwicklungslosigkeit des Kristalls ist nun für uns ebenfalls keine notwendige und dauernde Eigenschaft. Was wissen wir denn von der Geschichte der Kristallformen? Jetzt sind sie allerdings starr, stehen fest, wiederholen sich ganz genau. Muß es immer so gewesen sein? Hüten wir uns

auch hier, zu großes Gewicht auf die Erfahrungen der Jahrmillionen zu legen, die unserem Blick offenstehen. Was dahinter liegt, wissen wir nicht. Könnten nicht die Kristalle Dauerformen von noch festerem Bestande sein als jene Pflanzen und Tiere, die variationslos die ganze Reihe der geologischen Zeitalter überlebt haben, aus denen wir überhaupt Fossilreste besitzen? Könnten nicht diese starren Formen *erstarrte* sein, die in treuer *Erinnerung* eine Form von den vielen festhalten, durch die sie einmal hindurchgegangen sind?

Erinnerung – welch großes, umfassendes Wort! Darin liegt nicht bloß mein und dein Leben, und alles, was als Geschichte aufgezeichnet ist. Die Fähigkeit, einmal gewonnene Eindrücke wieder hervorzurufen, und sogar einmal vollzogene Handlungen zu wiederholen, besitzt unser Nervensystem und macht davon Gebrauch, ohne unser Bewußtsein zu benachrichtigen. Die Tiere vollziehen Handlungen instinktiv, die durch äußere oder innere Anlässe ausgelöst werden; sie sind vom ersten bis zum letzten Akt in der Erinnerung aufbewahrt und entfalten dann ihre Motive wie ein aufgezogenes Musikwerk die Melodie, die in ihm schläft, ganz von selbst und in immer gleicher Folge. Man erinnere sich an die schwierigen und oft verwickelten Wanderungen der Zugvögel, die eine wunderbare Kraft der Erinnerung an Orte aller Art voraussetzen. Dieselbe oder mindestens eine nahverwandte Fähigkeit organischer Stoffe ist die Zusammendrängung aller Elemente zu einem reich ausgebildeten Organismus im Keim; es braucht nichts als die Befruchtung, und nun bildet sich ein Lebewesen ganz von selbst nach Erinnerungen, die, in vielen Fällen seit Jahrmillionen unverändert aufbewahrt, von Geschlecht zu Geschlecht unversehrt weitergegeben worden sind. Und *was* es nun wird, das muß als Erinnerung zusammengedrängt in einem Teil der Eizelle und der Samenzelle gelebt haben, der so eng ist, daß ihn das mit dem Mikroskop bewaffnete Auge kaum sieht, geschweige denn die Art der Aufspeicherung der Erinnerungen erkennt, die in bestimmter Ordnung liegen müssen. Der kleine gelbe Fleck an der Basis der Blumenkrone der Schlüsselblume oder das längere oder kürzere Wimperhaar eines Augenlids müssen hier vorgebildet sein, d. h. sie müssen in dieser unvorstellbar engen Zusammendrängung vorbestimmte Stellen einnehmen, so daß die Entwicklung sie genau auf dieselbe Stelle bringen kann und muß, wo sie in dieser Art oder Rasse immer erscheinen müssen.

Vor mir steht eine Druse schlanker Bergkristalle aus irgend einer Kluft des Montblanc, die alle, klein und groß, ganz gleich, eine Fläche der der Säule aufgesetzten sechsseitigen Pyramide viel stärker ausgebildet zeigen als die anderen; wir kennen nicht den Grund dieser Eigentümlichkeit, wir sehen nur, daß sie in dieser Gruppe unbedingt herrscht, so wie in einer Familie eine Form der Nase oder ein brauner Fleck im blauen Auge. Aus irgend einer Ursache ist hier die Natur von ihrem alten, geraden Weg in der Bildung der Bergkristallform abgewichen. Man sagt: Der Kristall ist das verkörperte Gesetz, die sichtbar gewordene Ordnung. Der Organismus eines lebenden Wesens ist sicherlich von verwickelterem Bau, aber ist die in jedem einzelnen Kristall einer Gruppe wiederkehrende Abweichung von dem Gesetze nicht eine

Variation, deren Festhaltung vielleicht noch erstaunlicher ist als ihre Entstehung? Ist der Blutkreislauf wunderbarer als der Trieb zur Anordnung in bestimmten Richtungen, der die Moleküle unorganischer Stoffe treibt, sich zu Kristallen zu verbinden? Was unterscheidet die Bildung des Kristalls, in dem unorganische Stoffe sich nach uralten Gesetzen zu den immer gleichen Formen zusammenschließen, von der Fähigkeit der Biene, regelmäßig sechsseitige Zellen aus Wachs zu bauen und mit Honig zu füllen, die wir Instinkt nennen? Den unmittelbaren Vergleich solcher Bildungen mit Kristallen, der so oft versucht worden ist, halte ich für unfruchtbar; es ist ja zunächst nur etwas Äußeres, das uns zum Vergleich anregt, und Vergleiche von Äußerem bleiben auch äußerlich in der Wirkung. Wenn man aber in die Entwicklung eindringt, sieht man bei den kristallähnlichen Bildungen des Tier- und Pflanzenreiches ein Zahlengesetz schon früh die Vervielfältigung und Anordnung der Teile regeln. Blüten von regelmäßigem Bau lassen auf den ersten Blick das Zahlengesetz ihres Baues erkennen; es sind lebendig gewordene Kristalle.

Um die in gleichen Winkeln und bis zu gleichen Entfernungen hinausstrahlenden Grundlinien eines Drei-, Fünf- oder Sechsstrahlers treibt und schwankt dieses farbige Leben; es scheint so frei, so losgebunden, und doch entfernt es sich nie so weit von seinem Grundplan, daß man die Regelmäßigkeit der Anlage übersehen dürfte. Auch selbst in weniger regelmäßigen Blüten zeigt sich das Gesetz ihres Grundplanes. Vor mir steht die zartviolette Blütenähre eines Gartenritterspornes mit „gefüllten" Blüten; sie ist trotz Sporns und vervielfältigter Blumenblätter ein fünfstrahliger Stern; ich zerpflücke eines von den zarten Gebilden, und indem ich von innen nach außen gehe, bleiben die fünf ursprünglichen Kelchblätter, eines davon gespornt, übrig, die ich an den grünen Streifen ihrer Rückseite erkenne; die anderen sind rein-violett. Ich habe den Kristall herausgeschält wie aus den umlagernden Hüllen einer Konkretion. Die reichen Büschelähren der Gentiana spicata, die im Herbst häufig auf Wiesen des Alpenvorlands wächst, tragen dicht gedrängt hellviolette Blüten, die in der unteren Hälfte eine längsstreifige, lebhaft glänzende Röhre bilden, von der die fünf Teile der eigentlichen Krone sich mit leichter Hervorwölbung absetzen; zusammengefaltet, erinnern diese Blütenknospen an Kristalle, die gesellig von gemeinsamer Achse ausstrahlen. Die einzelne Blüte strebt in schlanker Bogenlinie aus dem bräunlichen Kelch hervor, den fünf schmale Spitzen umstehen, erweitert sich fast zur Krugform, kehrt aber in ihren fünf Spitzen zum Fünfstrahler zurück. Die Blüte ist trotz der Krugform ein regelmäßiger Fünfstrahler. Die Kaktusse hat man Kristalle des Pflanzenreiches genannt, und in der Tat, wenn wir einen unverzweigten Säulenkaktus betrachten, dessen Kanten, auch abgesehen von der Stachelbesetzung, so scharf ausgebildet sind und so regelmäßig verlaufen und an der Spitze sich vereinigen, so ist die Ähnlichkeit mit säulenförmigen Kristallen schlagend. Auch selbst die birnen- und melonenförmigen Kaktusse machen uns, trotz ihrer rundlichen Gesamtgestalt, an Kristalle denken. Allein worin anders liegt hier das Kristallinische als in dem Zurücktreten aller Zweige, Schosse, Ausläufer, die sonst die strenge Gesetzmäßigkeit des Kernes

einer Lebensform verhüllen? Wir sind gewohnt, diese Außendinge als das eigentlich Organische zu betrachten, und vergessen darüber, daß es nicht der Kern ist. Alle Äste, Zweige, Blätter, Nebenblätter u. s. w. müssen wegfallen, der innere Wasservorrat muß die Gewebe anschwellen, rissige Rinde muß fehlen, damit die fünfstrahlige Grundgestalt so klar und deutlich in die Erscheinung treten kann. Aus demselben Grunde zeigt uns manchmal die Knospe das Gesetz des Baues einer Blüte deutlicher als die entfaltete Blume. Und doch liegt ein großer Teil der Schönheit organischer Gebilde in dem Bestreben des Lebens, sich aus solcher Regelmäßigkeit herauszuringen. Der echte Kristall mit seinen harten Linien und ebenen Flächen und immer gleichen Winkeln muß der gerundeten Linie weichen, in deren Schwung sich eine Freiheit bekundet: das ist die Freiheit des Lebens. Im Kristall ist die Bewegung in Schlaf verfallen, sobald die kleinsten Teilchen in die Richtungslinien des Kristallbaues eingerückt sind; im organischen Gebilde ruhen sie nur zeitweilig und nie so tief, das Gesetz ihrer Anordnung ist kein so unbedingtes. Im unorganischen Reich erfüllt sich das Gesetz, und die Bildung liegt fertig, aber tot vor mir; im organischen zieht das Gesetz durch die ganze Lebensentwicklung, erfüllt sich niemals bis zum Äußersten, es findet sozusagen nur ein schwankendes Gehorchen.

Auch das Tierreich hat seine Kristalle, wobei ich nicht einmal an die kristallinischen Ausscheidungen denke, die in Muscheln, Schalen und Stielen aus kohlensauerem Kalk als echte Mineralien auftreten, in diesem Falle meist als rhombische Kalkspatkristalle. Ich meine die Regelmäßigkeit von Bauplänen tierischer Organismen und Werke. Die oft bewunderte Genauigkeit der Maße der Winkel der Sechsecke einer Bienenzelle oder des Strahlengehäuses eines Seeigels oder Seesterns oder der Fäden eines Spinnengewebes beweist eine Fähigkeit der mathematisch genauen Erinnerung.

Auch dieser sechsseitige Strahler, der die verkörperte Starrheit des Gesetzes seines Baues ist, war nicht immer so in regelmäßige Flächen und Kanten gebannt. Als jene kleinsten Kieselsäureteilchen, die in einer Flüssigkeit schwammen, sich einander näherten und die Erinnerung in sich aufsteigen fühlten an jene Art der Gruppierung, in der sie oft mit anderen ihresgleichen geruht hatten, da regte sich ein Leben in ihnen wie in Zugvögeln, die es im Herbst nach Süden treibt; sie stürzten, von der Übermacht der Anziehung getrieben, zusammen, und freilich waren sie nun festgehalten, und mit der Beweglichkeit war es zu Ende. Noch heute kommen Jaspis, Achat, auch Kupferkies in organisch-rundlichen, wolkenhaft-quellenden Formen vor, und im Röhrenachat sind die Punkte und kleinen Kreise wie Zellkerne in einer Interzellularmasse verteilt. Schalenblende quillt zu vierförmigen Stücken auf. Die Ähnlichkeit mit Kumuluswolken ist besonders auffallend, mehr noch mit gemalten, wie z. B. in dem Wolkengekröse der Sixtina, als in wirklichen. Am fernsten sind Opale in ihrer Weise den kristallisierten Mineralien trotz ihrer herrlichen Farbenspiele. Der gemeine Opal erinnert an Bernstein, edle Opale kommen in gallertartigen Stücken vor, und Alumocalcit sieht wie ein Stück rotbraune Erde aus, das mit Seifenwasser bläulich übergossen ist. In anderer Weise

schweift ins Organische der faserige Gneis und Glimmerschiefer, die an Holzmaser und mit ihren Quarzeinsprengungen an Astlöcher erinnern. Solche Grenzgebilde müssen zu Betrachtungen über die Armut des Formenschatzes anregen, über den die Natur gebietet; es können auch in ihrem Anblick Ahnungen von unermeßlicher Weite, aber unaussdenklicher, auftauchen. Vollkommen pflanzenähnlich strahlen und verzweigen sich auch die sternenförmigen Bündel des Rubellit, die an die quirligen Blattstellungen schwimmender Pflanzen erinnern. Und bei Kristallen, die aus formlosen Gesteinsmassen herausleuchten, denken wir an das Bergmannswort von Blüten im Schoß der Erde, von edeln Erzen und Steinen, die aus taubem Gesteine „ausblühen".

Wenn man die Naturerscheinungen nach dem Ausdruck einer strengen Gesetzmäßigkeit in ihrem Äußeren gliedert, stehen die Kristalle und die regelmäßig gebauten Blumen und Strahltiere an der Spitze. Die Weltkörper sind im Vergleich mit ihnen willkürlich gestaltet, nur im großen spricht ihre Kugelform die gesetzliche Form des fallenden Tropfens oder der Agglomeration zusammenstürzender Massen aus; aber der Sternenhimmel zeigt uns nur zufällige und unvollkommene Annäherung an solche Regelmäßigkeit, z. B. im südlichen Kreuz. Liegt vielleicht eine Bedingung jener geometrischen Formen in ihrer geringen Größe? Auch unter den Kristallen gibt es, genau wie bei lebendigen Wesen, ein Maß für das Größenwachstum, das nicht überschritten wird. Auch den kristallbauenden Kräften sind Schranken gezogen. Riesenkristalle von Bergkristall, Roteisenerz, Arragonit, Cölestin gehen doch nicht über enge Grenzen hinaus. Es gibt keine Kristalle wie Eichbäume oder wie Elefanten; schon wenn sie Menschengröße erreichen, kommen sie uns riesengroß vor. Wie könnten Edelsteine so kostbar sein, wenn sie nicht in ganz kleinen Ausmessungen wüchsen?

II.

Ein klarer Tag! Welche Einfachheit des blauen Gewölbes über der reichen Welt dieses Tales, und welche einfache Größe! In dieser Morgenstunde schwingt es sich in dem gleichen Lichtgraublau von einem Berg zum anderen. Selbst die Abtönung nach dem Horizonte zu ins Weißliche fehlt; hinter den Bergen, die uns rings umstehen, scheint sich die Wölbung ins Unendliche fortzusetzen. Man begreift die Einheit des Gottes, der den Alten der Himmel eines Erdstriches war, wo das Blau oft monatelang so klar, so einfach und eben darum so groß auf die veränderliche Welt herabschaut: Zeus, Divus. O, welch klarer Tag! ruft einer dem anderen zu; ich möchte es freudig selbst denen mitteilen, die mir fremd sind, wenn nicht ihre Augen mir zu sagen schienen, daß sie gar nichts davon merken wollen. Aber dem Bauer, der froh zur Arbeit geht, liegt die Klarheit auf dem Gesicht wie ein Widerschein. Er fühlt es, ohne es sich zu sagen: es ist ein Eintauchen in Luft und Licht, in diese Durchsichtigkeit hineinzuschreiten. Nirgends ein Hindernis, nirgends eine Trübung, soweit der Himmel reicht, *eine* Welt des Lichtes, *eine* Fülle, keine Zurückweisung. Das beglückt, das macht frei.

Unter einem solchen Himmel sagt man sich: Die Vorstellung des kristallenen Himmelsgewölbes ruht auf einem festen Beobachtungsgrunde. Die mit scharfen Augen begabten Schöpfer der Himmelsmythen sahen die Durchsichtigkeit der Luft nicht bloß rings um sich her, sondern indem sie den Adler verfolgten, der sich zuletzt als ein Pünktchen im Äther verlor, erkannten sie die Fortsetzung dieser Klarheit bis ins Himmelblau hinein. Die tiefe, einfache Farbe bekräftigte diese Beobachtung. Trübungen verbreiten sich in ihr wie in einem klaren Meere oder See, und während sie kommen und gehen, kehrt die blaue, tiefe Klarheit immer wieder. Ich erinnere mich an die Sarcabrücke zwischen Riva und Torbole am Gardasee, wo der Gebirgsfluß in den blauen See tritt, in den er eine breite, grüne Wolke treibt; aber nach wenig hundert Metern hat der See den trüben Fluß in sein Blau und seine Klarheit aufgelöst. In Kristallen sieht man Trübungen in ähnlicher Weise wolkig verbreitet, nur daß sie erstarrt sind und im Kristall eingeschlossen bleiben, wenn sie in dessen Form einmal eingetreten sind. Aber was bedeuten alle Trübungen in der großen Tiefe des Himmelsgewölbes?

Was unseren Blick bis zu einer gewissen Tiefe eindringen läßt, ob es nun durchsichtig oder durchscheinend sei, erweckt die Vorstellung der Tiefe. Unser Blick wird nicht von einem Hindernis plötzlich aufgehalten, nichts weist ihn zurück, er verliert sich nur. Daher die Neigung, allem Wasser in der Natur, dessen Boden wir nicht erreichen, gewaltige Tiefen zuzuschreiben, und um so mehr, je stiller dieses Wasser ist, je geheimnisvoller es uns anschaut. Daher die sagenhaften Tiefen der kleinen, stillen, dunkeln Gebirgsseen.

Auch die Erklärung des Himmelsgewölbes zum kristallenen Dom ist ein Versuch ursprünglicher Klassifikation, wie das Jugendalter der Wissenschaft so viele hervorbrachte. Wir fassen alles zusammen, was durchsichtig ist: die Luft, das Wasser, den Tautropfen, den Kristall. Das Auge macht den Eindruck, durchsichtig zu sein in dem Sinne wie eine Quelle, in die unser Blick bis auf den Grund reicht; nicht das Auge der Katzen und mancher anderen Tiere, aber ein Menschenauge, das wir klar und tief nennen, oder das zutrauliche, klare Äugchen eines Vögeleins.

Noch ein äußerer Grund, das Himmelsgewölbe aus Kristall zu bilden, lag darin, daß die Sterne ja einen Halt brauchten, also mußten sie entweder an der inneren Seite der Kristallschale befestigt oder zwischen den kristallenen Sphären eingeschlossen sein: eine notwendige Vorstellung in einer Zeit, die noch nichts von der Festhaltung der Himmelskörper in ihrer schwebenden Lage durch die Anziehung wußte. Und wenn man nun eine solche Kristallsphäre ausgedacht hatte, was Wunder, daß man, die Vorstellung wiederholend, Sphäre um Sphäre legte, wobei allerdings eine überirdische Durchsichtigkeit angenommen werden mußte, die die fernsten Sterne gerade so deutlich erkennen ließ wie die nahen. Das scheint unwahrscheinlich, und doch ist es nicht ganz unwirklich. Soweit unsere unverfälschten Sinneswahrnehmungen auch Kunde von den inneren Wesen der Dinge und Erscheinungen umschließen, konnten jederzeit die auf ihre Spiegelungen in unserer Seele begründeten Vorstellungen auch in mythischer Einkleidung der Wahrheit sich nähern. Umgibt uns nicht

eine Kristallsphäre in jener Höhenschicht der Luft, die mit den feinen Strahlen erstarrten Wassers gefüllt ist? Halten wir es nicht für möglich, daß die Kristallsphäre des mythischen Zeitalters in ferner Zukunft Wirklichkeit werden wird, wenn das flüssige Wasser erstarrt an der Erdoberfläche niedergeschlagen und die Atmosphäre von Schnee und Eisstaub erfüllt sein wird? Diese kalte Hülle wird dann aus lauter hexagonalen Wasserkristallen bestehen.

Welche große Sache ist die Durchsichtigkeit, diese so einfache und weitverbreitete Eigenschaft vieler Körper, das Licht unverändert durchzulassen! Luft, Wasser, Eis, Kristalle sind alles klare Dinge, solange sie rein sind. Wie dicht und kalt auch Luft wird, sie bleibt klar. Wäre es anders, wie sollten wir die Sterne erblicken? Wieviel hängt von der Durchsichtigkeit der Luft ab! Der Blick ins Weltall, die Möglichkeit, zu wissen, wo wir mit unserer Erde überhaupt im Raume sind, ist nur möglich durch diese scheinbar so einfache und selbstverständliche Eigenschaft. So eng also ist die Möglichkeit der wichtigsten Erfahrung bedingt, so schmal ist der Grund, auf dem unser Wissen vom Kosmos gebaut ist. Wieviel mag uns da verborgen sein und bleiben? Und wieviel mag verborgen gewesen sein, als ein Teil der Stoffe, die jetzt zu Weltkörpern vereinigt sind, im Weltraum schwebte? Auch diese Klarheit ist nur das Ergebnis eines Kampfes mit dem Trüben, und es strahlt mich wie abgeklärt das Himmelsblau und die Sonne an. Das Licht und der durchsichtige Raum kommen mir wie Engverbündete vor, beide Ausdruck einer riesigen Fülle, mit der sich Klarheit, Licht über alles: Großes und Kleines, Edles und Unedles, ausgießt. An den oberitalienischen Seen kann man es erleben, daß, wenn bei umwölktem Himmel dessen Wolken tief gehen, der das schöne Wetter bringende regelmäßige Seewind, die Ora, der Regolare, die Wolken als dünnen Nebel über das Land breitet, die Welt eine ganz andere, duftverhüllte wird, ein silbernes Flimmern, ein ganz gedämpftes Licht, fast Dämmern, und ein Horizont von greifbarer Enge und Nähe. Da erkennt man erst, was die Durchsichtigkeit der Luft bedeutet. Denn sobald ein Nebelmeer uns umdrängt, kehren weitschweifende Gedanken zu uns zurück, wie die Schwalben, die nur noch den heimatlichen Turm umflattern, und die weit offene Blume der Phantasie beginnt ihre Blütenblätter zusammenzulegen.

In dem wasserklaren Bergkristall halte ich nun in meiner Hand die Durchsichtigkeit des Raumes zwischen mir und den Welten weit jenseits der Sonne. Dieser Stein teilt mit der Luft und dem Wasser die herrliche Eigenschaft, das Licht, den Boten fremder Welten, durchzulassen. Je klarer, von desto „reinerem Wasser" ist er. Und was nun der Klarheit im Kristall einen so großen Wert verleiht, das ist ihre Beständigkeit; sie ist nicht zu trüben wie in der Luft oder im Wasser. Die Untrübbarkeit ist der Schatz, der im Bergkristall ruht, auch an den Edelsteinen ist sie das wertvollste. Farben sind einigen davon in ausgezeichnetem Maße zu eigen, aber ihr eigenstes ist doch das, was an ihnen kristallen ist: Durchsichtigkeit und Glanz. Daß einzelne davon in regelmäßigen Kristallformen in der Natur vorkommen, spielt daneben keine Rolle, denn gerade die schönsten Edelsteine kommen nur in kleinen, meist in unvollkommenen und abgeschliffenen Kristallen vor; wo

sie aber in großen Formen auftreten, entbehren sie wieder gerade der Klarheit und des Glanzes, der sie wertvoll macht. Der Bergkristall macht in dieser Beziehung mit Amethyst und einigen Verwandten eine Ausnahme, daß er in großen Strahlern vorkommt, die vollkommen klar sind. Er ist insofern der edelste der Edelsteine, denn in diesem Maße verbindet kein anderer Größe mit Glanz und Klarheit. Nur aus Bergkristall kann man große Schalen, Würfel, Säulen schneiden. Das sollte dem Bergkristall das höchste Lob erwerben; aber diese Freigebigkeit des Vorkommens wird mißverstanden. Ein seltsamer Fehlschluß deutet Freigebigkeit als Schwäche, Kargheit als Stärke. Was selten ist, wird mit Dank begrüßt, wo es erscheint. Verdiente nicht gerade das den Dank, was sich mir allerorten bietet?

In der Klarheit des Kristalls halte ich also fest in Händen dieselbe Eigenschaft, die ich in der Luft und im Wasser beständig um mich habe, ohne daß ich sie fassen und halten könnte. Die Klarheit, verbunden mit Widerstandskraft und Dauerhaftigkeit: das halte ich am Kristall wert, darum freue ich mich, in ihn hineinzuschauen, wenn es draußen sich trübt. Ich freue mich auch, wenn der Regen Kristallhelle über Steine und Pflanzen breitet, trüben Farben Leuchtkraft und Glanz verleiht; aber der feuchte Überzug verdunstet, und nur in der Luft bleibt ein blauer Hauch, der fernen Bergen einen entzückenden Schein von Durchsichtigkeit verleiht.

Die reine Luft ist blau, und das reine Wasser ist blau. Staub und Wasser machen die Luft rot und gelb widerscheinen, feinste Staubteilchen und auch organische Beimengungen geben dem Wasser einen grünen Ton. Viel reicher ist die Farbenskala der Kristalle. Auch wenn wir nur die durchsichtigen nehmen, gibt es keine Abtönung von Blau, die nicht im Saphir, keine von Rot, die nicht im Rubin und Granaten, keine von Grün, die nicht im Smaragd, keine von Gelb, die nicht im Topas vorkäme. Es gibt bläuliche, gelbliche, grünliche, bräunliche Diamanten, es gibt gelbe, braune, veilchenblaue, rötliche Bergkristalle. In den Färbungen erinnern also die Kristalle an den Farbenreichtum des organischen Lebens, und wenn Adalbert Stifter einmal sagt: „Das Kristallisieren der Stoffe kam mir wie ein Blühen vor," ist es kein hergeholter Vergleich.

Die Farben in tausend Abstufungen, die unmerklich ineinander übergehen, erzeugt durch die feinsten Ströme, in denen organische Wachstumssäfte sich ausbreiten, sind den Kristallen nicht eigen. Ihrer Farbenverteilung sieht man das Walten größerer Kräfte an, die mehr im ganzen, ich möchte sagen stoßweise, wirken. Es gibt gebänderte und gestreifte Achate und wolkige Rauchquarze, aber kein Ausstrahlen eines tiefgoldenen Gelb von der Basis eines Blütenkelches bis zu den äußersten Zacken der Kronenblätter, wie es mir die Primel oder, ins Himmelblaue übersetzt, jedes Blütchen der Zehntausend bescheidener Veronikas zeigt, die den Grasrand eines kurzen Feldwegs durchsticken. Nun erst das Leuchten des Rosenrotes in einer Zentifolie vom Herzen der Blüte bis zu ihren äußersten Blütenblättern, einem Sonnenaufgang am bewölkten Himmel zu vergleichen, wo die Wolken im Zenith die Sonnenglut bis in einen letzten Hauch von Goldrot verklingen lassen. Das hat in der

Welt der Steine auch dort nichts Vergleichbares, wo eine Amethystdruse Kristalle ausstrahlt, die tief-veilchenblau, wo sie an der Basis zusammenhängen, und an ihren Spitzen wasserklarer Quarzkristall sind. Und so ist auch anderseits die Freiheit nicht im Reich der Steine, mit der aus dem Grün des Apfels das Purpurrot nur an der sonnenzugewandten Seite hervorblüht, oder das herbstliche Braun, das im Grün des Baumblattes sich an den Adern und Äderchen hin verbreitet. Millionen Kleeblätter sind grün, bis in einem von allen sich tiefes, leuchtendes Purpurbraun von der Spitze nach der Basis zu verbreitet, diese selbst freilassend; auch dies ist eine Art von Freiheit, die der Züchter noch steigern kann, bis eine völlig purpurblättrige Kleeart entstanden ist. So mag die Blutbuche entstanden sein, die wie ein Gebilde aus dunkelm Erz mit verhaltener Glut leuchtet und purpurnen Schatten wirft. Ich nenne dies Freiheit, weil es ein weniger gebundenes Walten organisierender Kräfte ist, im Gegensatz zu der strengen Verteilung der Farben im Kristall. Die Ausbreitung der Farben zeigt in beiden Fällen ein strömendes Bewegen farbentragender Flüssigkeiten, selten tritt auch nur ein Farbfleck unvermittelt ein, wir sehen die Spuren seiner Herkunft und seiner weiteren Ausbreitung, können oftmals ein wahres Netzwerk von Wegen verfolgen. Aber das sind im Kristall gewiesene und engere Wege als in der Blüte, in der Frucht, im Blatt, auf der Wange. Außerdem haben sie fast alle das Beschränkte der Artzugehörigkeit. Die Farben vieler Mineralgruppen schwanken um eine einzige Grundfarbe.

Die Kupferfamilie möchte ich die Papageien des Mineralreichs nennen; fast alle Kupfererze haben etwas Lebhaftes, Sprechendes, vom dunkel spiegelnden Kupferglanz bis zum fast grell beryllgrünen Selenkupfer, Umangit u. ähnl. und zu den Buntkupfererzen mit insektenflügel- und seifenblasenhaftem Glanzwechsel und Geschimmer. Dazwischen liegt das tiefblaue Kupferindig, dem etwas Ähnliches die Natur auch nur in Käferflügeldecken erzeugt, das ebenso tief purpurne Rotkupfererz, das manchmal mit einer lichteren Abstufung verbunden mit dem Veilchenblau des Antimonglanzes vorkommt, und die tiefenzianblaue Kupferlasur. Wohltuend mild, fast wie junge Buchenblätter, ist daneben Malachit oder wiesengrüner Nickelsmaragd, oder der Lettromit mit himmelblauem Samtglanz. Zinnober und Verwandte prangen in allen roten Tönen vom brennenden Zinnoberrot und Purpur bis zu Rost- und Ziegelrot. Auripigment und Realgar schauen uns wie geröteter Schwefel an. Im reinen Schwefel schreit dagegen ein scharfleuchtendes oder blitzendes Hellgelb, das sich zu einem warmen Bernsteinbraun nur mildert, wo der Schwefelkristall durchscheinend wird. Proteisch vielfarbig tritt der Flußspat auf, am einfachsten und ansprechendsten im klaren Seegrün, aber auch bernsteinfarbig, amethystfarbig, fleischrot, goldgelb, dabei bald klar, bald getrübt, auch mit Farbenmischungen in derselben Stufe, z. B. gelbliche Kristalle mit veilchenblau durchscheinenden Kanten.

Rätselhaft ist das Spiegeln metallfarbener Kristalle in fast überirdischem Glanz. Welche ausebnende, Ungleichheiten niederdrückende Kraft war hier am Werk? Das messingene Spiegeln des Eisenkieses, der Anthrazitglanz der

Zinkblende, die die Obsidianspiegel der alten Mexikaner in die Erinnerung ruft, das dunkle goldgelbe Glänzen des Kupferkieses, das violettliche metallene des Kobaltglanzes. Im blauen Schimmer des schwarzgrauen Silberglanzes, im bläulichen des hellgrauen Tellursilbers fühlen wir uns an den bläulichen Schein des Silbermetalls erinnert. Die Würfel und Rechteckgestalten des Eisenkieses sind von monumentaler Einfachheit. Noch seltsamer ist das Schlummern der Lichter und Farben im unscheinbarsten Gewand; enthüllt blenden sie uns. Ich drehe den grauen Labradorstein in meiner Hand, bis er mir sein schillerndes Blau aufgehen läßt, und freue mich dieser Farbe ebenso, wie wenn sie in tausendfach größerem Raume auf der Oberfläche eines Sees erscheint. Ohne Zweifel ist das Blauen des Himmels zwischen trüben Wolken etwas Größeres, denn mit ihm gehen Licht und Sonne, und das Blauen meines Labradors ist ein Einzelphänomen. Aber wenn einer ein Mittel ersinnen sollte, um die Gedanken rasch vom Kleinen und Nahen ins Große und Weite auszubreiten, wäre nicht dieses Blauen in der Tiefe des grauen Steines gerade das rechte?

Ein tieferer Zusammenhang, den man physiognomisch nennen möchte, waltet oft zwischen Farbe und Gestalt. Das Bleigrau des Bleiglanzes ist eine stumpf metallene und stumme Farbe; auch in der Form liegt hier etwas von „bleierner Schwere'; und zugleich spricht sich in dem weichmetallischen An- und Ineinanderdrängen die Nachgiebigkeit dieses Metalles aus. Und hängt nicht die Wandelbarkeit des Kalkspats, der ein vielgestaltiges Geschlecht von Abartungen erzeugt, mit seiner anderen Eigenschaft zusammen, daß in seiner Färbung häufig trübe Töne erscheinen?

Es gibt auch Kristalle, die gewöhnlich mit anderen verbunden sind, wo sie dann Gruppen bilden, die etwas Landschaftsartiges in der Verbindung verschiedenster Formen und Farben zu *einem* Bilde haben. Man sieht da Kontraste, die geradezu effektvoll sind, z. B. rosenrote Kobaltblüte mit tiefschwarzem Kobaltmangan. Dagegen ist mild und doch reich das Hingestreutsein goldglänzender Kupferkieswürfelchen zwischen milchweiße Quarzstrahlen; so kommt auch dunkles Fahlerz und Zinkblende vor. Ganz landschaftlich wirkt Speiskobalt, der Quarz rosenrot bestäubt oder mehr anhaucht: ein Miniaturgebirge im Morgensonnenlicht. So kommt auch Millerit als ein tief moosgrüner Anhauch oder Anstaub kleinster Kriställchen vor. Schwefelkristalle und Cölestin kommen miteinander in zierlichen kleinen Gebilden vor, die harmonisch zueinander gestimmt zu sein scheinen.

Indem Mineralien sich zersetzen, unter Beibehaltung ihrer Form, entstehen Wiederholungen derselben Kristalle mit merkwürdig abweichenden Färbungen. Neben dem messingglänzenden Eisenkies liegen die rostfarbenen Oxydationen höchst unscheinbar; man könnte sie die Greise jener jünglingshaft laut glänzenden Kristalle nennen. Diese abgetönten Farben erinnern an roten Sandstein, der gebräunt, an Granit, der im Wetter grau, an Kalkstein, der schwärzlich oder rötlich geworden ist. Die bunten und glänzenden Reste leuchten wie Blüten von entlaubten Bäumen aus diesen Farben der Verwitterung heraus.

III.

Am Spätherbstmorgen hängen die Gletscher wie schneeweiße Wolken vom Montblanc und seinen Genossen ins Tal; die Umrisse der Berge ziehen wie helle Linien vor dem erst dämmernden Nachthimmel, bei weitem nicht so kühn und groß wie am Tag. Genau so habe ich erst vor wenigen Tagen die letzten Wolken in den Tälern liegen sehen, als nach heftigem Spätgewitter der Himmel sich aufklärte; sie ruhten in den dunkeln Rinnen der Waldhänge eingebettet wie weiße Hirsche, die die oben in grauem Gewirr abziehende wilde Jagd erlegt hat. Es ist jedoch bei näherem Zusehen ein etwas anderes Licht als das von weichen Wolken, deren Weiß ins Nebelgraue spielt; es ist etwas von dem eigenen Leuchten der Sterne oder des Mondes darin, oder noch besser, von dem Leuchten der Wolken, hinter denen der Mond steht, etwas Phosphoreszierendes. Das hat wohl jeder Alpenwanderer einmal gesehen, wenn ihn ein nächtlicher Weg in ein Hochtal führte, von dessen Bergen Gletscher herabsteigen; auch stürzende Lawinen will man elektrisch haben aufleuchten sehen. Schon de Saussure hat vom phosphoreszierenden Licht des Firnes gesprochen. Vor dem Licht der Morgensonne sinken die Gletscher gleichsam zurück, werden grau und scheinen zusammenzuschwinden, während die Berge größer werden; erst die höhergestiegene Sonne gibt ihnen ihre eigene Farbe: das Weiß der reinen, das Silbergrau der schuttbestreuten Oberfläche und jenes bläuliche und grünliche Durchscheinen, das tief und leuchtend in den Spalten der zerklüftetsten Partieen wohnt. Auch dieses Eis ist eine Masse von Kristallen, die, eng aneinandergefügt und -gelenkt, scheinbar ein zusammenhängendes Ganze bilden; aber die wahre Einheit des Gletschers ist der Wasserkristall; jener selbst ist im Vergleich damit nur ein unorganischer Haufen. Aus den sechsstrahligen Schneesternen, die hoch oben im Gebirge vor vielen Jahrzehnten herabwirbelten, ist durch Schmelzen, Wiedergefrieren und Anfrieren fremder Schneesterntrümmerchen das Firnkorn entstanden, das äußerlich völlig unkristallinisch aussieht, etwa einem Samenkorn oder Wurzelknöllchen gleicht, im Inneren aber sich durch die Lichtbrechung als echter Kristall erweist. In hundertfünfzig oder zweihundert Jahren ist es mit Millionen ähnlicher Firnkörner herabgewandert, zäh geflossen, bis zum Rand des Gletschers, von wo es einst in leicht flüssiger Form als Quell oder Bach rascher zu Tal eilen wird. Als Kristall kommt es auf diesem weiten Weg nicht mehr zum Vorschein.

Firn und Gletscher sind so gut Gesteine wie der Granit des Gebirgskerns. Das Humboldtische Wort: „kristallinisches Gewebe einer Felsart", paßt auf beide, nur daß die Kristalle, die in ihnen zu einem Ganzen gefügt sind, alle aus demselben Stoffe bestehen, während im Granit Feldspat, Quarz und Glimmer sich im Erstarren, jeder in seiner Form, kristallinisch gesondert haben. So liegen also zwei Massen, zu denen unzählige Kristallindividuen zusammengefügt und -gefesselt sind, über- und nebeneinander: Granit und Eis.

Beide gleichen einander auch darin, daß keine den Kristall, der sie aufbauen hilft, seine Freiheit *als Kristall* wiedergewinnen läßt. Die Kristallindividuen des Granits werden erst frei, wenn sie zerfallen oder dem Zerfallen nahe sind; ihr Rest ist Staub und Sand, wie er von den Felswänden herab-

rieselt und weggeführt wird. Beim heutigen Zustand der Erde ist es ausgeschlossen, daß eine Umschmelzung oder ein gewaltiger Druck sie wieder in den flüssigen Zustand zurückführt, aus dem sie zu Granit von neuem erstarren könnten. Der Zerfall des Granits ist der Tod seiner Kristalle; damit wird aus ihm, dem einen, eine Fülle von neuen Gebilden, aber nichts, was ihm selbst gliche: Tone, Sande, Sandsteine, Gerölle. Anders ist das Schicksal des Gletschers und Firnes und ihrer Eiskristalle: so wie sie stofflich eins waren, bleiben sie es nach der Auflösung; aus Eis wird Wasser. Und da nun Wasser bei jeder Temperatur verdunstet und von dem Nullgrad unserer Thermometer an wieder erstarrt, kristallisiert, so hören sozusagen seine Übergänge von einem in den anderen Zustand nie auf, ist es in beständigen Wandlungen begriffen: Wasserdampf wird zu Schnee, Schnee zu Firn und Eis, Eis zu Wasser, Wasser zu Wasserdampf, und wo immer die Kurve dieser Verwandlungen unter den Gefrierpunkt herabgeht, tritt Übergang ins Kristallinische, Erstarrung ein.

Im fließenden Wasser hilft jeder Moment der Ruhe und Sammlung der Kristallnatur zu ihrem Recht. Ein Gebirgsbach, in dessen Bett Riffe und Felsblöcke eine Menge von Hindernissen und Ruhepunkte schaffen, hat eben das vor dem Wasserfall voraus, daß sich ununterbrochen aus dem Schaum und der Trübung der Wirbel der Kristall des Wassers wiederherstellt. Gerade dieses beständige Verwandeln und Zurückverwandeln im Wandel des Fließens fesselt. Wenn der Bach auf ebenerer Bahn durchsichtig hineilt, ja schon in jeder Bucht oder Nische, hinter einer Felsklippe, ist er Kristall oder geschmolzenes Glas. In der Brandung des Meeres ist die zurückstömende Welle noch ein Glasfluß, voll Luftblasen, weißgrün, aber rasch geht derselbe, wie die Luftblasen entweichen, in einfarbig dunkles Glas über.

In den Tiefen des Meeres und der Seen steht das Wasser kristallen still und klar. Nur selten wird es von einem der Tiere bewegt, die vorbeikriechen oder -huschen. Man versuche sich diese ungeheuer tiefen und breiten Massen des klaren, durchsichtigen, bläulichen Stoffes vorzustellen, wie er die tiefen Becken der Erdoberfläche ausfüllt: es ist eine der großartigst einheitlichen Naturerscheinungen. Das Meer ist selten an der Oberfläche so unbewegt, daß es einen ungetrübten Spiegel bildet; aber in Binnenseen wächst die kristallene Ruhe gleichsam herauf bis an die Luft, und das Becken sieht aus, als sei sein Inhalt keiner Bewegung fähig. Ich finde eben darum den bei Naturschilderern beliebten Vergleich eines stillen, tief eingesenkten Sees mit einem Auge störend, denn was ist in diesem immer ruhenden, dunkelglänzenden Spiegel augenhaft? Sein Leben ist nur gespiegelt.

Die gleichmäßige Wellenbewegung an der Oberfläche eines tiefen Wassers, wie sie von leichten dauernden Winden hervorgebracht wird, schafft ein neues, in seinem Wesen ebenso großes Bild wie es die Wasserfläche in der Ruhe geboten hatte, aber ein rasch vorübergehendes. Dasselbe erinnert an die Querstreifung der Kristalle, die auch lediglich eine Veränderung der Oberfläche bedeutet, unter der die gesetzmäßige Kristallform in ihrer ganzen Strenge erhalten bleibt. In den See hineinziehendes Röhricht stört dagegen die Kristallnatur

des Wassers; es erinnert uns an die Durchdringbarkeit des Flüssigen, in dem die zarten Stengel der Pflanzen ihren Weg zur Oberfläche finden. Die Reinheit der Oberfläche wird aufgehoben, es ist eine Vermengung heterogener Dinge, die an sich sehr schön wirken kann, aber auf Kosten der Größe: das Große zerteilt gibt das Schöne, wobei das Erhabene entflieht. Etwas ganz anderes sind die unzähligen Bilder von Trübung und Verwirrung, aus denen sich hier zu meinen Füßen der ganze Lauf der Arve zusammensetzt. Das eben noch kristallene, an einen Glasfluß erinnernde Wasser zwängt sich durch Klippen oder fällt in ein Felsbecken, wo es sich zu milchiger Undurchsichtigkeit zerteilt, zerwirbelt, aufschäumt und überwallt, aber in Kürze ist alle Trübung ausgestoßen, die ursprüngliche, ich möchte sagen ureigenschaftliche Klarheit wiedergewonnen. So gibt es auch Kristalle, deren Inneres bei aller Strenge der äußeren Form ein Chaos ist, durch dessen Risse, Klüfte, wallende und sich drängende Massen, Trübung und Klarheit kein Blick dringt: ein rettungsloser Widerspruch zwischen dem Gesetz der äußeren Formen und der Gesetzlosigkeit der Zerrüttung des Inneren. Der klare Kristall erscheint uns nun erst recht als der Ausdruck der Reife und der Abgeschlossenheit.

So habe ich im Laufe der Jahre manches Gespräch mit meinem Bergkristall geführt. Nicht bloß die Erinnerung an die Luft, das Wasser, das Eis und den Berg jener Alpen, denen er entstammt, habe ich in ihm mit herausgetragen, seine Klarheit redet, und es redet seine Starrheit, und gerade diese nicht am wenigsten eindringlich. Was ist mir die Zeit, scheint aus diesem festen Gefüge herauszufragen? Für dich, wie für alles Lebendige, Schicksal, Verhängnis; für diesen Kristall bedeutet sie nichts, solange er besteht. Uns reißt die Flut der Zeit fort, er schläft in unbewegten Tiefen. Wie viele Schöpfungsperioden mögen an ihm vorbeigeflossen sein? So lange nicht diese Form von außen zerbrochen oder aufgelöst wird, bleibt der Kristall in denselben Flächen und Kanten eingeschlossen, seine Atome ruhen fest ineinander gefügt und würden, glauben wir zu wissen, bis an den Rand der Ewigkeit so ruhen. Was dünket dich von der Zeit der Menschen angesichts der Zeit dieses Kristalls?

Brechen wir ab, denken wir an das Maß und die Geschlossenheit des Kristalles; auch in ihnen liegt Lehre und Mahnung!

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller.

Herausgegeben und erläutert

von

Albert Köster.

(Schluß.)

VI.

Im Mai 1884 führte Theodor Storm einen längst gefaßten Plan aus und reiste mit seiner Frau nach Berlin. Er liebte die Stadt nicht sehr und hatte eine aus Erfahrung und Vorurteil erwachsene Abneigung überhaupt gegen alles preußische Wesen[1]). Aber liebe Freunde wohnten ihm doch noch dort, die er lange nicht gesehen hatte. Im Jahre 1865, kurz vor dem Tode der Frau Constanze, war er zum letztenmal in der preußischen Hauptstadt gewesen[2]), und jetzt war sie fast ein halbes Menschenalter schon Reichshauptstadt.

In das Getriebe der Millionenstadt ist Storm damals nicht mit neugierigem Gegenwartssinn eingetaucht. Sein Blick war vielmehr, wie der so vieler seiner poetischen Gestalten, zurück in die Jugend gerichtet. Wie er gastfreundliche Aufnahme fand im Hause des Geheimrats von Wussow, der einst als Landrat in Heiligenstadt ihm am nächsten gestanden hatte, so suchte er auch in traulichen Zirkeln mit Theodor Mommsen, Ludwig Pietsch und andern alte Tage wieder aufleben zu lassen. Nur eine größere öffentliche Veranstaltung mußte er über sich ergehen lassen, ein Festmahl, das das literarische Berlin ihm zu Ehren am Montag, den 12. Mai, im Englischen Hause gab. Hermann Heiberg hatte die Anordnung des Ganzen übernommen, und etwa hundert Damen und Herren, namentlich aus den Schriftstellerkreisen, versammelten sich um den Gefeierten. Ludwig Pietsch hat in der „Vossischen Zeitung" (14. Mai 1884, Nr. 223, Morgenausgabe, erste Beilage) eine lebensvolle Schilderung des Abends gegeben, dem man absichtlich alles Lärmende und Glänzende ferngehalten hatte. Es ging her wie an einer groß ausgedehnten festlichen Familientafel.

Storm selbst gedenkt nun in seinem Brief an Keller der Rede, die er an jenem 12. Mai gehalten habe, und fordert den Freund auf, nicht alles zu glauben, was die Zeitungen darüber veröffentlicht hätten. Aber die verschiedenen

[1]) Deutsche Rundschau, Bd. 87, S. 215.

[2]) Vgl. L. Pietsch, Wie ich Schriftsteller geworden bin. 1894. Bd. II, S. 378.

Wiedergaben der Ansprache stimmen so völlig miteinander überein, daß es ganz unmöglich ist, in die Zuverlässigkeit der journalistischen Berichterstattung einen Zweifel zu setzen. Auf Karl Frenzels festliche Begrüßung sprach Theodor Storm mit zarter, erst allmählich verständlicher werdender Stimme seinen Dank aus. Nach leisen, ironischen Zweifeln, ob seine Werke auch wirklich gelesen würden, wandte er sich zu einem der Fundamentalsätze seines künstlerischen Kredo, nämlich zur Verteidigung der Novelle als eines ebenso hohen, ebenso ernsten Kunstwerks, wie es die größeren Formen des Romans und des Dramas seien. Und an dieser Stelle kam er, gewiß von keinem seiner Hörer verstanden, auf jene schon einmal von mir erwähnte Mißachtung der geliebten Kunstform zu sprechen, die er einst Georg Ebers angedichtet hatte. Selbst Ludwig Pietsch, der gewiß nicht versäumt hat, sich an dem Abend nach dem mysteriösen Novellenfeind zu erkundigen, hat das Rätsel nicht lösen können.

Der Abend ging harmonisch zu Ende. Es war gewiß ein schöner Moment, als Theodor Mommsen auf die Frau seines ältesten Freundes und einstigen Liedergenossen sprach, und gewiß ein anmutiges Bild, als der blauäugige greise Poet später im Kreise anmutiger Frauen sich heiterem Geplauder hingab.

Keller an Storm.

Zürich, 9. Juni 1884.

Verehrter Freund und Stern im Norden! Da ich an den Ratsherrn in Schleswig einen Brief zu senden habe, so will ich im gleichen Zug noch einen Gruß an Sie mitgehen lassen, hauptsächlich, um Ihnen nachträglich meine Teilnahme an dem Berliner Huldigungsfeste zu bezeugen, das Ihnen so reichverdientermaßen dargebracht worden ist. Obgleich ich Sie noch nie von Angesicht gesehen, so war ich doch hellsehend genug, Sie neben der preiswürdigsten Frau Do inmitten der feierlichen und geistreichen Versammlung zu schauen.

Jetzt denke ich mir Sie bei der gelinden und ruhigen Behandlung einer guten Frühsommerarbeit, wenn die Gartenpflege nicht zu starke Konkurrenz macht.

Ich bin immer noch an meinem Roman, wie ich eine dicke Novelle, die einen Band füllt, nenne, und bin noch nicht ganz sicher, ob ich ihn nicht nochmals weglege, um dafür die alten Novellen zu machen.

Paul Heyse will also definitiv zum Drama übergehen und der Novelle Valet sagen. Wenn er nur noch zehn Jahre schaffenskräftig ist, so kann er noch zwanzig Stücke machen bei seinem Eifer, und mit größerer Gesundheit, insbesondere, wenn es auf den Bühnen recht wiederhallt. Aber ich hoffe sub rosa so recht persönlich, daß er auch stofflich und formell tüchtig ins Zeug geht und uns auch mit ein paar breiter angelegten Gebilden bereichert. Ich sehe nicht ein, warum sich nicht einer wieder einmal an eine Trilogie größeren Stils ꝛc. machen soll! Kurz, er kann noch alles mögliche leisten, wie er es ja schon getan hat.

Nun ist der edle Geibel auch dahin, soweit er hin sein kann, und mit ihm eine letzte Gestalt einer Zeitepoche oder Kategorie verschwunden, die nicht ohne heiligen Ernst, aber auch nicht ohne ein wenig überschüssiges Pathos gelebt hat.

Unser Ferdinand Meyer schreibt gegenwärtig eine Novelle aus Karls des Großen Zeit[1]). Daß Ihnen sein „Jenatsch" Eindruck gemacht, ist sehr in der Ordnung; es ist aber auch ein außerordentlich famoses Sujet. Der Beilschlag der Dame am Schlusse ist mir auch widerwärtig; er beruht auch nur auf einer unwahren Volkstradition, die zudem kein Wort von einer Liebesgeschichte sagt und außerdem ein halb rohes, naturwüchsiges Gebirgsweib voraussetzt, wie die Sage sie auch im Kriege

[1]) Die Richterin.

sich mit raufen läßt. Allein Meyer hat eine Schwäche für solche einzelne Brutalitäten und Todschläge. Wenn er so was hört oder liest, so sagt er: vortrefflich! So hat jeder seinen Zopf!

Nun wünsch ich Ihnen wohl zu sein und gut zu leben nach eigenen und jeglichen vernünftigen Begriffen und empfehle mich bestens Ihrem Hause der Damen! Meine Schwester ist immer schwächlich und empfiehlt sich Ihnen ebenfalls.

Ihr Gottfried Keller.

Dieses Schreiben Kellers muß einige Tage liegen geblieben sein, denn es kam erst am 13. Juni in die Hände des Adressaten, als dieser schon seinerseits einen Brief begonnen hatte.

Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau, 8. (13.) Juni 1884.

Lieber Freund!

Das Datum hatte ich geschrieben, da wurde ich davon gejagt, und heute schreiben wir schon den 13. Juni. Somit habe ich Sie lange genug seit Ihrem Brief vom 26. März in Ruhe gelassen. Eine sechswöchentliche Reise — Hamburg, Berlin allein; zurück mit Frau: Berlin, Schwerin, Hamburg, Husum — liegt dazwischen. Ich war in achtzehn Jahren nicht in Berlin gewesen, wo ich einst studiert, und in dessen Nähe ich ja von 1852 an, in Potsdam, drei Jahre lang gelebt habe. Ich habe dort fast zu viel Bekannte, Gelehrte, Künstler, Poeten, hohe Beamte, Industrielle, und habe noch mehr diesmal gemacht, bin aber gleichwohl doch mit leidlich heiler Haut nach Hause gekommen, so daß ich noch die silberne Hochzeit meines Bruders in Husum bestehen konnte. Daß die Presse mich dort etwas angefeiert, haben Sie vielleicht gelesen; ich suchte vergebens abzuwehren, weil, unter uns gesagt — die Berliner Literaten mir nicht eben sympathisch sind. Übrigens war der Abend ganz angenehm; nur dürfen Sie nicht glauben, daß ich dort gesagt, was die Zeitungen referiert haben. Lieb war mir, daß mein ältester Berliner Freund, Theodor Mommsen — ich kann verraten, daß er jetzt die Kaisergeschichte schreibt — mit dabei war und in zierlicher Rede den Toast auf meine Frau ausbrachte. Es war nämlich mit Damen; „sonst kommt er nicht", hatte einer aus dem Komitee gesagt.

Vielleicht ist es buchhändlerisch gut. Denn Paetel sagte mir, auf die Anfrage, weshalb doch meine in den letzten zehn bis zwölf Jahren edierten Sachen keine Auflagen machten, ja, es sei eigentümlich, es würden von den Sortimentsbuchhandlungen immer nur die älteren Sachen verlangt. Der Grund scheint zu sein, daß, wie er sagte, mit ganz wenigen Ausnahmen, jetzt nicht mehr ohne Bestellung versandt würde, und so bleibe es bei dem Altherkömmlichen. Nicht sehr angenehm, wenn das Beste auf den letzten Teil fällt!

Wildenbruch lernte ich, aber nur ganz flüchtig, kennen; er hat nichts Ungewöhnliches in seinem Äußern, d. h. so flüchtig angeschaut. Im Königlichen Schauspielhaus sah ich seine „Karolinger", und, wenn auch seine Charakteristik nicht eben scharf ist, er es mit der Wahrscheinlichkeit im Motivieren auch nicht zu genau nimmt und der Schwerpunkt auch eben nicht die Krone der Steigerung am Ende des Stückes bildet, mir war doch, besonders in Akt II, mitunter, als höre ich den Schritt der großen Tragödie; er weiß mit Massen zu operieren und auf nicht kleine Weise im einzelnen eine große dramatische Wirkung herbeizuführen. Ich nahm mir den „Harold" mit, der mir fast noch besser gefällt. Die Komposition ist einheitlicher. Freilich ist die Drehung des Schwurinhalts — um seine Integrität zu retten — etwas künstlich. In Wahrheit war es wohl etwas anderes.

14. Juni.

Wie froh war ich, liebster Keller, daß ich bei Empfang Ihres gestrigen Briefes den meinen doch begonnen hatte!

Für unseren Paulus habe ich jetzt ein etwas schwieriges Geschäft, nämlich auf seine Bitte seine drei Bände Gedichte durchzulesen und meine Meinung zu sagen, was nach meinem Bedünken bei einer Zusammenfassung in einen Band fehlen könne. Da nun aber seine, d. h. was man bei ihm Lyrik nennen muß, mehr vom Geiste als von der Empfindung aus geschrieben und nur durch die letztere quantum satis erwärmt ist, so sind eine Menge solcher fast gleichwertiger Sachen entstanden; denn der Geist ist weit ausgiebiger als — brauchen wir das alte Wort! — das Herz. Was soll nun fort? —

Geibel den Menschen habe ich allzeit hochgestellt, den Dichter nur sehr bedingt anerkennen können; ich gebe nicht mein „Oktoberlied" für seine ganze Lyrik, d. h. eigentliche Lyrik. Das klingt freilich sehr hochmütig und darf nicht verraten werden. Bei seinem Tode schrieb ich den schlechten Vers in mein Notizbuch:

Die Form war dir ein goldner Kelch,
In den man goldnen Inhalt gießt —
Die Form ist nichts als der Kontur,
Der einen schönen Leib beschließt[1]).

„Abschließt" wäre das eigentlich Richtige. Ich möchte übrigens von Ihnen nicht mißverstanden werden, als ob ich Geibel nicht in seinen andern, nicht streng lyrischen Sachen respektierte. Das tue ich freilich.

Sie schreiben von dem Bilde meines Hauses; ich werde Ihnen, sobald ich Abdrücke habe, ein Bild von meiner werten Person dazu schicken, was in Berlin gemacht ist, so gut, wie noch niemals eines von mir dagewesen. Vielleicht haben Sie dann auch eins von Sich, das Ihnen für mich genügen würde.

Sie meinen, ich bin bei einer Frühlingsarbeit? Nein, ich drehe mich auch, wie Sie von sich sagen, auf dem Flecke herum. Ich habe gestern erst die — ich meine, vierte Durch- — zum Teil Umarbeitung des Buch II von „Grieshuus" beendet, das mir nicht würdig dem Buch I gedeihen will. Jetzt aber sage ich mit Heyse: Transeat cum ceteris! Sonst schreibe ich neben der Gartenarbeit, doch wesentlich nur Begießen, vielleicht ein Sommernovellchen; leider spielt es in Florenz, und ich bedarf dazu fremder Hilfe[2]).

Ich glaube, Sie müßten auch einmal nach Berlin und dann nach Schleswig-Holstein, um sich von dem Trubel zu erholen, zu dem „Ratsherrn" — wie Sie ihn titulieren — in Schleswig und zu mir, hier in die grüne holsteinische Landschaft; das würde verjugendlichen, und nachher würden Romane und Novellen glatt vom Stapel laufen. Bedenken Sie Sich den schwierigen Fall noch einmal ernstlich!

Mit meiner Frau und den Kindern las ich vor der Reise die ersten drei Bände von Ihrem neuen „Grünen" — den alten und die „Seldwyler" hat mein Ernst im Frühling mitgenommen — nun sollen wir noch den vierten genießen.

Mein ganzes Haus grüßt Sie aufs wärmste. Pflegen Sie Ihre alte Schwester und machen Sie ihr meinen wärmsten Empfehl! Ihr alter und getreuer

Th. Storm.

[1]) Jetzt in den Werken (Bd. XVII, S. 10) in der Form:

Poeta laureatus.

Es sei die Form ein Goldgefäß,
In das man goldnen Inhalt gießt!

Ein anderer.

Die Form ist nichts als der Kontur,
Der den lebendigen Leib beschließt.

Storm hat übrigens nicht erst in seinem reiferen Alter, etwa bei größerer künstlerischer Strenge, Geibels Liebeslyrik seine Anerkennung versagt. Theodor Fontane erzählt vielmehr (Deutsche Rundschau, Bd. 87, S. 221 f.), daß schon etwa im Jahre 1853 es in Berlin zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Kugler und Storm gekommen sei, weil dieser Geibels Gedichten die „latente Leidenschaft", und damit jede Berechtigung, als eigentliche Lyrik zu gelten, absprach.

[2]) Ist nicht zu stande gekommen.

NB. Ein Kundiger sagte mir gestern, man könne sich mit den Rundreisebilletts die Sache so zusammenstellen, daß die Reise II. Klasse von Hamburg nach Zürich und zurück nur etwa 76—80 Mk. hin und zurück koste.

Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau, 10. November 1884.

Lieber Meister Gottfried, wir haben lange nicht voneinander gehört; möge nun „Griesbuus" und meine Photographie, die nur an der steifgeschrobenen Kopfhaltung leidet und mich dadurch mehr als billig wild erscheinen läßt, ohne Anstoß in Ihre Hand gelangen. Leider haben Sie meine Geschichte wohl schon im Westermann angesehen; hier erscheint sie nun noch ein wenig durchgefeilt. Sie ist ganz erfunden; ein kleines italienisches Motiv von fünf bis sechs Zeilen gab mir den Perpendikel-Anstoß [1]).

Von Ihnen hat zu meiner Freude Paetel den neuen Roman für den gegenwärtigen Jahrgang angekündigt. Ich bin recht gierig, wieder einmal neue Prosa von Ihnen zu lesen; den „Grünen Heinrich" beendigte ich im Vorsommer mit meiner 19jährigen Gertrud, und wir hatten beide einen, wenn auch wahrscheinlich verschiedenen Genuß davon.

An meinem Geburtstag lag von Heyse ein Päckchen auf dem Tisch, und als ich ausschüttete, fielen vier Einakter heraus, drei Tragödien, ein Lustspiel. Am meisten haben mich davon „Simson" und „Ehrenschulden" interessiert. Das letztere scheint mir das Geschlossenste. Es muß in der Tat eine Reihe solcher Stoffe geben, wo nur in der letzten Entwicklung ein poetisch Brauchbares liegt, und es kommt dann darauf an, von dem, was sich sonst auf die Vorakte verteilen würde, das zum Verständnis Nötige in den einen Akt mit hinein zu weben, was unserem Verfasser, meine ich, hier vorzüglich gelungen ist. Im „Simson", der sonst die ganze Schönheit von Heyses Versdramen hat (Elfriede—Alkibiades), komme ich mit dem Charakter der Delila nicht zurecht. Heyse hat die Delila, die nach dem Buch der Richter eine Dirne ist, die Simson für Geld verrät, zur Fürstin gemacht, und nach der eindringlichen Darstellung muß man sogar annehmen, daß ihre Leidenschaft für Simson helle Flammen schlägt, wo er im Unglück und sie dem ihr widrigen Mann gegeben ist, man muß ihr ihren Rettungsplan und sogar die recht künstliche Geschichte in Szene 8 glauben; denn welchen Grund kann sie haben, dem Simson noch einmal Liebe zu heucheln? Dann aber wird sie mir später zu leicht durch die Mutter beiseite geschoben. Ich bemerkte Heyse Ähnliches, und er meinte, eine solche falsche Auffassung würde einem Bibelkenner nicht beifallen; daß sie ein Racker sei, sollte wohl bekannt sein. Nun, dann hätte der Verfasser sie nicht darstellen sollen, wie er sonst nur seine Edelsten schildert. Es ist einfach mit ihm durchgegangen. Übrigens wollte er ändern, ein weniges.

Das Lustspiel „Unter Brüdern" kommt mir schwach vor. Ich meine übrigens, dies und „Ehrenschulden" sind schon aufgeführt.

Sie werden die Sachen wohl auch schon kennen [2]). —

So weit schrieb ich heute morgen; nun ist es Spätnachmittag, die Dämmerung fällt schon; die Ferne, die ich aus dem Fenster sehe, verdeckt fast nebliger Dunst; nur auf dem Walde, der sich ein paar tausend Schritt von meinem Fenster streckt, erkenne ich noch den gelbbräunlichen Schleier der letzten Herbsttage. Ich habe eben

[1]) Auch in Husum weiß man nicht, was es mit diesem italienischen Motiv auf sich hat.

[2]) Der nun folgende schwermütige Schluß dieses Schreibens ist eine der eigenartigsten Stellen des ganzen Briefwechsels; jeder Kenner wird hier sagen: das ist der echte Storm. Und gerade diese Ausmalung der Herbstdämmerung, dies weiche Nachgeben hat Keller (Baechtold Bd. III, S. 577) für Koketterie erklärt. Man kann nicht schärfer den Unterschied des Temperaments beider Dichter bezeichnen. Und nun halte man neben diesen Briefschluß die ausklingenden Worte von Kellers Schreiben vom 12. August 1881.

meine Lampen angezündet, die Hängelampe über meinem Sofatisch und eine andere, die auf dem Tische steht, den ich davorgeschoben habe und der in fröhlicher Sommer- und auch noch in der recht goldigen Herbstzeit am einflügeligen Nordfenster steht. Diese Umstellung ist allzeit bei mir der Beginn des Einwinterns.

Ich bin allein zu Haus, ich höre die Einsamkeit ordentlich um mich summen; nur meine Kuckucksuhr pickt noch dazwischen. Wenn Sie hier wären, was würde ich Ihnen jetzt alles erzählen, was in einem Brief unmöglich ist. Etwas einsamer als sonst wird es für uns wohl diesen Winter werden; die bildschöne, stolze Tochter unseres Gutsbesitzers Dr. Wachs starb jählings im Spätsommer. Wie sie mit ihren Eltern und ihrer Schwester abends elf Uhr lachend aus einer Gesellschaft bei einem alten Großonkel in der hohen Tannenallee dem Gutshof zugeht, wird ihr Lachen durch Husten unterbrochen; wie sie es untersuchen, ist Schritt für Schritt der Weg voll roten Blutes. Vierzehn Tage später begruben wir sie in dem kleinen Kirchhof, der von Bäumen dicht umschlossen in dem Gutspark liegt. „Hüte dich, schön's Blümelein!"[1]) Das Haus wird nun stiller werden.

Man muß nachmittags keine Briefe schreiben, das ist die Zeit der Melancholie, zumal im Herbste und zumal im Alter.

Ich grüße Sie herzlich, und die Meinen schließen sich an. Ihrem lieben Schwesterlein meine verehrungsvolle Ergebung. Ihr Th. Storm.

Zwei Dichtungen fordern im Anschluß an diesen Brief zu Erläuterungen heraus.

In der Buchausgabe der „Chronik von Grieshuus" bemerkt man an hundert Stellen die bessernde Hand, besonders in der Einleitung und im ersten Teil; mit dem zweiten Teil, der Niederschrift des Magisters Caspar Bokenfeld, gab Storm das Ringen auf, nur daß der jauchzende erste Ausritt des kleinen Junkers auf dem Rößlein Falada (S. W. XVI. 129 f.) neu beschrieben wurde. Nach zwei Richtungen gehen des Dichters Verbesserungen: einerseits strebt er eine immer größere Plastik des Ausdrucks an und scheut darum Zusätze, die die Anschaulichkeit erhöhen können, nicht, wie er denn auch in Kleinigkeiten die Kostümtreue und Chronologie berichtigt. Anderseits ist Storm offenbar bei reifender Meisterschaft empfindlicher geworden für den Rhythmus seiner Sätze. Eine Menge unscheinbarer, auf den ersten Blick unerklärlicher Änderungen beweist es; der Dichter mag durch lautes Lesen seiner Novellen aufmerksam geworden sein. — Nur in einem — spaßig genug — ist er in dieser Novelle so sorglos wie in andern: in der Beobachtung der Haarfarbe der auftretenden Personen. Wie im „Herrn Etatsrat" Archimedes durchweg (XVIII, 11 und 36) als „erbsenblond" bezeichnet wird und doch plötzlich S. 56 mit „kohlschwarzem" Schnurrbart erscheint, so ist in „Grieshuus" das Haar des Junker Hinrich, das S. 13 schwarzbraun war, S. 70 blond; und das Roß Falada, das S. 129 bläulich mit weißem Schwanz und Mähne, also doch ein Schimmel war, hat sich S. 165 in ein „dunkles" Pferd verwandelt. —

Unter Paul Heyses „Drei einaktigen Trauerspielen und einem Lustspiel (Berlin 1884)" können wir das leichte lever de rideau „Unter Brüdern" und die dramatische Novelle „Frau Lucrezia" übergehen. Aber an die „Ehrenschulden" hat Storm eine richtige Prophezeiung geknüpft. Das kleine Trauerspiel hat technisch zwar nicht Schule machen können, weil es mit vielen Mitteln

[1]) Das ist der Refrain des alten Kirchenliedes „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod".

des älteren Dramas arbeitet, die heut etwas abgestanden sind. Aber es hat doch mit seiner Erfassung eines ganz modernen Problems und mit der Isolierung einer tragischen Katastrophe, deren Voraussetzungen alle hinter der eigentlichen Handlung zurückliegen, viele Nachfolger gehabt in der reichen Einakterliteratur seit Sudermann. — Hinsichtlich des vierten Dramas muß man sich auf des Dichters Seite stellen, gegen Storm. Denn Delila war, als sie Simson liebte und verriet, die Buhlerin, das verführerische Weib aus dem Volke, die verkörperte Lüge schlechthin. Und dieser Rolle bleibt sie treu auch an dem Tage, an dem sie nicht durch die Wahl eines Mannes, nicht durch ihr Jawort, sondern durch die Entscheidung der Würfel Fürstin wird. Auch was Storm am meisten bemängelt, die lange Verteidigungsrede, die sie in der achten Szene führt, ist ihrem Charakter gemäß. Will sie Simsons Vergebung erlangen, so muß sie ihn wie in alten Tagen noch einmal betören, und dazu können nur Worte von trügerischer Zerknirschung und komödiantischem Adel dienen; die Verzeihung des verstümmelten Helden aber braucht sie, um sich selbst wieder damit zu belügen. Völlig klar wird allerdings diese Motivierung im Drama nicht; Heyse hat sich, vertrauend auf die Bibelkenntnis des Hörers, vieles erspart, was er bei einem frei erfundenen Stoff exponierend hätte darstellen müssen.

Keller an Storm.

Zürich, [19. November 1884.]

Lieber Freund!

Ihr letzter Brief vom 8. Juni lag eben vor mir, um mir die Gedanken etwas aufkratzen zu helfen, als Ihr neuer Brief eintraf und einige Stunden später auch das Grieshuus mit dem neuesten Insassen, dem Herrn Amtsgerichtsrat Theodor Storm, anlangte. Für alles nehmen Sie meinen besten Dank! Das Bild hat mich etwas überrascht, weil ich durch das kleine Profilbild im ersten Bande Ihrer Werke auf eine etwas andere Vollansicht in meiner Vorstellung vorbereitet war. Es mögen freilich 13—14 Jahre zwischen beiden liegen.

Das Grieshuus hatte ich auf unserem Museum wohl gesehen, aber nicht gelesen, weil man in einem solchen Institute nicht dazu kommt, Romane zu lesen und Novellen zu genießen. Jetzt habe ich aber das Büchlein gleich hintereinander weg gelesen, und zwar nicht aus kritischer Neugierde, sondern zu meiner wirklichen Erbauung, und ich danke Ihnen nochmals für diesen schlanken Hirsch, den Sie mit ungeschwächter Kraft auf Ihren alten Heidegründen gejagt haben.

In der Spemannschen Zeitschrift sodann habe ich auch die neueste Geschichte „Marx“ [1]) entdeckt und einen sehr guten Anfang von vier bis fünf Seiten gelesen und will nun doch sehen, mir auf dem Lokale auch das Ende anzueignen.

Der verminderte Absatz von Einzelausgaben, von dem Sie mir schrieben, resp. dessen Begründung durch die Verleger scheint mir etwas kurios. Warum behalten die Herren einen neuen Gebrauch bei, der ihnen mit dem Autor nachteilig ist? Vielleicht entsteht durch das Nebeneinander von Gesamtausgaben und Separatbändchen, die in nicht langer Zeit auch in jene übergehen, eine Art Zwickmühle, in welcher allein der Autor auf unbekannte Art gezwickt wird. Es ist auch denkbar, daß gerade die treuesten „Verehrer“, nachdem sie eine Novelle in der Zeitschrift gelesen

[1]) Die Novelle „Marx“ (jetzt: „Es waren zwei Königskinder“) erschien zuerst in Spemanns „Vom Fels zum Meer“. 1884/85. Bd. I, S. 256—269. Sie ist bei der Aufnahme in die Gesammelten Schriften ihrem Gefüge nach unverändert geblieben; nur die Reden im schwäbischen Dialekt, den Storm offenbar nur wenig beherrschte, mußten durchaus überarbeitet werden.

haben, die Separatausgabe nicht mehr kaufen, weil sie ja des nächsten Sammelbandes sicher sind ꝛc.

Paul Heyses Gedichtsammlung[1]) habe ich jetzt erhalten und misse bis jetzt, außer den Sprüchen, die er wohl später wo unterbringen wird, nichts. Heyse hat so manches wirklich schöne, rein lyrische Lied. Ich erinnere nur an das „Lied" S. 146[2]). Wer das machen kann, hat auch mehreres gemacht. Hätte er in seiner Jugend mit dem üblichen Band Gedichte begonnen, statt mit Novellen und Dramen, so würde die herrschende Klassifikation mit Bezug auf seine Person schwerlich entstanden sein.

Hinwiederum rechne ich Ihr Gedicht „Geschwisterliebe" nicht zu der epischen Poesie, sondern zu der lyrischen im höchsten Sinne; die zwei Schlußzeilen sind alles, und dies Alles ist die ergreifendste Lyrik, die es geben kann; es stimmt jedes Herz, das nichts von Incest ahnt, weich und traurig und tröstet es zugleich.

Daß Paulus mit dem Erzählen in Prosa wirklich abgeschlossen zu haben glaubt, ist mir begreiflich, da er sich in dieser Produktion etwas überarbeitet hat. Man kann wohl hundert Novellen machen vom Umfang derjenigen der alten Italiener, aber nicht hundert kleine Romane mit ausgeführter Ausmalung.

Seine Einakter kenne ich noch nicht, ebenso nicht den Simson, welches Sujet mich überrascht. Gestern las ich schon wieder von einem vieraktigen Lustspiel[3]), das versandt sei, von dessen Titel er nie etwas erwähnte. Es wäre in der Tat hübsch, wenn er noch eine recht ausgiebige Bühnenzeit erleben würde. Persönlich würde ich dabei auf ein paar oder mehr schwere reiche Dramen alten Stils hoffen, wo auch was drin steht; denn die jetzt beliebte Traktätchen-Dramaturgie fängt mich an wo zu ennuieren.

Wildenbruch, den Sie in Berlin kennen lernten, sah ich auch im vorletzten Sommer hier in Zürich, wo er mich besuchte. Es ist ein sehr liebenswürdiger und enthusiasmierter Mensch, dessen Dramen sich wohl noch mehr entwickeln werden. Nur hat er wunderliche Kunstprinzipien, so, wenn er vorgibt, er wolle mit dem Publikum gemeinsam arbeiten, sich nach seinem Geschmack richten ꝛc. Das heißt freilich, man wolle die Wirkung studieren, was an sich recht ist; aber wer sind die, an denen man sie studiert? Würde man auch sonst tun, was denen gefällt?

Ich bin dies Jahr nun nicht weggekommen, erst wegen der Choleragefahr, da ich sie weder auf der Reise anzutreffen liebte, noch für den Fall meine Schwester allein im Hause lassen konnte, wo ich risikierte, sie bei der Rückkehr unversehens verschwunden zu finden. Nachher war ich zeitweise sonst indisponiert.

Meine Photographie werde ich Ihnen gern schicken, wenn ich erst einmal wieder eine habe, mag auch nur noch eine machen lassen, wenn ich einen Kerl finde, der mir nicht den Kopf ins Genick zurück dreht.

Nun gehaben Sie sich mit den Ihrigen ferner aufs beste! Meine Schwester dankt für Ihre freundlichen Grüße und erwidert dieselben herzlichst.

Ihr ergebener Gottfried Keller.

Storm an Keller.

Hademarschen, 21. Dezember 1884.

Sonntag vor Weihnachtabend, liebster Keller! Drunten im größten Zimmer ist schon die über zwölf Fuß hohe Tanne aufgestellt und biegt ihre Spitze unter der Decke; achtzehn Weihnachtspakete sind expediert, und gestern abend sind Netze geschnitten, Bonbons eingewickelt, ist vergoldet ꝛc. Und ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen diesen kleinen Weihnachtsbrief schreiben. Einige Pakete sind auch hier angelangt, vor allem, wie alle Jahr, von einem Braunschweiger Freund, den

[1]) Gedichte. Dritte Auflage (vermehrt aus dem Skizzenbuch und den Versen aus Italien). 1884. Das „Spruchbüchlein" erschien dann 1885.

[2]) „Schöne Jugend, scheidest du!"

[3]) Es wird das Schauspiel „Getrennte Welten" gemeint sein.

ich freilich auch nie gesehen, Pfefferkuchen und desfallsige alt heilige Männer, aus Lübeck Marzipan, und ein eifriger Verehrer, ich glaub aus Wien, schreibt meiner Frau, er müsse mir was schenken, morgen käm's an; wär er ein reicher Mann, sollt's aber ganz anders kommen; Petersen soll mir etwas gar Wunderliches geschickt haben; doch das bleibt alles Geheimnis bis zum Weihnachtabend. Übermorgen kommt mein Junge, Karl, der „stille Musikant"; darauf freuen sich insonders die beiden jüngsten Mädel, Gertrud und Dodo, die ich diesmal nur zu Haus habe. Mir selbst und ihm schenke ich die neueste Ausgabe von Mörikes Gedichten; die älteste besitz ich schon über vierzig Jahre; aber auch einen kleinen Teppich und eine lange Gesundheitspfeife; er schmökt gern aus langen Pfeifen, wie weiland der junge Konditor Pahl in Husum, der nun längst verdorben, wenn auch nicht gestorben ist. Meine Frau zieht unter anderem wieder, wie vorig Jahr, ihre 80 Mark von der 26. Auflage „Immensee"; nur Einzelausgaben der ältesten Sachen machen Auflagen, wie denn auch Auflage 3 der Gesamtausgabe Band I—VI in diesem Jahr gekommen ist.

Dienstag abend wird der Baum geputzt und der Märchenzweig nicht vergessen; Rotkehlchen sitzen und fliegen in dem Tannengrün, und eines sitzt und singt bei seinem Nest mit Eiern. — Erst gehen wir in die Kirche, hören, was unser Pastor sagt, hören die Kinder mehrstimmig singen und sehen die beiden hohen Tannen am Altar brennen. Das gehört dazu. Dann brennt der schönere Baum zu Hause; und nach dem Abendessen kommt mein Bruder Johannes, der Holzhändler — dem ältesten Sohne, auch hier, trauten wir im Herbst eine lebendige[1]) Hamburgerin an — mit seinen vier Söhnen, zwei Töchtern, Schwiegertochter und seinem Weibe, meiner Frauen Schwester, und dann gibt es ein Glas nordischen Punsches. So beschließt sich Weihnachtabend, und ich werde Ihnen eins nach Zürich hinübertrinken! Auf weitere Freundschaft und noch ein paar Jahre leidlich Leben!

Ihr Gefallen an „Grieshuus" hat mir wohlgetan. Dank für das schöne Bild. Meine Photographie genügt auch nicht; ich muß das Ölbild photographieren lassen, das eine mir verwandte Malerin diesen Herbst trefflich gemacht hat. Danach muß photographiert werden.

Das „Marx" ist ein Konservatorienerlebnis meines Karl und doch wohl etwas leichte Arbeit.

Eine gute Photographie von Ihnen würde mich freilich erfreuen; wagen Sie es nur einmal wieder.

Ich schreibe dies Letzte in Hast, weil die Mädchen mit den heutigen Expeditionen nach der entfernten Post sollen.

Also von uns allen hier ein fröhlich Fest Ihnen und Ihrer geehrten Schwester! Und ein baldig Sehen in der „Deutschen Rundschau"!

Herzlich Ihr alter Th. Storm.

Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau, 7. August 1885.

Lieber Freund Keller!

Heut ist eine Art Festtag; denn nach etwa sechs Wochen regnet es einmal wieder recht hübsch; wir vergingen in Staub, und die Laubwipfel meines Gartens wurden gelb und verloren die Hälfte ihrer Blätter; unendliche Kannen Wasser wurden ausgegossen; jetzt sieht mir der Garten wieder grün aus, und der nahe Wald raucht in feuchtem Dunst. Das ist ein Tag zum Briefschreiben, und so habe ich die Mappe unserer Korrespondenz hervorgeholt und bin zunächst über das Datum Ihres letzten — hoffentlich beantworteten — Briefes erschrocken: 19. November 1884! Das geht nicht länger! Der alte nordische Klosterherr muß zu seinem südlichen Freunde wieder einmal von den beiderseitigen Nelkenstöcken reden.

[1]) Nach norddeutschem Sprachgebrauch so viel wie: lebhafte.

Aber wo bleiben die Ihrigen? Paetel kündigte so wacker im ersten Heft des neuen Jahrganges — oder war's schon früher? — Ihren Roman an; aber Ossip Schubin zog ein. Wo bleiben Sie, lieber Freund? Hoffentlich ist kein schwerer Stein vom Himmel vor die Füße gefallen.

Ich bin seitdem fleißiger gewesen; freilich ist wohl nicht viel dabei herausgekommen. Die kleine Erzählung „Marx" ist ein Konservatorienerlebnis meines Sohnes, des Musiklehrers Karl, aus Stuttgart; er erzählte es eines Abends hier in den Sommerferien auf der Terrasse so lebhaft, daß ich es in den nächsten Wochen niederschrieb; nur suchten er und seine Freunde vergebens, ein altes Weib fand den Toten so. Die ganze Begräbnissorge ging dann durch meines Karls Hände. Die Sache hat einen starken Eindruck auf seine damals junge Seele gemacht. Die Schwärzung des Armen durch die Soldaten ließ ich, im Banne der Wirklichkeit, stehen.

Dann „Eine stille Geschichte" haben Sie wohl in der „Deutschen Rundschau" gelesen. Die Geschichte hieße wohl besser „Kapitän John Riew'"; der Alte gefällt mir auch jetzt noch; im übrigen leidet die Sache wohl daran, daß die milde und behagliche Art der Erzählung mit dem eigentlich furchtbaren Stoff in zu großem Kontrast steht. Auch ist das an sich gute Motiv, daß Rick Geyers an der Tugend seiner Frau zugrunde geht, nicht genügend ausgebeutet. Vielleicht fällt mir vor der Buchausgabe noch etwas bei [1]).

Zum dritten habe ich Anfang März eine Geschichte (Mitte des 14. Jahrhunderts) „Noch ein Lembeck" (ein erloschenes Adelsgeschlecht bei uns) begonnen und unter Drangabe aller Vormittage, außer den vierzehn Tagen einer Reise, Ende vorigen Monats vollendet. Ich habe zu viel daran herumgehämmert, um jetzt selbst ein rechtes Urteil darüber zu haben. Sie werden es vorläufig in Westermanns Monatsheften, Oktober und November, lesen. Es ist ein Wagstück.

Das hätte ich von meinen Nelkenstöcken zu sagen: etwa noch, daß ich vor einigen Wochen die siebente Auflage meiner Gedichte korrigiert habe; Neues von Wert kommt leider nicht hinzu. Meine Novellistik hat meine Lyrik völlig verschluckt. — — —

— Daß Paulus nicht ganz mit der Novellistik brechen würde, war wohl vorauszusehen, es ist ja irgendwo eine neue Novelle; seine Briefe wimmeln von Dramen: der „Simson" und „Das Fagot" („Frau Lukrezia") sind glücklich in Szene gegangen, neu ein fünfaktiges Lustspiel („Hochzeit auf dem Aventin"?) und ein großer „Caligula" [2]). — Doch Sie werden durch den Verfasser selbst davon wissen; ich habe von dem Neuesten noch nichts gesehen. Auf den Caligula, der ja doch eine Tragödie sein wird, bin ich begierig. Ob es, wie Sie wollen, schwer daherschreiten wird? — Heyses höchste Art im Drama scheint mir die in der Elfriede, im Alkibiades — und wenn er in der Art ein bühnenfähiges Stück lieferte, das wäre mir schon recht.

— — Beiläufig: daß mein „Geschwisterblut" Ihnen Eindruck gemacht, hat mir wirklich wohlgetan: ich habe nie ein Wort darüber gelesen oder gehört. Damals

[1]) Mit der ihm eigenen unbestechlichen Selbstkritik hat Storm die kleinen Mängel dieser sonst ausgezeichneten Erzählung hervorgehoben. Er hat ihr jetzt den Titel „John Riew'" (erster Druck: Deutsche Rundschau, Bd. 42, S. 321—358) gegeben, denn eine „stille Geschichte" ist es dem Inhalt nach wahrlich nicht; nur dem Vortrag nach, da Storm sie einem alten, lebensklugen Seebären bei einem Glase Grog in den Mund gelegt hat. Eine Erweiterung einzelner Motive, die er flüchtig erwogen hatte, ist ihm nicht gelungen. Die Buchausgabe bringt nur bei der satirischen Beschreibung des lüderlichen, jungen Barons ein paar Zusätze.

[2]) Heyses „Caligula" ist eben das fünfaktige Trauerspiel „Die Hochzeit auf dem Aventin", das den Dichter seit 1864 beschäftigt hatte und 1884 ausgeführt wurde. Es hat zum Inhalt die letzte Untat des Caligula, die er bei der Hochzeit des Gajus Calpurnius Piso begeht, und die ihm das Leben kostet und den blöden Claudius auf den Thron bringt.

wurde im Tunnel ein Gedicht von Kugler, der ja kaum ein Poet war, vorgelesen, eine Ballade nach einem polnischen Chronikenstoff. Nun ging in dem großen Kreise die Abgabe der Kritik herum, und so kam es auch an mich als Gast. Ich aber sagte: „Ich werde eine positive Kritik einschicken"; denn in dem Augenblick war mir meine Behandlungsweise des Stoffes aufgegangen. Ich reiste wieder nach Husum und weiß noch, wie ich auf der Fahrt nach Burtehude, wo ich Bürgermeister werden wollte, in dem alten Chaise-Wagen, worin ich durch die Lüneburger Heide malte (deutlich so!), daran gearbeitet habe. Fontane las es dann im Tunnel vor und schrieb mir: es sei ein wahrer Sturm entstanden, als er das Blatt wieder hingelegt; viel Widerspruch. Auch Heyse sagte damals: „Es bebt ja von Leidenschaft"; aber doch halte er die Kuglersche Behandlung für die einzig mögliche. Kugler hatte den rückkehrenden Bruder die Schwester als gestorben wiederfinden lassen, ich meine, auch mit dem Abschlag des Papstes. Aber das ist nach meiner Ansicht überhaupt kein Schluß; nur ein Notdach. — Das war vor zirka dreißig Jahren. —

— — Von hier fortgewesen bin ich im Sommer nur einmal auf reichlich vierzehn Tage; erst nach meinem Husum zu meines Freundes Graf Reventlows silberner Hochzeit mit Frau und Kindern; dann zu meinem Sohne, dem Amtsrichter Ernst im ländlichen Tostlund, der jetzt in der Zeit des höchsten, jedenfalls vollsten Lebensglückes steht; er hat ein heiteres, kluges Weib und eine wahrhaft entzückende einjährige Tochter; ist aber Hypochondrist genug, um sich diese Zeit als Vergangenheit und sich selbst als danach zurücksehnend zu denken. Gut, daß er die Frau hat! — Im übrigen geht ein Strom von Freunden und Verwandten durch mein Haus; allein sind wir hier nicht. — —

Mein Schwiegersohn in Heiligenhafen hat neuerdings eine fette Pfarre (im östlichen Holstein, eine Wahlstelle) erhalten, mit einem sehr alten Pfarrhaus und großem romantischen Garten am Grubersee im Kirchdorf Grube[1]). Ein Sohn unseres alten weiland Claus Harms[2]) in Kiel war über vierzig Jahre dort. Meine Zweitjüngste, Gertrud, ist neulich mit umgezogen; dahin muß ich denn auch noch vor der Einwinterung.

Sonst geht es mir leidlich; nur das Altwerden verlangt doch eine Art Entsagungskunst.

Zwei kleine Bücher sehen Sie sich doch einmal an, wenn es noch nicht geschehen: „Briefwechsel zwischen Kurz und Mörike. Stuttgart, Gebrüder Kröner. 1885" und „Gedichte und Erzählungen. Von Max Posner. Aus dem Nachlaß." Darin: „Schwarze Weihnachten". Der Bruder sandte es mir; es sind Juden, der jung Verstorbene war, meine ich, Bibliothekar in Berlin.

Von unserem Schleswiger Freunde sah ich und hörte ich seit dem Frühjahr nichts; so wird es ihm wohl gut gehen.

Ich schließe jetzt; die Sonne scheint wieder in die Fenster; es ist bald Mittag. Die Meinen grüßen Sie mit mir herzlich; grüßen Sie auch Ihr altes, liebes Schwesterlein; und lassen Sie bald wieder so viel von sich hören, daß ich ein wenig mitleben kann. Herzlichst Ihr Th. Storm.

Noch eins: unter Ihren Briefen ist auch ein Siegel von einer Paketsendung mit, wenn ich recht lese: B. K. Ist es das Siegel Ihres Vaters, den ich mir gern wie den des grünen Heinrich vorstelle?

Die Ballade „Geschwisterblut" (S. W. I, 35) werden wohl nur wenige so hoch schätzen, wie Gottfried Keller es tat; hat doch ihr Dichter selbst zugegeben (S. W. XIV, 144), daß er zur eigentlichen Balladenpoesie nie ein Verhältnis habe finden können. Aber Storm trug das Gedicht deshalb in so

[1]) Ganz nahe der Ostküste von Holstein, ein wenig nördlich von der Neustädter Bucht.

[2]) Claus Harms (1778—1855), der berühmte Kanzelredner, der dem Freunde plattdeutscher Dichtung wohl vor allem als Vorredner von Claus Groths „Quickborn" bekannt sein wird.

treuer Erinnerung, weil jenes interessante äußere Erlebnis damit verbunden war, das er dem Freunde Keller annähernd ebenso erzählt, wie einst dem Meister Mörike (Mörike-Storm-Briefwechsel S. 57 f.). Welches Gedicht von Kugler die Anregung gegeben hatte, weiß ich nicht; es dürfte wohl ungedruckt sein. An den Gregor auf dem Steine, der ja freilich aus Geschwisterehe stammt (Franz Kuglers Gedichte, 1840, S. 208 ff.), ist nicht zu denken. Merkwürdig bleibt nun aber, daß Theodor Fontane, der doch Augen- und Ohrenzeuge war, die Begebenheit im Tunnel in der „Deutschen Rundschau", Band 87, S. 220 f. ganz anders erzählt. Nach seinen Angaben, die sogar durch einen Brief Storms erhärtet werden, haben wir in dem „Geschwisterblut" gar nicht das Original jenes im Tunnel verlesenen Gedichtes, sondern eine Umarbeitung mit einem neuen, Fontane zuliebe erfundenen Schluß. Welcher Gewährsmann den Vorzug verdient, bleibt fraglich. Berichte aus so später Erinnerung wird man immer mit Vorsicht aufnehmen.

Wichtiger ist uns, was Storm über seine Novelle „Noch ein Lembeck" (jetzt: „Ein Fest auf Haderslevhuus", zuerst gedruckt in Westermanns Monatsheften 59, 80—117) sagt. So vollendet reif das Werk schon in der ersten Fassung erscheint, so hat doch der Dichter ihm vor der Veröffentlichung in Buchform noch zahlreiche feine Änderungen, Zusätze wie Kürzungen, zuteil werden lassen. Vor allem sind Anfang und Ende ganz neugestaltet worden; der schwerfällig einleitende historische Bericht fiel weg, und ebenso die Fiktion, als habe der Erzähler den Stoff einem alten Buche „Historiolae, seu de quorundum in Slesvico-Holsatia nobilium vitis atque rebus gestis" gewonnen. Auch eine andere leise Pedanterei hat Storm beseitigt, die er einst an Kellers „Hadlaub" getadelt hatte. Seine Novelle besitzt ihr Kolorit durch mancherlei Anleihen bei höfischen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Aber man spürte in der ersten Fassung noch zu sehr die Arbeit, wenn da von „Sälde" die Rede war oder in den Dagmarszenen, in die der „Tristan" Gottfrieds von Straßburg hineinspielt, bis zum Überdruß das Beiwort „süß" erklang. Da hat sich der Dichter später weislich beschränkt.

Dazu aber ein letztes, dessen ich früher schon bei der „Chronik von Griesshuus" gedacht habe und auf das der Dichter selbst im Begleitkärtchen vom 3. Dezember 1885 hinweist: Storm zeigt sich, je älter er wird, immer empfindlicher für den Rhythmus seiner Sätze. Nun hatte sich in die dialogischen Partien vom „Fest auf Haderslevhuus" eine böse Unart eingeschlichen, der wir sonst nur in stillosen Romanen begegnen: Jambische Fünftakter, wie wir sie im Drama zu hören gewohnt sind, hatten sich in reicher Zahl eingestellt. Storm war kaum dieser Bastardrhythmen inne geworden, so warf er — nachdem schon die Oktavausgabe erschienen war — alles, was an dramatische Jambenrede anklang, mit energischer Hand hinaus. Also ein ursprüngliches

Der Frauendienst soll dort noch sputen gehen;
Ich aber will mir den Gemahl allein!

lautet jetzt: „Der Frauendienst soll dort noch umgehen; ich aber will den Gemahl allein;

ein früheres Verspaar

O meine Mutter! Süße Schwester Heilwig!
Und meine Brüder — sie sind all gestorben.

jetzt: „O herzliebe Mutter! Süße Schwester Heilwig! O meine Brüder — alle sind sie gestorben!"

Und so an beinahe hundert Stellen.

Storm an Keller.

Hademarschen, 3. Dezember 1885.

Anbei die beiden letzten, lieber Freund; von dem „Fest auf ꝛc." bitte ich die Miniaturausgabe zu lesen. Die Oktav ist leider mit einem Text voll fünffüßiger Jamben gedruckt. — Auf Ihren „Martin Salander" freut sich mein Haus mit mir zum Januar. Herzlichen Gruß! Ihr alter Th. Storm.

Keller an Storm.

Zürich, 29. Dezember 1886.

Verehrter Freund und Meister!

Hoffentlich nahmen Sie mein langes Schweigen für das, was es ist oder war: ein allgemeines Einfrieren der Korrespondenzlust, ein krankhafter Hang zum täglichen Aufschieben, bis die Erledigung sich so häufte, daß sie zu einer wirklichen Mühe und natürlich als Kollektivum erst recht verschoben wurde. Nach Neujahr will ich nun aber con amore an die Sache gehen und die erzürnten Freunde und Freundinnen wieder anzufädeln suchen. Ihnen aber sende ich noch im Altjahr eine kleine Abschlagszahlung, da ich jedenfalls nicht länger warten darf mit Zustellung des mitfolgenden Bandes [1]). Über denselben brauchen Sie mir nicht zu schreiben, ich weiß wohl, was ihm fehlt, und werde wohl einen An- und Ausbau errichten müssen, um ihm zu dem Licht zu verhelfen, dessen er durch Ungunst des Schicksals entbehrt.

Ihren seitherigen Fleiß habe ich fast auf allen Seiten der Windrose wohl bemerkt, aber nur lückenhaft mitgenossen, wie es mir zeitweise auch mit Paul Heyse geht. Um so behaglicher werde ich seiner Zeit die betreffenden Bände lesen.

Mit Schrecken vernahm ich vor einiger Zeit, daß Sie gefährlich erkrankt seien, hörte indessen später von glücklicher Genesung. Möge sich diese recht befestigt haben, wozu ich Ihnen einen doppelt forschen und gesunden Jahresantritt und neuen Jahreslauf wünsche. Fällt doch Ihr Siebziger-Ehrentag in denselben! Daß Sie den Christbaum mit dem Märchenzweig bereits recht lustig haben strahlen lassen inmitten der lieben Ihrigen, darauf rechne ich, und hoffe, daß Sie auch die beliebten zwölf Nächte in gewohnter Fröhlichkeit bestehen werden. Freund Petersen, den Sie dabei wohl sehen werden, bitte ich schönstens zu grüßen, werde ihm aber bald auch schreiben.

In das Buch „Salander" habe ich meine Photographie gelegt, die Sie einmal verlangten. Dieselbe ist leider, wie meistens alle diese Fabrikate, durch den Retoucheur verdorben, was freilich nicht viel schade ist.

Ihre letzten Briefe und Postkarten habe ich noch alle in einem Büschel vor der Nase, kann sie aber erst nochmals durchgehen, wenn ich mehr schreiben kann. Für jetzt muß ich abbrechen und bitte nur noch, mich den Damen Ihres Hauses angelegentlich zu empfehlen.

Meine kränkliche Schwester würde es auch tun, wenn sie nicht schon, da es 1/2 10 Uhr abends ist, seit zwei Stunden im Bett wäre, da sie ermüdet war, als sie den Tee besorgt hatte.

Mit allen Grüßen Ihr G. Keller.

[1]) „Martin Salander". Bekanntlich hat Keller zeitweilig erwogen, die Schlußkapitel des Romans zu einem zweiten Teil „Arnold Salander" zu erweitern.

Keller wußte nicht, daß er diesen Brief nach langem Schweigen an einen Schwerkranken, langsam Genesenden richtete. Statt des Dichters selbst antwortete denn auch der Bruder Johannes Storm, der Holzhändler in Hademarschen. Er gab am 4. Januar 1887 ein allgemeines Bild von dem Verlauf der Krankheit seit dem September 1886, der schweren Krisis unmittelbar nach dem Weihnachtsfest und der plötzlichen Wendung zum Bessern seit Neujahr 1887. Dann fuhr er fort: „Eine außergewöhnliche Freude wurde ihm durch Übersendung Ihres Bildes und Buches; Ihr Bild hat er sich schon häufig zeigen lassen — dann sieht er es ganz stille und versunken an und sagt sich halb leise: Was hat der alte Gottfried Keller doch ein prächtiges Gesicht, ich hätte ihn so gerne einmal in diesem Leben gesehen."

Erst am 12. und 13. Januar vermochte Theodor Storm den nachfolgenden Brief zu diktieren:

Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau, 12. Januar 1887.

Lieber verehrter Meister Gottfried!

Ihr Brief, dem hier ein meiner Tochter diktierter folgt, hat mir eine rechte Freude gemacht, denn ich hatte verzichtet, noch wieder einmal dergleichen von Ihnen zu sehen. Seit den ersten Tagen des Oktober bin ich bettlägerig, zunächst an Rippenfellentzündung, dann an einer Reihe danach so oft folgender Krankheiten, deren Weg mich mehrmals an den schwarzen Seen vorbeiführte; drei Ärzte standen an meinem Bette, darunter mein jüngster Bruder; jetzt glaube ich an eine Besserung, aber an eine langsame. Selbst schreiben kann ich noch nicht, darf kaum diktieren. Der Grund, den ich für Ihr Nichtschreiben annahm, geht den Ihren nach. Ich dachte (ein wenig Altersmelancholie): „Er hat wohl nicht eben viel mehr von dir, er selbst wird älter, es ist nichts dagegen zu sagen, daß er sich zurückzieht." Da fällt ein Neujahrsgruß von Ihnen auf mein Genesungsbett, und nun ist es um so besser; und wenn ich, hoffentlich im Maiengrün, meine dann auch noch grünende Feder in die Hand nehme, so kann ich in die Ferne sehen und bin an Freunden so reich, wie ich gewesen war. Freilich hatte ich im letzten Jahr meine einzige große Krankheit, und ich verlor zum erstenmal in meinem Leben ein Kind, und zwar von meinen acht Kindern den ältesten Sohn; er starb im städtischen Krankenhaus zu Aschaffenburg, 38 Jahre alt, wohin sein trefflicher Bruder, der nordschleswigsche Amtsrichter Ernst Storm fünf Wochen vor Weihnachten etwa ihn gebracht hatte. Dann reiste er abermals hin und begrub dort seinen Bruder. Das sind Akte, die ich noch nicht recht wieder vor Augen nehmen darf, wenn mein schwacher Leib wieder gesund werden soll. Weihnachtabend war ich der andern wegen aufgestanden und in die Weihnachtsstube gegangen, aber ich saß recht kümmerlich vor dem schönen Baum, worin trotzdem der Märchenzweig schimmerte. Aber ich mußte am andern Tage zu Bette bleiben, ich war wieder krank.

Ich habe im vorigen Jahr nur zwei Novellen vollendet: „Aus engen Wänden", die als „Bötjer Basch" mit einer zweiten, „Ein Doppelgänger", hoffentlich nächstens in Oktav erscheinen wird und dann bald möglich zu Ihnen kommen soll. Das „Fest auf Haderslevhuus" erhielten Sie doch, sonst bitte um ein Wort. Das Buch „Vor Zeiten" ist nur eine Zusammenstellung dieser mit älteren vorzeitlichen Novellen.

Soweit gestern meine älteste Tochter, die Frau Pastorin, die auf vierzehn Tage aus ihrem Kirchdorf „Grube" zu uns gekommen war und heute morgen wieder fort ist; jetzt schreibt meine jüngste Tochter Dodo (meine Frau wird „Do" genannt, um Sie gelegentlich über diesen Irrtum aufzuklären).

Ihren Salander habe ich in drei Fortsetzungen vor Mai in der Familie gelesen, und ich leugne nicht, etwas verschnupft worden zu sein, und nicht nur die bei mir

saßen, auch von meinen Korrespondenzfreunden kamen verwunderte Fragen. Daß es auf eine Salanderie[1]) abgesehen sei, wie im Hamburgischen Korrespondenten neulich einer drucken ließ, war ja wohl abzusehen; aber ich wußte mit dem Dinge nicht recht was anzufangen; dann kam Anfang Mai meine etwa monatliche Reise nach Weimar, wo ich meine Tochter Elsabe auf die Musikschule brachte und außerdem zu manchen guten und liebenswürdigen Menschen. Dann kam der Tod meines Sohnes, dann meine schwere Krankheit, dann Ihr Buch. Mein guter Bruder Johannes, der hier ein tüchtiger Holzhändler ist, aber aus seinem elterlichen Hause — mit Erich Schmidt waren wir vor einigen Jahren den Neujahrsabend in seinem Hause — nebst seinen Kindern einen hübschen Sinn für Musik und Poesie in sein Leben gebracht hat, nahm den Band gleich von mir mit und brachte ihn mir durchlesen zwei Tage nachdem zurück. Ihm — ob dem Kaufmanne? — war das Buch, wie er sagte, leicht zu lesen gewesen, was bei mir nicht der Fall war; aber er fand nur keinen Grund der Salanderdarstellung an und für sich, die ihm eben auch nicht interessant war. Nun will ich Ihrem Rate folgen und den hoffentlich bald erfolgenden Anbau abwarten. Seit ich übrigens gelesen, daß das Buch schon die vierte Auflage beschritten hat, möchte ich wohl näher wissen, was Sie zu diesem Anbau hingetrieben hat. Fühlen Sie in seiner Heimat hiebei vielleicht, daß die Dinge, welche in der Wirklichkeit außer dem Buche sind, einen übermäßigen Ausschlag hiebei gegeben haben?

(Nun mit eigner zitternder Hand die Schlußworte:)

Soweit reichen meine Kräfte; nur noch einen guten Wunsch fürs neue Jahr. Sie sehen, schon meiner leisen Sprache wegen, daß ich ein schlechter Diktierer bin. Heut ist nun wieder keins mit mir angefangen[2]).

Grüßen Sie freundlich Ihr alt Geschwister. An Petersen denk ich.

Ihr Theodor Storm.

Das Jahr 1887 brachte für Theodor Storm noch einmal eine volle Genesung, eine Schaffenskraft, wie in seinen besten Tagen, und als Unterbrechung der mühevollen Arbeit die Feier des siebzigsten Geburtstages, die aber nach des Dichters eigenem Geständnis keine so ungetrübte Freude war, wie die Veranstalter gehofft hatten.

Der Ehrentag Kellers, dessen Storm bei der Schilderung seines Geburtstages gedenkt, muß aber fast zwei Jahre hinter dem Brief vom 9. Dezember 1887 zurückliegen. Das „vor einiger Zeit" ist, wie mir Herr Professor Adolf Frey mitteilt, nur auf das schöne Fest vom 13. Februar 1886 zu deuten, das die Züricher Künstlergesellschaft dem Dichter gab, und das Albert Fleiner am 17. Februar 1886 in der „Neuen Züricher Zeitung" beschrieben hat: Das

[1]) Es ist hier nicht, wie ich anfangs glaubte, salanderie zu lesen, sondern der Kritiker im „Hamburgischen Korrespondenten". Zehnter Jahrgang. 1887. S. 4, schreibt: „Martin Salander kann es nicht anders ergehen, und daß er frischen Mut schöpft und mit einem Bruchteil seines großen Vermögens, den er bei sich trug, sich zufrieden gibt, ist bei ihm ebenfalls völlig natürlich. — Man könnte versucht sein, ein neues Wort für jene praktisch-lässige, leichtgläubig-erregte Gemütsart, wie sie Salander besitzt, zu bilden und diese „Salanderie" zu nennen . . . Wie die Verkörperung der höchsten Trägheit, Indolenz und Apathie in Gontscharows „Oblomow" das Wort „Oblomowerei", vom Namen des Helden hergeleitet, dem russischen Sprachschatz als Bezeichnung für den Gipfel der Faulheit zuführte, so könnte „Salanderei" sehr gut die Eigenschaften eines Menschen bezeichnen, der in allen Phasen seines Lebens, des politischen wie des privaten, immer von den besten Projekten erfüllt ist und alles durch die rosenrot gefärbte Brille guter Hoffnungen sieht."

[2]) Dieser eigenhändige Zusatz muß also am 14. Januar angefügt sein.

Programm des Abends war, die Züricher Novellen in Fleisch und Blut vorzuführen. Die Räume des „Künstlergutes“ hatte man in einen Saal der Burg Manegg, eine Partie des Sihltals u. s. w. verwandelt. Und mit größter künstlerischer und historischer Treue wurden hier nun vier lebende Bilder vorgestellt: Hadlaub, wie er inmitten der Gäste des Herrn Rüdeger von Manesse vor Fides kniet; die Teegesellschaft bei Salomon Geßner im Sihlwald; Herr Jacques auf der Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau in dem römischen Atelier, der schwiegermütterlichen Waschküche; der Landvogt von Greifensee zwischen seinen fünf Schätzen, nebst Frau Marianne und dem vierzehnjährigen Knaben. Beim Abendessen erschienen zum Nachtisch die sieben Aufrechten mit ihrem Fähnlein, und Karl Hediger brachte das Hoch auf Gottfried Keller aus.

Storm an Keller.

Hademarschen bei Hanerau, den 9. Dezember 1887.

Lieber Freund Keller!

Mir ist, als hätte ich Ihnen seit jenem halbdiktierten Brief vom Krankenbette aus noch nicht wieder geschrieben; aber so soll das neue Jahr doch nicht vorübergehen. Meine Genesung nach dem fünfmonatlichen Lager nahm erst einen recht heiteren Anfang: ich konnte wieder leicht arbeiten und brachte auch etwas fertig; dann aber erschienen allerlei Teufeleien, die mir noch jetzt das Leben so erschweren, daß mir zu freier Arbeit eigentlich nur der Vormittag verbleibt; ich will Sie mit Aufzählung nicht langweilen. Der Geburtstag war ganz schön, wäre es nur nicht der siebenzigste gewesen; am Abende circa 100 Gäste, das ganze Dorf war voll Trubel, Ehrenpforten, originellste Illumination, die Dorfschulmädchen kamen mit ihren Lehrern und anderthalbhundert Stocklaternen. Paetel, der auch hier war, hatte so etwas in seinem Berlin noch nie gesehen; durch fünf, sechs Ehrenpforten fuhren wir ins Gasthaus zur Mittagstafel; die Kieler Frauen überreichten mir einen wahrhaft fürstlichen Schreibtisch, an dem ich eben schreibe; Bürgermeister und Bürger-Worthalter aus Husum überreichten mir das Ehrenbürgerrecht meiner Vaterstadt; alles ging wie im Rausch vorüber. Ich bin nicht unempfindlich gegen so viel freundliche Anerkennung — auch mein Landsmann Wilhelm Jensen war aus seinem Freiburg i. Br. mit seiner sechzehnjährigen Tochter herüber gekommen — mitunter aber ist mir's nachher gewesen, der siebzigste Geburtstag des „redlichen Tamm“ sei doch ein noch schönerer gewesen; freilich meinen Mittagsschlaf ließ auch ich mir an diesem Tag nicht nehmen, und auch ich „hing in der trautesten Kinder Umarmung“; denn Tochter und Mann waren aus dem Pastorat zu Grube und Sohn und Weib waren aus Husum — mein Ernst, der Jurist, hat seine Amtsrichterei aufgegeben und ist seit Mai Rechtsanwalt und Notar in der alten Vaterstadt — herübergekommen; drei Töchter waren mir im Hause, und Frau Do hat der trefflichen alten Frau Küster Tamm nichts nachgegeben, wenn ihr an dem heißen Tage auch der Pantoffel nicht entflogen ist.

Am 19. Juli 1889 ist Ihr siebenzigster; was wird er bringen? — Mit Interesse habe ich die Berichte über die festlichen Aufführungen gelesen, die man Ihnen in Zürich vor einiger Zeit bereitet hat, und über welche Prof. Baechtold mir die betreffenden Blätter mitgeteilt hat. Ich wurde von der lebhaftesten Sehnsucht ergriffen, das gesehen zu haben.

— Anbei sende ich Ihnen die Genesungsnovelle „Ein Bekenntnis“, deren Thema Ihnen nicht gefallen wird. Es ist ein ähnliches, nicht ganz dasselbe, wie Heyses „Auf Tod und Leben“ hat. Vor ein paar Jahren, als ich in Hamburg war, schrieb er mir von dieser Novelle und daß ihm die Ausführung jetzt nicht gefalle, weil er ein Lustspielmotiv mit dem tragischen Stoff zusammengeschweißt habe. Ich mußte ihm sogleich antworten, daß ich gestern, nur in etwas anderer Weise,

den Stoff für mich notiert hätte. Erst nach zwei Jahren, nach der Krankheit nahm ich ihn wieder auf. Als ich Heyse den Korrekturbogen geschickt, meinte er, ich hätte ein zweites Motiv hineingebracht (die Entdeckung nach ihrem Tode, daß die Krankheit schon derzeit ein Heilmittel gefunden habe), er meinte trotzdem, das Problem reiner herausgebracht zu haben; es sei doch nur die Frage: ob es gestattet sei, einem, den man als unheilbar erkannt habe, zum Tode zu verhelfen. — Ich antwortete, mein Thema heiße: wie kommt ein Mensch dazu, sein Geliebtestes selbst zu töten? und, wenn es geschehen, was wird mit ihm? Auf dem Wege läge außer dem monierten Umstande auch die Abweisung einer neuen Liebe. — Heyse meinte, wir müßten die höhere Instanz erwarten. Jetzt liegt denn beides vor. Daß der visionäre Traum für eine strenge Konzeption besser fehlte, gebe ich gern zu [1]).

Schon vor meiner Krankheit begonnen und hoffentlich im Februar für die „Deutsche Rundschau" beendet haben werde ich eine andere Erzählung, deren Stoff und einzelne Partien Ihnen vielleicht mehr zusagen werden. Sie heißt „Der Schimmelreiter" und spielt irgendwo hinter den Deichen in der nordfriesischen Marsch.

Nur leider — ich weiß nicht, ob ich noch die rechte Kraft hatte, den Stoff zu zwingen.

Haben Sie vor oder zwischen dem Fest noch eine Stunde für mich übrig, so lassen Sie mich wissen, was Sie Neues eingespannt haben; ich möchte gern wieder in Ihren Seldwyler oder Altzüricher Gärten oder gar im Jugendparadies des „grünen Heinrich" mit Ihnen wandeln, wo es etwas weniger grausam realistisch (Verzeihung für das Wort!) als in Martin Salander hergeht.

Und schreiben Sie mir auch, wie es Ihrer alten Schwester geht, und grüßen Sie sie recht freundlich von mir.

Die Meinen lassen an Sie auch ihre Grüße bestellen — könnten Sie doch noch einmal in mein freundliches Haus treten; es wird nicht lang mehr möglich sein.

Ihr Th. Storm.

[1]) Die „höhere Instanz" bleibe auch fortan noch abzuwarten. Doch ist der von Storm angeregte Vergleich der beiden Dichtungen etwas weiter auszuführen. In der Mitte von Heyses „Auf Tod und Leben" (Westermanns Monatshefte, Bd. 59, S. 145—176), auch nach des Verfassers Absicht durch das Ganze mitklingend, erhebt sich allerdings die Frage: Hat ein Mensch das Recht und vielleicht gar die Pflicht, einem unheilbar kranken Nebenmenschen sein Leiden durch den Tod abzukürzen? Aber diese Frage, die so ernst und schwer ist, daß sie dichterisch nur die Behandlung als Hauptmotiv eines Kunstwerkes verträgt, ist hier in übler Weise entwertet worden. Vier Fünftel der Novelle beschäftigen sich nur mit dem bescheidenen Problem, wie ein selbstbewußtes Mädchen durch allerlei kleine frauenhafte Mittel ihren zögernden Liebhaber endlich zum Heiratsantrag bringt, wobei der Dichter für dieses Zögern jeden beliebigen, nach der Haltung der Erzählung wohl am besten einen humoristischen Grund hätte erfinden können; nur in einer Episode jedoch enthüllt sich, daß der zurückhaltende Werber, ein Witwer, vor sechs Jahren sein langem Siechtum verfallenes Weib durch Morphium getötet hat. Daß solche Erinnerung, die ihn wie ein Gespenst verfolgt, durch eine so leichte Intrigue wirklich gebannt werden könne, dazu gehört, wie oft bei Heyseschen Lösungen und Erlösungen, allerdings ein starker Glaube.

Ungleich ernster faßt Storm, der von Jugend auf die Motive seiner Erzählungen gern rein erhält und vor fremdartigen Durchkreuzungen bewahrt, das Problem in der Novelle „Ein Bekenntnis" an. Auch er drängt das Ereignis in die Vergangenheit zurück und legt den Bericht darüber dem Unglücklichen selbst in den Mund. Aber er verschärft den Konflikt: ein Arzt ist es, der seine leidende Frau tötet, ein Arzt, der zu spät erfährt, daß das Leiden doch heilbar gewesen wäre, und der sogar selbst bald darauf solch eine Heilung vollzieht. Wie sich dem tief Bekümmerten aber nach langer Schwermut und Vereinsamung als Rückkehr ins Leben derselbe Ausweg auftut, den der Hauptmann bei Heyse sorglos einschlägt, nämlich ein neuer Ehebund, da sträubt sich doch seine ernste Lebensauffassung gegen diese egoistisch-wohlfeile Rettung. Nur entsagend, im Dienst des Lebens, in Ausübung seiner ärztlichen Kunst, widmet er der Menschheit seine Tage.

Weihnacht ist vor der Tür; im vorigen Jahr kroch ich aus dem Bett und setzte mich im halben Fieber vor den Weihnachtsbaum, der in einer kleinen Stube unweit meinem Krankenzimmer hergerichtet war, und Frau und Kinder weinten heimlich, weil sie mich sterbend glaubten. Diesmal ist's doch wieder, wie sonst, unten in den großen Räumen, und der Märchenzweig glänzt frisch vergoldet aus dem dunklen Tannengrün; und abends kommen mein Bruder und Frau und Kinder, und wir trinken im Weihnachtspunsch das Wohlsein aller fernen Freunde, worunter Sie nicht fehlen werden! D. O.

Mit diesem Briefe endet der Austausch zwischen den beiden Dichtern. Ein halbes Jahr später, drei Vierteljahre nach dem siebzigsten Geburtstage, schloß Theodor Storm am 4. Juli 1888 die Augen. Er ist in Schaffenskraft dahingegangen; nicht nur, daß eins seiner kraftvollsten Werke, der „Schimmelreiter", sein letztes war: ein neues, das „Armesünderglöcklein", war schon entworfen.

Was Gottfried Keller bei dem Tode des Freundes empfunden hat, wissen wir nicht. Er hat der Witwe kondoliert und am 1. August 1888 von ihr ein Dankschreiben voll freundlicher Rückblicke erhalten; Frau Do hat ihm auch nach dem Tode Regulas ihre Teilnahme ausgesprochen und unter den Glückwünschenden zu seinem siebzigsten Geburtstag (19. Juli 1889) nicht gefehlt. Er selbst aber war wortkarg im Alter geworden, müde und doch nicht todessehnsüchtig; trotz aller Verstimmung klammerte er sich noch an die süße Gewohnheit des Daseins. Der „Martin Salander", die einzige wirkliche Neuschöpfung eines ganzen Jahrzehnts, hatte ihm unverhältnismäßige Mühe bereitet und dann ihm selbst nicht einmal genügt. Die Kritiken hatten den Mißerfolg verhüllt; und bis heute herrscht in allen Besprechungen dieses Romans der apologetische Ton vor. Wenn Keller die nächst gruppierten Freunde so produktiv, Heyse so rüstig schaffen, Storm immer mehr reifen sah, so zehrte das an ihm so sehr, daß er die Werke dieser Dichter zu Zeiten nicht einmal mehr las. Er kannte die Regung des Neides nicht; aber er war tief bekümmert, als er sich jählings gealtert fühlte. Und dieser Gram, den er nach seiner Gewohnheit mit sich selbst ausmachen mußte, wirkte lähmend auch auf die Korrespondenz. Jammern und klagen mochte er nicht.

So endet naturgemäß der Briefwechsel auf seiten Storms mit einer letzten heiteren Aussprache, auf seiten Kellers mit einem mannhaften Schweigen.

Zur Charakteristik Mommsens.

Von

Otto Seeck.

Es ist erst wenige Wochen her, daß der Mann, der zwei Menschenalter hindurch der historischen Forschung ihre Wege gewiesen hat, aus unserer Mitte geschieden ist. Es gab wohl keinen anderen Gelehrten, der allen Gebildeten so bekannt gewesen wäre. Das Publikum forderte es, daß jede größere Tageszeitung Lebensbeschreibung und Nachruf brachte, und der Strom der Mommsen-Anekdoten, der seine oft recht trüben Fluten durch das „Vermischte" hinwälzt, will noch immer nicht versiegen. Jeder ist eben begierig, auch von dem Menschen zu hören, und nimmt an ihm noch lebhafteren Anteil als an dem wissenschaftlichen Forscher. Und das nicht mit Unrecht; denn jeder großen Leistung prägt der Mensch als solcher seinen Stempel auf, vor allem aber der historischen, in der seine ganze Weltanschauung zum Ausdruck kommen muß. Doch das zu verstehen, war nur wenigen gegeben; für die meisten wäre Mommsen nichts als ein großer Name gewesen, wenn er nicht auch als kampfesfreudiger Politiker auf den Schauplatz der Geschichte getreten wäre. Seine Proklamationen — denn so darf man sie wohl nennen — wurden teils mit begeisterter Freude, teils mit grimmigem Widerspruch aufgenommen; immer aber schallten sie durch die ganze gebildete Welt und weckten überall lebhaften Widerhall. Fruchtlos hat er niemals seine Stimme erhoben, wenn er aus seiner Studierstube heraustrat, um zum Volke zu reden. Doch daß er so kräftig Partei zu nehmen wußte, hat dazu beigetragen, sein Bild für die Zeitgenossen zu entstellen. Den Tageszeitungen stand der Politiker meist näher als der Gelehrte; nach ihrer Stellung zu jenem spendeten sie Lob oder Tadel, und jenes klang oft noch mißtönender als dieser. ‚Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte," wie dies jeder Persönlichkeit von mächtiger Kraft und weitreichender Wirksamkeit geschehen muß. Haben doch einzelne sich nicht entblödet, ihn zwar für einen großen Historiker, aber zugleich für einen kleinen Menschen zu erklären, als wenn eine solche Verbindung überhaupt denkbar wäre.

An der ungerechten Beurteilung des Menschen trägt eine gewisse Mitschuld auch die schöne Biographie von Jonas, die zu Mommsens achtzigstem Geburtstage in dieser Zeitschrift erschienen ist[1]). Denn so hoch sie nicht nur die Leistungen, sondern auch die Persönlichkeit wertet, erteilt sie seiner Lehrtätigkeit doch nur ein sehr bedingtes Lob; und da sie, wie sich gebührt, den meisten Nachrufen als Quelle gedient hat, ist auch jener halbe Tadel, verschärft und vergröbert, mehrfach wiederholt worden. Der Lehrer aber ist der Mensch; in nichts anderem prägen sich alle guten und alle schlimmen Eigenschaften der wissenschaftlichen Persönlichkeit deutlicher aus als in ihrer Wirkung auf ihre Schüler. Man gestatte mir daher, schlicht zu erzählen, wie er auf mich gewirkt hat. Es ist mir eine schmerzliche Freude, an seiner Bahre auch öffentlich zu bekennen, wie viel Dank ich ihm schuldig bin, und wenn ich dabei etwas mehr von mir selbst rede, als dem Leser vielleicht lieb ist, so wird er mir dies verzeihen. Denn ich bin hier der Vertreter von vielen, und wie seine hohe Art in mir gewirkt hat und weiterwirkt, so tut sie es bei einer großen Anzahl von Männern, die jetzt die Lehrstühle der Universitäten und Gymnasien einnehmen. Doch jeder sah ihn natürlich mit seinen eigenen Augen; ich glaube daher am objektivsten zu sein, wenn ich ganz subjektiv berichte, wie er sich den meinen darstellte.

Ich war in Dorpat als Chemiker immatrikuliert, doch hatten die Freuden des Verbindungslebens meinen siebzehnjährigen Brausekopf so vollständig ausgefüllt, daß ich noch gar nicht wußte, wie ein Laboratorium von innen aussieht, als Mommsens „Römische Geschichte" mir in die Hände kam. Dies Buch entschied über mein Leben; so forschen und so schreiben zu können, wurde das höchste Ziel meiner Wünsche. Ich ging zur Geschichte über und begann, fleißig zu werden. Der Zufall fügte es, daß ein älterer Philologe, der sich zum Examen vorbereitete, an einem schweren Augenübel litt und mich bat, ihm beim Memorieren seines Heftes über römische Staatsaltertümer durch Vorlesen behilflich zu sein. Gern leistete ich ihm einen Dienst, der auch mir selbst Nutzen versprach, hatte aber zunächst wenig Freude davon. Denn was ich las, schien mir eine wüste Notizenmasse, in der ich weder Sinn noch Zusammenhang entdecken konnte, und wahrscheinlich hätte ich das Heft schon nach den ersten zwanzig Seiten in die Ecke geworfen, wenn die Rücksicht auf den halbblinden Freund mich nicht zurückgehalten hätte. So quälte ich mich denn seufzend durch den öden Kram hindurch; doch bald sollte ich erfahren, daß gute Taten schon auf Erden ihren Lohn finden. Denn mochte auch von dem, was ich lernte, vieles falsch und das meiste unverdaulich sein, so wurde ich doch mit dem Rohstoff der römischen Verfassungsgeschichte einigermaßen bekannt und gewann so die Fähigkeit, dasjenige, was die Schule Mommsens mir bieten sollte, mit besserem Verständnis aufzufassen.

Denn im Beginn des nächsten Semesters war ich in Berlin und saß erwartungsvoll im Auditorium des berühmten Meisters, das im Verhältnis

[1]) „Zum achtzigsten Geburtstage Theodor Mommsens (30. November 1897)." Von Fritz Jonas. Deutsche Rundschau, 1897, Bd. LXXXXIII, S. 399 ff.

zu der damaligen Besuchsziffer der Universität recht gut gefüllt war. Mit dem Glockenschlage des akademischen Viertels öffnete sich die Tür, und ein hageres Männchen, das bartlose Haupt von einem mächtigen Schwall grauer Locken umwallt, ging mit wunderlich schlenkerndem Gange durch unsere Reihen hindurch, um das Katheder zu besteigen. Ein scharfes, dünnes Stimmchen, das auf deklamatorische Ausbildung nicht den geringsten Anspruch erhob, tönte zu uns herab, und ein paar graue Augen sahen uns durch die Brillengläser durchdringend an und zwangen unsere Blicke immer wieder zu sich empor. Und es war eine Freude, in dies unregelmäßige, aber tief durchgeistigte Gesicht zu sehen, das, schon damals von tausend Falten durchzogen, jeden Satz mit dem lebhaftesten Mienenspiel begleitete. Immer war er auf das sorgfältigste vorbereitet; doch in das Blatt, das vor ihm auf dem Katheder lag, sah er nur selten hinein, um den verlorenen Faden der Erzählung wieder aufzunehmen oder um Namen und Jahreszahlen abzulesen, für die sein Gedächtnis keineswegs glänzend war. So hielt sein Auge uns dauernd in seinem Banne. Seine rednerischen Mittel waren dürftig, und doch habe ich nie einen Vortragenden mit größerem Genuß gehört. Oft stockte er, suchte nach dem richtigen Wort oder verbesserte sich, aber gerade daß man sah, wie der Gedanke in ihm rang, seine Form zu finden, gab ihm den Reiz unmittelbarster Frische. Und diese Form war klar und plastisch, ganz so, wie wir sie aus seinen Schriften kennen; nur sprühte und leuchtete sie noch mehr, weil er sich plötzlichen Einfällen unbefangener hingab. Es gibt Dozenten, die von Zeit zu Zeit einen Witz in ihr Publikum schleudern und dann absichtsvoll eine Pause machen, um das Gelächter abzuwarten, das ihnen pflichtschuldigst zuteil wird. Mommsen war äußerst witzig, doch waren seine Schlagworte nicht vorbedacht, sondern kamen ihm ganz unwillkürlich als der notwendige Ausdruck des Gedankens, und immer brachte er sie mit einer gewissen Verschämtheit heraus, so daß stumpfe Ohren sie kaum bemerkten. Uns aber, die wir auf seine Feinheiten achteten, wäre ein lautes Auflachen wie Profanation erschienen; höchstens sahen wir mit verständnisvollem Lächeln von unseren Heften zu ihm auf. Nie war er unklar, doch setzte er bei seinen Zuhörern einige Kenntnisse voraus, und dies war der Grund, warum die Schwächeren allmählich wegblieben. Ich aber freute mich im voraus auf jede einzelne Stunde und habe keine versäumt, obgleich ich sonst kein sehr regelmäßiger Kollegienbesucher war. Und doch las er schon um acht Uhr, und oft, wenn ein studentisches Gelage vorausgegangen war, wurde es mir recht sauer, mich aus dem Bette herauszufinden. Aber der Gedankenstrom seiner Vorträge konnte auch den schlimmsten Brummschädel erfrischen.

Das erste Kolleg, das ich bei ihm hörte, waren dieselben römischen Staatsaltertümer, die mich kurz vorher so gelangweilt hatten. Doch nannte er sie gegen den damaligen Brauch „römisches Staatsrecht", und diese Änderung des Namens hatte ihre Bedeutung. Sie sollten eben nicht mehr eine Vielheit antiquarischer Notizen bilden, wie das Wort „Altertümer" es ausdrückt, sondern sich zum einheitlichen Rechtssystem zusammenschließen. Wie glänzend er diese Absicht erreicht hat, ist jetzt, wo sein „Römisches

Staatsrecht" längst als Buch erschienen ist, allgemein bekannt. Damals wirkte sein Vortrag auf mich als ganz neue Offenbarung. Die zerstreuten Tatsachen, die mir vorher so zwecklos erschienen waren, fügten sich hier zu einem gewaltigen Bau zusammen, in dem jedes Glied notwendig war, jedes die anderen stützte und verband. Ich lernte, daß es für den echten Historiker keine gleichgültigen Einzelheiten gibt, weil alle zusammen das große Ganze bilden und jede darauf hinweist. Ich empfand, wie die Vielgestaltigkeit der Welt sich in den Augen eines großen Künstlers als Einheit spiegelte, und freute mich voll demütigen Stolzes, daß jetzt auch ich durch seine Augen sehen durfte.

Natürlich trat ich auch sogleich in sein Seminar. Zum Glück sind die praktischen Übungen an den Universitäten noch keinem Reglement unterworfen; der Lehrer kann sie daher handhaben, wie es seiner Individualität und den Verhältnissen seiner Hochschule entspricht. Mommsen besaß nicht das Geschick des platonischen Sokrates, aus seinen Schülern durch Fragen ein schaffendes „Erinnern" hervorzulocken, sondern er war auch im Seminar fast der allein Redende. Doch kam die Selbsttätigkeit der Studenten dadurch nicht zu kurz, daß er seine Vorträge fast immer an schriftliche Arbeiten anknüpfte, die sie ihm einreichen mußten. Am Montag Abend versammelten wir uns in seinem Hause, und dann war auch schon der Aufsatz mitzubringen, welcher erst in der folgenden Sitzung zur Besprechung kommen sollte. Er wurde einem anderen Studenten übergeben, der ihn schriftlich rezensierte und seine Kritik zugleich mit der Arbeit am Sonnabend Mommsen überbrachte, so daß dieser mehr als zwei Tage Zeit hatte, den Gegenstand durchzuarbeiten. Denn oft war dieser ihm ganz neu, weil jeder sein Thema frei wählen durfte und er es nur stellte, wenn man ihn ausdrücklich darum bat. In der Sitzung hielt er uns dann einen Vortrag, der dasjenige, womit der Aufsatz sich beschäftigte, in ganz freier Weise umgestaltete. So lernten die beiden, welche die Arbeit geschrieben und rezensiert hatten, wie man sie besser hätte machen können, und wir anderen erfreuten uns an einer wissenschaftlichen Spezialuntersuchung, die uns in der vollendetsten Form geboten wurde. Natürlich war es gestattet, ihn durch Widerspruch oder Fragen zu unterbrechen; doch machten die meisten von dieser Erlaubnis nur einen sehr beschränkten Gebrauch.

Anders ich selbst, als meine Erstlingsarbeit schon in der zweiten oder dritten Sitzung zur Besprechung kam. Sie handelte von der Catilinarischen Verschwörung, war von mir schon in Dorpat begonnen und in den Ferien mit großer Liebe ausgearbeitet worden. Aus Mommsens „Römischer Geschichte" hatte ich den Schluß gezogen, daß es vor allem auf große Gesichtspunkte ankomme. So war denn auch das Machwerk sehr reich an großen Gesichtspunkten, aber noch reicher an falschen Zitaten, Mißverständnissen der Quellen u. dgl. m. Denn auf solchen erbärmlichen Kleinkram zu achten, hatte ich nicht der Mühe wert gefunden. Mommsen beschäftigte sich mit der Arbeit als solcher eingehender, als es sonst seine Art war. Er war nicht scharf und spöttisch, wie er das Gleichstehenden gegenüber oft genug sein konnte, sondern mit aller Freundlichkeit des wohlwollenden Lehrers rückte er mir meine Fehler

einen nach dem anderen unter die Nase, und ich mußte erleben, daß über dem verachteten Kleinkram auch die großen Gesichtspunkte elend zusammenfielen. Ich wehrte mich wie ein Löwe und erregte durch die Hartnäckigkeit, mit der ich jeden schon verlorenen Punkt verteidigte und dem großen Manne immer widersprach, das höchste Mißfallen der anderen Studenten. Aber wenn man monatelang sich redlich an einer Arbeit gemüht und an seinen vermeintlichen Entdeckungen eine rechte Freude gehabt hat, ist man nicht geneigt, alle diese Geisteskinder, mögen sie auch noch so unreif sein, widerstandslos hinschlachten zu lassen. Und damals war ich erst neunzehn Jahre alt. Als ich aus der Tür ins Dunkel der Straße hinaustrat, standen mir die Tränen in den Augen. Ich nahm von den Zeugen meiner Schande kurzen Abschied, und sobald ich mich allein sah, zerriß ich das unselige Manuskript in tausend Stücke.

Doch wenige Tage nachher suchte ich Mommsen auf und bat ihn um ein neues Thema, bei dem ich vor allem jenen Kleinkram der Forschung beherrschen lerne. Er verwies mich auf ein römisches Unteroffiziersamt, das in den Inschriften häufig vorkam, aber damals noch nicht erklärt war. Da das Corpus Inscriptionum noch in seinen Anfängen stand, mußte ich das Material recht mühsam zusammensuchen und fand bei seiner Bearbeitung durchaus keinen Anhalt für große Gesichtspunkte. Doch Mommsen war zufrieden, und ich strahlte vor Stolz. Und als er die Arbeit im Seminar besprach, da sah ich mit Staunen, daß für den großen Blick sich auch aus ihr große Gesichtspunkte ergaben. Es zeigte uns, wie in den Schicksalen eines niederen Amtes sich die Politik des Kaisertums spiegelte, und eröffnete uns Ausblicke nach Richtungen, von denen ich nie gedacht hätte, daß sie mit meinem Thema in irgend einem Zusammenhange stehen könnten. Vier Jahre habe ich seitdem an seinen Übungen teilgenommen und bin erst gewichen, als er selbst mir riet, meine Zeit anders zu verwenden. Und jedes Semester schrieb ich für ihn mindestens einen Aufsatz und eine Kritik, nicht etwa, weil er so viel verlangt hätte, sondern weil es mir Freude machte, mich von ihm beurteilen zu lassen; niemals aber habe ich gewagt, dabei unsolide zu arbeiten. Historische Genies, wie er es war, sind aus seinem Seminar nicht hervorgegangen; denn Genialität kann auch der beste Lehrer seinen Schülern nicht beibringen. Wohl aber hat er zuverlässige Arbeiter gebildet, von denen so mancher später sein Mitarbeiter wurde. Denn wenn er uns auch, ohne es selbst zu wollen, durch seine Geistesblitze hinriß, so lehrte er doch vor allem, was sich lernen läßt: methodisch vorgehen und auch im kleinen treu sein, und immer werden wir ihm dafür dankbar bleiben.

Wenn wir um acht Uhr abends das Haus Mommsens verließen, suchten wir noch gemeinsam eine Kneipe auf; doch in der Regel beschäftigte uns sein Vortrag so lebhaft, daß er noch lange Zeit der Gegenstand eifriger Debatten blieb und erst sehr spät die studentische Fröhlichkeit ihre Rechte geltend machte. Und wenn er uns einmal an seinem gastlichen Tische bewirtete oder gar — was uns noch viel lieber war — unserer Einladung in die Kneipe folgte, so gab es köstliche Abende. Über Politik und Wirtschaft, Literatur und Kunst

flog das Gespräch munter hin und her; alles wußte er, und alles konnte er scharf charakterisieren, bald mit einem treffenden ernsten Wort, bald mit einem beißenden Witze. So lernten wir an seinem Beispiel, daß der Historiker zwar streng arbeiten müsse, aber doch auch seine Nase über die Bücher erheben, um frisch in die weite Welt hinauszusehen, wenn er anders ein richtiger Historiker sein wolle. Und wenn dann die Köpfe heiß wurden, ja selbst wenn der Augenblick nahte, wo alle Bande frommer Scheu zu reißen drohten, blieb er doch unerschütterlich in dem übermütigen Kreise sitzen und lachte und zechte wie ein junger Student.

Durch die Zeitungen lief eine Anekdote, wie Mommsen, in eine vornehme Gesellschaft geladen, stumm und in sich versunken in einer dunklen Ecke geblieben sei und, als ein hoher Beamter ihn ins Gespräch habe ziehen wollen, dies mit einer platten Grobheit abgewehrt habe. Dies Geschichtchen ist nach dem Professor der „Fliegenden Blätter" erfunden: zu dem echten Mommsen paßt es wie die Faust aufs Auge. Dieser hatte Freude an der Geselligkeit und war der lebhafteste und geistvollste Plauderer, den ich je gesehen habe. Er war geistig so produktiv, daß es ihm Bedürfnis wurde, sich auszugeben. Seine überreiche Schriftstellerei genügte ihm dafür nicht; er mußte auch von Mund zu Munde die Fülle von Gedanken und Einfällen mitteilen, die wie bunte Feldblumen, ungesucht und ungepflegt, immerfort in seinem fruchtbaren Hirn emporschossen. Von harter Arbeit abgespannt, suchte er seine Erfrischung fast jeden Abend in munterer Geselligkeit, um am anderen Morgen schon vor dem Tagesgrauen wieder bei der Arbeit zu sitzen. Unter den Leiden des Alters empfand er wenige schwerer, als daß sein Gehör abnahm und ihm so den lebendigen Verkehr erschwerte. Grob zu sein, verstand er allerdings und tat sich etwas zugute darauf. So schrieb er schon in seinen Jugendgedichten mit dem frischen Stolze auf seine Heimat, der den Holsten so gut kleidet:

„Guten Morgen, mein Werter,
Wie sind Sie doch grob!" —
In Holstein, Verehrter,
Ist dieses ein Lob.

Doch waren seine Grobheiten niemals platt, sondern von jener goldenen Art, die sein Freund Theodor Storm, vielleicht indem er seiner gedachte, so gepriesen hat:

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht: doch zuzeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Übrigens war er grob nur gegen diejenigen, welche ihm gesellschaftlich gleich oder höher standen; wir Schüler haben ihn nie von dieser Seite kennen gelernt. Alle unsere Dummheiten ließ er sich mit freundlicher Nachsicht gefallen; nur wo ihm träge Sudelarbeit begegnete, wurde er ernsthaft scharf; und wen er dann mit seinen ausdrucksvollen Augen anblitzte, der fand meist für gut, sich im Seminar nicht wieder sehen zu lassen. Und wir anderen spendeten

solchen Strafgerichten, die übrigens sehr selten vorkamen, innerlich unseren vollen Beifall. Denn bei Mommsen nicht brav zu arbeiten, schien uns eine Sünde, die jeder Verdammnis wert sei.

So war er, als ich ihn kennen lernte, zwischen seinem fünfzigsten und sechzigsten Lebensjahre. Später soll seine Lehrtätigkeit minder wirkungsvoll gewesen sein, und wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, hat er ihr, sobald ihm dies gestattet war, mit Freuden entsagt. Dies überraschte mich, war mir aber doch nicht unbegreiflich. Denn bei der engen Begrenzung seines Gebietes konnte er nur eine geringe Zahl von Vorlesungen halten, und einem so regen Geiste mußte die stete Wiederholung auf die Dauer langweilig werden. Dazu kam, daß er manche der Gegenstände, die den Inhalt seiner Kollegia bildeten, später in Büchern behandelt hatte; und dasjenige, was auch in der Form abgeschlossen vorliegt, verliert für den Verfasser das lebendige Interesse des Werdenden. Die Fühlung mit der Jugend ist ihm nie ganz geschwunden; schon seine eigene reiche Kinderschar erhielt sie ihm. Doch je weiter die neuen Geschlechter sich von seiner eigenen Jugend entfernten, desto fremder mußte ihm ihr Fühlen und Denken werden. Es ist dem Lehrer nicht gut, wenn er zu alt wird. Wir aber, die wir noch in der Zeit seiner Vollkraft von ihm lernen durften, haben die Wirkung seiner großen Persönlichkeit freudig an uns empfunden, und jetzt bemühen wir uns, daß ein Nachglanz von ihr auch auf unsere Schüler hinüberstrahle.

Auch nachdem sie die Universität verlassen hatten, stand er seinen Schülern mit tätiger Hilfe zur Seite. Mein Erstlingsbuch, die Ausgabe der Notitia Dignitatum, hat er angeregt, mir einen großen Teil der handschriftlichen Quellen zugänglich gemacht und jeden Korrekturbogen mit einer Sorgfalt gelesen, als wenn es sich um sein eigenes Werk handelte. So ersparte er mir manchen Fehler und führte mich in die Technik der philologischen Ausgabe ein, die er selbst so meisterlich beherrschte. Und als er mir in seinem späten Alter die Ehre erwies, daß ich auch seine Korrekturen lesen durfte, war er mir für die kleine Mühe doch so dankbar, als wenn ich wunder was für ihn getan hätte. Er war es gewohnt gewesen, sein Leben lang für andere zu arbeiten; denn wie mir, so hat er noch vielen in unscheinbarer Treue gedient, ohne Dank dafür zu erwarten. Wenn er aber anderer Dienste empfing, so wußte er dies sehr hoch zu schätzen, und sein Dank war königlich, wie ich an mir selbst erfahren habe.

Es ist vielen bekannt, denn manche bittere Polemik in wissenschaftlichen Zeitschriften gibt davon Kunde, daß sein Verhältnis zu mir nicht immer ein ungetrübtes war. So will ich denn auch hier diese Tatsache nicht übergehen, da man sonst meinen könnte, ich hätte Grund, um seinet- oder meinetwillen etwas zu verschweigen. Meine Studien bewegen sich auf genau demselben Gebiete wie die Mommsens, wenn sie auch lange nicht so umfassend sind. Da es nun hier kaum einen Winkel gibt, in den er nicht hineingeleuchtet hätte, so sehe ich überall, wohin ich nur trete, seine Fußstapfen vor mir, und es versteht sich von selbst, daß auch er mitunter fehlgegangen ist. Die Dummheiten von Hinz und Kunz kann man unbeachtet beiseite lassen; die Irrtümer

eines Mommsen dagegen müssen widerlegt werden, weil sie sonst schädlich weiterwirken könnten. Diese Aufgabe ist mir oft genug zugefallen, so ungern ich mich ihr unterzog. Doch ich konnte nicht weiterarbeiten, ehe ich die einzelnen Hindernisse, die sich neben unzähligen Förderungen für mich aus seinen Studien ergaben, aus dem Wege geräumt hatte. Aber wenn ich ihn auch in der achtungsvollsten Form zu widerlegen suchte, so konnte dies ewige Streiten gegen ihn, und fast nur gegen ihn, ihm leicht den Anschein erwecken, als wenn ich mich böswillig an seine Fersen hefte. Zwar war er immer gern bereit, Fehler, die er als solche erkannt hatte, zu verbessern; doch ein Gelehrter glaubt nicht leicht, daß man ihn mit Recht bekämpfe, und keiner darf ihm das zur Sünde rechnen. Wer heute eine Ansicht nachsagt, die er gestern irgendwo aufgelesen hat, der ist nicht schwer zu bewegen, daß er sie morgen mit einer neuen vertausche; wenn man sich aber mit harter Arbeit eine wissenschaftliche Anschauung errungen hat, so kann man sie nicht im Augenblick wieder ablegen, wie einen zerrissenen Rock. Zudem besitzen historische Gründe nur in den seltensten Fällen die zwingende Beweiskraft der mathematischen; meist handelt es sich nur um größere oder geringere Wahrscheinlichkeit, und diese nach ihrem relativen Werte zu bemessen, ist selbst dem Unbefangenen nicht ganz leicht. So konnte Mommsen glauben, daß ich mit Unrecht gegen ihn ankämpfe, während ich natürlich der Überzeugung war und noch heute bin, daß ich zum Widerspruch verpflichtet war. Denn niemals habe ich ihn in untergeordneten Nebenfragen angegriffen, sondern nur, wo es auf Dinge ankam, die für mich die Grundlagen weiterer Forschung bildeten; ja oft habe ich zu scharfen Ausfällen gegen mich geschwiegen, wenn dasjenige, wogegen sie sich richteten, mir wissenschaftlich nicht von Bedeutung schien. Dieser Gegensatz zu einem Manne, dem ich so viel verdanke, hat lange Jahre gedauert und schwer auf mir gelastet; doch endlich erlaubte mir ein glücklicher Zufall, ihn davon zu überzeugen, daß mein Widerspruch nicht böswillig gemeint war.

Ich hatte wieder einmal gegen ihn polemisieren müssen, und die Antwort, die er darauf gegeben hatte, wurde mir von der Redaktion des „Hermes" im Korrekturbogen zugeschickt, damit ich, falls es mir gut scheine, darauf erwidern könne. Da fand ich in jener Antwort Mommsens ein schlimmes Versehen, wie es nur die Vergeßlichkeit seines hohen Greisenalters erklärlich machte. Es versteht sich von selbst, daß ich keine Lust hatte, wie Ham die Blöße meines Vaters aufzudecken. Ich übersandte ihm daher die Korrektur, machte ihn auf den Fehler aufmerksam und fügte kurz hinzu: „Es wäre mir lieber, wenn Sie selbst das verbesserten, als wenn ich es tun müßte." Darauf erhielt ich den folgenden Brief:

Lieber Seeck! Lassen Sie mich Ihnen danken mit einer Bitte. Ich bestelle eben mein Haus und muß Fürsorge treffen für den Fall, daß ich den Theodosianus nicht zu Ende führen kann. Ausgearbeitet ist er ganz, auch die lange und eingehende Einleitung; aber die Drucklegung ist eigentlich die halbe Arbeit, und in der Einleitung fordern die zahlreichen Verweisungen auf den Text ständige Revision. Darf ich anordnen, daß, wenn ich nicht fertig werde, Sie dafür eintreten? Ich weiß, daß ich keinen treueren Freund finden kann als Sie und keinen schonenderen, wenn es gelten sollte, die Versehen eines Verstorbenen zu berichtigen.

Dies Vertrauen war um so großherziger, als wir gerade über den Codex Theodosianus einen heftigen Streit geführt hatten und Mommsen sehr genau wußte, daß ich in vielen Einzelheiten, die diese wichtige Geschichtsquelle betrafen, nicht seiner Meinung war. Ich habe nicht die Gelegenheit gehabt, es zu rechtfertigen. Das Schicksal hatte ihm die Freude beschieden, daß er auch die Drucklegung dieses letzten großen Werkes fast ganz zu Ende führen konnte. Doch daß er mich mit diesem Auftrag beehrte, wird die stolzeste Erinnerung meines Lebens bleiben. Dies aber wird mich nicht hindern, auch künftig seine Irrtümer zu widerlegen, wo mir das im Interesse der Wissenschaft erforderlich scheint, und er selbst wäre der letzte gewesen, mir dies Recht zu bestreiten. Hat er sich doch nicht gescheut, in seiner „Römischen Chronologie" auch den eigenen Bruder zu bekämpfen, als dieser mit falschen Hypothesen hervorgetreten war, die gerade wegen ihrer gelehrten und scharfsinnigen Begründung schädlich zu werden drohten; denn immer ging für Mommsen die Sache über die Person. Und wenn ich von jenem Rechte des Widerspruchs Gebrauch mache, fürchte ich nicht, ihn in den Augen der Welt dadurch herabzusetzen, weil jeder Kundige weiß, daß nicht diejenigen die größten Forscher sind, welche die wenigsten Irrtümer begehen.

Die akademische Lehrtätigkeit genügt manchem tüchtigen Manne, um sein ganzes Leben auszufüllen. Für Mommsen war sie nur ein kleiner Teil seiner Wirksamkeit und kaum derjenige, auf welchen er den größten Wert legte. Doch fühlte er den sittlichen Zwang in sich, alles, was er machte, auch sorgfältig und gut zu machen, und hat daher nie, wie manche andere Berühmtheit, seine Dozentenpflichten vernachlässigt. Wenn er in den letzten Jahren seines Lehramtes nicht mehr die alte Frische dafür besaß, so hing dies nicht von seinem Willen ab, und bitter hat er es empfunden. Denn ihn beherrschte eine fast ängstliche Gewissenhaftigkeit, die sich seltsam genug mit genialer Kühnheit paarte. Als er den dritten Band seiner „Römischen Geschichte" abgeschlossen hatte, schrieb er an seinen Verleger: „Man sieht es der Arbeit nicht an, was für Plage und Gewissensbisse darin stecken." Jeder Historiker ist gezwungen, die zahlreichen Lücken, welche die Überlieferung läßt, durch mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutung auszufüllen, und wie sich von selbst versteht, hatte sich auch Mommsen dieser Pflicht nicht entzogen. Doch daß er sich bewußt war, nicht alles, was er geschrieben hatte, klar beweisen zu können, plagte sein Gewissen. Der größte Teil seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ist daher durch das Bestreben bestimmt worden, alles Material, das irgendwelche Aufschlüsse versprach, so vollständig zu sammeln, wie dies irgend möglich war, und es für die bequeme Benutzung zurechtzulegen. Wo er eingriff, da mußte reiner Tisch gemacht werden; auch das Unbedeutendste wurde nicht beiseite geschoben. Meinte er alles zusammen zu haben, was in den Quellen stand, und fand dann auf seine Fragen, die er äußerst geistvoll zu stellen wußte, noch nicht die genügende Antwort, so scheute er nicht vor kühnen Hypothesen zurück. Aber immer mußte die Grundlage eine ganz sichere sein; kein Stein, der sich in sie hineinpassen ließ, durfte vermißt werden, ehe er darauf weiterbaute. Dies war die Ursache, warum er einerseits seine

Studien streng auf die römische Geschichte beschränkte, anderseits kein Gebiet undurchforscht ließ, das sich irgendwie mit ihr berührte.

Er hat in seiner Jugend Volksmärchen gesammelt und an der Redaktion einer Tageszeitung mitgewirkt; bis in sein spätes Alter hinein verfolgte er die Literatur aller Kulturvölker und nahm an der Politik regsten Anteil; von jeder geistigen Großtat, die unsere Zeit bewegt hat, wußte er, und diese Vielseitigkeit hat ihn zu dem Geschichtschreiber gemacht, der er war. Trotzdem hat er nie den Trieb gefühlt, in seiner Produktion über die römische Geschichte hinauszugreifen, weil es ihm „Gewissensbisse" bereitet hätte, über etwas zu schreiben, was er nicht ganz beherrschte. Auf dieses Gebiet war er durch die juristischen Studien geführt worden, mit denen er seine Laufbahn begann. Das römische Recht, das damals noch im praktischen Gebrauche war und daher auch für die moderne Jurisprudenz den beherrschenden Mittelpunkt bildete, ist mehr als jedes andere ein historisches. Der Römer hatte eine unbezwingliche Scheu vor der Sitte seiner Vorfahren und änderte nicht leicht irgend einen Rechtsbrauch, den sein Altertum geheiligt hatte. Erwies er sich im Fortschritt der Zeit als ungeeignet, so fand man Schleichwege, ihn zu umgehen, oder man stellte neue Rechtsinstitute daneben, die ihn praktisch außer Gebrauch setzten, aber theoretisch weiterbestehen ließen. So gibt es für jedes Rechtsgeschäft mehrere Formen, die scheinbar gleichberechtigt nebeneinanderstehen, tatsächlich aber die verschiedenen Stadien seiner Entwicklung bezeichnen, indem die ganz veraltete sich neben der halbveralteten und weiter neben der neuen und neuesten, die ihr allmählich hinzugetreten sind, ruhig weitererhält. Dies mußte Mommsen durch die Gründlichkeit seines Wesens, dem es Bedürfnis war, alles, was er angriff, auch ganz zu verstehen, mit innerer Notwendigkeit zur römischen Geschichte führen.

Es war kein unbearbeitetes Gebiet, das er hier betrat, vielmehr hatte die historische Forschung, seit sie in der Renaissancezeit sich zuerst wieder regte, es zu ihrem Lieblingsplatz ersehen. Jede Wissenschaft geht aus von dem Fragen nach den Gründen der Dinge, und in berechtigtem Egoismus fragt der Mensch immer zuerst nach dem, was ihn täglich umgibt und sein Leben bestimmt. An buntem Wechsel der Ereignisse mag die chinesische Geschichte vielleicht nicht minder reich sein, als unsere eigene; doch wenige tragen Lust, sich mit ihr zu beschäftigen, weil sie unser Schicksal kaum berührt. Dagegen ragt das Römertum überall in die Jetztzeit hinein; wer diese verstehen und erklären will, muß immer von ihm ausgehen. Die romanischen Völker rühmen sich, Nachkommen der Römer zu sein, und reden noch heut ihre Sprache; das deutsche Kaisertum, das der Traum unserer Väter war, gab sich als Fortsetzung des römischen; das Corpus Juris beherrschte die Rechtsbildung aller zivilisierten Völker; das Christentum war aus dem römischen Reiche hervorgegangen und mit seinem Geiste durchtränkt. Und überall im Westen und Süden Europas erhoben sich uralte Bauwerke oder mächtige Ruinen, die an eine Zeit vergangener Größe mahnten und zu ihrer Erforschung anregten. Dazu war das Lateinische die Sprache der allgemeinen Bildung; Cicero, Cäsar, Sallust, Livius, Tacitus waren die Klassiker κατ' ἐξοχήν, die jeder las. Wer

über Geschichte nachdachte, wurde durch den Inhalt jener in viel höherem Grade bestimmt, als durch die Schicksale seines eigenen Volkes und seiner eigenen Zeit. So demonstrierte Machiavell seine politischen Grundsätze an den Erzählungen des Livius, Montesquieu studierte an den Römern die Gründe des historischen Aufsteigens und Fallens, und noch Hegel belegte sein Gesetz von These und Antithese mit der Folge der römischen Könige. Daß in den Schulen Camillus, Fabricius und Regulus als Muster der edelsten Mannestugenden figurierten, ist noch gar nicht sehr lange her. Was aber als tägliche Nahrung immerfort den Geist beschäftigt, muß natürlich auch die Forschung am lebhaftesten anregen.

Einen weiteren Antrieb fand sie in dem Eifer der Liebhaber und Sammler, der oft schrullenhaft genug ist, aber doch der Wissenschaft große Dienste leistet. Überall gab die Erde Münzen, Bronzen, Marmorstücke her, die teils bildnerisch gestaltet, teils mit Inschrift versehen waren. Viele fanden Freude daran, solche Reste des Altertums in ihrem Besitze anzuhäufen, und wollten dann auch wissen, was Bild und Umschrift ihrer Münzen bedeuteten, wie die Inschriften ihrer Steine zu erklären seien. Und die Lokalgelehrten waren stolz, wenn sie die Geschichte ihrer Heimat an die große Römerzeit anknüpfen konnten; sie beachteten und verzeichneten jeden Rest, der von ihr noch zurückgeblieben war. So wurde die historische Wissenschaft im kleinen wie im großen immer wieder auf Rom hingewiesen, und die Forschung über seine Vergangenheit war in stetem Flusse geblieben. Es ist daher kein Zufall, daß sich gerade auf diesem Gebiete der große Umschwung vollzog, der, von Niebuhr eingeleitet, alle historischen Disziplinen in neue Bahnen lenkte.

Vorher hatte man voll demütiger Bewunderung zu den Füßen der „Klassiker" gesessen und, was sie von den Anfängen Roms erzählten, in kindlichem Glauben hingenommen, weil Livius, Dionys und Plutarch „ehrenwerte Männer" waren. Zwar hatte man längst in ihnen zahlreiche Widersprüche entdeckt, doch glich man sie auf dieselbe Weise aus, wie schon die Alten selbst es in ähnlichen Fällen getan hatten. „Livius sagte, der Hund war weiß; Dionys sagte, der Hund war schwarz: folglich war er weiß und schwarz gefleckt gewesen." Zwar waren bei einzelnen verwegenen Geistern auch schon tiefergehende Zweifel aufgetaucht, doch hatte man sie immer zur Ruhe verwiesen. Niebuhr war der erste, der systematisch die Frage der Quellenkritik stellte. Livius und seine Genossen lebten viele Jahrhunderte nach den Ereignissen, von denen sie erzählten; sie konnten also davon nur aus schriftlichen Quellen wissen: gab es aber in den Zeiten des Romulus und Numa schriftliche Quellen, ja gab es überhaupt schon eine Schrift? Dies verneinte Niebuhr und gelangte so zu dem Schlusse, daß die älteste römische Geschichte nicht echt überliefert sein könne. Doch stand er noch zu sehr unter dem Banne seiner gläubigen Vorgänger, um sie ganz und gar ins Reich der Fabel zu verweisen. Er stützte sie daher auf die mündlich weitergegebene Sage, welche die Tatsachen zwar mannigfach entstellt, aber doch ihren wesentlichen Kern erhalten habe. Diese Festigkeit der Tradition meinte er aus der poetischen Form erklären zu müssen, die ja zweifellos das Auswendiglernen erleichtert. Wie man sich da-

mals den Homer als eine Sammlung halbhistorischer Volkslieder dachte, die jeder Sangesschüler aus dem Munde seines Meisters erlernt und dann auf seine Schüler übertragen habe, so konstruierte er sich die ältesten Quellen der römischen Geschichte. Auf diese Weise glaubte er aus dem Zusammensturz, den er selbst herbeigeführt hatte, doch noch einiges retten zu können, und begann dann mit diesen Trümmern einen kühnen Neubau zu errichten.

Die Pietät, die immer jeder freien Forschung erklärte Feindin war, hing an den berühmten Namen der alten „Klassiker". Daß ihre Erzählungen, welche bisher die Grundlage jedes historischen Denkens gebildet hatten, zu Fabeleien oder bestenfalls zu ungewissen Sagen gestempelt wurden, erregte daher einen allgemeinen Sturm der Entrüstung. Von allen Seiten wurde Niebuhr bekämpft, und wirklich boten seine Hypothesen schwache Punkte in Fülle dar, die den Angriff herausforderten. Zwar seine Negation war unwiderleglich und hat für die moderne Entwicklung aller Geisteswissenschaften den Ausgangspunkt gebildet; doch was er Positives an die Stelle der zertrümmerten Überlieferung setzen wollte, war zwar geistreich und wohldurchdacht, entbehrte aber jeder festen Grundlage. Seine konservativen Gegner aber bekämpften gerade das, was Richtiges an seinen Forschungen war, und benutzten das Falsche in erster Linie, um auch jenes zu diskreditieren.

Ganz anders Mommsen. Seine Studienjahre fielen in die Zeit, wo Niebuhr zwar schon tot war, aber der Streit über seine Hypothesen noch in hellen Flammen stand. Neben der Rechtswissenschaft beschäftigte den Jüngling das Sammeln holsteinischer Volkslieder. Ob er dabei schon an jene vermeintlichen Quellen der ältesten Römerzeit dachte, wissen wir nicht; jedenfalls blieb auch diese Tätigkeit nicht unfruchtbar für das Wissensgebiet, auf das er später alle seine Arbeit konzentrierte. Denn er lernte aus eigenster Erfahrung, wie wirkliche Volkslieder aussehen, und wie wenig sie geeignet sind, historische Überlieferungen durch die Jahrhunderte zu tragen. Während die meisten bestrebt waren, Livius und Dionys gegen die vernichtende Kritik Niebuhrs zu verteidigen, warf er auch das noch weg, was jener mit Unrecht hatte halten wollen. Mehrere seiner scharfsinnigsten Untersuchungen sind dem Nachweis gewidmet, daß die älteste Geschichte Roms nicht aus poetisch ausgeschmückten Sagen gutgläubig zusammengesetzt, sondern lügnerisch gefälscht ist. Die Römer waren ein höchst praktisches Volk, das auch die Geschichte für unmittelbare Zwecke, vor allem für die Tagespolitik, nutzbar machte. Sie sollte nach ihrer Ansicht durch hohe Vorbilder zum Guten ermahnen oder durch abschreckende Beispiele vom Bösen zurückhalten, und wenn die echte Überlieferung derartige Sittenspiegel nicht bot, wurden sie frischweg erfunden. So trug man jede sittliche, politische oder wirtschaftliche Bewegung, die sich zu irgendeiner Zeit der Gemüter bemächtigt hatte, in die Geschichtschreibung hinein. Die Taten der Gracchen, des Sulla, des Cäsar wurden in den fernen Urzeiten wiederholt, damit der Historiker sie scheinbar objektiv brandmarken oder preisen könne. Und neben die Tendenzlüge trat die gelehrte Kombination, die wunderliche Sitten und Rechtsbräuche erklären oder dunkle Punkte der Geschichte aufhellen wollte und dann immer ihre Hypothesen wie sichere Tatsachen vortrug. An

einer Reihe von Beispielen wurde von diesem Gewebe der Fälschung mit erstaunlichem Scharfsinn und erschöpfender Genauigkeit jeder Faden bloßgelegt und das Zerstörungswerk Niebuhrs so weitergeführt, daß wahrscheinlich er selbst davor erschrocken wäre.

Im Wegräumen einer täuschenden Scheinüberlieferung war Mommsen nur der konsequentere Fortsetzer Niebuhrs. Aber noch ehe er nach dieser Richtung die entscheidenden Untersuchungen zum Abschluß brachte, begann er schon, das Material zu sammeln, um auf dem gereinigten Boden seinen Neubau zu errichten, eine Aufgabe, an der sein großer Vorgänger gescheitert war. Dieser hatte keinen andern Weg dazu gefunden, als von dem Inhalt derselben Quellen, deren Autorität er vernichtet hatte, doch noch so viel zu retten, wie er ohne gar zu böses Gewissen retten konnte. Die Nationalökonomie, die kurz vorher durch Adam Smith zur Wissenschaft erhoben war, hatte ihm neue Anschauungen über die Art des historischen Werdens zugeführt. Er wandte sie auf die römische Urzeit an und malte so ein Bild derselben von großartiger Folgerichtigkeit, das nur leider ein Phantasiebild blieb. Denn Geschichte kann auch die größte Auffassung nicht schaffen, wenn die Überlieferung versagt. Es war daher Mommsens Bestreben, nachdem die alten Quellen verschüttet waren, vor allem neue zu erschließen, und diese Tätigkeit hat er sein Leben lang fortgesetzt. Er sah, daß zu den Anfängen Roms zwei Wege führten, die beide noch nicht betreten waren, der eine vorwärts aus einem noch graueren Altertum her, der andere rückwärts aus besser bekannten Zeiten. Auf beiden versucht er weiterzukommen.

Den ersten dieser Wege bot die Sprachwissenschaft, die durch Bopp und Grimm eben erst begründet war, und deren Leistungsfähigkeit man im Rausch der ersten Siege damals nach gewissen Richtungen hin wohl überschätzte. Man nahm an, daß aus dem Schoße des arischen Urvolkes die Gräko-Italiker als einheitlicher Stamm hervorgegangen seien, um sich erst bei der Einwanderung in die beiden Halbinseln, die später ihre Heimat bildeten, in zwei Nationen zu teilen. Daraus ergab sich für die kulturhistorische Forschung die folgende Methode. Die Wörter, welche in den meisten arischen Sprachen wiederkehrten, mußten schon der gemeinsamen Ursprache angehören; bezeichneten sie nun Begriffe wie „Schiff", „Haus", „Kuh", so folgerte man daraus, daß die Arier vor ihrer Teilung schon mit Schiffen gefahren seien, Häuser gebaut und Kühe gehalten hätten. Entsprechend schloß man aus den Kulturworten, die Griechen und Römern gemein waren, auf die Gräko-Italiker, aus denjenigen, die sich in den meisten italischen Dialekten wiederfanden, auf die Italiker vor ihrem Zerfall in Einzelstämme. So schien es möglich, ein Bild der römischen Kultur zu gewinnen, das viel älter war, als jede schriftliche Überlieferung. Mommsen beschäftigte sich daher anfangs viel mit der Sprachwissenschaft; namentlich untersuchte er die italischen Dialekte; doch hat er diese Studien später ganz beiseite gelegt. Das Gebiet gewann eben bald eine solche Ausdehnung, daß es ihm unmöglich wurde, es so zu beherrschen, wie ihm das nach seiner gründlichen Art Bedürfnis war. Auch zeigte es sich, daß jene Schlüsse auf das älteste Kulturleben, die zunächst so blendend waren, doch zu sehr vielen Zweifeln

Anlaß gaben, ja sich zum Teil als sicher falsch erwiesen. Mit desto größerer Energie schritt er auf dem anderen Wege weiter, der aus den bekannteren Zeiten rückwärts in die unbekannteren leitete.

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die Römer an den Formen ihres alten Rechtes mit abergläubischer Zähigkeit festhielten, auch wenn sein Wesen sich im Flusse der Zeit längst geändert hatte. Ein Beispiel wird dies klarer machen. Es war ein Rechtssatz, der seit der Königszeit gegolten hatte, daß kein Priester durch das Volk gewählt werden dürfe. Die großen Kollegien der Pontifices, Auguren usw. ergänzten sich selbst, indem sie für jedes verstorbene Mitglied den Ersatzmann durch Mehrheitsbeschluß kooptierten. Doch als die römische Verfassung immer demokratischer wurde, empfand man es als Anomalie, daß Stellungen, die hohe Ehre und starken Einfluß verliehen, nicht, wie alle Ämter, durch das Volk, sondern durch kleine Gruppen adeliger Herren vergeben wurden. Trotzdem wagte man nicht, eine Regel des uralten Königsrechtes schlechtweg abzuschaffen, wohl aber umging man sie in folgender Weise. Als Volksbeschluß galt, was die Majorität des Volkes beschlossen hatte, und diese bestand in den Tributkomitien aus achtzehn Tribus. Man loste daher aus der Gesamtzahl von fünfunddreißig nicht mehr als siebzehn aus und ließ durch deren Abstimmung die Priester wählen. So wurde der Kandidat, auch wenn er alle Stimmen auf sich vereinigte, nur durch die Minorität des Volkes gewählt, und diese war nicht das Volk. Der Satz, daß bei Priestern Volkswahl ausgeschlossen sei, wurde also formell aufrechterhalten, tatsächlich aber beseitigt, da natürlich jene durch das Los bestimmte Minorität in der Regel ebenso entschied, wie auch das ganze Volk entschieden hätte. War aber der Kandidat durch die siebzehn Tribus bezeichnet, so wurde er dadurch noch nicht Priester, sondern vorher mußte ihn das betreffende Kollegium ganz in den alten Formen kooptieren; nur war es den Mitgliedern gesetzlich verboten, einem andern ihre Stimme zu geben. Durch Kniffe dieser Art haben es die Römer möglich gemacht, ihr Recht den wechselnden Forderungen aller Zeiten schmiegsam anzupassen und doch seine allerältesten Regeln und Formen so gut wie unverändert zu bewahren. Auf diese Weise bestanden alle Stadien der Entwicklung, die es nacheinander durchgemacht hatte, bis in die Kaiserzeit nebeneinander fort. Wenn also die Quellenkritik bewies, daß man von den Taten des Romulus und seiner Nachfolger nichts wissen könne, so ließen sich doch Recht und Verfassung des Romulus sehr gut rekonstruieren. Es gehörte dazu nur, daß man die Institutionen, die sich im späteren Recht als unverstandene Überlebsel fortschleppten, von den jüngeren, lebendigen Bestandteilen schied und aus den leeren Formen, die man so kennen lernte, auf den Staat zurückschloß, der sie einst als adäquaten Ausdruck seines Wesens geschaffen hatte. So konnte man den wichtigsten Teil der römischen Geschichte mit großer Sicherheit wiederherstellen, nicht aus den gefälschten Zeugnissen des Livius und Dionys, sondern aus den untrüglichen Resten, die sie selbst der Folgezeit hinterlassen hatte.

Diese Methode war nichts weniger als neu; schon die Forscher des Altertums, ein Varro, ein Verrius Flaccus, hatten sie geübt; und auch diese

hatten sie nicht erfunden, sondern den griechischen Gelehrten einer noch früheren Zeit entlehnt. Jene Überlebsel waren zwar nirgends so massenhaft vorhanden wie in Rom, ganz aber fehlten sie bei keinem Volke; namentlich in Religion und Kultus, die immer die konservativsten Mächte des menschlichen Daseins sind, hatten sie sich überall in großer Zahl erhalten. Ihre unverständliche Seltsamkeit forderte die Erklärung heraus, sobald der wissenschaftliche Trieb sich regte, und natürlich konnte sie nur auf historischem Wege gesucht werden. Doch auch diese Bestrebungen hatten die Geschichte mehr gefälscht als aufgeklärt. So pflegte man den Sklaven bei seiner Freilassung mit einem Stabe zu berühren, der vindicta hieß, und dieses Wort war schon den Römern der Blütezeit unverständlich. Sie erzählten daher zu seiner Erklärung folgende Geschichte. Nach der Vertreibung des übermütigen Tarquinius habe sich eine Verschwörung gebildet, ihn wieder nach Rom zurückzuführen, und ein Sklave habe sie dem Konsul Brutus verraten. Zur Belohnung habe man ihm die Freiheit geschenkt, was nie vorher bei einem anderen Sklaven vorgekommen sei, und weil dieser erste aller Freigelassenen Vindicius geheißen habe, sei nach ihm das Werkzeug der Freilassung vindicta benannt. Solche Erfindungen durchziehen die ganze Geschichte des früheren Altertums, und da nicht alle so durchsichtig sind wie diese, hatten die modernen Gelehrten sie oft in gutem Glauben hingenommen. Mommsen warf diese antiken Erklärungen als wertlos beiseite, sammelte aber mit desto größerem Eifer die Tatsachen, welche erklärt wurden, weil sie schon dadurch, daß sie der Erklärung bedurften, sich als Überlebsel kennzeichneten und folglich Aufschluß über die ältesten Zustände Roms versprachen.

Diese Überlebsel würden wir beinahe in ihrem vollen Umfange kennen, wenn die Schriften der römischen Altertumsforscher, vor allem des Varro, uns vollständig erhalten wären. Da aber nur dürftige Reste davon sich bis in unsere Zeit gerettet haben, galt es, neue Quellen dafür zu finden, und dies war nicht leicht. Denn was uns in Geschichtserzählungen, Briefen, Reden u. dgl. m. berichtet wurde, war in der Regel nur das Wesentliche der Ereignisse. So wurde von den Agitationen und Parteikämpfen, die eine Konsulwahl vorbereiteten, oft genug geredet; die leeren Formen dagegen, in denen sie sich vollzog, beobachtete man zwar sorgfältig, wie es die Urväter getan hatten, aber man sprach nur selten von ihnen, weil sie sich von selbst verstanden und keinen Zeitgenossen interessierten. Für Mommsen aber waren sie das wichtigste, weil nur in ihnen sich Überlebsel erhalten haben konnten. Es mußten also Quellen erschlossen werden, die auch die scheinbar gleichgültigen Formalien treu überlieferten, und dies konnten nur offizielle Urkunden sein. Da die große Mehrzahl derselben auf Stein und Erz erhalten war, wurde Mommsen so zu den Inschriften geführt. Schon eine seiner frühesten Schriften, „Die römischen Tribus in administrativer Beziehung. Altona 1844", führte den Beweis, welche überraschenden Resultate sich aus diesen Denkmälern auch für die ältere römische Verfassungsgeschichte gewinnen ließen. Durch einen Stein, der erst der Zeit des Kaisers Vespasian angehörte, wurde hier über eine Reform der Zenturienverfassung Licht verbreitet, die

schon in die Zeit vor den Punischen Kriegen fiel und von keinem antiken Schriftsteller kenntlich geschildert war. Seitdem ist Mommsen den epigraphischen Studien bis an sein Lebensende treu geblieben. Noch in dem letzten Gespräch, das ich wenige Wochen vor seinem Tode mit ihm hatte, erzählte er mir von ein paar neugefundenen Steinen, die ungewöhnliche Aufschlüsse boten, und fügte wehmütig hinzu: „Das sind so die kleinen Freuden, die man in meinem Alter noch hat."

Auch die Epigraphik war keine neue Wissenschaft; vielmehr hatte man zu allen Zeiten, die für das Altertum Liebe und Verständnis besaßen, auch seinen inschriftlichen Denkmälern nachgeforscht. Schon als Karl der Große das römische Kaisertum erneuert und an seinem Hofe eine Literatur hervorgerufen hatte, die sich an antike Vorbilder anschloß, war ein unbekannter Rompilger aus dem Frankenreiche durch die Straßen der ewigen Stadt gewandert, um in seinem Reisebüchlein nicht nur die heiligen Stätten zu vermerken, sondern auch alle wichtigeren Inschriften, die er auf seinen Wegen fand, sorgfältig abzuschreiben. Die Frucht seiner Mühen ist uns in dem Codex Einsiedlensis erhalten und bildet noch heute die älteste Grundlage aller epigraphischen Studien. Während des späteren Mittelalters hatten diese geruht, um bei den ersten Flügelschlägen der Renaissance um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wieder zu erwachen. Der erste, der sich in Italien eine Sammlung von Inschriften anlegte, war kein Geringerer als der berühmte Volkstribun Cola di Rienzi. Unter anderem besaß er die noch erhaltene Bronzetafel mit dem Schluß des Gesetzes, durch das Senat und Volk von Rom dem Vespasian das Kaisertum übertragen hatten, und benutzte sie für seine politischen Agitationen. In der Laterankirche stellte er sie öffentlich aus, erklärte einer dichtgedrängten Menschenmenge den Inhalt und führte daraus den Beweis, welche Rechte schon seit den Zeiten der glorreichen Alten dem römischen Volke zuständen. Dieser Anfang war bezeichnend für die weitere Entwicklung der Epigraphik. In Italien ragte noch überall das Altertum in die Gegenwart hinein, und seit die Freude an ihm durch die Renaissance neu geweckt war, empfand man das mit hohem Stolze. Durfte doch fast jede Stadt sich rühmen, mit ihren Anfängen noch in die große Römerzeit zurückzureichen, und jede pflegte diese Erinnerungen. Mitunter wurden sie, wie Rienzi dies tat, für die Politik ausgebeutet; noch häufiger dienten sie der munizipalen Eitelkeit, die ja bis auf den heutigen Tag in Italien stärker ist als in irgend einem anderen Lande Europas. Dies führte zu eifrigem Sammeln und Verzeichnen der Denkmäler, die sich aus jener ruhmreichen Vergangenheit erhalten hatten; doch hatte diese Beschäftigung auch ihre Kehrseite. Denn wo ein gar zu leidenschaftliches Interesse sich der Wissenschaft zuwendet, da wird sie bald dazu verleitet, zu finden oder zu erfinden, was sie wünscht; dem überregen Sammeleifer heftet sich mit unfehlbarer Sicherheit die Fälschung an. So stritten sich jahrhundertelang zwei Städte, bei welcher von ihnen der berühmte Rubico vorbeifließe; denn der seichte Bach hatte im Mittelalter den Namen gewechselt, und die Quellenzeugnisse waren nicht der Art, daß sie ohne weiteres eine sichere Bestimmung geboten hätten.

Der Frage wurde eine solche Bedeutung beigelegt, daß man endlich die Entscheidung des Heiligen Vaters anrief, die durch päpstliches Dekret vom Jahre 1756 erfolgte; natürlich falsch. Doch auf anderem Wege hatte man sie schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts entschieden. Am Ufer des einen jener Bäche, die auf den Namen Rubico Anspruch machten, fand sich nämlich eine Inschrift von recht dürftigem Latein, die in der Übersetzung folgendermaßen lautet:

Wer immer als Feldherr oder Soldat oder Rekrut bewaffnet ist, halte das Banner an und lege die Waffen ab und trage nicht über diesen Fluß die Waffen oder Feldzeichen; und wenn jemand dagegen handelt, so wird er als Feind des römischen Volkes beurteilt werden, als wenn er die Waffen gegen das Vaterland getragen und die Penatengötter geraubt hätte.

In ähnlicher Weise sind von den meisten Größen der römischen Geschichte und Literatur angebliche Grabschriften oder Statuenbasen in ihren Heimatorten aufgetaucht, um deren vergangenen Ruhm zu beglaubigen. Und dem städtischen Ehrgeiz folgte bald auch die geldgierige Spekulation. Denn handschriftliche Inschriftensammlungen wurden von reichen Altertumsfreunden hoch bezahlt und natürlich um so höher, je mehr Stücke sie enthielten. So hat im sechzehnten Jahrhundert der Architekt Pirro Ligorio, der als Künstler eines recht guten Rufes genießt, sich dadurch einen Nebenverdienst verschafft, daß er ein großes Inschriftenkorpus fertigte, welches neben vielem Echten auch eine Unzahl seiner eigenen Erfindungen enthält. Und diese Fälscherarbeit beschränkte sich keineswegs auf Italien und die Renaissancezeit. Es ist erst wenige Jahre her, daß in einer Stadt Ungarns ein slavischer Herr, der in hohem Ansehen stand, ja sogar in dem dortigen Altertumsverein den Vorsitz führte, eine Inschrift gefälscht hat, nur um bei ihrer scheinbar sehr schwierigen Entzifferung durch Scharfsinn glänzen zu können.

Jene schöne Rubicoinschrift war als wichtiger Beitrag zur Geschichte Cäsars schon im Jahre 1475 in einen Kommentar zu Lukans „Pharsalia" aufgenommen worden und schleppte sich seitdem fast durch alle Inschriftensammlungen weiter, die zuerst handschriftlich, dann auch durch den Druck verbreitet wurden. Und ebenso ging es mit den meisten anderen Fälschungen. Denn jeder Sammler nahm, soweit er konnte, auch die Sammlungen seiner Vorgänger in die seinige auf und mit ihnen alle apokryphen Stücke, die jene selbst erfunden oder schon ihrerseits von anderen übernommen hatten. Es half daher nicht viel, daß Ligorio schon ziemlich früh als Fälscher entlarvt wurde. War doch sein Machwerk unterdessen längst in die Werke von Gelehrten übergegangen, die selber über jedem Verdachte standen, und keiner konnte es der einzelnen Inschrift ansehen, daß sie von Ligorio herstammte. Und wie viele kleinere Sünder standen nicht neben ihm, die bisher noch unerkannt geblieben waren! So wurde die Beschäftigung mit der Epigraphik im Laufe der Zeit immer schwieriger. Nur der Spezialist, der sich durch jahrelange Übung an den Steinen einen sicheren Blick angeeignet hatte, konnte noch das Echte von dem Falschen unterscheiden, und auch er wurde oft genug getäuscht. Es gab daher wohl einzelne Kenner, die alle ihre

Studien auf diesen Gegenstand konzentrierten. Namentlich wurde Bartolommeo Borghesi durch seine große Münzsammlung, die er wissenschaftlich verstehen und bearbeiten wollte, auch zu den Inschriften geführt, deren Inhalt sich mit den Münzlegenden vielfach berührte. Obgleich er kein Griechisch verstand, sondern die Quellen dieser Sprache nur in Übersetzungen lesen konnte, hat er doch in einer Reihe von epigraphischen Einzelforschungen Glänzendes geleistet und dem jungen Mommsen, der auch persönlich bei ihm Belehrung suchte und fand, wirksam vorgearbeitet. Doch wie jener italienische Graf, so waren es auch sonst mehr Kenner und Sammler, die den Inschriften nachgingen, als eigentliche Gelehrte. Der Philologe und Historiker hielt sich in der Regel fern von ihnen und konnte auch kaum etwas Besseres tun, da die Kenntnisse, um sich auf diesem schlüpfrigen Boden sicher zu bewegen, sehr schwer zu erwerben waren.

Daß dies ein Übelstand sei, empfand man freilich, und schon im achtzehnten Jahrhundert war wiederholt der Plan aufgetaucht, ihm durch große kritische Sammlungen abzuhelfen. Doch wurde diese Aufgabe zuerst für die griechischen Inschriften gelöst, wo sie dringender und zugleich viel leichter war. Denn von den lateinischen waren schon seit dem sechzehnten Jahrhundert umfangreiche Sammlungen im Druck erschienen; man konnte sie also benutzen, wenn auch unter mannigfachen Schwierigkeiten. Von den griechischen dagegen gab es noch kein größeres Korpus, in dem man eine ansehnliche Zahl hätte vereinigt finden können. Aber eben daß man sie niemals systematisch gesammelt hatte, machte ihre kritische Sichtung viel leichter, weil dadurch auch die Fälschung sich nur ausnahmsweise mit ihnen befaßt hatte. Und in der Renaissancezeit waren sehr viele des Lateinischen mächtig gewesen, aber kaum einer beherrschte das Griechische so weit, um darin Inschriften erfinden zu können, die einigermaßen den Eindruck der Echtheit hervorriefen. So wurde denn schon gleich nach Beendigung der napoleonischen Kriege August Böckh von der Berliner Akademie damit beauftragt, ein Corpus Inscriptionum Graecarum zusammenzustellen, und im Jahre 1828 erschien der erste Band davon. Doch so großsinnig hier die philologische und historische Behandlung der Inschriften auch war, Böckh hatte Griechenland oder Asien nie besucht; er kannte daher nur sehr wenige Steine, die sich in den europäischen Museen befanden, aus eigener Anschauung; in der Regel beruhte seine Ausgabe auf älteren Drucken oder Abschriften, die oft sehr unzuverlässig waren. Der Gelehrte war eben noch gewohnt, nur mit Büchern und Papieren in seinem Studierzimmer zu tun zu haben, und überließ das Zusammentragen des Materials, soweit es dort nicht zu finden war, dilettantischen Reisenden und Sammlern. Gleichwohl eröffnete Böckh sein großes Werk mit einer Vorrede, in der er der herrschenden Ansicht entgegentrat, daß die Epigraphik eine Disziplin für sich sei; untrennbar gehöre sie zur Philologie und dürfe keinem fremd bleiben, der sich mit dem Studium des Altertums beschäftige.

Diese Lehre des allverehrten Meisters der Philologie bahnte auch einem Buche den Weg, das gleichzeitig mit dem ersten Bande seines Korpus erschien. Die alten Drucke, in denen die lateinischen Inschriftensammlungen vorlagen,

waren meist kostspielig und schwer zu erlangen. Der Schweizer Caspar Orelli machte daher einen Auszug aus ihnen, in dem das Unwesentlichere weggelassen, dafür aber die neuen Funde und ein knapper Kommentar hinzugefügt waren. Die geistige Leistung war gering; aber wie schon oft, wirkte auch diesmal ein praktischer Einfall viel befruchtender auf das Studium ein als manche wissenschaftliche Großtat. Dies Buch konnte, wenn nicht jeder Philologe, so doch jede Gymnasialbibliothek bezahlen, ein Umstand, den unsere modernen Publikationen nur zu oft vernachlässigen. Eine Fülle von Stoff, die sich vorher kaum hatte übersehen lassen, legte es in handlicher Form seinen Lesern vor, und alsbald füllten sich alle philologischen Handbücher und Untersuchungen auch auf dem römischen Gebiete mit inschriftlichem Material. Doch je eifriger man das neue Hilfsmittel benutzte, desto mehr mußte auch seine Unzulänglichkeit hervortreten. Orelli hatte, wie Böckh, alles mit papiernen Quellen abmachen zu können geglaubt. Selbst die Steine seines Heimatlandes, der Schweiz, hatte er nur älteren Abschriften nachgedruckt, nicht die Originale angesehen. Seine Texte waren daher sehr unsicher, und viele Fälschungen hatte er noch gutgläubig aufgenommen. Was aber noch mehr in die Augen fiel, war die Unvollständigkeit seines Materials, die bei einer Auswahl allerdings selbstverständlich war. Aber indem sein Buch die epigraphischen Studien anregte, rief es auch das Bedürfnis nach mehr hervor und zwang so die Benutzer, doch noch immer auf die alten Korpora zurückzugreifen. Die Berliner Akademie entwarf daher den Plan, nach dem Muster von Böckhs griechischer Sammlung auch eine lateinische zu veranstalten, die alle bekannten Inschriften umfassen sollte. Anfangs dachte man auch in diesem Falle nur daran, den gedruckten oder abschriftlichen Stoff zusammenzutragen. Doch glücklicherweise wurde schon gleich im Beginn des Unternehmens Mommsen dafür gewonnen und lenkte es alsbald in neue Bahnen.

Er war nicht nur ein Mann der Studierstube. Wie er vorher in den Dörfern Holsteins umhergezogen war, um den Bauern ihre Volkslieder vom Munde abzulauschen, so hielt er es auch für Pflicht, jeden Winkel des Römerreiches danach abzusuchen, ob nicht Inschriftensteine dort zu finden seien. Seine historische Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, abgeleitete Quellen zu benutzen, soweit die Möglichkeit gegeben war, daß die Originale sich noch erhalten hätten. Um ein Beispiel zu geben, wie es gemacht werden müsse, unternahm er zunächst, die Inschriften des damaligen Königreichs Neapel zu sammeln. Entbehrungen aller Art erduldend, von Schmutz und Ungeziefer geplagt und von Briganten bedroht, durchzog er selbst die elendesten Nester von Süditalien und Sizilien und brachte eine Ausbeute heim, die der Mühe wert war. Nicht nur hatte er zahlreiche neue Inschriften gefunden, die diesen Teil des künftigen Korpus bereichern konnten, sondern er hatte auch für alle übrigen Teile den augenscheinlichen Beweis geführt, daß eine Ausgabe, die allen philologischen Bedürfnissen genügte, nur auf die Steine selbst, soweit sie noch vorhanden waren, gegründet werden könne.

Aber auch wenn sie verloren waren, mußte auf die ältesten handschriftlichen Quellen zurückgegangen werden; die früheren Drucke zu benutzen, wies

Mommsen ab, wo dies nur irgend tunlich war. Denn die Herausgeber hatten natürlich, falls die Steine zerbrochen waren, das Fehlende nach eigener Vermutung ergänzt und auch andere Fehler, oder was sie dafür hielten, zu verbessern gesucht. So waren auch echte Inschriften zum Teil derart entstellt worden, daß sie in der Form, wie sie gedruckt vorlagen, keinen viel größeren Wert besaßen, als gefälschte. Man mußte also wo möglich die Abschriften zu erlangen suchen, die unmittelbar von den Steinen genommen waren. Und da auch diese oft falsche Lesungen oder willkürliche Änderungen enthielten, war es wünschenswert, daß man zwei oder mehrere Abschriften miteinander vergleichen könne. Nun zog sich zwar dieselbe Inschrift oft durch eine lange Reihe handschriftlicher Sammlungen hin, aber jede spätere hatte die früheren abgeschrieben, und alle Kopien, so verschieden sie durch mannigfache Ergänzungen aussehen mochten, gingen doch nur auf eine und dieselbe Originalabschrift zurück, besaßen also keinen selbständigen Wert. Mithin war man in jedem Falle gezwungen, festzustellen, wer von den zahlreichen Abschreibern den Stein selbst gesehen, wer nur ältere Abschriften benutzt habe. So begann eine Quellenkritik von viel größerem Umfange, als sie Niebuhr an Livius und Dionys geübt hatte, freilich auch von viel festerer Grundlage. Alle Bibliotheken Europas mußten durchsucht werden, am sorgfältigsten die kleinen und kleinsten der italienischen Städte, weil die lokalen Sammlungen ja meist den Grundstoff für die größeren allgemeinen hergegeben hatten. Auf diese Weise konnten auch die Fälschungen mit großer Sicherheit ausgesondert werden. Denn hatte man erst die Individualität jedes Originalsammlers festgestellt, so konnte man leicht erkennen, welche davon kein Vertrauen verdienten, und ihre Spuren ließen sich dann auch in den abgeleiteten Sammlungen weiterverfolgen.

Diese Riesenarbeit konnte Mommsen natürlich nicht allein leisten, doch sein hohes organisatorisches Talent vermochte es, viele zu gemeinsamem Werke zu vereinigen und ihre Tätigkeit nach einheitlichem Plane zu leiten. Nach den augusteischen Regionen Italiens und den Provinzen des römischen Reiches wurde der ungeheure Stoff gegliedert, also nach der geographischen Ordnung, für die schon Böckh in seiner griechischen Sammlung das Vorbild gegeben hatte. So erhielt jeder Mitarbeiter sein klar umgrenztes Gebiet zugewiesen, wobei sich Mommsen den Löwenanteil vorbehielt. Jeder mußte es bereisen, die erhaltenen Steine abschreiben und die lokalen Sammlungen ausziehen; soweit größere Korpora, handschriftliche oder gedruckte, in Betracht kamen, sorgte die Zentralleitung für die Auszüge und verteilte sie unter die einzelnen Mitarbeiter. Innerhalb der Provinzen oder Regionen wurde nach Stadtgebieten abgeteilt, jedem Bande eine oder mehrere Karten beigegeben, auf denen alle Orte, an denen sich Inschriften gefunden hatten, vermerkt und die antike Geographie der betreffenden Gegend festgestellt ist. Jeder Landschaft wurde ein Quellenverzeichnis vorausgeschickt und, soweit es sich um lokale Sammlungen handelte, auch jeder einzelnen Stadt. Dazu kommen Geschichten der Provinzen, Regionen und Städte, in denen nicht nur die epigraphischen Zeugnisse, sondern auch alles, was sich in der antiken Literatur über sie auffinden ließ, verarbeitet ist. Den Inschriften ist der vollständige kritische

Apparat beigegeben, so daß man über Sicherheit und Vollständigkeit der Überlieferung nie im Zweifel sein kann, oft auch ein kurzer Kommentar. Endlich wird jeder Band durch einen umfangreichen Index abgeschlossen, der nach dem Muster, das Mommsen schon in der neapolitanischen Sammlung gegeben hatte, äußerst handlich und zweckmäßig angelegt ist. Wie der Stoff im Texte selbst örtlich verteilt war, so wird er hier nach sachlichen Gesichtspunkten vorgelegt, wodurch man für jede Art der Untersuchung alles, was man braucht, aufs bequemste zusammenfinden kann. Das gewaltige Werk ist jetzt beinahe zum Abschluß gelangt; was noch fehlt, ist von geringem Umfange und meist auch von relativ geringer Bedeutung. Mommsen hat nicht nur mehrere Bände selbst bearbeitet, sondern auch von den übrigen jeden Bogen in der Korrektur gelesen und den meisten wertvolle Bemerkungen hinzugefügt.

Von der geographischen Anordnung der übrigen Bände macht der erste eine Ausnahme. Er enthält die republikanischen Inschriften und diejenigen kaiserlichen, welche die Geschichte der Republik erläutern. Sie bilden eine verhältnismäßig kleine Gruppe, die sich leicht absondern ließ, und ihre Ausgabe zu beschleunigen, war um so mehr Grund, als die Anregung Niebuhrs, die immer noch fortwirkte, das Interesse der Gelehrtenwelt in erster Linie der Frühzeit Roms zugelenkt hatte, während die Kaiserzeit als eine Epoche des Verfalls noch wenig beachtet war. So bot man denn dem Publikum, was es verlangte, und führte das große Werk mit einem Bande ein, der sicher war, nicht unbenutzt in den Bibliotheken zu liegen. Freilich wurde damit das Prinzip des Ganzen durchbrochen; aber die praktische Rücksicht, etwas zu schaffen, was einem Bedürfnis entgegenkam, ging für Mommsen über jedes starre Prinzip, und diesem schmiegsamen Anpassen an die gegebenen Verhältnisse hat er nicht den kleinsten Teil seiner Erfolge zu danken.

Als er in seinem letzten Lebensjahre im Namen zahlreicher Fachgenossen seinen Schüler und Mitarbeiter Hirschfeld zum sechzigsten Geburtstage beglückwünschte, da äußerte er in seiner Rede:

> Meine „Römische Geschichte" wäre vollendet und Ihre „Römische Verwaltungsgeschichte" längst zu ihrem Abschluß gelangt, hätte nicht das Inschriftenwerk die beste Kraft in Anspruch genommen. Aber das Pflichtgefühl wird besser befriedigt durch das Sammeln aktenmäßigen Materials als durch eigene, immer dem Irrtum ausgesetzte Erörterungen.

Diese Bescheidenheit hat Mommsen sich bewahrt, auch da alle Welt ihn längst als den ersten Forscher Europas anerkannte. Denn daß jene Worte keine heuchlerische Phrase waren, wie sie bei solchen Reden ja leider üblich sind, hat sein ganzes Leben bewiesen. Der beste Teil desselben ist dem Herbeischaffen „aktenmäßigen Materials" gewidmet gewesen, und das nicht nur in gewaltigen Riesenwerken, wie das Corpus Inscriptionum Latinarum, die seinen Namen berühmt machten, sondern auch in unscheinbarer Kleinarbeit. Namentlich tritt jenes eiserne „Pflichtgefühl" in der Art hervor, wie er dafür sorgte, daß auch von den literarischen Denkmälern des Altertums mustergültige Ausgaben geschaffen wurden.

Als im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die antiken Schriftsteller zuerst der Öffentlichkeit übergeben wurden, hatte man sie nach den ersten besten Handschriften abgedruckt, die den Herausgebern in die Hände fielen. Seitdem waren die Texte zwar vielfach verbessert worden, aber vorzugsweise durch Konjekturen, die unverständliche oder widersinnige Stellen nach gelehrter Vermutung durch Worte ersetzten, wie sie möglicherweise der Autor geschrieben haben konnte. Denn auch wenn man neue Handschriften heranzog, geschah es nur, um eine Reihe von Einzellesungen, die dem Herausgeber gefielen, aus ihnen aufzunehmen; doch auch bei diesen war es in jedem Falle zweifelhaft, ob sie wirkliche Überlieferung oder nur Konjekturen irgend eines denkenden Abschreibers waren, die den antiken Schriftstellern oft eben so schlimm mitgespielt hatten wie unsereinem die denkenden Setzer. Erst als Niebuhr die historische Quellenkritik geschaffen hatte, erstand nach ihrem Muster auch eine philologische. Der Grundsatz, daß der Wert eines Zeugnisses sich nach der Glaubwürdigkeit des Zeugen bestimme, wurde durch Karl Lachmann auf die Textkritik angewandt. Er lehrte, daß man nicht von den einzelnen Lesungen, sondern von dem Gesamtcharakter der Handschrift ausgehen müsse und erst, wenn sie sich als unverfälscht erweise, auch demjenigen, was sie bot, trauen dürfe. Mommsen, der immer nach *sicheren* Grundlagen der Forschung suchte, begrüßte diese Methode mit lebhafter Zustimmung. Er hat bei seinen Ausgaben Konjekturen natürlich nicht vermeiden können, doch hegte er gegen sie immer eine entschiedene Abneigung. Denn sein „Pflichtgefühl" sagte ihm, daß man nur auf den festen Grund der Überlieferung, nicht auf Vermutungen, mochten sie auch noch so hübsch klingen, gelehrte Schlüsse bauen dürfe. „Eine Konjektur," sagte er mir einmal, „ist wie ein Maulesel; sie kann nichts Neues aus sich gebären." Doch in den antiken Texten, wie sie damals noch vorlagen, ließ sich in den meisten Fällen gar nicht unterscheiden, was Konjektur, was Überlieferung war. Man stand zu ihnen nicht viel anders als zu jenen alten Inschriftensammlungen, in denen Falsches und Echtes in buntem Gemisch vereinigt war.

Diesem Notstande abzuhelfen, war Mommsens eifrigstes Bemühen. Zahllose Ausgaben hat er angeregt, mit seinem Rate begleitet und sehr oft auch ihre Korrekturbogen selbst gelesen. Viele besorgte er auch persönlich und in der Regel gerade diejenigen, die kein anderer machen wollte. Die wirklich klassischen Schriftsteller, an deren schöner Form der echte Philologe seine Freude hat, sind von ihm kaum angerührt worden. Er wußte eben, daß es für diese an geeigneten Herausgebern auf die Dauer nicht fehlen könne. Was er selbst bearbeitete, waren meist Schriften, die unansehnlich oder selbst häßlich, aber als Quellen unentbehrlich waren, wie Solinus, Jordanes, Cassiodor, Sidonius Apollinaris, Rufinus, die kleinen Chronisten, vor allem die Rechtsbücher. Denn für diese hatten die Philologen selten etwas übrig, und unter den Juristen gab es nur sehr wenige, die genug philologische Schulung besaßen, um die Erfordernisse einer guten Ausgabe ganz zu verstehen. Mit diesen nahm es übrigens auch Mommsen selbst nicht gar zu streng. Wo er persönlich als Herausgeber auftrat, leistete er zwar immer Mustergültiges, oft sogar

Epochemachendes; doch hatte er nicht die Zeit, in jede Lücke einzuspringen. Fand er also für die Bearbeitung eines Schriftstellers, dessen Neudruck ihm erforderlich schien, keinen tüchtigen Philologen, so begnügte er sich auch mit geistlosen Handlangern, wenn sie nur zuverlässig waren. Waren sie auch nicht imstande, einen verdorbenen Text feinsinnig herzustellen, so konnten sie doch Handschriften vergleichen und nach ihnen bestimmen, was Überlieferung war, und vor gar zu argen Schnitzern schützte sie seine stete Aufsicht. Wie die Größten freudig von ihm Aufträge empfingen und sich seine Korrekturen gern gefallen ließen, so wußte er daneben auch die Kleinsten zu nützlicher Arbeit zu gebrauchen.

In diesem Sinne begrüßte er es mit Freude, als ihm der Auftrag wurde, für die große Sammlung der deutschen Geschichtsquellen (Monumenta Germaniae historica) die Ausgabe der Schriftsteller, die noch der Römerzeit angehörten, teils selbst, teils durch andere zu besorgen. Was er hier leistete, war allerdings der Art, wie man es keinem andern als Mommsen gestattet hätte; ohne seine alles bezwingende Autorität hätten sich die Herren Zopfträger einmütig dagegen aufgelehnt, und diese haben bekanntlich immer und überall die Macht in Händen. Wie mit dem ersten Bande des Corpus Inscriptionum, so schlug er auch hier dem ganzen Prinzip der Sammlung ins Gesicht, aber nur, um durch diese Prinzipiosigkeit der Wissenschaft um so besser zu dienen. Als römische Quellen für die deutsche Geschichte kamen in allererster Linie Cäsar, Tacitus und Ammianus Marcellinus in Betracht; jeder hielt es daher für selbstverständlich, daß sie in die Monumenta aufzunehmen seien. Doch Mommsen war mit Geldern, die wissenschaftlichen Zwecken dienen sollten, immer sehr sparsam, mitunter fast geizig, weil er möglichst viel damit erreichen wollte. Er sagte sich, daß jene drei Schriftsteller schon mehr als einmal ganz genügend herausgegeben seien, und daß jeder sie lieber in den handlichen Bändchen des Teubnerschen oder Weidmannschen Verlages lesen werde als in den ungefügen Quartos der Monumenta. Das Geld, das ihr Neudruck gekostet hätte, wäre also nur der pedantischen Forderung nach Vollständigkeit geopfert worden. Mommsen verwendete es lieber auf Schriften, von denen eine neue Ausgabe wissenschaftliches Bedürfnis war, mochten sie auch, wie Eutrop, Ausonius oder Symmachus, mit deutscher Geschichte blutwenig zu tun haben. Und wieder beaufsichtigte er alles, las jeden Korrekturbogen, und starb einer der Mitarbeiter oder ließ seinen Autor im Stich, so führte er mit geduldiger Aufopferung die begonnene Ausgabe selbst zu Ende.

Überhaupt war diese Tätigkeit sehr mühevoll, sehr zeitraubend und dabei nichts weniger als glänzend. Mitunter, wie bei Solinus und der römischen Geschichte des Jordanes, hatte der größte Teil der Arbeit nur den Zweck, den Leser zu belehren, daß er lange Seiten des Textes, der doch mit liebevoller Sorgfalt hergestellt war, als unwesentlich überschlagen könne, und ihn auf die wenigen Stellen hinzuweisen, die wirklichen Quellenwert besaßen. Denn nichts hat Mommsen gründlicher durchdacht, als wie er es dem Benutzer seiner Ausgaben bequem machen und das Auffinden dessen, was dieser brauchte,

mit größter Schnelligkeit ermöglichen könne. Er wußte den Wert der Zeit genügend zu schätzen, um anderen jeden Zeitverlust, soweit er konnte, zu ersparen, auch wenn er selbst reiflichstes Nachdenken und viele Arbeit darauf verwenden mußte. So wurde er zum unübertroffenen Meister alles Technischen, was eine Ausgabe handlich und leicht brauchbar macht. Namentlich auf die Gestaltung der Indices legte er den höchsten Wert. Hat er es doch nicht verschmäht, als er schon längst ein berühmter Mann war, sogar noch zu der Ausgabe eines anderen den Index zu machen. Doch dies Personenverzeichnis zu Heinrich Keils „Plinius" ist dann auch für viele ähnliche Arbeiten ein Muster geworden. Später aber hat er selbst es überflüssig gemacht, indem er durch seine Schüler Klebs und Dessau ein allgemeines Personenverzeichnis für die ganze frühere Kaiserzeit herstellen ließ, und eine Fortsetzung desselben, welche die Jahrhunderte von Diokletian bis auf Justinian umfassen sollte, war noch das letzte große Unternehmen, das den Greis beschäftigte. So hat er die größere Hälfte seiner Zeit der selbstlosen und unscheinbaren Tätigkeit gewidmet, Arbeitsmittel für andere zu schaffen.

Natürlich versagte er sich nicht die Freude, das sorgfältig gesammelte und übersichtlich zurechtgelegte Material auch seinerseits auszubeuten. Hatte er als Philologe die Quellen des römischen Rechts herausgegeben, so bemächtigte er sich als Jurist eines Gebietes, das vorher die Philologen gepachtet hatten, der sogenannten Staatsaltertümer. Die große Revolution der Wissenschaften, die den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet, hatte auch die Rechtskunde nicht unberührt gelassen. Unter Führung Savignys hatte sich die historische Schule gegen das Naturrecht aufgelehnt, aber den philosophischen Aufbau und die begriffliche Durchdringung des Stoffes hatte sie von der besiegten Gegnerin übernommen. Doch auf dem römischen Gebiete hatte sie fast nur an dem Zivilrecht, das noch in praktischer Geltung war, ihre Methode erprobt. Mommsen übertrug sie in höchst origineller Umgestaltung auf das Staatsrecht und später auch auf das Kriminalrecht. Wie diese neue Auffassung auf mich wirkte, als ich sie zuerst im Kolleg aus seinem Munde kennen lernte, habe ich vorhin schon erzählt; nicht anders hat sie auf die wissenschaftliche Welt gewirkt, nachdem die betreffenden Bücher veröffentlicht waren. Die Herren vom Zopf gerieten natürlich wieder in Aufregung; sogleich erschienen ein paar dickleibige Werke über den gleichen Gegenstand, die Mommsen belehrten, wie er es hätte machen sollen, und die „kundigen Thebaner" der Kritik priesen diese „besonnene" Forschung im Gegensatze zu seinen kecken Umsturzideen. Man warf ihm vor, er schiebe den Römern Begriffe unter, die sie nie gehabt hätten, insofern mit Recht, als juristische Definitionen, wie er sie gab, sich freilich in keiner antiken Quelle fanden. Aber mit demselben Rechte hätte man die Philologen tadeln können, weil sie dem Homer die Begriffe des Nominativs und Genitivs unterschöben, von denen der alte Herr zweifellos keine Ahnung hatte. Doch wie ein unverkünsteltes Volk sicher mit seiner Grammatik operiert, ohne sie theoretisch zu kennen, so auch mit seinem Recht. Aus dem Rechtsgebrauch, mag er auch halb unbewußt geübt werden, die ihn beherrschende Regel abzuleiten, ist daher ebenso erlaubt

oder vielmehr geboten, wie man von jeher grammatische Regeln aus dem Sprachgebrauch abgeleitet hat. Im Zivilrecht war man längst nach diesem Grundsatz verfahren; doch als Mommsen es auch im Staatsrecht tat, fand man dies unerlaubt, weil es ungewohnt war. Aber die Bücher seiner Gegner sind schon jetzt, nach wenig mehr als zwanzig Jahren, so gut wie vergessen, während das seine noch lange mächtig weiterwirken wird.

Nicht wenig trägt dazu bei, daß er auch seine darstellenden Werke meist zu Repertorien gemacht hat, in denen der Stoff mit erstaunlicher Vollständigkeit zusammengetragen ist. Auch wer seinen Standpunkt nicht teilt, findet in ihnen doch die unentbehrliche Rüstkammer, aus der jede spätere Forschung ihre Werkzeuge entnehmen muß.

Mit dem Rechtsleben eines Volkes in untrennbarer Verbindung steht sein Wirtschaftsleben. In diesem hatte schon Niebuhr den Kernpunkt der römischen Geschichte gesehen und es mit großem Blick, wenn auch oftmals irrend, zu erforschen gesucht. Mommsen hatte, wie er selbst schon in einem seiner frühesten Werke schreibt, „den glänzenden Phantasien des großen Meisters zwar langsam und ungern, aber doch endlich fest und entschieden entsagt"; auf diesem Wege aber blieb er ihm treu. Und wie das seine Art war, entdeckte er auch hier eine neue Quelle, die in diesem Sinne noch nie benutzt war, in den römischen Münzen. Zwar hatte auch diese Seite der Altertumswissenschaft schon vorher ihren klassischen Bearbeiter gefunden. Joseph Eckhels Doctrina numorum veterum ist, obgleich schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erschienen, doch noch heute für jeden, der sich mit römischer Geschichte beschäftigt, unentbehrlich geblieben. Mit umfassendster Gelehrsamkeit und eindringendem Scharfsinn hatte er die Münzen so erklärt, daß seinen Nachfolgern, unter denen wieder Borghesi hervorragte, nur noch wenig zu tun übrigblieb; aber er hatte sich nur an Bild und Umschrift gehalten. Für ihn waren also die Münzen nur archäologische und epigraphische Denkmäler gewesen, nicht umlaufendes Geld, und in dem gleichen Sinne hatte Borghesi seine Forschungen weitergeführt. Teilweise bot August Böckh die Ergänzung in seinen metrologischen Studien. Er zeigte, dabei auch die Münzen in weitem Umfange benutzend, wie Maße und Gewichte von einem Volk auf das andere übertragen wurden, und deckte damit Kultur- und Handelsbeziehungen von höchster Bedeutung auf. Mommsen folgte ihm auf diesen Bahnen. In seiner „Geschichte des römischen Münzwesens" griff er bis in die Anfänge des Griechenvolkes und über dieses hinaus auf die orientalischen Völker zurück, indem er die einzelnen Währungen bei ihrem Wandern durch die Länder des Altertums zu verfolgen suchte. Doch damals waren Griechenland und Vorderasien noch nicht so viel bereist, wie jetzt; die Münzkabinette bargen daher nur einen kleinen Teil ihrer heutigen Schätze, und ein noch kleinerer war veröffentlicht. Die Dürftigkeit des Materials hat ihn daher zu manchem Irrtum verleitet; doch er scheute nicht davor zurück, das Bestmögliche zu bieten, wo Vollkommenes unerreichbar war. Und niemals ist er so feige gewesen, vor der Möglichkeit des Irrens zurückzuschrecken, wenn er auch damit der Wissenschaft dienen konnte. So hat denn sein „Römisches Münzwesen" auch der griechischen

Numismatik neue Gesichtspunkte eröffnet, wenn sie auch nicht immer richtig waren. Um künftige Forscher vor ähnlichen Fehlern zu behüten, hat er noch in seinem Alter ein Corpus nummorum Graecorum angeregt, das nach dem Muster des Corpus Inscriptionum alle griechischen Münzen, die erreichbar waren, verzeichnen sollte. Doch ist das große Werk kaum über die ersten Anfänge hinausgelangt, und ob es jetzt, wo der eifernde Sporner und geschickte Organisator ihm entrissen ist, seinen gedeihlichen Fortgang nehmen wird, ist leider nichts weniger als sicher.

Die römischen Münzen brauchte man nicht im Orient zu suchen. Sie fanden sich im ganzen Westen und Süden Europas, waren seit Jahrhunderten gesammelt worden und lagen daher in solchen Massen vor, daß ein nahezu vollständiger Überblick möglich war. So hat denn Mommsen auf diesem Gebiete vieles leisten können, was nicht nur wegweisend, sondern auch abschließend war. Er war der erste, der die Münze des Altertums in ihrer Bedeutung als Umlaufsmittel studierte, an ihrem wechselnden Schrot und Korn die Finanzverhältnisse der Kaiserzeit nachwies und aus ihnen wirtschaftliche Umwälzungen erschloß, über die alle sonstige Überlieferung schwieg. Wie sein „Staatsrecht" den Philologen, so war freilich sein „Münzwesen" den Numismatikern alten Schlages, die nur in den Fußstapfen Eckhels zu gehen gelernt hatten, in hohem Grade unbequem. Doch nur schüchtern und im vertrauten Kreise wagten sie über ihn zu murren; öffentlich mußte man anerkennen und mitgehen.

Wir haben gesehen, daß Mommsen auf allen Gebieten, die er durchforschte, großen Vorgängern gefolgt ist. In der Quellenkritik und Wirtschaftsgeschichte Niebuhr, in der Sprachwissenschaft Bopp und Grimm, in der Epigraphik Borghesi und Böckh, in der Numismatik Eckhel und wieder Böckh und Borghesi, in der Philologie Lachmann, in der Rechtskunde Savigny, neben dem auch Rubino zu nennen ist. Er fühlte sich eben mit zu aufrichtigem Ernste als Diener der Wissenschaft, um in ungesunder Originalitätssucht ganz anders machen zu wollen, was vor ihm schon gut gemacht war. Doch eins unterscheidet ihn von jenen Bahnbrechern und erhebt ihn über sie: daß er ihre vereinzelten Bestrebungen alle zusammenfaßte und auf das gleiche Ziel zu richten wußte. So bereicherte er jede Disziplin aus der andern und erschloß ihr durch diese neue Gesichtspunkte. Wie er philologische Stoffe dadurch neu belebte, daß er sie als Jurist anfaßte, und juristische, indem er als Philologe an sie herantrat, so unterstützte der Numismatiker in ihm den Wirtschaftshistoriker, der Sprachforscher und Epigraphiker den Quellenkritiker. Doch wenn wir so trennen, reden wir kaum in seinem Sinne; denn alles floß für ihn in die eine große Geschichtswissenschaft zusammen, von der er bescheidentlich nur einen kleinen Teil, diesen aber auch ganz, beherrschen wollte.

Noch in seinem hohen Alter tauchte durch die reichen ägyptischen Papyrusfunde eine ganz neue Quellengruppe auf. Es war ein äußerst sprödes Material, völlig verschieden von demjenigen, das ihn bis dahin beschäftigt hatte, und auch für den tüchtigsten Gelehrten schwer zu bewältigen. Doch er ruhte nicht, bis er sich noch als Greis in diesen fremden Stoff hineingearbeitet hatte. Vor

allem aber regte er Jüngere an, sich als Spezialisten ganz in dies schwierige Gebiet zu vertiefen, und überließ ihnen neidlos den Ruhm, zu vollenden, was er nur beginnen konnte. So arbeitete Mommsen bis zu seiner letzten Stunde daran, immer neuen Stoff der Wissenschaft zuzuführen und damit selbst veralten zu machen, was er vorher geschaffen hatte. Denn es ist ja das Schicksal des Gelehrten, daß er niemals ganz Vollendetes leisten kann, sondern daß jeder Fortschritt der Wissenschaft, vor allem jede Vermehrung der Quellen, immer einen Teil dessen niedertritt, was er mit saurem Schweiß gesät und großgezogen hat.

Doch eines seiner Werke wird nie veralten: die „Römische Geschichte". Zwar hat das halbe Jahrhundert regster Forschung, das seit dem Erscheinen ihrer ersten drei Bände verflossen ist, manche Einzelheit zu verbessern oder zu ergänzen gefunden, aber als Ganzes ist sie auch heute noch frisch und neu und wird ein dauernder Besitz unseres Volkes bleiben. Denn ist sie gleich aus gewissenhaftester Untersuchung jeder überlieferten Tatsache hervorgegangen, so ist ihr Wesentliches doch nicht die Summe dieser Tatsachen, sondern das einheitliche Bild einer großen Weltepoche, durch ein großes Auge angeschaut. Man hat das Buch oft gescholten, weil es durch und durch subjektiv sei, und das ist richtig; aber wer darin einen Tadel sieht, zeigt damit nur, daß er nichts von der Sache versteht. Malen zwei Künstler dieselbe Landschaft, so wird sie bei jedem verschieden aussehen, auch wenn beide bemüht gewesen sind, sich streng an die Wahrheit zu halten. Denn keiner vermag die Wirklichkeit selbst wiederzugeben, sondern jeder malt nur das Spiegelbild, das sie in seinem Innern hinterläßt und das je nach der Art dieses Innern so oder so gestaltet ist. Ganz dasselbe gilt aber auch vom Historiker. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird bei Ranke nicht weniger Subjektivität finden als bei Mommsen, nur daß jener sie hinter der heuchlerischen Maske scheinbarer Unparteilichkeit versteckt, während dieser frei und ehrlich mit seinem Urteil hervortritt, wie es dem Manne geziemt. Urteile aber sind niemals objektiv; denn über Menschen urteilen heißt nichts anderes als fremde Persönlichkeiten an der eigenen messen. Es versteht sich also von selbst, daß der eine groß findet, was dem andern klein erscheint, weil eben bei jedem der Maßstab ein verschiedener ist. Wenn man den andern ungerecht schilt, weil er nicht ebenso urteilt, wie wir urteilen würden, so ist eben dies die schreiendste Ungerechtigkeit.

Nicht der trockene Chronist, der nur Daten aneinanderreiht, wohl aber der echte Historiker ist immer Künstler, d. h. er reflektiert Angeschautes aus sich heraus und bringt es dadurch auch andern zur Anschauung. Sein Kunstmittel ist die poetische Form in jenem weiteren Sinne, in dem sie auch die Prosa umfaßt; er kann daher niemals seiner Aufgabe gewachsen sein, wenn er nicht Dichter ist. Mommsen hat während seines ganzen Lebens den Drang empfunden, seinen Eindrücken und Stimmungen auch in Versen Gestalt zu geben, aber nur in seiner Jünglingszeit hat er sie veröffentlichen mögen. Im Jahre 1843 erschien das „Liederbuch dreier Freunde", das von ihm gemeinsam mit seinem Bruder Tycho und mit Theodor Storm verfaßt ist. Leider kennen es nur sehr wenige, da es anfangs nicht die verdiente Beachtung fand und

jetzt sehr selten geworden ist. Denn Tycho schämte sich später seiner Jugendsünden und ließ den unverkauften Rest der Auflage, der recht groß gewesen sein dürfte, einstampfen. Der Vergleich der Gedichte Mommsens mit denen Storms, zu dem das Büchlein ja herausfordert, ist vom rein künstlerischen Standpunkt nicht günstig für ihn. Er ist viel reicher an Gedanken und kecken Bildern, aber sie stoßen sich mit den Ellbogen, finden keinen Platz im Verse und drohen so oft, dessen poetische Form zu sprengen. Wie der Maler in Farben, der Musiker in Tönen, so denkt der echte Lyriker schon gleich in Versen; Reim und Rhythmus sind ihm nicht erst Ausdruck des schon vorher fertigen Gedankens, sondern oft fließt er aus ihnen hervor. Mommsen muß ihn pressen und quälen, um ihn in die widerstrebende Form hineinzuzwingen, und während seine Prosa immer klar ist, wie Kristall, muß man viele seiner Gedichte zweimal und dreimal lesen, wenn man sie verstehen will, und auch dann gelingt es nicht immer ganz. Wie er in seiner Forschung nicht nach Originalität haschte, so ist auch seine Dichtung von Goethe, Byron, Heine, Uhland, Chamisso, Rückert stark beeinflußt; doch immer zerreißt seine starke Persönlichkeit das erborgte Gewand, meist freilich, um scharfe Ecken und Kanten aus ihm hervorzustoßen. Sein warmes Gemüt kannten seine Freunde, doch seine Lyrik wirkt in der Regel kalt. Denn das tiefste Empfinden kann nur in der schlichtesten und ungezwungensten Form zum Ausdruck kommen, wie Storm sie so meisterhaft zu schaffen wußte; auch Mommsen ringt nicht selten nach Einfachheit, aber daß er danach ringen muß, verscheucht sie. Trotzdem findet man so manche köstliche Perle unter seinen Gedichten, vor allem aber findet man in ihnen einen Mann. Sie zeigen, wie er an allen Bestrebungen seiner Zeit regsten Anteil nimmt und in jedem Kampfe des Geistes mit kühner Entschiedenheit Partei ergreift. Und indem er sich mühte, seine Gedanken in die poetische Form zu pressen, die ihnen nicht immer zu Gesichte stand, lernte er die Sprache beherrschen und gewann für die Prosa, die seinem Wesen besser entsprach, jene reiche Ausdrucksfähigkeit, die seine „Geschichte" so hinreißend macht.

Daß Mommsen, wieder im Gegensatz zu Ranke, sich als Politiker betätigt hat, und wie er es tat, wird ihm von vielen zum Vorwurf gemacht. Aber auch wer seine Standpunkte nicht teilt, wird doch bekennen müssen, daß es dem Geschichtschreiber zum Heile war. Auch Thukydides und Polybios waren weder geschickte noch erfolgreiche Politiker; aber daß sie selbst die Hand ans Ruder gelegt hatten, schärfte ihnen das Urteil dafür, wie andere es taten; was zur Leitung eines Staatswesens gehört, hatten sie durch eigene Tätigkeit praktisch kennen gelernt, und dies hat nicht wenig dazu beigetragen, sie zu den größten Historikern des Altertums zu machen. Wer weiß, ob sie dies hätten werden können, wenn sie bessere Staatsmänner gewesen wären; jedenfalls war Bismarck, wie seine „Gedanken und Erinnerungen" zeigen, ein recht schlechter Historiker. Dem wirklichen Meister der praktischen Wirksamkeit stellt sich eben alles, was er erlebt und erfahren hat, nur unter dem Gesichtspunkte dar, wie es sich zu den Zielen verhält, denen er im gegebenen Augenblicke zustrebt. Unwillkürlich überträgt er ihn auch auf sein früheres Wirken

und das seiner Genossen oder Gegner und fälscht so die Geschichte, ohne sich selbst dessen bewußt zu sein, wie dies bei Bismarck ja längst von Kundigen nachgewiesen ist. Jeder Mensch, mag er dem auch noch so ernst entgegenstreben, bleibt eben mehr oder weniger einseitig, und die Fähigkeit des klaren und gewissenhaften Betrachtens und Beurteilens ist sehr verschieden von derjenigen, welche alle Kräfte des Wollens und Denkens auf die Erreichung eines praktischen Zweckes hinlenkt. Wer als Politiker dem eigentlichen Lebensziel, für das er geschaffen ist, so vorarbeitet, wie Mommsen es tat, der ist ein guter Politiker, mag seine Politik auch noch so schlecht sein.

Und war sie das denn wirklich? In seiner Jugend ging er dieselben Bahnen, die damals die Besten unseres Volkes einschlugen, und die endlich ja auch zum Ziele geführt haben. Er begeisterte sich für die Einheit Deutschlands, wies aber die unerreichbaren Ideale der Großdeutschen entschieden zurück, weil er, wie Bismarck selbst und noch früher als dieser, es klar erkannte, daß nur mit Ausschluß Österreichs und unter Führung Preußens das Ziel zu erreichen war. Schon im Jahre 1841 läßt er in einem seiner Gedichte den alten Barbarossa sagen:

Geht heim, ihr Kinder! denn der Morgen grauet,
Bald wird mein Adler seine Flügel breiten.
Nicht jenem, welcher vor- und rückwärts schauet —
Ihm, der nur vorwärts streckt den schwarzen Nacken,
Hab ich des Kampfes Hitze anvertrauet.

Doch der preußische Aar strebte nicht vorwärts, wie man das in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms IV. noch erwarten durfte, sondern warf sich denen, die seinem Siegesfluge zujauchzen wollten, feindlich entgegen. Fast alle deutschen Regierungen, die preußische an ihrer Spitze, wirkten zusammen, um, was die Begeisterung von 1848 geschaffen zu haben glaubte, wieder zu vernichten. Mommsen hatte, wie sich das für ihn von selbst verstand, an der Bewegung teilgenommen, aber als der Maßvollsten einer. Trotzdem mußte er mit Amtsentsetzung büßen. Was Wunder, daß auch bei ihm die Ansicht Platz griff, jene Regierungen, die zum zweitenmal jede schöne Hoffnung zerstört hatten, seien nach dem treffenden Vergleiche Bismarcks wie böse Tiere zu behandeln, die man nicht fest genug an die Kette legen könne! Sie selber hatten das Mißtrauen großgezogen, das später für jede gesunde Politik zum Hemmnis wurde, und auch als eine neue Zeit begann, konnten viele der besten Männer jene verbitterte Stimmung nicht loswerden, die ihnen durch lange Jahre des Druckes zur zweiten Natur geworden war. Auch Mommsen schloß sich der liberalen Opposition an; doch in dem Streit um das eroberte Schleswig-Holstein hatte er den seltenen Mut, seinen eigenen Gesinnungsgenossen entgegenzutreten und die verhaßte Regierung durch Wort und Schrift zu unterstützen. Während sonst der ganze Liberalismus für den Herzog von Augustenburg schwärmte, kämpfte er dafür, daß sein Heimatland nicht ein neuer Kleinstaat werde, welcher der Einigung Deutschlands nur Hindernisse bereitet hätte, sondern in dem großen Preußen aufgehe. Als der Krieg gegen

Frankreich ausgefochten wurde, benutzte er die hohe Popularität, die er längst in Italien erworben hatte, um durch seinen herrlichen Brief an das italienische Volk die Stimmung für das Bündnis vorzubereiten, das Bismarck später zum Abschluß brachte. So war er immer bereit, zu vergessen, was ihn von der Regierung trennte, sobald es dem Vaterlande nützte. Und als jene widrige Judenhetze begann, die politisch zu gar nichts führen konnte, wohl aber unser gesellschaftliches Leben vergiftete und manchen unserer Besten in die Rolle des Ausgestoßenen oder Geduldeten hineinzwang, da erhob er zuerst seine warnende Stimme, leider ohne Erfolg. Soll man ihm alles das vergessen, nur weil der schon Gealterte nicht mehr die Biegsamkeit besaß, daß er hätte aufhören können, ein Achtundvierziger zu sein?

In seiner Jugend verstand es sich für alle freiheitlich Denkenden von selbst, daß jede echte Konstitution aussehen müsse wie die englische. Das Parlament hatte zu bestimmen und die Minister seine Befehle auszuführen; der König war nur zum Unterschreiben da. Und dieser Zustand erschien um so wünschenswerter, als Könige und Minister in der langen Reaktionsperiode, in der sie selbsttätig hatten walten dürfen, sich ihrer Aufgabe wirklich nicht gewachsen zeigten. Mommsen war überzeugter Monarchist, weil auch nach seiner Ansicht nur ein erbliches Königtum Kontinuität und Ruhe der Entwicklung sichern kann; aber dies war auch durch das schwache englische erreicht worden. Als nun Bismarck mit dem Buchstaben der Verfassung Ernst machte, nach dem der König gleichberechtigt, und mehr als das, neben dem Parlamente steht, da empfand Mommsen das als arge Sünde wider ihren Geist. Denn in England galt ja derselbe Buchstabe, ohne dort mehr als Buchstabe zu sein. Und als nun gar die alleinseligmachende Lehre vom Freihandel, die durch Adam Smith und Cobden ein sicherer Besitz der Wissenschaft geworden schien, von der deutschen Politik aufgegeben wurde, konnte Mommsen darin nur schwindelhafte Interessenwirtschaft erblicken. Daß sein Deutschland sich nicht ganz in den Formen entwickelte, die ihm in seinen Jugendträumen vorgeschwebt hatten, ist für die innige Vaterlandsliebe des alten Mannes ein bitterer Gram gewesen; fast jeden Morgen erfüllte es seine leidenschaftliche Seele mit schmerzlichem Zorn, wenn er in seiner Zeitung las, was ihm ein neuer Fortschritt auf dem Wege des Unheils schien. Denn er besaß nicht jene gleichmütige Bürgertugend, die alles, was da kommt, mit ruhigem Lächeln oder Achselzucken hinnimmt. Wenn er seine Zeit nicht mehr ganz verstand, so hat es sich schwerer an ihm gerächt, als er verdiente.

Doch das Römertum verstand er und hatte mit erschöpfender Kleinarbeit jede Faser seines Wesens aufgedeckt, um dann aus all den Einzelheiten das Ganze als lebendigen Leib vor seiner Phantasie auferstehen zu lassen. Und hier, wo er alle Gründe und Folgen übersah, war er ehrlich genug, auch die Dogmen umzustoßen, die ihm in der heimischen Politik unantastbar schienen. Der Freihändler führte den Beweis, daß der freie Kornhandel den Bauernstand Italiens zugrunde gerichtet habe; der Konstitutionelle pries den Begründer der absoluten Monarchie als den Größten aller Römer. Freilich

trug dazu bei, daß den Radikalismus des alten Achtundvierzigers die klare staatsrechtliche Form anzog, in die Cäsar seine Schöpfungen kleidete oder kleiden wollte. Für die vorsichtige Kunst des Augustus, aus brüchigem Holze etwas zusammenzuleimen, was doch noch Jahrhunderte hielt, hätte er weniger Verständnis gehabt.

Neuerdings ist von den verschiedensten Seiten lebhaft erörtert worden, ob der einzelne Mann oder das Volksganze, ob Politik und Krieg oder Kultur und Wirtschaft die Geschichte bestimmen. Mommsen hat in diesen Streit nicht eingegriffen; ich glaube, daß ihm jedes Verständnis für jenes „entweder — oder" fehlte. Er durchschaute die Geschichte zu tief, um sie nur auf eine Formel zu bringen. Er wußte, daß in jedem historischen Ereignis sich tausend Fäden verflechten, von denen jeder einzelne das Ergebnis mitbestimmt, und daß es lächerlich ist, untersuchen zu wollen, welcher mehr, welcher weniger darauf eingewirkt hat. So kommt denn bei ihm der große Mann und die Masse, Krieg und Kultur, Politik und Wirtschaft, Religion und Kunst, und was immer sonst Menschenherzen erregen mag, in gleicher Weise zu seinem Rechte. In den Schicksalen eines Volkes entrollt sich ein ganzes Weltbild vor unseren Augen, und mit schaffender Phantasie belebt, mit warmem Herzen erfaßt, redet es auch zu Phantasie und Herz, nicht nur zu dem kühl betrachtenden Verstande.

Durch Niebuhr angeregt, hatte sich das allgemeine Interesse zunächst der Geschichte der republikanischen Zeit zugewendet. Hier hatten Schwegler und Drumann den größten Teil des Materials, das ohnehin nicht gar zu reich ist, mit fast erschöpfender Vollständigkeit zusammengetragen. Wenn Mommsen noch hinzufügte, was er selbst erkundet hatte, konnte er so gut wie sicher sein, keine Quellenstelle, die von irgendwelcher Bedeutung war, übersehen zu haben. So wurde es ihm möglich, trotz seiner großen Gewissenhaftigkeit die ersten drei Bände des Werkes fast in einem Zuge niederzuschreiben. Doch beim Tode Cäsars angelangt, stockte die Arbeit. Für die Kaiserzeit war noch aus den Inschriften, die in ihrer weit überwiegenden Masse dieser Epoche angehörten, neuer Stoff zu erwarten; man konnte daher meinen, er wolle nicht weiterschreiben, ehe die Fortschritte des Corpus Inscriptionum ihm auch diese Quelle der Überlieferung vollständiger erschlossen hätten. Aber auch nachdem dies Ziel erreicht schien, kam die Arbeit nicht wieder in Fluß. Als zwanzig Jahre und mehr nach dem Erscheinen des dritten Bandes der „Römischen Geschichte" ein auserlesener Kreis von Gelehrten ihn zu seinem sechzigsten Geburtstage beglückwünschte und die Begrüßungsrede auch dem Wunsche Ausdruck gab, daß jene bald ihre Fortsetzung finden möge, da antwortete er mit einem halb wehmütigen Scherze. Er übersandte seinen Freunden einen Aufsatz über eine kleine Episode der Kaisergeschichte in einem Umschlage, der auf seiner vorderen Seite den Titel trug: „Römische Geschichte von Theodor Mommsen. Vierter Band" und darunter das Motto:

Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben.

Die Rückseite zeigte die folgende schöne Elegie:

Zur Erinnerung an den 30. November 1877.

Langsam rollen die Jahre der Jugend seliger Dumpfheit,
Und ihr „spute dich“ ruft eifrig dem Kronos sie zu.
Aber er hört das Wort, und in ewigem steigendem Hasten
Jagen die Rosse der Zeit stürmend hinunter den Weg;
Fassen da muß die Hand im Fluge die leuchtenden Äpfel,
Alle, nach denen sie griff, brachte noch keine herab.
Und wie oft es gelang, es kommt ein letztes Gelingen,
Jeglichem Streben ein Ziel, jeglichem Leben ein Schluß.
Einen Augenblick ist an dieser Wende der Jahre
Heute zur Umschau Zeit: Freunde, ihr habt es gewollt.
Ihr, die begonnen mit mir den Lauf, ihr, die sich zum Wettkampf
Während des Wegs mir gesellt, ihr, die ich führt in die Bahn,
Ob zum Ziele gelangt der einzelne Wagen, was sorgt ihr?
Schaut auf die ewige Fahrt, blickt in die volleren Reihn!
Ob das, was euch gefiel, die grauen Haare vollenden
Oder ein braunes Gelock, Freunde, was liegt nur daran!

Dies kam einer Absage gleich; es war deutlich, daß Mommsen das Werk, auf dessen Fortsetzung die ganze gebildete Welt wartete, nicht weiterführen *wollte*. Was ihn zurückhielt, sich einer Arbeit zu unterziehen, die jetzt, nachdem er selbst das Material dafür in reichster Fülle angehäuft und übersichtlich geordnet hatte, kaum noch eine andere Schwierigkeit bot, als die der künstlerischen Gestaltung, hat er mir nie gesagt; doch dürfte eine Vermutung darüber gestattet sein. Der Beginn der Kaiserherrschaft brachte auch das Christentum, und dieses hätte ihn auf ein Arbeitsfeld geführt, das ihm fremd war. Zwar ist für die ersten drei Jahrhunderte, die zunächst allein in Betracht kamen, die Quellenmasse nicht so groß, daß ein Mann, der so viel Schwereres geleistet hatte, sie nicht hätte bewältigen können. Aber als sollte jedem Unbefugten der Zutritt verboten werden, hat sich um sie her der ungeheure Wust der theologischen Literatur wie ein Wall emporgehäuft, und ihn zu durchdringen ist sehr zeitraubend und zum Erschrecken langweilig. Und während Mommsen zauderte, erweckten auch unter den Nichttheologen die Schriften von Tylor, Mannhardt und Usener eine religionsgeschichtliche Forschung, die sich immer weiter ausdehnte und ihn aus seinem gewohnten Kreise ganz herausgezogen hätte. Obgleich er in einem Predigerhause geboren war, hatte er doch schon seit den Jünglingsjahren zu allem, was die Religion betraf, in einem sehr kühlen Verhältnis gestanden und konnte als alter Mann nicht mehr das fehlende Interesse gewinnen. Zwar hat er auch zur Kirchengeschichte Beiträge geliefert; namentlich in seinen späteren Jahren trat er ihr näher. Doch beschränkten sie sich auf äußere Fragen, wie Christenverfolgung, Papstgeschichte und den Wert einzelner Quellen; in das Innere der religiösen Bewegung hat er niemals einzudringen versucht. Nun wäre es zwar möglich gewesen, sie in der Darstellung der ersten drei Jahrhunderte noch beiseitezuschieben, wie dies die meisten Bearbeiter der Kaisergeschichte taten. Denn erst durch Konstantin wurde das Christentum eine Macht, die auch in die großen Welt-

ereignisse deutlich erkennbar eingriff. Doch schon vorher hatte es in vielen Tausenden still gewirkt, und der peinlichen Gewissenhaftigkeit eines Mommsen mochte es zuwider sein, eine Zeit zu behandeln, deren geistige Strömungen er nicht in ihrem *vollen* Umfange verstand. So sehr wir diese Bedenken ehren, müssen wir sie doch beklagen. Denn *alles* historische Geschehen versteht kein menschlicher Geist, und wer etwas besser leisten kann, als jeder andere, der sollte sich zu dieser Leistung verpflichtet fühlen, auch wenn sie den höchsten Anforderungen, die er an sich selber stellt, nicht nach jeder Richtung hin genügt.

Während alles auf den vierten Band der „Römischen Geschichte" wartete, erschien 1885 der fünfte, und dieser bot freilich, was so nur ein Mommsen schaffen konnte. In der Hauptsache enthält er die Ergebnisse des Corpus Inscriptionum. Wie dieses geographisch eingeteilt war, so verfolgt er die kaiserliche Verwaltung durch die einzelnen Provinzen, erzählt, wie eine bunte Völkermenge immer fester zu dem gewaltigen Körper des römischen Reiches zusammenwuchs, und stellt so dasjenige dar, was nach Mommsens Ansicht der wesentliche Inhalt der Kaisergeschichte war. Die schwierigsten Probleme, die sie, abgesehen von den religiösen, darbot, waren hier gelöst. Was fehlt, ist nur ein Füllstück, das zur Schilderung der einzelnen Kaiser und ihrer Epochen wohl noch Menschenkenntnis und Darstellungsgabe verlangt, aber rein wissenschaftlich kaum noch eine erhebliche Leistung wäre. Um so mehr ist zu bedauern, daß dies große Werk dennoch ein Torso geblieben ist; ja daß zwischen Anfang und Ende die große Lücke klafft, ist künstlerisch störender, als wenn der Schluß fehlte, so sehr dieser auch wissenschaftlich gefördert hat.

In wenigen Monaten wäre für Mommsen das Fehlende herzustellen gewesen, wenn er sich nur dazu hätte entschließen können. Denn seine Arbeitskraft war fast unbegreiflich. Bei der ungeheuren Korrespondenz, die er mit höchster Pünktlichkeit führte, bei allen gesellschaftlichen Verpflichtungen der Großstadt, die ihm Vergnügen und Erholung waren, bei dem steten Zudrängen von Schülern und Ratsuchenden stand seine Produktivität doch niemals still; und wer ihn in seiner Wohnung aufsuchte, wo er stets im grauen Schlafrock bei der Arbeit saß, einen Blumenstrauß, den seine Töchter ihm bereitet hatten, vor sich auf dem Schreibtisch, der hatte immer die Empfindung, als wenn sein Besuch höchst willkommen sei und Mommsen Zeit für ihn im Überflusse habe. Doch dafür nutzte er auch jeden Augenblick aus; er selbst sagte mir, seine Inschriftenarbeit könne er, wenn er darin unterbrochen sei, sogleich wieder aufnehmen „wie einen Strickstrumpf". Ging er aus einer Gesellschaft heim, so grübelte er schon wieder über der Arbeit, und kaum zu Hause angelangt, setzte er sich an den Schreibtisch, um sie bis tief in die Nacht weiterzuführen. Selbst auf der Pferdebahn von Charlottenburg nach Berlin saß er fast immer mit Korrekturbogen und Bleistift in den Händen, so vertieft, daß er nichts um sich her bemerkte. Die Schaffner kannten ihn alle, und wenn der Wagen hinter der Akademie angelangt war, machten sie ihn darauf aufmerksam, daß er jetzt aussteigen müsse. Und war er in das Gebäude eingetreten, so konnte er alsbald wieder vor einer erlauchten Versammlung von

Gelehrten von ganz anderen Dingen reden, als die ihn unmittelbar vorher beschäftigt hatten. Gleich seinem Cäsar vermochte er es, die Fäden sehr zahlreicher Untersuchungen und Geschäfte gleichzeitig in der Hand zu behalten, und wie immer er sich gezwungen sah, von dem einen zu dem andern abzuspringen, jedes doch mit seiner vollen Geisteskraft zu ergreifen. Daß etwa Spazierengehen für die Gesundheit nötig sein könne, ist ihm nie in den Sinn gekommen. Auch Erholungsreisen kannte er nicht; so oft er fremde Städte besuchte, geschah es zu wissenschaftlichen Zwecken. In seinem Alter ließ er sich hin und wieder bewegen, der Gast seines Freundes Delbrück in Heringsdorf zu sein. Aber wenn er sich keine Arbeit mitgenommen hatte, hielt er es auch dort nie länger als wenige Tage aus.

Ranke schloß sein Leben mit einer „Allgemeinen Weltgeschichte" ab, die von seinen zahlreichen Schülern und Bewunderern natürlich mit der pflichtschuldigen Begeisterung aufgenommen wurde. Doch der unbefangene Beurteiler mußte sich gestehen, daß sie schon bei ihrem Erscheinen veraltet war; wurden doch in ihr sogar die Forschungen Mommsens so gut wie ignoriert. Der Greis gab Kunde von den historischen Anschauungen seiner Werdezeit, die sehr befruchtend hätten wirken können, wenn er sie in jener Werdezeit veröffentlicht hätte; doch als er sie der Welt darbot, war das jüngere Geschlecht längst über sie hinausgewachsen. Mommsen besaß mehr Bescheidenheit und Selbsterkenntnis; nach seinem achtundsechzigsten Jahre hat er wohl noch ein systematisches Werk, das „Römische Strafrecht", erscheinen lassen, aber an eine historische Darstellung wagte er sich nicht mehr heran. Doch mit seinem alten Bienenfleiß fuhr er unermüdlich fort, Material zu sammeln für diejenigen, die nach ihm kommen sollten. Er saß über den Ausgaben des Rufinus und des Codex Theodosianus, bereitete das Personenverzeichnis vor und folgte den epigraphischen Publikationen seiner Schüler und Genossen mit hilfreichem Rate. So ist bis zur letzten Stunde seine Arbeit noch fruchtbar geblieben. Doch daß sein gealterter Körper nicht mehr den Zumutungen gehorchen wollte, die er nach der Gewohnheit besserer Tage an ihn stellte, wurde ihm zum bitteren Schmerz. Während er doch noch immer mehr leistete als mancher Jüngling, nannte er selbst sich einen gebrochenen Mann, einen unnützen Menschen. Er hörte es gern, wenn man ihn daran erinnerte, was alles er in seinem Leben geschaffen hatte; denn er dachte nicht hoch von sich, und in dem drückenden Gefühl seiner Schwäche war es ihm ein Trost, daß andere es taten. Sein Gehör wurde stumpf, sein Auge versagte den Dienst. Nur mit Mühe konnte er in den Korrekturbogen noch die Buchstaben unterscheiden und brauchte die Hilfe seiner Töchter, um damit fertig zu werden. Doch Ruhe wollte er sich nicht gönnen, bis er sie im Grabe fand. Preußens Könige rühmen sich, die ersten Diener ihres Staates zu sein: er war der hingebendste Diener der Wissenschaft und darum wert, ihren Königen beigezählt zu werden.

Shakespeare und die Anfänge der englischen Kolonialpolitik.

Von

Alfred Zimmermann.

Des „göttlichen Williams" Werke bilden eine anscheinend unerschöpfliche Studienquelle. Um die Wette haben Angehörige aller Nationen seine Dichtungen unter den mannigfachsten Gesichtspunkten untersucht. Man hat an ihrer Hand des Dichters Kenntnisse auf dem Gebiete der Politik, der Juristerei, der Philosophie, Theologie und Naturkunde festzustellen unternommen. Man hat zu erforschen getrachtet, wie weit Shakespeare in philologischer und medizinischer Hinsicht gebildet war, und ob er die Welt außerhalb der heimischen Inseln mit eigenen Augen gesehen. Es hat auch nicht an Liebhabern gefehlt, die Untersuchungen über Shakespeare als Landwirt, als Jäger oder als Angler angestellt haben. — Zu verwundern ist das kaum, denn wer Shakespeare immer hört oder liest, wird nicht allein von der Tiefe seiner Gedanken und der Schönheit seiner Sprache fortgerissen, sondern auch unwillkürlich oft gefesselt durch Einzelheiten, welche die Vertrautheit des Dichters mit allen Lebensverhältnissen und Interessen seiner Zeit verraten. Man kann aus seinen Schöpfungen eine vollständige Sitten- und Kulturgeschichte der Zeit Elisabeths herausschälen. Noch scheint aber, soweit ich ermitteln konnte, kein Shakespeare-Forscher darauf verfallen zu sein, seine Werke unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, wie weit auf des großen Dichters Geistesleben die mächtige koloniale Bewegung im England der Königin Elisabeth von Einfluß gewesen ist. Der Gedanke liegt vielleicht an sich nicht fern. Doch in den Reihen der Shakespeare-Kenner scheinen Persönlichkeiten, die mit den kolonialpolitischen Vorgängen der Zeit des Dichters genauer vertraut waren, selten vertreten gewesen zu sein, und so ist es gekommen, daß eine solche Untersuchung jetzt wohl zum ersten Male angestellt werden konnte.

I.

Um es vorauszuschicken, — mich haben nicht systematische Shakespearestudien oder theoretische Erwägungen zu dieser Arbeit veranlaßt. Ein Zufall lenkte vielmehr meine Aufmerksamkeit auf die Sache. — Ich sah im vorigen Frühjahr Beerbohm Trees unvergleichliche Aufführung von „Was ihr wollt". Da fiel mir eine Stelle auf. Olivias Kammerfrau Maria, deren schalkhafte Einfälle eine so wesentliche Rolle in dem Stück spielen, und die recht bezeichnend an einer Stelle von Sir Toby als „indische Nessel" (How now, nettle of India? II. 5.)[1]) begrüßt wird, gebraucht gelegentlich bei Schilderung des eitlen Hofmarschalls Malvoglio ein sehr eigentümliches Bild. Sie beschreibt seinen Gesichtsausdruck beim Lesen des angeblichen Liebesbriefes seiner Herrin mit den Worten: „Er lächelt, daß auf seinem Gesicht sich mehr Linien zeigen als auf der neuen Karte mit Zusatz der Indien." (III. 3.) — Twelfth Night ist nach dem Tagebuch eines Zeitgenossen Anfang 1601 zum ersten Male aufgeführt worden und jedenfalls in einem der nächstvorhergehenden Jahre entstanden, 1598 aber sind zum ersten Male in England brauchbare Karten Indiens veröffentlicht worden. Sie bildeten die Beilage einer Übersetzung des Reisewerkes Jan Huygen van Linschotens, welches der Welt außerhalb Spaniens und Portugals damals überhaupt zum ersten Male einen genaueren und zuverlässigeren Einblick in die Verhältnisse des großen spanisch-portugiesischen Kolonialreiches gewährte, nachdem die Höfe von Madrid und Lissabon mehr als ein Jahrhundert lang über ihre Entdeckungen und Eroberungen einen dichten Schleier zu hüllen verstanden hatten. — Linschotens Werk[2]) machte in England nicht minder großes Aufsehen als in Holland, wo es zuerst gedruckt worden war. In beiden Staaten bildete es den Anlaß zu größeren Schiffahrts- und Kolonialunternehmungen, aus denen nachher die niederländische und die englisch-ostindische Kompagnie entstanden sind.

Was dem Laien an den zahlreichen Karten des in Folio erschienenen, reich ausgestatteten Werkes damals wie heutzutage wohl zuerst auffiel, sind die zahlreichen Linien, welche sich auf den Kartenbildern vielfach schneiden. Nach damaligem Brauche sind nämlich auf den Karten von verschiedenen Peilpunkten aus Linien in der Richtung der Windrose nach einzelnen, von Schiffern geographisch festgelegten Küstenplätzen gezogen. Diese Linien kreuzen sich naturgemäß oft und geben im Verein mit den seltsamen Tieren, Menschen, Bergen und Bäumen, welche man damals auf den Karten gelegentlich einzeichnete, ihnen ein sehr eigentümliches Bild. — Die Worte Marias in Twelfth Night beweisen, daß auch Shakespeare Linschotens Werk gesehen hat und davon interessiert worden ist. Man darf vielleicht annehmen, daß er unter dem frischen Eindruck der Kartenbilder darin die erwähnten Zeilen

[1]) Andere lesen „metal of India", was mir keinen rechten Sinn zu geben scheint.

[2]) John Huigen van Linschoten. His discours of voyages into ye Easte & West Indies. Divided into toure bookes. Printet at London by John Wolfe. 1598. Andere beziehen die Stelle auf Hacklunts Weltkarte von 1599.

niedergeschrieben hat, von denen er eine drastische Wirkung auf die Lachmuskeln der Hörer erwarten konnte.

Es war diese Beobachtung, welche mich veranlaßte, mir Shakespeares Werke einmal im Zusammenhang daraufhin anzusehen, ob noch andere Vorgänge oder Tatsachen kolonialer Natur aus jener Zeit gelegentlich einen Eindruck auf den Dichter gemacht haben, der sich in seinen Werken widerspiegelt. — Die Nachforschung ist nicht fruchtlos geblieben, wie das nach einem Blick auf die bedeutsamen Ereignisse während des Dichters Lebzeiten in England kaum anders zu erwarten war.

Nach dem langen Ringen mit den Königen von Frankreich um den Besitz ihres Reiches und den blutigen Familienzwisten innerhalb des englischen Herrscherhauses hatte die englische Regierung seit Beginn der großen Entdeckungen unter Heinrich VII. überseeischen Plänen Aufmerksamkeit zu widmen begonnen. Ein lange im Mittelmeer und bei der Islandfischerei tätig gewesener Seefahrer, John Cabot, schlug dem Könige, als die ersten Nachrichten von den aufsehenerregenden Entdeckungen des vorher in England abgewiesenen Kolumbus[1]) durch die Welt drangen, vor, ähnliche Fahrten nach dem Westen zu unternehmen. Er erhielt in der Tat von Heinrich VII. einige Beihilfe zur Verwirklichung seiner Pläne und eine Urkunde, worin ihm das Recht der Regierung und Ausbeutung der zu entdeckenden Länder zugesichert wurde. 1497 trat er dann von Bristol aus mit einem kleinen Schiffe seine Fahrt an und erreichte wirklich irgend einen Punkt des nördlichen Amerika, wahrscheinlich das Kap Bonavista in Neufundland. Von den geträumten Schätzen war freilich dort nichts zu finden gewesen. Statt eines Tropengebietes voll von Gold, Edelsteinen und kostbaren Gewürzen, wie man es erträumt, hatte man ein rauhes, unwirtliches Land getroffen, dessen einziger Reichtum in den ungeheuren Massen von Fischen, die seine Ufer umschwärmten, zu liegen schien. Doch Cabot war überzeugt, daß er bei Fortsetzung seiner Reise weiter nach Westen auf Indien stoßen müßte, und träumte bereits von Ablenkung des damals noch in Alexandrien blühenden Gewürzhandels nach London. Er fand denn auch Kaufleute, die bereit waren, Gelder und Schiffe für eine neue Expedition beizusteuern, und trat bereits 1498 eine zweite Fahrt nach dem vermeinten Reiche des Grand Cham an.

Man weiß nicht, welchen Ausgang dieses Unternehmen gefunden hat. Die Urkunden der Zeit schweigen darüber. Man kann nur aus der Tatsache, daß weitere Fahrten in dieser Richtung vor der Hand unterblieben, schließen, daß das Ergebnis die Handelswelt nicht befriedigt hat. — Es konnte auch nicht anders sein, da der vermutete bequeme Weg im Nordwesten durchs Eismeer nach Indien ja nicht vorhanden oder wenigstens damals nicht auffindbar war und die Spekulation auf die Schätze Indiens somit grausam enttäuscht wurde. Kein Wunder, wenn Cabots Name wieder rasch in Vergessenheit geriet. Den einzigen Vorteil von seiner Entdeckung zogen die Fischerflotten, welche seitdem die neufundländischen Gewässer regelmäßig besuchten und von dort alljährlich

[1]) Vgl. darüber meine „Europäischen Kolonien". Berlin 1896. Bd. I, S. 227.

ungeheure Mengen Stockfisch für den englischen und auswärtigen Markt brachten.

Unter Heinrich VIII. traten die überseeischen Fragen mehr in den Vordergrund. Der energische und weitblickende Kardinal Wolsey faßte schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts Unternehmungen in Amerika und Indien ins Auge. Er forderte die Kaufleute auf, feste Niederlassungen in Neufundland zu gründen. Heinrich VIII. dachte sogar einen Augenblick an Ankauf der Philippinen, über deren Besitz zwischen Portugal und Spanien damals lebhafter Streit herrschte, und zog zuerst die Entdeckung von Seewegen im Norden Amerikas oder Asiens nach Indien in ernste Erwägung. Nicht genug damit: er duldete, daß, unter offener Verletzung der Ansprüche Spaniens und Portugals auf ganz Afrika, Asien und Amerika und in Nichtachtung der entsprechenden päpstlichen, damals völkerrechtlich ausschlaggebenden Entscheidungen, von 1530 ab englische Seefahrer Handelsunternehmungen nach Westafrika und Brasilien ins Werk setzten! Wenn man bedenkt, daß Spanien und Portugal damals die gewaltigsten Seemächte der Erde waren, daß sie die Weltpolitik bestimmten und auf den Welthandel entscheidenden Einfluß übten, war das von seiten des kleinen, machtlosen England kein geringes Wagnis. Man kann den Unternehmungsgeist der Kaufleute, welche mit Fahrzeugen von 50 bis 100 Tonnen den großen Linienschiffen der Spanier und Portugiesen zu trotzen wagten, und die Gewandtheit der Regierung, welche ernste Repressalien der benachteiligten Staaten zu vermeiden wußte, nur bewundern. Es ist aber begreiflich, daß unter diesen Umständen angesichts der reichen Gewinne in den fremden Kolonien Selbstbewußtsein und Wagemut der englischen Seefahrer und Kaufleute immer mehr wuchsen, und daß der Drang, es den Spaniern und Portugiesen in der Neuen Welt gleich zu tun, von Jahr zu Jahr stärker wurde. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß, abgesehen von bekannten, persönlichen Beweggründen, die Rücksicht auf die ausgesprochene Parteinahme des Papsttums für Spanien und Portugal König Heinrich VIII. bei der Abschüttelung der päpstlichen Oberherrschaft wesentlich geleitet hat. Erst, wenn der Papst nicht mehr als Herr der Welt anerkannt und damit seiner Teilung des Erdballs zwischen Spanien und Portugal die entscheidende Kraft genommen war, konnte England mit freier Hand und gutem Gewissen daran gehen, sich einen Anteil an den neuen Welten zu sichern.

Wenn unter Heinrich VIII. Regierung und Privatleute eifrig an Auffindung der nordöstlichen und nordwestlichen Durchfahrten, d. h. von Seewegen im Norden Asiens und Amerikas, die außerhalb des Bereiches spanischer und portugiesischer Kriegsschiffe lagen, arbeiteten, geschah das hauptsächlich, um das Risiko der überseeischen Fahrten einzuschränken. – Unter Elisabeth fühlte man sich in England schon stark genug, um es auf Gefechte mit den früher so gefürchteten Gegnern ankommen zu lassen. Man griff sie, besonders die schwächeren Portugiesen, sogar offen an und fiel auch in Westafrika und Brasilien nicht selten über weiße Niederlassungen her. Jede von den Gegnern verübte Grausamkeit wurde mit Zinsen vergolten. Es kam sogar vor, daß

die Engländer die Bemannung gekaperter Schiffe an die Mauren verkauften, während die Spanier Gefangene grausam zu Tode marterten oder in schweren Ketten als Sklaven arbeiten ließen.

Beschwerden der portugiesischen Regierung beantwortete Königin Elisabeth entweder ausweichend, oder sie erklärte, nicht genügend darüber unterrichtet zu sein, wo sich portugiesische Besitzungen befänden. Den Anspruch Portugals auf das Eigentum von ganz Afrika, Asien und Brasilien lehnte sie bereits zu Anfang ihrer Regierung unzweideutig ab. Nur die Orte, wo Portugal wirkliche Herrschaft ausübte, wollte sie als seinen Besitz anerkennen, und nur dahin erklärte sie sich bereit, ihren Untertanen Fahrt und Handel zu verbieten. Daran hielt sie fest, so oft auch der portugiesische Gesandte klagen und drohen oder Portugal zu Vergeltungsmaßregeln schreiten mochte. 1561 schon steuerte sie Schiffe und Waffen zu einer Expedition bei, die in Westafrika ein Fort gründen sollte, und in der Folgezeit verging fast kein Jahr ohne ähnliche, von ihr unterstützte Unternehmungen. Kein augenblicklicher Mißerfolg schreckte sie oder die Kaufleute Londons, Bristols und anderer Hafenplätze von den überseeischen Unternehmungen ab, ebensowenig wie die drohenden Gefahren auf die englischen Seefahrer irgendwie entmutigend wirkten. Überall dürstete jung wie alt nach Abenteuern in fernen Zonen, Kämpfen mit den fanatischen, papistischen Portugiesen und Spaniern und schwelgte in Träumen von den zu erbeutenden Schätzen. „Westward Ho! war populäres Losungswort. Man wußte damals in England bereits genügend Bescheid über die wahre Lage in den portugiesischen Kolonien in Afrika und Südamerika. Man wußte, daß die Portugiesen dort nur wenige und meist halbverfallene feste Plätze besaßen und vielfach ganz vom guten Willen der Eingeborenen abhingen. Man lachte daher über ihren Anspruch auf den Besitz aller dieser weiten, unentwickelten Gebiete. Nur nach dem fernen Ostindien wagten sich die kleinen englischen Fahrzeuge noch nicht. Die Schiffer wußten mit den dahin führenden, verrufenen, stürmischen Gewässern nicht Bescheid, da Portugal hierüber ängstliches Geheimnis wahrte und weder Karten noch brauchbare Beschreibungen veröffentlichen ließ. Man glaubte, daß es zu dieser Fahrt so großer und starker Schiffe wie der portugiesischen Indienfahrer unbedingt bedürfe, und daß ohne starke bewaffnete Macht in Indien nichts auszurichten sei. —

Nach Afrika und Südamerika unternahm man dafür um so häufigere Züge und begann schon von 1562 ab, Negersklavenhandel in größerem Umfange zu treiben. Die Schwarzen wurden in Afrika durch Kauf, List oder Gewalt auf die Schiffe gebracht und dann in den portugiesischen oder spanischen Kolonien Amerikas ohne Rücksicht auf die dortigen Gesetze und Vorschriften verkauft. Die Königin ließ sich von jeder Fahrt, an der ihr gehörige Schiffe teilnahmen, ein Drittel des Gewinns auszahlen.

Als die portugiesische Regierung einsah, daß ihre Vorstellungen in London vergeblich blieben, und daß ihre militärischen Einrichtungen den Angriffen der Engländer nicht gewachsen seien, wandte sie sich an Spanien um Hilfe. Dieses hielt es aber damals, um die Mitte der sechziger Jahre des 16. Jahr-

hunderts, nicht für angezeigt, es mit Elisabeth zu verderben, und so blieb Portugal nichts übrig, als sich zu wehren, so gut es ging. Es beschlagnahmte englische Schiffe, wo es konnte, bohrte andere in den Grund und warf alle Engländer, deren es habhaft werden konnte, in seine Kerker. Englischerseits wurde dagegen ein starkes Geschwader ausgerüstet, das unter dem kühnen John Hawkins in See stach, und gleichzeitig ein Gesandter zu Verhandlungen nach Portugal geschickt.

Die Verhandlungen verliefen fruchtlos. Wenn auch Portugal die englischen Gefangenen in Freiheit setzte, lehnte es doch jeden Ersatz für die beschlagnahmten und zerstörten Schiffe entschieden ab und verlangte außerdem einige 100000 Dukaten für den ihm englischerseits zugefügten Schaden. Da brachte die Hawkinssche Expedition ihm die Unterstützung Spaniens ein. Der kühne, rücksichtslose Seefahrer hatte sich nämlich nicht damit begnügt, verschiedene portugiesische Plätze anzugreifen, sondern er war auch über Hafenstädte des spanischen Mittelamerikas hergefallen und hatte dort arg gehaust. König Philipp II., einst der Gatte der blutigen Maria von England, der Vorgängerin und Stiefschwester Elisabeths und langjährige Bewerber um Elisabeths Hand, verlangte daraufhin Genugtuung und Schadenersatz. Als ihm beide unter allerlei Vorwänden verweigert wurden, begann er, von den Niederlanden aus England zu bedrohen, und sperrte seine Häfen dem englischen Handel. Gleichzeitig setzte er den Papst und die katholische Partei in England gegen die jungfräuliche Königin in Bewegung. 1570 tat Papst Pius V. sie in den Bann, und 1571 wurde eine große katholische Verschwörung gegen ihr Leben angezettelt, in die auch Maria Stuart verwickelt gewesen ist. Die Folge war Ausweisung des spanischen Gesandten aus London, Abbruch der diplomatischen Beziehungen und Beginn verschiedener Raubzüge gegen die spanischen Kolonien.

Zunächst zogen die englischen Kaufleute bei diesem Streite mit den Staaten der pyrenäischen Halbinsel den kürzeren. 120 Kaufleute verschiedener Hafenstädte erklärten sich bald für ruiniert, und andere verlangten schleunige Versöhnung wenigstens mit Portugal. Die Klugheit eines solchen Schrittes leuchtete in London ein, und da auch Portugal damals in schlechten Beziehungen mit seinem landhungrigen Nachbar stand, fand es sich zu neuen Verhandlungen bereit, die trotz aller Umtriebe Spaniens guten Fortgang nahmen. England bot Verzicht auf den Besuch Ostindiens durch seine Schiffe und verlangte dafür, daß Portugal seinen Seefahrern verbiete, die von England im Norden von Nordamerika entdeckten und besetzten Gebiete zu besuchen. Als Portugal damit nicht zufrieden war, da England auf den Handel mit Afrika und Brasilien nicht verzichten wollte, erklärte sich Elisabeth schließlich sogar bereit, ihren Seefahrern allen Verkehr mit Afrika, außer Marokko, den Azoren und Madeira, zu verbieten. Auf diesen Grundlagen kam Anfang 1572 ein Abkommen zwischen Portugal und England wirklich zustande. Doch Philipp II. war darüber so entrüstet, daß König Sebastian, seinem Einspruch gegenüber, es nicht zu bestätigen wagte. Die Verhandlungen blieben in der Schwebe, bis 1573 Spanien zu einem vorläufigen Waffenstillstand mit England

gelangt war. Da damals Portugal, das inzwischen den Plan gefaßt hatte, das von ihm schon lange beanspruchte Marokko ganz zu unterwerfen, Verbot des englischen Handels auch nach diesem Teile Afrikas verlangte, scheiterte die ganze Verständigung. Erst 1576 wurde ein Vertrag geschlossen, in dem von den afrikanischen Kolonien überhaupt nicht mehr die Rede war.

Wie wenig Ernst es England schon damals mit solchen Vereinbarungen aber war, beweist der Umstand, daß es 1577 in Marokko durch seinen Agenten sich das Recht zum Handel in Krieg und Frieden sicherte; daß es gleichzeitig die große Drakesche Expedition um die Welt abfertigte, die den spanischen Kolonien schweren Schaden tat, und daß es die Versuche, im nördlichen Eismeere Durchfahrten nach Indien zu finden, lebhafter als je wieder in die Hand nahm.

Bald begnügte es sich damit nicht. Nachdem Philipp II. sich 1580 in Besitz des portugiesischen Thrones gesetzt hatte, gingen englische Kaufleute daran, den nächsten Seeweg nach Ostindien zu erkunden. 1582 sandten sie eine Flotte zum Kap der guten Hoffnung; 1583 fertigten sie Vertrauensleute auf dem Landwege nach Indien ab, von denen einer sein Ziel erreichte und seinen Auftrag erfüllen konnte. Dazu begann 1583 Humphrey Gilbert, der Stiefbruder Raleighs und Freund Sir Robert Dudleys, auf Grund eines königlichen Privilegs die Reihe der Unternehmungen, welche den Grund zu den englischen Pflanzstaaten in Nordamerika gelegt haben. Als er auf der Heimkehr von Neufundland umgekommen war, nahm sein Stiefbruder Sir Walter Raleigh seine Pläne auf und gründete 1584 auf einer kleinen Insel an der Küste des heutigen Nordkarolina die erste Ansiedlung in jenen Breiten, ohne jede Rücksicht auf die Ansprüche Spaniens.

Zum ersten Male begann damals im englischen Volke die Agitation für die Auswanderung nach der Neuen Welt, deren Natur und Reichtümer in den glänzendsten Farben geschildert wurden. Zu Ehren der Königin nannte Raleigh seine Kolonie Virginia und begann für sie in Wort und Schrift eine damals noch ungewöhnliche Reklame. Leider bestätigten die Tatsachen seine Schilderungen recht wenig. Das „üppigste, süßeste, fruchtbarste und gesündeste Land der Welt", wie es seine Kapitäne nannten, erwies sich bald für die Ansiedler als eine unfruchtbare Fieberhöhle und wurde von ihnen bei erster Gelegenheit schon nach einigen Monaten verlassen. Der einzige, allerdings ungeahnt große Gewinn des Niederlassungsversuches war das weitere Bekanntwerden der Kartoffel.

Während dessen protestierte Philipp II. gegen Englands Unternehmungen durch Wort und Tat. Aber Elisabeth nahm darauf keine Rücksicht. Trotz aller spanischen Beschwerden über Drakes Raubzug besuchte sie ihn auf seinen Schiffen, schlug ihn dort feierlich zum Ritter und nahm von ihm ein Diadem und ein Diamantenkreuz aus seiner Beute als Geschenk entgegen. 1585 sandte sie sogar ein Heer gegen die Spanier nach den Niederlanden und genehmigte einen neuen Raubzug Drakes, bei dem sogar der Hafen von Cadix bedroht wurde. 1587 krönte sie diese Politik bekanntermaßen durch die Hinrichtung der katholischen Maria Stuart, des besonderen Schützlings Spaniens.

Nun war an einen friedlichen Ausgang des Ringens zwischen England und Spanien um den Besitz der Neuen Welt nicht mehr zu denken. Das so schwer gereizte und rücksichtslos vor der Welt bloßgestellte Spanien mußte es versuchen, den so lange verachteten Gegner zu vernichten. Die seit 1585 wieder eingeführte Sperre der spanischen und niederländischen Häfen gegen England hatte nichts gefruchtet. Immer mächtiger war seine Schiffahrt emporgekommen, immer gefährlicher Spaniens Weltstellung bedroht worden. So begann denn Philipp II., der Erbe Maria Stuarts, aus allen Kräften zu rüsten. Eine Flotte von nie dagewesener Größe, 120 Fahrzeuge mit 24 000 Mann Besatzung, wurde zusammengezogen. Den 34 Kriegsschiffen Englands stellte Spanien 60 entgegen. Ein nicht geringer Schrecken bemächtigte sich Englands bei der Kunde von diesen Vorbereitungen. Man wußte, daß ein großes Landungsheer bei Dünkirchen bereit stand und unter dem Schutze der Armada nach London geworfen werden sollte. Man war sich auch nicht im Zweifel über die Schutzlosigkeit der englischen Küsten und die Schwäche der eigenen Seemacht, trotzdem man, der Zahl nach, mehr Fahrzeuge als die Spanier aufgebracht hatte. Aber die Regierung war voll Zuversicht und Entschlossenheit. Zwei Geschwader unter den kühnsten und erprobtesten Seeleuten lagen kampfbereit bei Plymouth und an der Themsemündung. Die Königin selbst erschien in vollem Prunk im Lager von Tilbury, um den Mut der Truppen anzuspornen. Eine allgemeine Begeisterung verbreitete sich im Volke. Die Erinnerung an die einst von den Römern im Lande verübten Greuel wurde wieder wachgerufen. Bis zum letzten Blutstropfen wollte man sich gegen eine neue Fremdherrschaft wehren. Trotzdem es an Munition wie an Proviant fehlte, erwartete man furchtlos den übermächtigen Gegner, dessen Flotte Ende Juli 1588 in den englischen Gewässern erschien. Von der Einfahrt in den Kanal an wurde sie durch die raschen, kleinen englischen Boote angegriffen und beunruhigt. Vom 30. Juli bis 8. August wurden der Armada in ununterbrochenen Gefechten mehrfache Verluste zugefügt. Am 8. August erlitt die schlechtgeleitete, schwerfällige spanische Flotte eine wirkliche Niederlage. Ehe die Schiffe sich wieder sammeln und zu neuen Operationen schreiten konnten, gerieten sie in einen schweren Sturm und scheiterten großenteils an den Klippen und Sandbänken der englischen Küste oder fielen den Verfolgern in die Hände. Die schwere Gefahr war damit für England vorüber. Es hatte seinen Platz an der Sonne erkämpft! Nicht mit Unrecht ließ Elisabeth Denkmünzen mit der Inschrift: „Afflavit Deus et dissipati sunt“ schlagen. —

Die überseeischen Unternehmungen treten nun in den Vordergrund des Interesses. Nicht nur Abenteurer und Wagehälse, sondern auch die ernste Geschäftswelt wandte sich fortan ihnen zu. Man suchte nicht mehr nach Schleichwegen zu den Gewürzländern, sondern begann, ohne weitere Rücksicht auf Portugal und Spanien, Flotten dahin auslaufen zu lassen. 1591 wurde eine Anzahl von Schiffen auf dem Wege um Kap Horn nach den Molukken, ein anderes Geschwader nach Westindien, ein drittes unter den Kapitänen Raymond und Lancaster nach Ostindien auf dem Wege um das Kap der guten Hoffnung abgesandt. Wenn auch dem erstgenannten Unternehmen kein

Erfolg blühte, so gelang es dafür dem westindischen, eins der großen spanischen Schatzschiffe mit etwa 10 Millionen Mark an Silber zu erbeuten, und dem Kapitän Lancaster, Ostindien zu erreichen. Er knüpfte sogar Beziehungen mit dem erbittertsten und gefährlichsten Feinde der Portugiesen, dem Sultan von Atschin auf Sumatra, an.

Diese Erfolge steigerten den Wagemut der Geschäftswelt. Nun folgte rasch ein Unternehmen dem anderen. Nachdem Drake schon 1589 einen neuen Raubzug gegen die spanischen Küsten unternommen hatte, fügte er 1595 Spaniens mexikanischen Kolonien großen Schaden zu, und 1596 gelang es einer von Essex geführten englischen Flotte sogar, Spaniens wichtigsten Hafen, Cadix, zu brandschatzen und die dort ankernden Schiffe in den Grund zu bohren. 1597 plünderte Drake die Azoren und fing einen Teil der Silberflotte ab. Umsonst raffte Philipp II. nochmals alle Kräfte zusammen und schickte im selben Jahre nochmals eine Armada gegen England. Auch sie wurde von Stürmen zerstreut. Im Verein mit den aufständischen Niederländern bedrängte Elisabeth den stolzen König, „in dessen Reiche die Sonne nicht unterging", so sehr, daß er zuletzt selbst die Hand zum Frieden bot. Von 1590—1593 sollen nicht weniger als 900 spanische Schiffe den Briten in die Hände gefallen sein!

Inzwischen gingen die Kolonisationsversuche weiter. 1593 sandte Sir Walter Raleigh einen Vertrauensmann zum Orinoko, um die dortigen Aussichten zu untersuchen. 1595 trat er selbst eine Reise dorthin an, über die er ein aufsehenerregendes Buch veröffentlicht hat. Er schilderte darin, daß er ganze Hügel in Gold- und Silberfarbe gesehen habe, die doch wohl aus wertvollem Erze bestünden. Es habe ihm leider zu näheren Untersuchungen an den nötigen Werkzeugen u. dergl. gefehlt, doch habe er verschiedene Erze mitgebracht. Er berichtete ferner, daß er von dem Vorhandensein eines Kristallgebirges gehört habe, aus dem Diamanten strahlten. Die Gräber der Eingeborenen seien ebenso wie in Peru, wo sie für die Spanier die wichtigsten Schatzquellen gewesen, voll von Goldschätzen. Dazu erfreue das Land sich eines so gesunden Klimas, daß man Strapazen dort mit größter Leichtigkeit bestehe. Die jedenfalls größte Sehenswürdigkeit des von ihm besuchten Guiana hatte er persönlich nicht zu Gesicht bekommen, aber von verschiedenen Seiten zuverlässig beschreiben gehört. Es war das der Stamm der Ewaipanoma, denen der Kopf unterhalb der Schultern sitzen solle. Der Mund befände sich mitten in der Brust, die Augen in den Achseln[1]). Für Ungläubige bemerkte Raleigh, daß sich seit der Entdeckung Indiens schon viele früher als unglaublich betrachtete Dinge als wahr erwiesen hätten. Raleighs Schilderungen und der Goldreichtum seiner mitgebrachten Erzproben gewannen ihm viele Gläubige. Zweimal, 1597 und 1598, konnte er noch größere Expeditionen nach Guiana abfertigen und Ansiedlungsversuche dort unternehmen. Nur leider scheiterten sie alle. Das „gesunde" Klima erwies sich als eines der schlimmsten der Erde;

[1]) Einen ähnlichen Volksstamm hat Herodot nach Westafrika unter dem Namen der Blemmyer verlegt.

von den versprochenen Gold-, Silber- und Diamantbergen war nichts zu finden. Ja, selbst die seltsamen Ewaipanoma, die man vielleicht hätte fangen und in Europa für Geld sehen lassen können, blieben unfindbar. Kein Wunder, wenn Guiana bald in argen Mißkredit kam und Raleigh in den Geruch eines bösartigen Aufschneiders geriet, der die mitgebrachten Golderze in Afrika gekauft habe.

Der allgemeine Unternehmungsgeist und der Drang nach Betätigung in der Neuen Welt erlitten durch solche Erfahrungen keine ernstliche Beeinträchtigung. 1596 ging eine neue Expedition nach Ostindien. Obwohl sie geschäftlich erfolglos war, wurde nach dem Erscheinen der Linschotenschen Karten und Reisen 1598 sogleich eine dritte vorbereitet, die Anfang 1601 ins Werk gesetzt wurde und den Grund zur „englisch-ostindischen Kompanie" großen Andenkens gelegt hat. 1602 unternahm Bartholomäus Gosnold eine neue Reise an die nordamerikanische Küste, und 1606 wurde von Elisabeths Nachfolger James I. einer Anzahl von Kaufleuten und Seefahrern das Privileg für Kolonisation Nordamerikas erteilt, auf Grund dessen die Companies of Plymouth und of London entstanden und die Ansiedlungen angelegt wurden, aus denen Neuengland hervorgegangen ist. Zur Förderung ihrer Besiedlung wurde 1612 von der Regierung eine Lotterie genehmigt.

Vier Jahre später, 1616, im Todesjahre Shakespeares, bestand in Virginien bereits eine lebensfähige Ansiedlung, welche eine rasch aufblühende Tabakkultur betrieb, und eine Anzahl anderer Niederlassungen war dort in Vorbereitung. Spanien hatte längst den Widerspruch gegen diese Festsetzung in seiner Welthälfte aufgegeben, und es bestand nirgends ein Zweifel mehr, daß hier im fernen Westen ein „Neues England" zu entstehen im Begriff war. 1614 war einem Teil der amerikanischen Küste dieser Name „Neuengland" bereits amtlich beigelegt worden. Auch in Westindien bestanden verschiedene englische Niederlassungen, und in Ostindien hatte die englische Kompanie sich bereits so gefestigt, daß der König damals auf ihren Wunsch einen eigenen Gesandten an den Hof des Großmoguls zu schicken für angezeigt fand.

II.

Es ist selbstverständlich, daß so bedeutsame Vorgänge auf die Zeitgenossen tiefen Eindruck gemacht haben. Wir wissen, daß wiederholt Gedichte und Dramen sich mit dem einen oder anderen der erwähnten Ereignisse beschäftigt haben. Es wäre daher wunderbar, wenn nicht auch Shakespeare von ihnen beeinflußt worden wäre und seine Werke davon nicht gelegentlich Zeugnis ablegen sollten.

Ich glaube einige Belege dafür gefunden zu haben, daß diese Annahme zutreffend ist.

Vor allem hat der Kampf mit Spanien und die glorreiche Vernichtung der Armada ihn nicht minder als seine Zeitgenossen in eine patriotische Erregung versetzt, die sich in verschiedenen seiner Dramen widerspiegelt.

J. O. Halliwell[1]) hat nachzuweisen versucht, daß Shakespeare dem Ereignis mehrere besondere Gedichte gewidmet hat. Wir kennen diese Werke nicht mehr. Sie sind anscheinend verloren, während eine Menge Balladen schwacher Poeten über diese Ereignisse noch vorliegt. Aber in den Dramen finden sich verschiedene Stellen, welche mir nicht nur von des Dichters glühendem Patriotismus, sondern auch von dem Stolze über die glückliche Vereitlung der spanischen Anschläge eingegeben zu sein scheinen. Das gilt zunächst von folgenden Versen aus „König Johann", einem Drama, über dessen Abfassungszeit[2]) nichts Genaues feststeht. Wenn man Worte hört wie:

V. 7. Nie lag dies England und es wird auch nie
Zu der Erobrer stolzen Füßen liegen,
Als wenn es selbst geholfen sich verwunden.
Wir stehn, ob gegen uns die Welt auch sei,
Wenn England nur sich selber bleibet treu!

so darf wohl angenommen werden, daß sie unter dem frischen Eindruck der ungeheuren Ereignisse, die damals alle Gemüter beschäftigten, geschrieben worden sind. —

Denselben Geist atmet „Cymbeline", das Stück, welches wesentlich vom Gedanken der Freiheit, vom Haß gegen alle Fremdherrschaft getragen wird. — Kann man sich einen treffenderen und drastischeren Ausdruck der Gefühle denken, die jeden patriotischen Briten nach dem Siege über die Armada und der Demütigung Spaniens beseelten, als die Worte der englischen Königin, die sie dem römischen Gesandten, der Tribut heischt, entgegenschleudert:

III. 1. Britannien
Ist eine Welt für sich. Wir zahlen nichts
Für unsre eignen Nasen!

Oder die, mit denen sie den König, ihren Gemahl, anfeuert:

Denkt, mein Herr und Fürst,
Der Könige, Eurer Ahnherrn, denkt zugleich
Wie Eure Insel von Natur so trotzig
Dasteht, ein Park Neptuns, umpfählt, umschanzt
Von nie erklommnen Felsen, brüllenden Fluten,
Vom Triebsand, der kein feindlich Fahrzeug trägt,
Nein, bis zum Wimpel es verschluckt. — Wohl drang
Hier Cäsar etwas vor, doch prahlt er nicht
Mit „Kam und sah und siegte", nein, voll Scham
(Der ersten, die ihn je berührt) schied zweimal
Geschlagen er von unserm Strand. Die Flotte,
Ein hübsches Spielzeug unsrer grimmen See,
Wie Eierschalen auf der Brandung schaukelnd,
Zerbrach an unsern Klippen!

[1]) A discovery that Shakespeare wrote . . . poems on the spanish Armada. 1866.

[2]) Auch in einer Ballade Deloneys von 1588 wurden die Spanier mit den Römern in Bezug auf Grausamkeit verglichen und die Ausschreitungen der letzteren gegen die Königin Boadicea und ihre Töchter in Erinnerung gebracht. An English Garner. Tudor tracts. Westminster 1903.

Wenn in dem genannten Drama Prinz Cloten an die römischen Gesandten die Worte richtet:

Was Tribut! Warum sollen wir Tribut zahlen? Wenn Cäsar uns die Sonne mit einem Laken verhängen kann oder den Mond in die Tasche stecken, dann wollen wir Tribut für das Licht zahlen!

und fortfährt:

Seine Majestät heißt euch willkommen! Vergnügt euch einen Tag oder zwei oder länger. Wenn ihr uns hernach zu einem anderen Zweck aufsucht, sollt ihr uns in unserem Salzwassergürtel finden. Wenn ihr uns herausschlagt, gehört er euch. Wenn ihr bei dem Abenteuer fallt, werden unsere Krähen durch euch desto besser sich nähren!

so war das sicher jedem Zuhörer aus der tiefsten Seele gesprochen. Man dürfte wohl kaum in der Annahme fehlgehen, daß jeder Theaterbesucher diese Worte damals auf den Triumph über Spanien bezogen und ihnen lauten Beifall gezollt hat!

Läßt sich endlich annehmen, daß die nachfolgenden Worte Johns of Gaunt in „Richard II.", die etwa im Jahre 1597, als eben Wind und Wetter die zweite spanische Armada zerstört hatten, geschrieben wurden, nicht demselben Gefühle entsprungen sind, wie die vorher angeführten?

II. 1. Der Königsthron hier, dies gekrönte Eiland,
Dies Land der Majestät, der Sitz des Mars,
Dies zweite Eden, halbe Paradies,
Dies Bollwerk, das Natur für sich erbaut,
Der Ansteckung und Hand des Kriegs zu trotzen,
Dies Volk des Segens, diese kleine Welt,
Dies Kleinod, in die Silbersee gefaßt,
Die ihr den Dienst von einer Mauer leistet,
Von einem Graben, der das Haus verteidigt,
Vor weniger beglückter Länder Neid;
Der segensvolle Fleck, dies Reich, dies England,
Die Amm' und schwangre Schoß erhabner Fürsten,
Furchtbar durch ihr Geschlecht, hoch von Geburt.
— — — — — — — — — — — — —
Dies teure, teure Land so teurer Seelen,
Durch seinen Ruf in aller Welt so teuer,
Ist nun in Pacht — ich sterbe, da ich's sage —
Gleich einem Landgut oder Meierhof.
Ja, England, eingefaßt vom stolzen Meer,
Deß Felsgestade jeden Wellensturm
Des neidischen Neptunes wirft zurück,
Ist nun in Schmach gefaßt, mit Tintenflecken
Und Schriften auf verfaultem Pergament.

Wenn meine Annahme vom Zusammenhang solcher Verse mit so bedeutsamen zeitgenössischen Ereignissen wie die Vernichtung der Armada und der Sieg über Spanien nur auf Vermutung beruht, so ergibt eine Menge Stellen der Shakespeareschen Dramen, daß er mit den Entdeckungen seiner Zeit und den kolonialen Vorgängen wohlvertraut war und gleiche Vertrautheit bei seinen Hörern voraussetzte.

An nicht weniger als achtzehn Stellen erwähnt er, ohne Rücksicht auf chronologische Treue, oft bei recht seltsamen Veranlassungen, Indiens — meist Ostindiens, gelegentlich aber auch Westindiens. Er spricht von der gewürzduftenden indischen Luft[1]), die so viele Reisende gepriesen haben, von sonnenanbetenden Indern[2]), von indischen Edelsteinen und Diamanten[3]). — Die Vorstellungen seiner Zeitgenossen von Indiens Schätzen hat auch er sich zu eigen gemacht. Falstaff läßt er über die beiden lustigen Weiber zu seinem Knappen sagen: „Sie sollen mein Ost- und Westindien sein, und ich will mit beiden Handel treiben."[4]) Im ersten Teile von „Heinrich IV."[5]) ist von den reichen Metallminen Indiens die Rede; im „Macbeth" wird von Indien als reichem Beutefelde gesprochen[6]). Wiederholt erwähnt auch Shakespeare der Bewohner Indiens, wobei er vielleicht an die Indianer denken mag, die Walter Raleigh 1585 zum erstenmal nach England gebracht hatte[7]). — Im „Sturm" (II. 2) fragt der trunkene Stephano den Caliban: „Spielst du uns Streiche mit Wilden und Indianern?" In „Liebes Leid und Lust" (IV. 3) wird von „rohen und wilden Indianern" gesprochen. In „Heinrich VIII.", der 1613 zuerst aufgeführt wurde, ist vom Besuch fremder Inder am Hofe die Rede. Einmal wird auch der Pygmäen, der bei Herodot oft genannten Zwerge Afrikas, gedacht („Viel Lärm um nichts" II. 1).

Sehr häufig finden wir überseeische Tiere, Pflanzen und dergl. in den Dramen erwähnt; so die Kartoffeln (Lustige Weiber V. 5; Troilus V. 2), Gummibäume (Othello V. 2), indische Nessel (Was ihr wollt II. 5), Ebenholz (Liebes Leid und Lust IV. 3), Chamäleons (Hamlet III. 2), Guineahenne, Perlhuhn (Othello I. 3), Alligatoren (Romeo V. 1), Strauße (Heinrich IV. Teil I. IV. 2) und noch häufiger Elefanten, Tiger, Löwen, Rhinozeros, Affen, Leoparden, Einhorn und dergl. — Von überseeischen Ländern werden gelegentlich genannt: Arabien, Persien, Äthiopien, Tripolis, Mexiko, Libyen, Mauretanien, Guiana. Auch die Stadt Aleppo wird erwähnt.

Daß Shakespeare das Empfinden jener Zeit der Entdeckungen teilte, da es weder Telegraphen noch Dampfschiffe gab, Nachrichten Jahre brauchten und oft genug mit noch größerer Spannung und Ungeduld als heute erwartet worden sein mögen, dafür scheint mir eine Stelle in „Wie es euch gefällt" III. 2 zu sprechen, wo Rosalinde sagt: „Ein Zoll mehr Verzug macht so ungeduldig wie eine Entdeckung in der Südsee." Ferner finde ich einen Beleg dafür in der Tatsache, daß er zweimal im „Sturm" den Caliban ein mächtiges Wesen „Setebos" anrufen läßt. Eine solche Gottheit existierte bei den Patagoniern und wurde von ihnen in höchster Not angefleht, wie zum

---

[1]) Sommernachtstraum. II. 2.
[2]) Ende gut, alles gut. I. 3.
[3]) Heinrich. VI. Teil III. III. 1.
[4]) I. 3.
[5]) III. 1.
[6]) IV. 3.
[7]) 1611 kamen wieder fünf Indianer nach England. (Stokes, Chronological order of Shakespeare's plays. London 1878. S. 168.)

ersten Male durch Pigafettas Bericht über Magelhaens' Weltreise bekannt wurde, die 1555 in englischer Übersetzung erschien[1]). Wenn Fabian in „Was ihr wollt" von „Eiszapfen an eines Holländers Bart" spricht (III. 2), dürfte Shakespeare damit auf die vielberufenen Abenteuer der Expedition des Holländers Barends nach Nowaja Semlja anspielen. Vor allem aber scheint mir meine Annahme unterstützt zu werden durch die nachweisbaren Spuren des Interesses, das Walter Raleighs Taten dem Dichter eingeflößt haben. Vom gold- und schätzereichen Guiana, das Raleigh entdeckt hat, läßt Shakespeare den Falstaff sprechen (Lustige Weiber I. 3). Im „Othello" zitiert er geradezu Worte aus Raleighs phantastischer Beschreibung seiner Guianareise, deren ich vorher erwähnte. Othello erzählt (I. 3) über die Entstehung seiner Heirat mit Desdemona:

So sprach ich denn von manchem harten Fall
Erschütternder Gefahr zu See und Land,
Von knapper Rettung aus todbrohender Bresche,
Wie mich der stolze Feind gefangennahm
Und mich als Sklav' verkauft: wie ich erlöst ward;
Von meiner Reisen wundervoller Fahrt:
Wobei von weiten Höhlen, wüsten Steppen,
Steinbrüchen, Felsen, himmelhohen Bergen
Zu melden war im Fortgang der Geschichte:
Von Kannibalen, die einander fressen,
Anthropophagen, Menschen, deren Köpfe
Unter den Schultern wachsen . . .

Wer weiß auch, ob nicht die Behandlung der ganzen eigenartigen Gestalt des Othello dem Dichter eingegeben sein mag durch das damals herrschende Interesse für überseeische Reisen und die damit verknüpften Abenteuer, welche zu Shakespeares Zeit wie heute nicht allzu selten die Phantasie der zartesten Frauen stark anregten? Shakespeare selbst scheint mir freilich diese Sympathien nicht ganz geteilt zu haben. Vielleicht legte er Jago, wenn er ihn (II. 1) von „des Mohren phantastischen Lügen" sprechen läßt, seine eigene Auffassung in den Mund. Scheint mir doch auch aus einer anderen Äußerung hervorzugehen, daß Shakespeares klarem Verstande die schwindelhaften Seiten der kolonialen Bewegung nicht entgingen. In „Viel Lärm um nichts" sagt Benedick zu Pedro von Aragonien (II. 1):

Wollt Ihr mir irgend einen Auftrag nach der Welt Ende geben? Ich will zu den Antipoden gehen, einen Zahnstocher aus dem fernsten Asien holen, Euch das Maß von Priester Johanns Fuß verschaffen, ein Haar aus des großen Chans Bart besorgen, eine Gesandtschaft zu den Pygmäen ausführen, lieber als mit dieser Harpye (Beatrice) drei Worte wechseln.

Das Reich des Priesters Johannes, Abessinien, galt jahrhundertelang als eines der reichsten, aber auch schwerstzugänglichen Länder der Erde, das zu erforschen der höchste Ehrgeiz vieler Leute war, und es behielt seinen Ruf, obwohl die ersten Besucher sich von der Unwahrheit dieser Gerüchte in sehr unbequemer Weise überzeugt hatten. Nicht minder wurde vom großen Chan

[1]) Ausgabe der Hacklnyt Society, p. 53.

der Tartaren gefabelt, und die sagenhaften Pygmäen boten Stoff zu allerhand Träumereien. Die Art, wie der Dichter von diesen Dingen spricht, scheint mir aber nicht gerade davon zu zeugen, daß er sie sehr ernst nahm. — Nur einmal, in seinem letzten Drama, gibt er aufrichtigem persönlichem Interesse an kolonialer Politik Ausdruck. In dem 1613 aufgeführten „Heinrich VIII." läßt er einen Bürger angesichts der eben gekrönten Königin Anna Boleyn rufen (IV. 1): „Der König hält ganz Indien in den Armen und viel, viel mehr, wenn er die Frau umfängt. Ich tadle sein Gewissen nicht." Und angesichts der neugeborenen Elisabeth legt er dann zum Schluß des Dramas den Erzbischof Cranmer bedeutsame prophetische Worte in den Mund. Der Prälat kündet nicht allein Elisabeths Wirken voraus, sondern auch das ihres Erben, Jakobs I., mit folgenden Worten:

Wie
Der Wundervogel stirbt, der Jungfraun-Phönix,
Erzeugt aus ihrer Asche sich das Erbe,
So wunderwürdig auch, wie sie es war.
— — — — — — — — — — — —
Wo nur des Himmels hohe Sonne scheint,
Da glänzt sein Ruhm, die Größe seines Namens,
Und schaffet neue Völker!

Der Dichter hat also mit des Geistes Auge den ungeheuren Erfolg der damals so bescheidenen ersten Niederlassungen Englands in Nordamerika, wie sein Ausdruck von der Schaffung neuer Völker beweist, vorausgeahnt. Welcher Staatsmann kann sich rühmen, den Erfolg der britischen Kolonisation in der Neuen Welt, wo es ja wirklich zur Bildung neuer Nationen gekommen ist, so richtig beurteilt zu haben wie Shakespeare?

Achim und Bettina von Arnims Verheiratung.

Von

Reinhold Steig.

In einer seiner Schriften sagt Achim von Arnim, daß in der Unglückszeit nach 1806 niemand aus den höheren Ständen bei uns ohne große Liebe geheiratet habe. Die Unbestimmtheit der politischen Lage, die dem einzelnen kein Anrecht auf ein gesichertes Dasein gewähren konnte, mußte dem ehrenhaften Manne abraten, an seine eigene zerbrechliche Zukunft noch das Schicksal einer Frau zu binden. Nur eben große Liebe vermochte die Bedenken zu zerstreuen; und daher hat Arnim dies Wort auch für sich selbst gesprochen, da er, mitten in der eigenen und seines Vaterlandes Not, sich am Schlusse des Jahres 1810 mit Bettina Brentano verlobte und im neuen Frühling sich mit ihr verheiratete.

Die Verheiratung fand in so romantischer Weise statt, wie es kaum jemals vorher der Fall gewesen war. Es hatte dies die verschiedenartigsten allgemeinen und persönlichen Gründe. Seit Arnim 1808 Bettina, die mit der Familie Savigny nach Landshut ging, von Frankfurt bis Aschaffenburg begleitet hatte, wo sie voneinander schieden, betrachteten sie sich beide als einander zugehörig, und die Widmung des „Wintergartens" an die Ungenannte spricht diese beglückende Gewißheit poetisch aus. 1810 sahen sich Arnim und Bettina, nach zweijähriger Trennung, in Böhmen wieder und waren dann in Berlin vereinigt, wohin Savigny von Wilhelm von Humboldt berufen worden war; ein weiter Kreis von Verwandten, alten und neugewonnenen Freunden umgab sie.

Der märkische Adel war damals bettelarm. Arnim bezog nur sehr geringe Einkünfte. Seine Güter, noch von früher her verpachtet, im Kriege verwüstet und ausgeraubt, warfen nur kärgliche Beträge ab. Ein öffentliches Amt bekleidete er nicht, und hatte auch, bei seiner oppositionellen Haltung den Hardenbergschen Reformen gegenüber, keine Aussicht, jemals in ein Staatsamt zu gelangen. Die Schriftstellerei brachte wenig ein. Und der Krieg, der von den Berliner Patrioten so heiß ersehnte Krieg, mußte doch

endlich ausbrechen. Eben nur große Liebe konnte all diese Schwierigkeiten überwinden.

In Goethes Briefwechsel mit einem Kinde (3. Auflage, S. 375) lesen wir, daß Bettina an Goethe schreibt: „Am 4. December war kalt und schauerlich Wetter, es wechselte ab im Schneien, Regnen und Eisen," und dann folgen Punkte zwei Zeilen lang, hinter denen sich verbirgt, was Bettina damals, aus Gründen der künstlerischen Komposition ihres Werkes, der Öffentlichkeit nicht aussprechen wollte: die Anzeige ihrer Verlobung mit Arnim. In dem erhaltenen Originalbriefe Bettinens an Goethe lautet nämlich die Stelle: „am 4ten December war kalt und schauerlich Wetter, es wechselte ab im Schneien, regnen und Eisen; da hielt ich Verlobung mit Arnim unter freiem Himmel um ½ 9 Uhr Abends in einem Hof wo hohe Bäume stunden von denen der Wind den Regen auf uns herabschüttelte, es kam von ungefehr. —" Und hierauf bezieht sich der im Briefwechsel mit einem Kinde wieder durch Punkte ersetzte, in Goethes eigenhändigem Originalbriefe vom 11. Januar 1811 aber enthaltene Glückwunsch für Bettina: „Möge dir es recht wohl ergehen, und alles was du gelobest und dir gelobt wird Glück und Segen bringen." Goethe war, seit seiner letzten Begegnung mit Bettina zu Teplitz im August 1810, auf ihre Verlobung vorbereitet, und wenn er ihr von dorther bald darauf schrieb (Weimarer Ausgabe, Briefe Bd. XXI S. 381): „Deinen nächsten Brief muß ich mir unter gegenüberstehender Adresse — durch Herrn Hauptmann von Verlohren in Dresden — erbitten. Wie ominos: O weh! was wird er enthalten," so bedeutete die Anspielung etwa: „Dein nächster Brief wird wohl Deine Verlobung mit Arnim enthalten, und dann bist Du für mich verloren."

Arnim selbst hat das Glück seines Verlobungstages in einem Sonette festgehalten, durch dessen Schluß auch Bettinens Wort: „es kam von ungefehr" seine Erklärung empfängt; mit dem Sonette begleitete er den für sie bestimmten Verlobungsring:

Erinnerung an den 4. Dezember 1810.

Es war ein Abend, sternlos, grau und feucht,
Gleichgültig zog der Wind am Strom entlang,
Und wieder trennen sollte uns der Gang,
Zu dem ich dir so still den Arm gereicht.

O Welt, wie anteillos und doch voll Klang,
O Herz, wie oft getäuscht und nicht gebeugt!
Der Tag, auf den du warst vertröstet, weicht
Und hat verscherzt der Hoffnung ernsten Drang.

Wir schieden schon — da drückt sich Hand in Hand,
Und beide ziehn im Glückstopf gleiches Los,
Uns eint auf freier Straß' ein freies Band.

Daß ich die Hand nun nimmer lasse los,
Das macht des Steines Sinnbild dir bekannt,
Der Ring sei nicht zu klein und nicht zu groß.

Mit den Brüdern Grimm in Kassel, seinen und Bettinens liebsten Freunden, unterhielt Arnim damals einen gar vertrauten Briefwechsel. Zwischen Weihnachten 1810 und Neujahr erzählte er ihnen, was er treibe, und womit er beschäftigt sei, um dann in scherzendem Ernst fortzufahren:

Aber eine andre Beschäftigung werdet Ihr vielleicht nicht erraten und vermuten? Was hilft das Zieren, geradaus ich habe mit Bettine Verlobungsringe gewechselt und seit dem Weihnachtsabend, wo er mir beschert wurde, prangt an meiner Hand ein golden Fingerlein mit goldnen Lilien auf schwarzemaillirtem Grunde, der mir einwachsen soll, wenn mir die erhoffte gute Zeit einen Bauch und bequeme fette Finger gewährt und kein ungeschicktes Geschick ihn mir raubt. Wir hatten uns früher verlobt auf freier Straße unter Gottes freiem Himmel. Die Ringe waren nur zur Erinnerung, doch war der Abend dieser Weihnacht recht schön. Albertis, Pistors, Zelter, La Roches waren bei Savigny versammelt, wo alle gegenseitigen Geschenke um eine lange Tafel herum aufgeschmückt waren, auf der Tafel ragte eine Christpyramide; auf den Seiten war für die Kinder aufgestapelt. Savignys Junge (Franz, geb. 1808) hatte eine schwarzsamtene, altniederländische Hosentracht mit schwarzem Baret bekommen und sah allerliebst aus, das Kind ist ungemein eigentümlich, fest und abgesondert in seinem Willen; Bettinchen, ungeachtet sie recht gescheidt, verliert neben dem Buben, Du würdest, Wilhelm, bei Deiner Kinderliebhaberei ungemeines Wohlgefallen an ihm haben. Nachdem die Freude vorüber war, wurde in einem Zimmer, das als Laube gemalt ist, wo ein Faun den Ofen verziert, an vielen kleinen Tischen — Tee mit rothem Wein, nein[1]) — sehr ordentlich wurde da gegessen und getrunken, und die verschiednen Tische behandelten einander wie fremde Leute in einem Wirtsgarten und die Bekanntesten saßen beisammen. Mir hatte die Bescherung außer dem Zuckerwerke eine Weste, sechs Schnupftücher, einen Stiefelknecht, eine Papierschere und ein Federmesser gebracht.

Und die treuen Freunde in Kassel säumten nicht mit ihrem Glückwunsch zu dem unerwarteten „Evangelium", indem besonders Jacob dazu schrieb:

Tausend Wunsch und Heil, liebster Arnim, aus ganzer Seele und aus allen Kräften zu Deiner Hochzeit, behalte mich ferner lieb und bitte auch Deine Braut, daß sie meiner im Guten gedenke, es hätte mir für Euch beide keine frohere und glücklichere Nachricht vom Himmel herunterfallen können, und bleibt auch immer dem Clemens gut und lieb, der doch alles zusammengebracht hat und so viel Plage in dem Stand ausstehen müssen, in dem Ihr so viel Freude haben werdet, wie jedermann sieht und glaubt, der Euch beide kennt.

Ein blühendes Rosenstöckchen hatte wohl Bettina am Neujahrstage ihrem Verlobten zum Geschenke gemacht, worauf Arnim das folgende Blatt seiner Braut widmete:

An Bettine, den 1. Januar 1811.

Ein Sternenhauch vom Himmelslauf
Die offne Brust mit Glanz umkühlt,
Ein Frühling neu im Herzen spielt,
Ein neues Röslein blüht darauf;
Du hast es mir aus Herz gelegt,
So bist du draußen, bist darin,
Des Frühlings Kraft sich doppelt regt,
Das Röslein wächst und füllt den Sinn,
Ich schwimme in dem Liebesduft,
Unendlich scheint das Blau der Luft.

[1]) „Tee mit rotem Wein, nein", wohl ein Scherz unter den Freunden.

Du fragst mich, Stern der Winternacht,
Ob ich von süßem Weine glüh',
O freu dich, wie ich duftend blüh',
Mein blühend Herz beim Röslein wacht,
Gern tät' es sich mit Worten kund
So lebenswarm wie Tropfen Blut,
Doch schließt das Röschen schon den Mund
Und tut da kühlend mir so gut,
Die Augen füllt ein süßer Drang,
O Liebestau, o frommer Dank!

Wochen und Monate vergingen aber, ehe der Tag der Vermählung sich den Verlobten zeigen wollte. In diese Zeit des Harrens fällt, von Arnim gedichtet:

Ein Nachtgebet.

Wann wird die Nacht mir enden,
Wann werd' ich wieder wach,
Wann trägt auf goldnen Händen
Auch mich ein Freudentag?
Nur wenn ich auf den Knieen
Zu dir, o Herr, gefleht,
In meiner Tränen Glühen
Hat Hoffnung mich umweht
Und rief zu mir aus tiefer Not:
Mensch, hilf dir *selbst*, so hilft dir Gott!

Doch als ich aufgestanden,
Vertrauend umgeschaut,
Da fehlt in allen Landen
Dein Licht, dem ich vertraut,
O könnt ich ewig beten
Zu dir, o Herr, im Geist,
Da würd' auch ich betreten
Das Land, das du verheißt,
Und säh' schon hier des Morgens Keim:
In dir kehrt *mein* Vertrauen heim!

Endlich aber reifte der Entschluß zur Tat. Nachdem das Aufgebot in der katholischen Hedwigskirche und in der alten evangelischen Waisenhauskirche stattgefunden hatte, ließen Arnim und Bettina sich, ohne Wissen der Ihrigen, trauen und überraschten sie eines Tages mit der Tatsache, daß sie Eheleute waren.

Wieder hat Arnim in seinen Briefen an die Brüder Grimm geschildert, wie alles sich so wundersam zugetragen. Er hatte schon im März an Jacob zu schreiben begonnen, dann aber das Blatt hingelegt und endlich in neuem Ansatze zugefügt:

Bis hierher schrieb ich als ein Junggeselle,
Heut sing' ich als ein Ehemann,
Schon jenseit einer goldnen Schwelle
In eines stillen Zaubers Bann.
Belebte Nächte, ruhigheitres Tagen
Umgibt mich mit Verwunderung,

O süßer Morgen, fröhliches Behagen,
Wie fühl' ich mich in Gott so jung!
O Gott, wie bist du stark in deinen Schmerzen,
In Freuden deine Liebe schön!
Ich kann zu dir aus tieferfreutem Herzen
Wie in den klaren Morgen sehn.

Und am 12. April beschloß er, an Wilhelm sich richtend, sein großes Schreiben über seine Hochzeit:

Gestern — schrieb Arnim — habe ich eine schön singende Meise mit einem Gruße an Dich zum Fenster hinausfliegen lassen, schreib mir doch, ob sie alles ausgerichtet hat. Meine Heiratsgeschichte hatte ich ihr ausführlich beigebracht, in aller Kürze will ich sie Dir wiederholen. Es war die Aufgabe zu lösen, wie zwei Verlobte, von denen der eine mit dem Bruder der Braut, die Braut aber mit ihrer Schwester (Frau v. Savigny) zusammenwohnt, so daß Braut und Bräutigam durch eine halbe Stunde Weges von einander geschieden sind, unbemerkt mit einander verheiratet werden können. Mittel dazu — die Kammerjungfer Lisette, vielleicht hast Du sie in Kassel bemerkt, sie ist eine Landsmännin von Dir aus Hanau, aber wegen der militärischen Aushebung ist sie etwas unter dem Maß geblieben; dafür ist an ihr, wie bei kleinen Leuten nach dem Sprüchworte, alles Herz und Kopf. Bettine hatte ihr oft müssen Unterricht in Liebesbriefen geben, und dafür bezeugte sie ihre Dankbarkeit durch ihre Verschwiegenheit. Den 11. März hatten wir dazu bestimmt, nachdem das letzte Aufgebot in lutherischer und katholischer Kirche den 10. vollendet war, uns zu verheiraten. Die Unterschrift von Ehepakten gab mir die Veranlassung, Bettinen allein abzuholen, und ihr die Gelegenheit, sich sorgfältiger als gewöhnlich anzukleiden. Aber ein unseliger Umstand hätte beinahe alles gestört. Der katholische Küster, statt mir den Aufgebotsschein zu schicken, war damit zu Bettinen gelaufen, dort von der Savigny an mich zurückgeschickt worden, und so schwebte ich ihm nach, ohne ihn zu treffen, ungeachtet ich in dem Aerger die meisten Leute, die etwas Küsterhaftes in ihrem Ansehen hatten, auf der Straße anrief, ob sie katholische Küster wären, worauf mir einer mit ‚Gott bewahre mich davor!' antwortete. Ganz in Schweiß gebadet, beschloß ich endlich mit Bettinen ohne Aufgebotsschein zum alten Prediger Schmid zu fahren, dessen goldne Amtsfeier Bettine einen Monat vorher mit besingen half. Der würdige Alte machte auch keine Umstände wegen des mangelnden Scheines, auf seiner Bibliothek ruhten wir erst in einem grünseidnen Sopha aus und ließen die ersten ungestümen Bewegungen des Herzens vorübergehen. Seine Frau, die mich seit drei Generationen gekannt hatte, ich meine in meinen Großeltern, erzählte von meiner Jugend, und wie ich oft so ernst damals gewesen; sie war die einzige Zeugin unsrer Trauung und ersetzte den mangelnden Myrthenkranz Bettinens, die unsre hiesige Gewohnheit nicht kannte, nach der er ein bedeutendes Zeichen ist, mit dem ihren, welchen sie vor fünfzig Jahren getragen, es war ein zierlich Krönchen, grüne Seide kraus über Drat gesponnen zur Nachahmung der Myrthe, wie es in jener Zeit Mode. Bettine glich darin mit dem schwarzgescheitelten Haare einer Fürstin älterer Zeit. Der alte Prediger sprach mit sicheren, prunklosen Worten sehr eindringlich, wie Gott alles vollende, was mit Gott angefangen und unternommen sei; wir tauschten die früher einander geschenkten Verlobungsringe aus. Diese beiden Ringe werden Dir hier beschrieben. Bettine schenkte mir einen goldnen Reifen, auf welchem goldne Lilien auf schwarzer Emalge zu schauen; ich schenkte ihr einen Ring in antiker Form mit einem Chrysopras, worin zwei Hände zu sehen, die einander drücken, die Inschriften beider behalten wir für uns. Nach der Trauung führte ich eilig Bettinen nach Hause und aß in einer freudigen Einsamkeit beim Restaurateur. Erst abends kam ich wie gewöhnlich zu Savigny, wir fuhren mit ihnen zu einer Ausstellung, wo ein langer Zug über eine

Brücke zur Kirche zu sehen, den wir für unsern Hochzeitzug annehmen konnten. Abends sprengte ich ein Glas halb aus Versehen, halb in Absicht, indem ich mit Clemens ein alt Studentenlied vom ‚Vivalava, ich fahr damit ins Unterland' sang[1]); dies abgesprengte Glas soll recht zierlich geschliffen werden mit der Inschrift: ‚Mensch, hilf dir selbst, so hilft dir Gott.' Zum Glück für unsre Heimlichkeit war Clemens schon seit einiger Zeit gewöhnt, weil ich gern mit Bettinen noch etwas zusammenblieb, voran nach Hause zu gehen: ich mußte ihm meinen Schlüssel geben, er wollte ihn aufs Fenster für mich legen. Als er fort war, gingen Savignys auch zu Bette, ich tat als wenn ich Abschied nähme, trabte die Treppen in Begleitung der kleinen Kammerjungfer hinunter, als ob ich schwer beschlagne Hufeisen trüge, unten aber schlug ich die Türe scheinbar zu, zog dann die Stiefel schnell aus und war in drei Sprüngen in Bettinens Zimmer, das mit großen Rosenstöcken und Jasminen, zwischen welchen die Nachtlampe stand, sowohl durch den grünen Schein der Blätter wie durch die zierlichen Schatten an der Decke und Wand verziert war. Die Natur ist reich und milde, was aber von Gott kommt und zu Gott kehrt, ist das Vertrauen. Früh schlich ich mich unbemerkt fort.

Fünf Tage darauf erzählte Bettine Savigny und der Gundel das ganze Ereigniß. Da sie aber an ihr dergleichen Erdichtungen gewohnt waren, womit sie ihnen unschuldig die Zeit vertrieben, so wurden sie diesmal etwas böse, daß sie ihnen so leichtsinnig von etwas vorschwatze, das ihr heilig sein sollte. Erst am andern Morgen überzeugten sie sich von der Wahrheit des ganzen Vorgangs, und nachdem ihnen die üble Laune vergangen, um einige Beobachtungen betrogen zu sein, gaben sie uns sowohl wie Clemens recht, daß wir, die wir beide in mancherlei Art bekannt mit vielerlei Leuten, beide nicht so jugendlich unbesonnen, um alles um uns her zu übersehen, beide abgesagte Feinde aller Gratulationen und Hochzeitspäße, uns auf diesem Wege allen entzogen hatten.

Noch an zwei Wochen blieben Arnim und Bettina bei Savignys. Unter der Zeit wurde täglich an der Einrichtung ihrer Wohnung gearbeitet, die in dem Garten des gräflich Vossischen Palais, Wilhelmstraße 78, gelegen war, da, wo heute die Voßstraße auf den Wilhelmsplatz hinausmündet. Das Quartier bestand eigentlich aus zwei voneinander getrennten Räumlichkeiten, deren eine die Wohn- und Arbeitszimmer enthielt, während in der anderen Bettinens Musikzimmer eingerichtet war.

Beide Wohnungen — beschreibt Arnim — liegen an einem Garten und mein Häuschen eigentlich darin, nach einer Seite von hohen Bäumen beschattet, nach der andern sonnig, wir sind in Berlin und wissen nichts davon, der Weg zu uns ist etwas beschwerlich und das hält die überlästigen Seelen ab. Dessen ungeachtet hat mich das mancherlei Neue, was sich mehr, als man glaubt, erlebt, indem man ein eignes Haus begründet, in meinen Arbeiten gestört; gewohnt die Besorgungen des Lebens leicht abzutun, weil es für mich kein dauerndes Interesse hatte, knüpft jetzt das Interesse für meine Frau an Kleinigkeiten eine Wichtigkeit und spaltet meine Gedanken zu tausenderlei kleinen Besorgungen. Es gehört eine Gewohnheit zu allem, insbesondre wo kein äußerer Zwang unsre Tätigkeit in Anspruch nimmt, auch lernt man wahrlich nicht allein beim Schreiben und Lesen.

Auch Goethe erhielt von Bettina eine Schilderung ihres jungen Eheglückes in einem Briefe, den sie selbst nicht drucken ließ, und der hier zuerst aus den echten Originalen erscheint:

[1]) Aus dem Studentenliede „Ich nehm' mein Gläschen in die Hand".

Es ist so billig daß man die Menschen die man liebt, in jeden neuen Wechsel des Lebens mit einführt, und doch wars so natürlich daß ich so lange schwieg, mein Glück ist, daß ich nicht glücklicher werden konnte als ich gebohren war; schon in früheren Jugendjahren, schaute ich in die Tiefe meines Herzens als in eine verborgene Schazkammer, in der ich Dich als ein höchstes Kleinod immer mit Wollust betrachtete, und jeder Gegenstand auf dem Deine Strahlen sich sammelten war mir lieb. Ich wohne hier in einem Paradies! Die Nachtigallen schmettern in den Kastanienbäumen vor meinem Schlaffenster, und der Mond, der nimmer so hell geschienen, weckt mich mit seinen vollen Strahlen; da schau ich denn wie in einer Optik die vergangne Tage, was mich Dein Geist so früh schon gelehrt. und alles reihet sich glücklich an einander. rein von Lügen nur, und keine Dürre wird das Herz befallen, wird nicht aussterben. — ich weiß nicht warum ich so glücklich bin? — jezt der Arnim der Dich so lieb hat und mich, daß er gern will: ich soll Dich in diesem Sommer wiedersehen, noch kein Jahr ist vergangen daß mich nicht ein heftiges Verlangen zu Dir hinzog, was mit vielen Schmerzen verbunden war, aber dieß mal seh ich Dich.

es war am 11ten März, also grad heute 2 Monate, daß ein glückliches Ungefehr unsere Trauung bestimmte, von einem 80jährigen Pfarrer dessen Jubiläum ich kurz vorher mit Gesang feiern half, wurden wir getraut, auf seinem Studierzimmer, seine Frau war Zeuge, keine Schwester, kein Freund und Verwandter wuste davon, erst nach mehreren Tagen machten wirs bekannt, da wollte es denn niemand glauben; und nun geht unser Tagwerk folgendermaasen vor sich: von Morgens früh an gehe ich der Musik nach, und Arnim treibt seine eignen Geschäfte, gegen Abend bearbeiten wir ein kleines Gärtgen hinter unserem Häußlein, daß mitten in einem großen Garten steht; und nun! Philemon und Baucis konnten nicht ruhiger leben.

Zwei Jahrzehnte waren dieser aus großer Liebe geschlossenen Ehe beschieden. Eine reiche Kinderschar entblühte ihr. Freud und Leid haben die Gatten getreulich miteinander getragen. In ihren zahlreichen Briefen während der Ehezeit ist niedergelegt, was sie im tätigen Leben und in höherer Ausgestaltung ihres Daseins bewegte. Und als ihn in der Kraft seiner Jahre, 1831, der Tod hinwegnahm, „leicht wie ein Kind, das der Vater von der Erde aufnimmt, um es zu küssen", und ihm, wie er vorahnend es sich einst in den Kronenwächtern erfleht hatte, der „Hügel Sand im teuren Vaterland" zuteil geworden war, da fühlte sich ihm Bettina über alle Zeit hinaus von neuem verbunden und zugehörig; und den Ring, den Arnim zwanzig Jahre als Zeugen unbefleckter Treue an seinem Finger getragen hatte, trug sie von jetzt ab an ihrem Finger als Verlobungsring für die Ewigkeit.

Die Meteoraklöster und die thrakischen Inseln Thasos und Samothraki.

Von

Rudolph Lindau.

I. Die Meteoraklöster.

An einem warmen Apriltage gelangte ich in Gesellschaft eines Landsmannes, zweier Griechen und eines Italieners, von Konstantinopel kommend, und nachdem ich den Berg Athos besucht hatte, nach dem griechischen Hafenplatz von Volo. Meine Absicht war, von dort aus die Meteora zu besuchen.

Diese Klöster sind arm an Kunstschätzen sowohl wie an alten Manuskripten. Was sie früher davon besaßen, ist vor Jahren schon nach Athen geschafft worden. Sie bieten heute dem Archäologen nur geringe Ausbeute, und da sie abseits der Straßen liegen, auf denen Touristen Griechenland zu durchziehen pflegen, so werden sie selten besucht und selten genannt; doch gehören sie, gleich den Klöstern des Berges Athos, zu den merkwürdigsten Stätten, in denen sich das Mönchstum des Mittelalters mit der eisernen Strenge seiner härtesten Regeln bis auf den heutigen Tag unverfälscht erhalten hat: „nur auf dem Wege vollkommener Lossagung von allem und jedem irdischen Glück gelangt der Mensch zum ewigen Heil."

Auf dem nahe am Hafen von Volo gelegenen Bahnhofe wurden wir vom Direktor und einem anderen Beamten der Eisenbahnlinie von Thessalien artig begrüßt. Wir waren ihnen von einem leitenden Mitgliede ihres Verwaltungsrats warm empfohlen worden, und sie sagten uns, ein Expreßzug stände bereit, um uns nach Kalabáka zu fahren, der Endstation der Linie und am Fuße der Felsen gelegen, auf denen die Meteoraklöster errichtet sind.

Volo, das hundert anderen Hafenstädten gleicht, interessierte keinen von uns. Eine Viertelstunde, nachdem wir das Dampfboot verlassen hatten, saßen wir in dem für uns reservierten Salonwagen.

Die Bahn führte uns zunächst durch eine weite, grüne, wasserreiche Ebene, auf der starke Schafherden weideten, von prachtvollen, langhaarigen Hunden

gehütet, die sich zwischen dem Zuge und den ihrer Obhut anvertrauten Tieren aufstellten, als wollten sie diese gegen einen Angriff von uns schützen, und deren furchtlose Blicke uns argwöhnisch verfolgten, bis wir sie aus den Augen verloren hatten. Die Hirten, die Herren jener guten Wächter, hielten sich in größerer Entfernung von der Bahn, und wir konnten nur wenig von ihnen sehen, da uns alle, als gehorchten sie einer gemeinsamen Verabredung, den Rücken zukehrten. Dies mochte Stumpfheit sein; möglicherweise war es Hochmut der einsamen Männer Fremden gegenüber.

Nach einiger Zeit machten uns unsere Begleiter auf eine alte, wohlerhaltene Brücke aufmerksam: die Brücke von Pharsala!

Ein trüber Himmel lagerte an jenem Tage über der weiten Landschaft, es regnete, und wenn einer von uns auf die Plattform trat, um ein klares Bild von der Umgebung zu gewinnen, das durch die angelaufenen Fensterscheiben des Wagens nicht zu erkennen war, so kehrte er gewöhnlich schnell und fröstelnd in den behaglich warmen, trocknen Salon zurück, wo der aufmerksame Direktor der Bahn einen „Thé complet", wie es in den Gasthausrechnungen heißt, für uns hatte auftragen lassen.

Der Zug hielt vor der Station von Pharsala, einem kleinen Orte, der von außen einen freundlichen Eindruck machte. Er dürfte wohl aber, wie die meisten orientalischen Städte, darunter zu leiden haben, „bei Lichte" besehen zu werden. Auf der hundert Kilometer langen Linie von Pharsala nach Kalabáka befindet sich ein volles Dutzend Stationen, von denen die von Karditza mit 7000 Einwohnern, und von Trikalla mit 15000 die wichtigsten sind. Wir hielten uns nirgends auf, denn die Zeit war uns knapp bemessen, da wir noch am selben Abend den Aufstieg nach dem zugänglichsten der Meteoraklöster, dem „Hagios Stephanos", unternehmen wollten.

Das Wetter, das während des ganzen Tages unfreundlich gewesen war, hatte sich noch verschlechtert, als wir um sechs Uhr in Kalabáka eintrafen. Dort erwartete uns am Bahnhof eine ganze Herde von Maultieren und Pferden, die uns von ihren Treibern, jungen Burschen von achtzehn bis zwanzig Jahren, vorgeführt wurden. Die Tiere sahen erbärmlich aus; auch Sattel- und Zaumzeug ließen viel zu wünschen übrig; aber zu all dem mußten wir die Augen zumachen, wenn wir nicht überhaupt auf den Besuch der Klöster verzichten wollten: außer den Reittieren, die wir vor uns sahen, hatte man in Kalabáka weder Pferd noch Maulesel auftreiben können. So machten wir uns denn so wasserdicht wie möglich, stiegen in die Sättel, spannten die Schirme auf, denn es goß in Strömen, und beeilten uns, abzureiten. Es war gegen halb sieben Uhr, der Aufstieg sollte eine Stunde dauern, und bei dem trüben Wetter durften wir kaum hoffen, Hagios Stephanos noch bei Tageslicht zu erreichen. „Zu verfehlen ist der Weg nicht," tröstete uns der Direktor; „aber er ist schlecht." – Das war er in der Tat.

Die Felsmasse, auf der sich die Meteora-, d. h. die in der Luft schwebenden Klöster erheben, ist schon von weitem sichtbar und erscheint mit ihren hohen, steilen, kahlen Wänden wie eine ungeheure Zitadelle. Die Klöster selbst, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf den kegelförmigen höchsten

Spitzen der Masse errichtet wurden, wirken, trotz allem, was man vorher noch gesehen haben mag, wie eine erstaunliche Überraschung. Die Ursachen ihrer Vernachlässigung habe ich eingangs dieser Beschreibung erwähnt; doch möchte ich dem, was ich bereits gesagt habe, jetzt noch hinzufügen, daß fortwährend größere und beschwerlichere Reisen gemacht werden als die nach den „in der Luft schwebenden Klöstern", die dem Beschauer sowohl wie dem Denker weit weniger Sehenswertes, Eigentümliches, Merkwürdiges bieten als die alten Meteora von Kalabáka. Der Reisende lernte dort ein — landschaftlich in Europa einziges — Stückchen Erde kennen, auf dem ihm der Geist, der vor vielen Jahrhunderten die Säulenheiligen beseelte, lebendig und noch immer lebenskräftig entgegenweht.

Die ungastlichen Wohnsitze auf den Spitzen der starren Felsmasse, deren Höhe von „Meyer" auf 750, von „Murray" auf 600 Meter angenommen wird, scheinen bereits im frühen Mittelalter von menschenscheuen Fanatikern, die sichere Zufluchtsstätten vor den Anfechtungen der Welt suchten, sowie auch von Räubern und politisch Geächteten bewohnt worden zu sein. Bei den alten Schriftstellern — so habe ich wenigstens gelesen — finden sie eigentümlicherweise, obgleich sie doch so auffällig sind, keine Erwähnung.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert wurden dort feste Ansiedlungen errichtet, darunter einige von nicht unbedeutendem Umfange. Unter diesen wird als die erste das von Johannes Kantakuzenos gegen 1350 gegründete Kloster des heiligen Stephanos genannt. Die Plattform, auf der es steht, ist im Vergleich zu denen der anderen Meteoren noch als leicht zugänglich zu bezeichnen. Der Felskegel, dessen Kuppel sie bildet, erhebt sich zwar auch ganz frei in der Luft, aber er ist auf einer Seite nur durch eine enge Kluft, die leicht überbrückt werden konnte, von dem Hügel getrennt, an dessen Fuß Kalabáka gelegen ist. Man kann sich deshalb wohl erklären, auf welche Weise zuerst Menschen und später Baumaterialien auf die Plattform geschafft wurden.

Bei den meisten anderen Meteoren muß dies ein großes Wagnis und schweres Kunststück gewesen sein. Heute noch gelangt man nach den Klöstern Trias, Varlemi und Meteoron — gewöhnlich Metamorphosis genannt — nur, indem man sich in einem Netz, das oben zusammengefaltet wird, und dessen starke Maschen durch einen eisernen Haken miteinander verbunden werden, mittelst einer im Kloster von kräftigen Mönchen gehandhabten Winde, an einer senkrechten, kahlen Felswand von 150—180 Fuß Höhe emporziehen läßt. Es besteht zwar noch ein anderer Weg als der durch die Luft, nämlich auf schmalen Leitern, die an der Felswand hängen und von jedem Windstoß bewegt werden; aber während die Fahrt im Netz unbedenklich ist, sollte der Auf- und Abstieg auf den Leitern nur von Matrosen oder schwindelfreien Bergsteigern unternommen werden.

In früheren Zeiten gab es fünfundzwanzig Meteoraklöster. Heute wird, außer den vier bereits genannten, nur noch die kleine Einsiedelei von St. Nikolaus bewohnt, und die Gesamtzahl der Mönche, die in den fünf Ansiedlungen leben, beläuft sich auf die geringe Zahl von fünfzig. Ihr Dasein mag ein sorgenfreies sein — ein beneidenswertes ist es noch weniger als

das ihrer Brüder vom Berge Athos. Eine begründete Ansicht darüber konnte ich mir nicht bilden, da ich nur eine Nacht im Kloster St. Stephanos zubrachte; aber ebenso wie auf dem Berg Athos erschien mir alles, was ich sah, so einfach, an starre Regeln gebunden, daß ich mir nicht denken kann, ein längerer Aufenthalt würde mir noch Neues geboten und mein Urteil auf Grund der ersten, flüchtigen Eindrücke wesentlich verändert haben.

Wir machten, wie gesagt, den Aufstieg nach St. Stephanos unter recht ungünstigen Bedingungen. Es regnete in Strömen, und ich war bald bis auf die Haut durchnäßt. Unsere geduldigen Maulesel zogen gelassen und unverdrossen ihrer Straße. In der langen Kavalkade herrschte vollkommene Ruhe; es fiel keinem von uns ein, seinen Vorder- oder Hintermann auf die Großartigkeit des landschaftlichen Bildes aufmerksam zu machen, das sich mit jeder Minute weiter und weiter zu unseren Füßen ausdehnte. Schon nach einer halben Stunde fing die Dämmerung an, es zu verschleiern, und eine Viertelstunde später befanden wir uns in grauer Nacht; aber an der Spitze des Zuges schritt ein wegkundiger Treiber aus Kalabáka, und jedes der Tiere folgte aufmerksam den Spuren seines Vorgängers. Endlich wurde Halt gemacht. Wir waren auf der Höhe der Kuppel angelangt. Der schmale Steg, der sie früher mit St. Stephanos verband, ist seit kurzem durch eine feste Brücke aus eisernen Schienen, über die starke Dielen gelegt sind — ein Geschenk der Eisenbahngesellschaft — ersetzt worden. Der klatschende, kalte Regen und der breite Packsattel hatten mich ganz steif gemacht, obgleich der Aufstieg, trotz der Dunkelheit, nicht länger als anderthalb Stunden gedauert hatte. Nun wartete ich, nachdem ich schwerfällig aus dem Sattel gestiegen, in etwas gedrückter Stimmung der Dinge, die da kommen würden.

Nicht lange, so erschien auf der Brücke ein junger Mönch, der eine kleine Laterne trug, uns mit freundlicher Stimme willkommen hieß und uns bat, ihm zu folgen. Wir überschritten die Brücke und befanden uns in dem gewölbten Eingang zum Kloster, der durch zwei in die steinernen, alten Wände gesteckte Kienfackeln abenteuerlich beleuchtet war. Ich fühlte mich vollkommen in der Fremde: von der neuen Eisenbahn im nahen Tal in das finstere, mittelalterliche Meteorakloster war ein Schritt aus einer Welt in eine andere.

An der Tür des eigentlichen Klosters wurden wir vom Abt mit würdevoller Höflichkeit begrüßt. Das war ein älterer Herr mit weißem, scharfgezeichnetem Gesicht, rötlich-blondem, ergrauendem Vollbart, großen, schönen Augen, die im Orient so häufig sind, daß sie beinahe die Regel bilden, und auffällig feinen, kleinen Händen. Er wollte uns sogleich in den Speisesaal führen, denn er war am frühen Morgen schon auf unseren Besuch vorbereitet worden, aber wir wiesen mit traurigem Lächeln auf unsere triefenden Kleider und baten um die Erlaubnis, uns zuerst etwas trocknen zu dürfen. Auch damit war der ehrwürdige Herr einverstanden.

Wir wurden nun durch einen kalten, dunkeln Gang in ein geräumiges, vor vielen Jahren wohl weißgetünchtes Gemach geführt, in dessen Mitte ein mächtiges Kohlenbecken glühte und wohltuende Wärme verbreitete. Längs der kahlen, staubgrauen Wände befanden sich niedrige, harte Diwans, und in

der Stube zerstreut standen noch einige rohgezimmerte Holzstühle: alles in allem ein Unterkommen für anspruchslose Menschen.

Als dem bei weitem Ältesten der Gesellschaft wurde mir ein besonderes Zimmer angewiesen. Die Einrichtung war im Vergleich zu dem, was ich soeben gesehen hatte, beinah gemütlich zu nennen. Ich fand eine eiserne Bettstelle mit Matratzen, groben, frischgewaschenen Laken und Kopfkissen und zahlreichen, schweren Steppdecken; außerdem noch einen Stuhl und einen kleinen Tisch, auf dem ein voller Wasserkrug und ein Glas standen, überdies ein alter, blecherner Leuchter, in dem eine dünne Stearinkerze brannte. Die grauen, getünchten Wände waren kahl.

Cristo, der montenegrinische Diener, der mich seit Konstantinopel auf der Reise begleitete, hatte fürsorglich daran gedacht, eine Reisetasche mit herauf zu bringen. Der entnahm er nun wollene Unterkleider und trockene Wäsche; auch ein paar warme Pantoffeln stellte er für mich bereit; aber für die durchnäßten Kleider war kein Ersatz vorhanden. Ich entledigte mich derselben, und der Diener trug sie schnell aus dem Zimmer, um sie einigermaßen trocknen zu lassen. Ich legte mich inzwischen ins Bett. Bald darauf kehrte Cristo mit einer reinlichen Mönchskutte zurück, die der Prior zu meiner Verfügung stellte, und die mir als Schlafrock vortreffliche Dienste leistete. Sie war aus dickem, wollenem Stoff, und ich fühlte mich bald behaglich warm darin. Ich wartete deshalb, ohne ungeduldig zu werden, bis der Diener meine Kleider zurückbrachte. Sie waren an dem glühenden Kohlenfeuer schnell getrocknet und dabei angenehm heiß geworden.

Nach wenigen Minuten trat ich wieder in das gemeinsame Gastzimmer. Dort bot sich mir ein eigentümlicher Anblick. Um das Kohlenbecken hatte man Stühle gesetzt und Bretter gelegt, und darauf dampften die Schuhe, Leibwäsche und Kleidungsstücke meiner Reisegefährten. Sie selbst sahen aus, als hätten sie sich darauf vorbereitet, in einer Maskerade als Wilde aus den heißesten Ländern aufzutreten. Ich wurde mit lautem Jubel empfangen. In der ganzen Gesellschaft befand sich glücklicherweise kein Trübseliger und auch keiner von zarter Gesundheit. Ich selbst hatte mit der Wärme der getrockneten Kleider meine gute Laune wiedergefunden und konnte nun mit meinen Freunden lachen und scherzen. Plötzlich trat der junge Mönch, der uns an der Brücke empfangen hatte, leise ins Zimmer. Er blieb verlegen an der Tür stehen, als er „die Wilden" vor sich sah, und bestellte stammelnd, der Herr Prior lasse uns bitten, zu Tisch zu kommen.

Nun ging es an ein hastiges Anziehen, und schon nach wenigen Minuten stand unsere ganze Gesellschaft an einem langen, einfach bis zur Armseligkeit gedeckten Tisch. Ein starker Mann in hohen Schmierstiefeln, der zur Dienstleistung aus Kalabáka heraufgerufen war, setzte einem jeden von uns einen Teller Suppe vor. Die Mahlzeit, durch guten Appetit gewürzt, begann und nahm sodann ihren ruhigen, keineswegs langen Verlauf. Sie bestand, außer der Hühnersuppe, aus einer Schüssel kleiner Fische und dem Hauptstück: einem ganzen, am Holzspieß gebratenen Hammel. Dann folgten nach Ziegenkäse und frische Früchte.

Mir war der Ehrenplatz zur Rechten des Priors angewiesen worden, mit dem ich mich, dank der Unterstützung meines griechischen Nachbarn, leicht unterhalten konnte. Er sagte mir, wir seien der erste Fremdenbesuch, den er seit fünf Wochen empfinge, und er zeigte nicht die geringste Neugierde, zu erfahren, was während der Zeit im Tale und in der Welt überhaupt vorgegangen sein mochte. Dagegen beantwortete er bereitwillig alle Fragen, die ich mir gestattete, an ihn zu richten. Ich erfuhr, daß das Kloster nur vier Bewohner habe: den Prior, den jungen Mönch, einen blöde aussehenden älteren Laienbruder, der dem Manne in Schmierstiefeln aus Kalabáka beim Auf- und Abtragen der Speisen behilflich war, und endlich einen zweiten, in der Küche beschäftigten Laienbruder, der uns nicht zu Gesichte kam.

„Wir sind arm," sagte der Prior, und dabei deutete er auf das ärmliche Besteck: einen blechernen Löffel und Messer und Gabel aus Eisen mit plumpen hölzernen Stielen. Daneben lag eine winzig kleine Serviette aus grobem Linnen. „Wir sind sehr arm. Sie müssen schon mit dem fürlieb nehmen, was ich Ihnen anbieten kann. Ich weiß, daß es wenig ist."

Die leise Klage über die Armut des Klosters, die in der Tat aus allem, was uns umgab, deutlich ersichtlich war, kam noch wiederholt über seine Lippen, aber ohne jede Bitterkeit, vielmehr nur als eine Erklärung, weshalb er uns nicht so gute Aufnahme bieten, so viel Schönes und Sehenswertes zeigen könne, wie wir zweifelsohne auf dem Berge Athos — ich hatte ihm gesagt, wir kämen direkt daher — gefunden hätten. Die großartigen Neubauten der dortigen russischen Klöster, die in Gold starrenden Wände von Russikon und St. Andreas, die wertvollen Schätze der Kirche und der Bibliothek, die der ökumenische Patriarch in Lawra vor unseren Augen ausgebreitet hatte, erschienen jetzt wie unermeßliche Reichtümer neben der nackten, kalten Armut von Hagios Stephanos. Die Einsamkeit des Meteoramönches war wohl ebenso groß wie die seiner Klosterbrüder von Athos, denn er verließ die Mauern seiner düsteren Behausung nur höchst selten, und die längsten Besuche, die ihm von Reisenden, mit denen er sich gewöhnlich nicht einmal unterhalten konnte, gemacht wurden, dauerten selten länger als zwölf Stunden.

Ich lenkte das Gespräch auf den letzten Krieg. Das ernste, stille Gesicht des Priors zeigte keine Veränderung, und es wäre unmöglich gewesen, innere Erregung darauf zu lesen. Ja, er hätte davon gehört. Hagios Stephanos wäre davon nicht berührt worden; in einem anderen der Meteora sollten sich Flüchtlinge verborgen gehalten haben und Schätze in Sicherheit gebracht worden sein; — aber das wären wohl nur leere Gerüchte; er hätte nicht Gelegenheit gehabt, sich nach deren Begründung zu erkundigen. Einige Male hätte er kleine Gruppen griechischer Soldaten durch Kalabáka ziehen sehen. — Die Schicksale seiner Heimat schienen ihm ebenso fern zu liegen, wie Kriege jenseits der Meere. Er lebte anscheinend ausschließlich seinen auf die Ewigkeit gerichteten Pflichten; menschliche Interessen des Augenblicks wollte er nicht kennen. Er unterschied sich auch in dieser Beziehung wenig oder gar nicht von den Athosmönchen, und sein Geschick, jedem Gemeinwesen entfremdet, glich dem der menschenscheuen, weltverlorenen Kellioten (Zellenbewohner von

Athos). — Selbstkasteien, Beten und kleine Feldarbeiten füllten sein Dasein. Heiter stimmte es ihn jedenfalls nicht. Ich habe nie einen still-traurigeren Menschen gesehen, aber da er sich aller Wahrscheinlichkeit nach sein ödes Schicksal selbst auferlegt hatte und es freiwillig seit Jahren trug, so mußte es ihm doch große, innere, wohl der Mehrzahl der Sterblichen unverständliche Befriedigung bringen. Auf eine Bemerkung, die ich zum Schluß unserer Unterhaltung machte, erhielt ich eine Antwort, die mir einen schwachen Einblick in sein Seelenleben gewährte. Ich wunderte mich, daß die Meteora, in denen im Mittelalter viele Hunderte von Mönchen gehaust hätten, jetzt beinah verödet seien. „Ja," sagte er langsam, „es ist verwunderlich, daß man in der unruhigen Welt eine so geringe Anzahl von Menschen antrifft, die hier Frieden auf Erden und das ewige Heil finden könnten."

Die Mahlzeit war beendet. Ich hatte keine Fragen mehr an den Prior zu richten, und ich glaube, er hatte die Auskunft, um die ich ihn gebeten, wahrheitsgetreu gegeben, ohne mir etwas Wesentliches zu verheimlichen. Das Leben eines Meteoramönches, ebenso wie das eines Kellioten auf Athos, zieht sich auf harter, steiler Straße ereignislos dahin. Es ist äußerlich ein leeres Leben. Das ist bald erzählt; das Seelenleben eines so eigentümlichen Menschen aber bleibt dem Außenstehenden ein geheimnisvolles Rätsel. Der teilnahmlose Mönch will nicht von dieser Welt sein, und er ist es auch nicht.

An der Tür des Eßsaales verabschiedete sich der Prior von uns; der junge Mönch zog sich gleichzeitig mit ihm zurück. Wir begaben uns darauf wieder in das Gastzimmer, wo nun auf dem Diwan mit harten Kissen und schweren Decken Nachtlager hergerichtet waren. Ärmlich und anderer Zeit angehörig war, wie alles, was wir sahen, auch die Waschseinrichtung. Sie bestand aus einem an der Mauer des Ganges angebrachten, seichten, am Boden durchlöcherten Messingbecken, in das man durch einen darüber angebrachten kleinen Hahn einen dünnen Faden Wasser einlaufen lassen konnte. In St. Andreas auf Athos hatte man Waschschüsseln, große, volle Wasserkrüge und Handtücher die Menge zu unserer Verfügung gestellt. Davon war in diesem Kloster keine Spur. Wir stimmten überein, daß das Leben der Meteoramönche noch trauriger erscheine als das der Bewohner von Athos.

Als wir aus dem gemeinsamen Zimmer, das uns angewiesen worden war, noch einmal in den dunkeln Hof traten, sahen wir die schmalen Fenster der kleinen Kapelle ganz matt erleuchtet. Wir näherten uns geräuschlos der halb offenen Tür und spähten in den kalten, stillen Raum. Zunächst erblickten wir nur das gelbliche, schwache Licht einiger dünner Wachskerzen; dann erkannten wir, daß sie auf einem niedrigen Altar brannten, vor dem zwei dunkle Gestalten auf den Knieen lagen: der Prior und der junge Mönch. Wir konnten ihre Gesichtszüge in der Dämmerung nicht unterscheiden. Sie schienen inbrünstig zu beten. Wie aus weiter Ferne drang leises Geflüster an mein Ohr. Wir zogen uns lautlos und unbemerkt zurück, verbrachten sodann noch einige Zeit im gemeinsamen Gastzimmer, um das Programm für den folgenden Tag festzustellen, und begaben uns zur Ruhe.

Ich war müde, aber ich konnte nicht einschlafen. Nach einiger Zeit stand ich wieder auf und trat an das Fenster. Es war in einer Nische angebracht, an deren Tiefe man die ungeheure Festigkeit der alten Klostermauer erkennen konnte. Die Fenster, deren Scheiben Sonnenlicht, Staub, Regen und Vernachlässigung undurchsichtig gemacht hatten, waren in eigentümlicher Weise verschlossen. Ich gebrauchte geraume Zeit, um das Geheimnis des Verschlusses zu entdecken. Als ich das Fenster endlich öffnete, gaben die verrosteten eisernen Angeln einen langen, ächzenden, kreischenden Ton von sich, der in der Grabesstille, die um mich herrschte, etwas Unheimliches hatte. Von der Landschaft konnte ich auch jetzt noch nichts sehen, denn hinter den Fenstern befand sich ein enges Gitter aus dicken Eisenstäben, und durch die schmalen Zwischenräume derselben erblickte ich nur schwarze Nacht zu meinen Füßen und einen schwarzen, sternlosen Himmel über mir; aus dem Tale ertönte schwach das Heulen eines Hundes. — Ich schloß das Fenster und suchte menschliche Gesellschaft auf. Ich trat auf den Gang. Das Licht der dünnen Kerze, die ich in der Hand trug, erhellte nur einen Teil des hohen, finsteren Raumes. An der Mauer lag, in einen Schafspelz gehüllt, der Mann aus Kalabáka; neben ihm standen seine schweren Stiefel. Seine tiefen, ruhigen Atemzüge zeugten von festem Schlaf. Im Gastzimmer verbreitete das glimmende Kohlenbecken milde Wärme. Beim Lichte der Kerzen erblickte ich meine Reisegefährten. Sie schliefen den schönen Schlaf der Jugend. Ich wollte keinen von ihnen darin stören, ging in mein Zimmer zurück, legte mich wieder zu Bett und schlief nun bald darauf endlich ebenfalls ein.

Die frühe Morgenstunde fand uns im Gastzimmer vereinigt. Der junge Mönch brachte uns Kaffee, Milch, harte Eier und frischgebackenes Brot. Das Frühstück mundete uns allen vortrefflich. Nachdem wir es beendet hatten, begaben wir uns in die kleine Kapelle, um dort in einen mit Eisen beschlagenen Almosenstock, auf den uns der Eisenbahndirektor tags zuvor aufmerksam gemacht hatte, unser Scherflein zum Unterhalt des Klosters und seiner Bewohner niederzulegen. In der Nähe des Altars kniete der Prior, uns den Rücken kehrend, anscheinend in tiefes Gebet versunken. Dort verblieb er auch, während wir abritten, und wir mußten uns damit begnügen, dem jungen Mönch unseren Dank für genossene Gastfreundschaft auszusprechen und ihn zu bitten, uns dem Herrn Prior zu empfehlen.

Wir hatten am vorhergehenden Abend verabredet, uns in zwei Gruppen zu teilen: die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft wollten noch die anderen Meteoraklöster besuchen, ich hatte davon genug, nach dem, was ich in Hagios Stephanos gesehen, und ritt in Begleitung des Direktors und eines anderen Bahnbeamten, der sich in Kalabáka zu uns gesellt hatte, nach der Eisenbahnstation zurück.

Der Ritt vom Kloster ins Tal war erfreulicher als der Aufstieg am vorhergehenden Tage. Der Himmel war zwar noch bedeckt, aber von Zeit zu Zeit drang die Sonne durch die dunkle Wolkenschicht und verklärte die schöne, weite, farbenreiche Landschaft, in die wir hinabstiegen.

II. Thasos.

Nachdem wir den Berg Athos und die Meteoraklöster, diese sicheren Zufluchtsstätten weltscheuer und weltverlorener Anachoreten, kennen gelernt hatten, reizte es uns, nun auch Samothraki, die Insel der frommen Eingeweihten des griechischen Altertums aufzusuchen. Wir mußten zu dem Zwecke die Strecke wieder zurücklegen, die wir, von Athos kommend, gemacht hatten; auf dem Wege dorthin wollten wir aber zunächst die Insel Thasos besuchen, die in geringer westlicher Entfernung von Samothraki an der thrakischen Küste gelegen ist.

Die Nacht war stürmisch und finster gewesen, aber gegen Morgen klärte sich das Wetter auf. Mit Tagesgrauen erblickten wir die starren, öden Felsmassen von Kassandra und Longos, den beiden westlichen Zacken der chalkidischen Halbinsel, und bald darauf, im Osten, im kalten Lichte des frühen Morgens den einsamen Gipfel des heiligen Berges von Athos. Höher und höher wuchs er über seine Umgebung empor, bis er gegen 9 Uhr, vom Meeresspiegel bis zum Scheitel sichtbar, in seiner ganzen strengen Herrlichkeit vor uns stand. — Mit Hilfe des Fernglases entdeckten wir das alte Kirchlein „Mariä Himmelfahrt", das an der Stelle errichtet ist, wo sich in grauer Vorzeit das Marmorbild des thrakischen Jupiter erhob.

Stundenlang zogen wir längs der schönen Ostküste, der schönsten des heiligen Berges, gen Norden, an Klöstern, Skiten und Kellien vorüber, bis wir uns gegen Mittag Thasos zuwandten. Aber den heiligen Berg verloren wir nicht wieder aus den Augen. Gegen 3 Uhr langten wir in Thasos an.

Thasos ist eine fruchtbare, grüne, mit großen Wäldern bestandene Insel, die von etwa 10000 griechischen Rajahs bewohnt wird und im Jahre 1841, nach Beendigung des Krieges zwischen der Türkei und Ägypten, vom Sultan Mahmud dem Vizekönig Mehmed Ali als Apanage übergeben wurde. Man nennt sie deshalb auch häufig die ägyptische Insel, und sie wird von einem ägyptischen Beamten im Verein mit einem von den Bewohnern gewählten Ausschuß verwaltet.

Thasos, das durch einen nur 8 km breiten Kanal von der thrakischen Küste getrennt ist, hat von altersher den Ruf großen Reichtums gehabt. Man rühmte den Wein und den Weizen von Thasos, seine herrlichen Wälder, seinen Marmor und besonders seine Minen, die reich an Edelsteinen und reich besonders an Gold waren. — Panagia, die Hauptstadt der Insel, besaß großartige Bauten und wertvolle Kunstschätze. Davon ist aber bis heute nur wenig wiedergefunden worden.

Conze, der Thasos im Jahre 1855 besuchte, beschreibt in seiner „Reise auf den Inseln des Thrakischen Meeres" alles, was sein Fleiß und sein scharfes Auge dort entdeckten. Die Ausbeute war aber zu gering, als daß sie zu neuen kostspieligen Ausgrabungen angeregt hätte. Für den Reisenden, der während eines flüchtigen Besuches nur das Nächste und Oberflächlichste sehen kann, besitzen die Altertümer der schönen Insel keine besondere Anziehungskraft.

Eine politische Rolle hat Thasos nie gespielt, und dies, sowie seine Lage im äußersten Norden des ägäischen Meeres und der genügsame, friedfertige Charakter seiner Bewohner haben ihm viel von dem namenlosen Elend erspart, worunter die Griechen des Festlandes und der südlicheren Inseln zu leiden gehabt haben.

Thasos lag still und friedlich wie im tiefen Mittagsschlaf vor uns, als wir in der kleinen, offenen Reede den Anker fallen ließen. Auf dem Wasser regte sich nichts. Am Ufer lagen unbeweglich wie auf einem Bilde einige kleine, leere Fischerboote, und auf dem schmalen Strande, umsäumt von hellen Häuschen, deren Türen und Fenster geschlossen waren, schliefen an der sonnigsten Stelle die herrenlosen Hunde, an die man sich in der Türkei gewöhnt hat; hie und da lungerten in malerischen Stellungen, wie sie die Inselgriechen ungezwungen annehmen, junge schlanke Männer, die uns mit der dem Schiffervolk eigenen Gelassenheit träge beobachteten. — Man sagt, es gebe auf Thasos viele Schildkröten und ungefährliche Schlangen. Danach sah das Bild, das ich erblickte, auch aus. Es hatte in seiner Stille etwas Märchenhaftes.

Wir stiegen an einem ins Meer vorgebauten Steindamm aus und wurden dort von einem Männchen in modernsten städtischen Kleidern begrüßt. Er trug einen leichten Sommeranzug, einen fliegenden Havelock, gelbe Schuhe und einen breitrandigen Strohhut. Der Mann stellte sich als ein mazedonischer Journalist aus Saloniki vor und erbot sich, uns „ganz Thasos" zu zeigen, das er wie seine Tasche kenne. Es war leicht zu sehen, daß wir nicht etwa mit einem berufsmäßigen Fremdenführer zu tun hatten, sondern mit einem mitteilungsbedürftigen Griechen des Festlandes, der sich zwischen den stillen Thasiern vereinsamt fühlte und in uns, einfach weil wir keine Insulaner waren, Landsleute erblickte. Griechisch war seine Muttersprache; aber als ich ihn fragte, ob er sich nicht zu unserer größeren Bequemlichkeit auf französisch verständlich machen könnte, so antwortete er, er ziehe sogar Französisch dem Griechischen vor. Die Rede schien sich bei ihm aufgestaut zu haben; er sprach schnell und eifrig, als wolle er keine Minute der Unterhaltung mit uns verlieren, und in kurzer Zeit hatte ich von ihm erfahren, er halte sich in Thasos auf, um archäologische Studien zu machen, über die er an mazedonische Zeitungen zu berichten hätte; in seinen freien Stunden erteile er zu seiner Erholung den Kindern des Mudir, d. h. des ägyptischen Oberhaupts von Thasos, französischen Unterricht. Er zeigte uns dessen bescheidenes Haus.

Wir folgten dem freiwilligen Cicerone willig und sahen zunächst einen versumpften, kleinen, künstlichen Hafen, bestimmt, den Fischerbooten bei nördlichen Stürmen Schutz zu gewähren, sodann einen verfallenen Turm aus dem dreizehnten Jahrhundert, von den Venezianern errichtet.

Vom Strande, wo uns der mazedonische Journalist weiter keine Sehenswürdigkeiten zu zeigen fand, führte er uns nach der Schule und der kleinen Kirche des Ortes und machte uns auf dem kurzen Wege dorthin auf einige Basreliefs aus Marmor aufmerksam, die über den Türen neuer, reinlicher Häuser eingemauert waren.

Als wir das kleine Fischerdorf verlassen hatten, gelangten wir auf die zwischen den nahen Bergen eingelagerte, etwa eine halbe Stunde breite und eine Stunde lange Strandebene, die uns einen überaus freundlichen Anblick bot. Sie prangte im vollen Schmuck des Monats Mai, zum Teil sorgfältig bepflanzt, an anderen Stellen mit saftig grünen Gräsern und bunt blühenden Kräutern, über denen sich Olivenbäume und Platanen emporhoben, dicht bedeckt. — Es war warm und ganz still. Zahllose Bienen schwärmten durch die Luft und trugen leises Summen an unser Ohr. Außer den Bienen, Schmetterlingen und vereinzelten großen Vögeln, die hoch im blauen Äther pfeilschnell durch die Luft schossen, erblickte ich kein lebendes Wesen rings um uns her. Tiefer Friede lagerte über den freundlichen Gefilden. Es war wunderschöne Sonntagsstimmung.

Der kleine Mazedonier führte uns an einen zertrümmerten, schmucklosen Sarkophag, zeigte uns einen ebenfalls stark beschädigten, unter einer Baumgruppe aufgerichteten Stein mit Resten einer Inschrift, die meine griechischen Reisegefährten ohne besonderen Erfolg zu entziffern versuchten. Dann machten wir einige Minuten unschlüssig Halt; und ich fragte unseren liebenswürdigen Führer, ob das alles wäre, was er uns zeigen könnte.

„Durchaus nicht," antwortete er, „aber wir müssen bis zur Stadt gehen ... Dort wohnt ein griechischer Arzt, der eine prachtvolle Sammlung von Altertümern besitzt. — Die müssen Sie unbedingt sehen!"

„Wie weit ist es bis zur Stadt?"

„Sie liegt dort hinter den Hügeln" — er zeigte gen Süden — „etwa zwei Stunden Weges von hier."

Zwei Stunden! Es war sehr warm, ich fühlte mich bereits ermüdet, und meine Erwartungen von dem, was ich auf Thasos außer der Schönheit des Landes finden würde, waren nicht hochgespannt. Ich wandte mich fragend an meine Reisegefährten. „Zwei Stunden hin und zwei Stunden zurück," meinten sie. Keiner verspürte Lust, den weiten Weg zu machen.

„Heute haben wir keine Zeit," sagte ich dem Mazedonier. „Das nächste Mal werden wir den griechischen Arzt besuchen. — Gibt es sonst nichts mehr zu sehen?"

„Aber natürlich! Das Allerschönste steht Ihnen noch bevor: die Akropole des alten Thasos. Sie gleicht der von Athen, aber sie ist noch größer und schöner."

Die Akropole von Thasos größer und schöner als die von Athen! Das war sicherlich etwas Sehenswertes. Es wunderte mich nur, daß mich noch niemand darauf aufmerksam gemacht hatte. — „Wie weit ist es bis zur Akropole hin?" fragte ich.

„Gar nicht weit. Eine kleine Stunde."

„Wo liegt sie?"

Er wies auf eine Berghöhe. Ich richtete mein Glas dorthin, aber ich konnte nichts entdecken als einige Unebenheiten des Bodens, wohl Überreste alter zerfallener Mauern. — „Ich sehe nichts," sagte ich.

„Hier können Sie natürlich nichts sehen," antwortete der Mazedonier. „Sie müssen auf dem Berge selbst sein. Dann aber liegt der Grundriß der

schönen Akropole des alten Thasos so klar und deutlich vor Ihnen wie auf ein Blatt gezeichnet."

„Der Grundriß . . . .? Ja — höchst interessant, aber auch den werden wir uns lieber ein anderes Mal ansehen."

Keiner meiner Freunde widersprach mir, und da wir nun das Wissen des kleinen Cicerone erschöpft zu haben schienen, so traten wir, vollkommen befriedigt von einem Spaziergang in dem schönen Lande, den Rückweg nach dem Hafen an, — wir hätten auch noch am selben Abend unsere Reise fortgesetzt, wenn diese Absicht nicht durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall vereitelt worden wäre.

Ein junger Mann, der uns entgegenkam und sich als ein Ingenieur zu erkennen gab, der nach Thasos gekommen war, um im Auftrage einer französischen Gesellschaft Studien über die dortigen Minen zu machen, konnte uns zwar ebensowenig wie unser mazedonischer Freund auf neue archäologische Schätze aufmerksam machen, aber er wußte viel von der guten Jagd auf Antithasos zu erzählen, einer kleinen, Thasos gegenüber gelegenen Insel, die auf den Karten als Thasopulo bezeichnet wird.

Einer aus unserer Gesellschaft war ein leidenschaftlicher Jäger, der während der ganzen Fahrt noch nicht zu Schuß gekommen war. „Schade," sagte er, „warum muß ich gerade jetzt, unmittelbar vor unserer Abreise, erfahren, daß hier gute Jagd ist."

Es war mir angenehm, ihm gefällig sein zu können, und so sagte ich: „Es macht ja nichts aus, ob wir ein paar Stunden früher oder später nach Samothraki kommen. Wir wollen zunächst nach Antithasos fahren."

Darauf verabschiedeten wir uns am Strande von dem französischen Ingenieur; der Mazedonier aber bestand darauf, uns an Bord zu begleiten und nahm erst Abschied von uns, als der Anker aufgewunden wurde. „Nun werde ich lange Zeit wieder allein sein," sagte er niedergeschlagen, als stände er vor einer Trennung von alten Freunden.

„Sie hören sicherlich oftmals von Ihren Freunden auf dem Festlande," sagte ich, um ihn zu trösten.

„Doch nur selten und ganz unregelmäßig. Das Postamt von Kawala vertraut seine Sendungen nur Dampfschiffen an, und die sehen wir nicht häufig in unserem Hafen. — Glückliche Reise und auf Wiedersehen! Die Sammlung des Doktors und die Akropole bleibt Ihnen ja noch vorbehalten. Hoffentlich habe ich die Freude, es Ihnen bald zu zeigen." Eine halbe Stunde später lagen wir vor Antithasos verankert. —

Unser jagdlustiger Gefährte ließ sich an Land rudern, aber schon nach einer kleinen Stunde kam er ohne Beute zurück. Die Insel beschrieb er als einen unfruchtbaren, unbewohnten Marmorfelsen, und von dem französischen Ingenieur sagte er, der verstände wohl von der Jagd nicht mehr als der mazedonische Journalist von Archäologie; ja, der Franzose wäre der schlimmere von den beiden: er hätte ihm von Rebhühnern, Wachteln und Kaninchen vorgeflunkert, aber nicht ein Schatten von Wild wäre zu sehen gewesen, wogegen der mazedonische Archäologe uns doch wenigstens den Grundriß seiner schönen Akropole hätte zeigen können.

Die Nacht brach herein: still, warm, unheimlich dunkel. Unser Kapitän hielt es für bedenklich und — sollten wir schlechtes Wetter bekommen — für unmöglich, vor Samothraki zu ankern. Der Tag war lang gewesen, wir hatten während desselben eine angenehme kleine Seereise gemacht und ein reizvolles Stückchen Erde kennen gelernt. Wir waren mit unserem Tagewerk zufrieden und ließen dem Kapitän seinen Willen. Conze erzählt von einem Konzert der Nachtigallen und Frösche, das ihn bei seiner Ankunft in Thasos begrüßte; auf der öden Marmorinsel von Antithasos herrschte Totenstille, und nichts unterbrach die tiefe Ruhe der Nacht, die wir vor der Insel verbrachten.

III. Samothraki.

Das thrakische Samos erinnert nur durch den Namen an die zur Sporadengruppe gehörige, an der Westküste Anatoliens gelegene fruchtbare, grüne Insel Samos, die ich vor drei Jahren besuchte, und die mir als die lieblichste aller Ägäischen Inseln in der Erinnerung geblieben ist.

Ungastlich, unheimlich, eine finstere, kahle Felsspitze, stellt sich Samothraki dem von Thasos Kommenden entgegen — und unheimlich, geheimnisvoll sind die Sagen, die sich an die Insel knüpfen.

In dunkler Vorzeit, vor der Sintflut — so weiß die Legende zu berichten — brachte eine furchtbare Katastrophe Tod und Verderben über alles Land, das zwischen den großen Wassern lag, die heute das Schwarze und das Ägäische Meer genannt werden. Auch die weite Ebene, in der sich der höchste Felsen des Thrakischen Meeres erhob, wurde ein Raub der Flut, die sich vom Schwarzen Meere dahinwälzte, alles, was sie antraf, zerstörend oder mit sich fortreißend. Einigen der unglücklichen Bewohner der zum Meeresboden gewordenen Ebene war es gelungen, sich auf die Felsenspitze von Samothraki zu retten und mit dem nackten Leben den Kultus der hohen Kabiren: Axieros, Axiokersos und Axiokersa, in Sicherheit zu bringen. — Den hüteten sie als das Heiligste und hüllten ihn für die Nichteingeweihten in undurchdringliches Dunkel. Aber der Ruf der Macht jener Gottheiten und ihres Mysterienkultus verbreitete sich über ganz Griechenland und drang so tief in die griechische Volksseele ein, daß alljährlich Scharen von Pilgern nach der Felseninsel wallfahrteten, und Samothraki sich zu demselben Ansehen erhob wie Eleusis.

Das Geheimnis des Kabirenkults ist ebensowenig wie das der eleusinischen Mysterien entschleiert worden, und wenn diese noch immer die Geister beschäftigen, während Samothraki außerhalb der Gelehrtenkreise kaum noch bekannt ist, so hängt dies damit zusammen, daß Eleusis von Athen aus leicht zu erreichen ist, und daß jedermann, auf den die Worte „Eleusinische Mysterien“ ihren unvergleichlichen Zauber ausüben, in wenigen Stunden die letzten Zeugen jenes uralten Geheimgottesdienstes aus eigener Anschauung kennen lernen kann, während Samothraki eine weltverlorene, hafenlose Insel ist — Plinius nennt sie „vel importunissima omnium“ — die seit Jahrhunderten, abgesehen von wenigen Altertumsforschern und vereinzelten Reisenden, kein Fremder mehr betreten hat; selbst den Namen Samothraki trifft man außer in Fachwerken kaum noch an.

Im zweiten Teil von „Faust" werden die Kabiren genannt: „Klein von Gestalt — Groß von Gewalt — Der Scheiternden Retter — Uralt verehrte Götter." — Zuverlässigeres, als daß es „uralt verehrte Götter" waren, weiß man auch heute nicht von ihnen.

Conze macht einen Vergleich zwischen Samothraki und Athos, den höchsten Spitzen des Thrakischen Meeres. Es ist gewiß merkwürdig, führt er an, daß beide eine ganz ähnliche Bedeutung in der Geschichte erlangt haben: Samothraki im Altertum als die Insel der frommen Eingeweihten und Athos in der Neuzeit als der heilige Berg der orientalischen Christenheit.

Im Altertum teilte Samothraki, wenn auch in verhältnismäßig geringerem Grade, die Schicksale der anderen thrakischen Inseln, huldigte griechischen, mazedonischen, römischen, venezianischen Herren und wurde, wie seine Nachbarn, von Piraten heimgesucht. Nachdem das Christentum die alten Götter vertrieben hatte, hörte es auf, eine Geschichte zu haben. Heute, und seit mehr als vierhundert Jahren, bildet es einen armen, geringgeschätzten Teil des osmanischen Reiches, der, mit Ausnahme weniger muselmännischer Beamten, ausschließlich von Griechen bewohnt wird.

Wir näherten uns der Nordseite von Samothraki. Öde und kahl lag die Insel vor uns. Nur in den Einschnitten der Berge, die bis an das Meer reichen, waren Bäume zu sehen und hier und da ein einsames Haus, aus dessen Schornstein Rauch aufstieg. — In langsamer, vorsichtiger Fahrt steuerten wir unter dem Schutz der Berge der Südküste zu. Dort änderte sich das landschaftliche Bild: wir erblickten eine etwa drei Kilometer breite Ebene und dahinter, an aufsteigendem Gelände, den Regierungssitz der Insel, eine größere Niederlassung, zum Teil jedoch durch eine Senkung des Bodens unseren Augen entzogen. An jener Ebene beschlossen wir zu landen. Vom Schiffe aus gesehen erschien es, als wäre der Versuch gemacht worden, sie durch eine breite, niedrige Steinwand gegen das anstürmende Meer einigermaßen zu verteidigen; aber als wir uns im Schiffsboote dem Lande näherten, erkannten wir, daß die vermeintliche Mauer glatte Kieselsteine waren, die das Meer im Laufe der Jahrhunderte an Land geschleudert hatte.

Das Wasser an der Küste war seicht, der Boden steinig. Unser kleines Fahrzeug wurde möglichst nahe dem Lande auf Grund gesetzt, und die Ruderer, bis zu den Knieen im Wasser, trugen uns auf trockenen Boden.

Wir gingen eine halbe Stunde landeinwärts durch mannshohes, bisweilen lichtes Gestrüpp; überall waren deutliche Spuren von Pferden, Kühen und Schafen zu sehen, die kurz vorher dort geweidet haben mußten. Dahinter kamen weite Stoppelfelder. In der Ferne sahen wir einige Landleute, die auf niedrigen, stämmigen Pferden dem Regierungssitze zuzureiten schienen. Gleich darauf gewahrten wir in einem kleinen Gebüsch griechische Hirten, die, durch unser plötzliches Erscheinen überrascht, scheu zurücktraten, unseren Gruß jedoch artig erwiderten und auf die Fragen, die wir an sie richteten, willig Antwort gaben. Die schlanken, kräftigen Gestalten ähnelten ihren Brüdern der anderen Ägäischen Inseln; ihre ernste Zurückhaltung erinnerte mich an die Mönche, die ich kurz vorher gesehen hatte. Die einsamen, weltfremden

Menschen schienen nur die geborenen Laienbrüder der auf dem Berge Athos und in den Meteoraklöstern durch eiserne Ordensregeln angeketteten Gläubigen. — Als wir uns beim Weggehen für die erteilte Auskunft erkenntlich zeigen wollten, nahmen sie, fragende Blicke untereinander wechselnd, nur zögernd das Geld, das wir ihnen gaben.

Samothraki ist nicht unfruchtbar: Weizen, Gerste, Hafer, Sesam, Obst, auch Tabak, alles dies hinreichend für den Bedarf der anspruchslosen Insulaner, wird dort gebaut. Es gibt schöne Waldungen, größere Obstbaumpflanzungen, und die Hirten, die mit ihren Ziegen und Schafen die Insel durchziehen, finden gute Weide für ihre Herden. Die wilden Ziegen, die von den Bewohnern der Insel ihres Felles wegen gejagt werden, sollen von zahmen Ziegen abstammen; Conze dagegen und auch noch andere Reisende, die die Insel kennen, glauben, daß es sich nicht um wilde Ziegen handle, sondern um richtige Steinböcke.

Dem Touristen bietet Samothraki nur wenig; die dort unternommenen wissenschaftlichen Ausgrabungen können als schönstes Ergebnis die 1863 von Champoiseau entdeckte sogenannte „Siegesgöttin von Samothraki", die jetzt im Louvre bewundert wird, aufweisen. Doch müßte nach Ansicht der Archäologen noch manches wertvolle Weihgeschenk der Pilger, die zur Blütezeit des Mysterienkultus nach der Kabireninsel zogen, dort verborgen sein und ans Licht gebracht werden, wenn die Ausgrabungen in größerem Stil betrieben würden.

* * *

Unsere Kreuzfahrt auf dem Ägäischen Meere hatte nun drei Wochen gedauert. Das war ungefähr die Zeit, die ich ursprünglich dafür in Aussicht genommen hatte. Ich wollte sie möglichst wenig überschreiten, und wir steuerten demnach von Samothraki den Dardanellen zu.

Unterwegs nahmen wir noch die zwei südlichsten thrakischen Inseln, Imbros und Lemnos, in Augenschein. Sie liegen an einer belebten Wasserstraße und haben weniger Eigentümliches als Thasos und Samothraki. Trotzdem verbrachten wir so viel Zeit mit dem Landen, einem kurzen Spaziergang im Hafen von Imbros und einer flüchtigen Besichtigung des großen venezianischen Kastro von Lemnos, daß, als wir gegen fünf Uhr an Bord zurückgekehrt waren, der Kapitän uns erklärte, wir würden die Dardanellen nicht vor Sonnenuntergang, d. h. nicht mehr rechtzeitig erreichen, um von der Hafenpolizei die „Pratica" der Dardanellen zu erhalten, deren jedes Schiff, vom Ägäischen Meere kommend, bedarf, um in Konstantinopel Passagiere oder Güter landen zu können. „Nun, was tun wir also?"

„Wir bleiben die Nacht über vor den Dardanellen liegen. Das Wetter ist ruhig und nicht zu warm. Sie werden gut schlafen."

Ich war nicht aufgelegt, mich am letzten Tage unserer schönen Reise noch zu ärgern, und eignete mir Kapitän Achmeds philosophische Auffassung der Lage ohne weiteres an.

Unser kleines Dampfboot arbeitete sich emsig durch die stille Flut. Im Westen begrenzte noch immer der finstere Athos den rötlich angehauchten

Horizont. Im Norden zeichnete sich die graue Masse von Samothraki gegen den helleren Horizont. Je tiefer die Sonne sank, desto wärmer und schöner wurden die Farben des Himmels, der Felsen, des Meeres. Bei weiterer Fahrt gegen Osten wurde Samothraki eine Zeitlang fast gänzlich von Imbros verdeckt, aber nur auf kurze Zeit; dann beherrschten die höchsten Spitzen der Kabireninsel wieder das ganze nördliche Bild.

Wir lagen in den Dardanellen verankert. Die Nacht war lautlos herbeigeschlichen und hatte sich über Land und Meer gebreitet. Es war wunderbar still und friedlich rings um uns her. Wir sagten uns leise „Gute Nacht", als fürchteten wir, durch ein lautes Wort einen Schlafenden zu stören, und zogen uns still in unsere Kajüten zurück.

Am nächsten Morgen begann es an Bord schon vor Sonnenaufgang laut zu werden. Unser Boot hatte keine Zeit zu verlieren, um die lange Strecke durch die Dardanellen und das Marmarameer bis zum Goldenen Horn vor Sonnenuntergang zurückzulegen. Das Gig des Kapitäns wurde bemannt, um die „Pratica" zu holen, und der Tag dämmerte kaum herauf, als es an Land ruderte. Eine halbe Stunde später war es zurück, und noch ehe es in seinen Davits schwang, befanden wir uns in voller Fahrt nach Konstantinopel.

Der lange Tag ging schnell dahin, wie viele ähnliche Tage, die ich während der letzten zehn Jahre auf dem Hellespont und dem Marmarameer verlebt habe. — Rechts und links begrüßte ich bekannte Bilder, die mich wieder erfreuten, mit der ruhigen, wunschlosen Freude, die nach einer langen, schönen Meerfahrt das Herz mit innigem Wohlbehagen füllt.

In weiter Ferne erblickte ich die grünen Prinzeninseln Chalki und Prinkipo; etwas später zeigten sich am klaren Himmel die ersten Spuren des großen Bildes von Konstantinopel; nach und nach schoben sich auf dem unübersehbaren Felde der Hauptstadt die herrlichen Moscheen Stambuls mit ihren mächtigen Kuppeln, weiße, schlanke Minaretts, ein Gewirr von Schlössern, Palästen, Häusern gleich bewegten Kulissen langsam hervor. Jetzt ließen wir das Schloß der Sieben Türme zu unserer Linken und glitten schnell an den verwitterten Ruinen der alten Stadtmauer vorüber.

Die Sonne berührte bereits die langgezogene Hügelkette, die Stambul im Westen abschließt. Darüber und über den westlichen Teil der Stadt spannte sich, die Landschaft wunderbar verklärend, ein erhabener Baldachin, das weite Himmelszelt: blau, meergrün, violett, rosa, goldgelb, purpurrot. In Skutari, auf der anderen Seite des Bosporus, erglühten die Mauern und blitzten unzählige Spiegel im strahlenden Widerschein des untergehenden Tagesgestirns — wie seit tausend Jahren, als die Byzantiner Skutari, wegen dieses Glanzes, Chrysopolis, die Goldstadt, nannten; — im Norden, über den dunkeln Wassern des Bosporus, lagerte ein blasser, kalter Himmel. — Ein letzter Blick auf all das Große und Schöne, ein dankbares Erinnern an das, was mir die jüngste Vergangenheit geboten hatte, und ich stieg mit meinen Reisegefährten im Goldenen Horn an Land.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Dezember.

Wie regelmäßig während seiner Regierungszeit wünschte Kaiser Wilhelm II. auch die am 3. Dezember begonnene erste Session einer neuen Legislaturperiode des Reichstages durch Verlesung der Thronrede im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin zu eröffnen. Obgleich die Heilung unseres Kaisers nach der glücklich durchgeführten Operation stete Fortschritte macht, hatte er jedoch noch nicht den vollen Gebrauch seiner Stimme wiedererlangt, weshalb der Reichskanzler den Reichstag eröffnete. In der Thronrede selbst wurde der Dank des Kaisers allen ausgesprochen, „die an seinem Leiden und an seiner Heilung einen seinem Herzen wohltuenden Anteil genommen haben". Die Anteilnahme erstreckte sich zugleich auf das Ausland, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß das „Journal des Débats" im Hinblick auf den bezüglichen Passus der Thronrede am 5. Dezember schrieb: „Dieses Interesse und diese Wünsche werden nicht bloß im gesamten Deutschland ausgedrückt, sondern in allen zivilisierten Ländern, ohne ein einziges von ihnen auszunehmen."

Bemerkenswert ist die Thronrede nicht am wenigsten durch das, was sie im Gegensatze zu manchen früheren Annahmen nicht enthält. Weder eine umfassende Militärvorlage noch ein Marinegesetzentwurf großen Stils wird angekündigt. Vielmehr soll auf dem Gebiete des Heerwesens zunächst die Verlängerung des mit dem 31. März 1904 ablaufenden Gesetzes, betreffend die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres, vom 25. März 1899 um ein Jahr vorgeschlagen werden. Als Generalleutnant von Einem, der Nachfolger des Generals von Goßler, mit der Leitung des Kriegsministeriums betraut wurde, hieß es, daß die parlamentarische Vertretung des Gesetzentwurfes über die Erneuerung des „Quinquennats", der Festsetzung des Militärbudgets für die Dauer von fünf Jahren, eine seiner wichtigsten Aufgaben im neuen Reichstage sein würde. Wenn nun diese Verlängerung zunächst nur um ein Jahr erfolgt, so werden dadurch Reibungsflächen im Parlament beseitigt. Anderseits kann nicht bestritten werden, daß in der Thronrede durchaus zutreffend betont wird, es sei allseitig als dringendes Bedürfnis anerkannt worden, das Versorgungswesen für die Offiziere und Mannschaften des Reichsheeres den Lebens- und Erwerbsverhältnissen der Zeit entsprechend gesetzlich neu zu regeln.

Da nach den jüngsten Reichstagswahlen mit Rücksicht auf die Wahlsiege der Sozialdemokraten, sowie auf den in der Mehrzahl der Wahlkreise konstatierten Zuwachs der sozialdemokratischen Stimmen hier und da eine Abänderung des auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen und geheimen Stimmrechts geltenden Wahlsystems verlangt wurde, ist es von Interesse, festzustellen, daß die Thronrede in dieser Hinsicht nicht das geringste Zugeständnis gegenüber solchen Forderungen enthält. Nach zuverlässigen Mitteilungen darf es auch als völlig ausgeschlossen angesehen werden, daß Graf von Bülow als Reichskanzler je die Verantwortlichkeit

für irgend welche Eingriffe in das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht übernehmen könnte. Vielmehr erblickt er in diesem, wie seinerzeit Fürst Bismarck, ein Sicherheitsventil. Nur durch sozialpolitische Reformen, bei denen die Reichsregierung eine wirksame Initiative ergreift oder tatkräftige Unterstützung gewährt, kann den sozialdemokratischen Führern der Wind aus den Segeln genommen werden, während jede Art von Verfolgung der Parteien oder von Einschränkung der bestehenden Volksrechte zur Verschärfung der Gegensätze und mittelbar zur Stärkung der sozialdemokratischen Agitation beitragen muß. Mit voller Genugtuung darf es daher begrüßt werden, wenn in der Thronrede hervorgehoben wird, die verbündeten Regierungen seien, „unbeirrt durch politische Strömungen", fest entschlossen, die sozialpolitische Gesetzgebung auf den in früheren Kundgebungen vorgezeichneten Grundlagen fortzuführen, den Bedürftigen erweiterte Fürsorge, den Schwachen erhöhten Schutz zu gewähren.

Unter den Aufgaben, die dem neuen Reichstag zunächst gestellt werden, ist die bessere Ordnung der Reichsfinanzen und des finanziellen Verhältnisses zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten von besonderer Bedeutung. Eine durchgreifende organische Reform kann zwar zurzeit noch nicht erfolgen, soll jedoch durch Beseitigung der bestehenden größten Übelstände wenigstens angebahnt werden. Der Entwurf eines Gesetzes, betreffend Änderungen im Finanzwesen des Reiches, ist denn auch bereits dem Reichstage zugegangen. In der Begründung dieses Gesetzentwurfes wird der Umfang, den die ursprünglich in sehr bescheidenen Grenzen gehaltene sogenannte Franckensteinsche Klausel angenommen, als eine Hauptursache der bestehenden Übelstände bezeichnet. Diese Klausel überwies den Einzelstaaten den 130 Mill. Mark übersteigenden Ertrag der Zölle und in ihrer späteren Ausdehnung auch die Erträge der Branntweinsteuer und der Stempelabgabe. Diese „Überweisungssteuern" wuchsen jedoch im Laufe der Jahre auf eine halbe Milliarde, und da das Reich im Hinblick auf die wachsenden Bedürfnisse den Ertrag der „Überweisungssteuern" für das eigene Budget nicht entbehren konnte, so ergab sich eine stetige Erhöhung der Matrikularbeiträge — eine Sachlage, die, wie es in der Begründung der dem Reichstage übermittelten Vorlage heißt, sich „nicht nur als zwecklos, sondern auch als einer geordneten Finanzwirtschaft im Reiche und in den Bundesstaaten direkt abträglich" erwies.

In der Vorlage wird auch eine grundsätzliche Beschränkung der Matrikularbeiträge ins Auge gefaßt. Das verfassungsmäßige Recht, die verbündeten Staaten mit Matrikularbeiträgen zu belasten, soll allerdings dem Reiche auch nach der Vorlage im Prinzip gewahrt bleiben. Einer gesunden Finanzpolitik entspricht es jedoch, von diesem verfassungsmäßigen Recht nur ausnahmsweise und unter jeder möglichen Schonung der Haushalte der Einzelstaaten Gebrauch zu machen. Der neue Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Freiherr von Stengel, wird jedenfalls Gelegenheit finden, die ihm nachgerühmte finanzpolitische Begabung in vollem Maße zu erhärten. Daß zunächst nur eine provisorische Reichsfinanzreform in Betracht kommen kann, leuchtet um so mehr ein, als sich gar nicht absehen läßt, über welche Zolleinnahmen der Reichshaushalt nach der Erneuerung der Handelsverträge verfügen wird. Nur muß jetzt bereits an dem Grundsatze festgehalten werden, daß bei einer endgültigen Reichsfinanzreform das Reich nicht etwa in ein Verhältnis der Abhängigkeit von den Einzelstaaten gebracht wird.

Im Hintergrunde zeigt sich auch hier die bedeutsame Frage der Handelsverträge. Die Thronrede beobachtet Zurückhaltung sowohl über die Unterhandlungen mit Rußland als auch über die mit der Schweiz. Es wird nur darauf hingewiesen, daß auf Grund des im Vorjahr aufgestellten neuen Zolltarifs mit mehreren Staaten des europäischen Kontinents Unterhandlungen wegen Umgestaltung der bestehenden Handels- und Tarifverträge eingeleitet worden sind. Was den deutsch-russischen Handelsvertrag betrifft, so ist die zweite Lesung in Berlin zum Abschlusse gediehen. In bezug auf das handelspolitische Verhältnis zu England erachtet die deutsche

Reichsregierung für zweckmäßig, die geltenden Grundlagen einstweilen beizubehalten. Dem Reichstage ist denn auch der Entwurf eines Gesetzes zugegangen und bereits in zweiter Lesung angenommen worden, das dem Bundesrat über den 31. Dezember d. J. hinaus die Befugnis zur Behandlung britischer Staatsangehöriger und britischer Erzeugnisse auf der Grundlage der „Meistbegünstigung" beilegt.

Durchaus friedlich lautet der auf die auswärtige Politik Deutschlands bezügliche Teil der Thronrede. Hervorgehoben wird, daß Kaiser Wilhelm zu seiner Freude auch in diesem Jahre mit seinen hohen Verbündeten in Rom und in Wien, sowie mit dem befreundeten Herrscher des russischen Reiches in persönlichen Gedankenaustausch habe treten können. Bei diesen Begegnungen ist, wie durch die späteren Ereignisse auch bestätigt wurde, der Wunsch und die Hoffnung aufs neue befestigt worden, „daß der Friede, das größte Gut für die Wohlfahrt der Völker, auch ferner vor gefährlichen Störungen bewahrt bleibe".

Nachdem in der Thronrede weiter darauf hingewiesen worden ist, daß das Deutsche Reich zu allen fremden Mächten gute und freundschaftliche Beziehungen unterhalte, wird zwar geltend gemacht, daß in der schwierigen mazedonischen Frage, durch die die europäische Diplomatie in der letzten Zeit am meisten beschäftigt wurde, deutsche Interessen erst in zweiter Linie stehen. Dann wird aber ausdrücklich hervorgehoben, daß die deutsche Reichsregierung an ihrem Teile mitgewirkt habe, um ernsteren Verwicklungen tunlichst vorzubeugen und zum Erfolge der Bestrebungen der nächstbeteiligten Mächte für ruhige und geordnete Zustände in Mazedonien beizutragen. Auf Grund zuverlässiger Mitteilungen kann versichert werden, daß der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Freiherr von Marschall, beim Sultan in der Richtung eifrig tätig war, daß das in Mürzsteg zwischen dem Kaiser von Rußland und dem Kaiser von Österreich vereinbarte Reformprogramm von der ottomanischen Pforte im Prinzip angenommen wurde. Wäre die russisch-österreichische Reformnote vom Sultan abgelehnt worden, so hätten Rußland und Österreich-Ungarn sich wohl genötigt gesehen, eine schärfere Tonart zu wählen, wobei sie unzweifelhaft auf die Zustimmung Großbritanniens, Frankreichs und Italiens rechnen durften. Eine friedliche Lösung der mazedonischen Frage wäre dadurch unzweifelhaft in die Ferne gerückt worden. Der deutsche Botschafter in Konstantinopel hat sich daher ein Verdienst um die Aufrechterhaltung des Friedens erworben, indem er seinen Einfluß bei dem Sultan geltend machte, um diesen zur Annahme des Mürzsteger Reformprogramms zu bestimmen. Gerade weil Deutschlands Interessen auf der Balkanhalbinsel erst in zweiter Linie stehen, mußte auch der Sultan die Überzeugung von der Uneigennützigkeit der deutschen Politik gewinnen. Anderseits sind die Regierungen Rußlands und Österreich-Ungarns durch die wirksame Unterstützung von seiten Deutschlands sinnfällig und endgültig darüber aufgeklärt worden, daß dieses keine Sonderinteressen auf der Balkanhalbinsel anstrebt, vielmehr die Interessensphären der verbündeten Monarchie Österreich und des befreundeten Kaiserreiches Rußland in vollem Maße anerkennt.

Wesentlich in Betracht kam auch, daß das diplomatische Eingreifen Deutschlands im Sinne einer friedlichen Lösung dem Zögern der ottomanischen Pforte ein Ende machte. Die mazedonischen Komitees würden, bei längerem Zaudern der türkischen Regierung, sicherlich nicht unterlassen, für das nächste Frühjahr den Aufstand von neuem vorzubereiten; nur durch die schleunige Ausführung wirksamer Reformen kann ihnen der Boden entzogen werden. Desgleichen wird die Verwirklichung des Reformprogramms zur unmittelbaren Folge haben, daß nicht bloß die Eingeborenen Mazedoniens zufriedengestellt, sondern auch die bulgarischen Umtriebe in Zukunft scheitern werden. Hierzu kommt, daß die Griechen, die mit Recht darauf hinweisen, daß sie einen starken Bruchteil der Bevölkerung Mazedoniens repräsentieren, noch entschiedener als bisher gegen die bulgarische Überhebung Front machen werden.

Die österreichisch-ungarische Regierung hat inzwischen den Generalkonsul von Müller, die russische den Generalkonsul Demeric in Beirut zu Zivilagenten bei

dem türkischen Generalinspekteur für Mazedonien designiert. Auf diese Weise gelangt der erste Artikel des Mürzsteger Reformprogramms zur Ausführung, wonach christliche Vertrauensmänner für die Verwirklichung der Reformen in Mazedonien gleichsam Bürgschaft gewähren sollen. Aufgabe der reorganisierten Gendarmerie wird es dann sein, eine neue aufständische Bewegung bereits im Keime zu ersticken, was um so eher geschehen wird, als die christlichen Elemente der neuen Polizeitruppe mit der nicht-türkischen Bevölkerung werden Fühlung gewinnen können. Von ganz besonderer Tragweite ist zugleich, daß der Kaiser von Rußland nach wie vor fest entschlossen ist, dem Sultan, dessen Souveränetätsrechte in keiner Weise in Frage gestellt werden sollen, hilfreiche Hand zu gewähren. Diese Auffassung ist in Konstantinopel nicht minder bekannt als in Wien und Berlin, sowie bei den Kabinetten in London, Paris und Rom.

Auch in Ostasien wird, trotz aller Sturmzeichen in der Presse, der Friede, wie erwartet werden darf, nicht gestört werden. Freilich mußte die Meldung der „Associated Press", wonach zwischen Rußland und Japan bereits, und zwar durch englisch-französische Vermittlung, eine Abgrenzung der wechselseitigen Interessensphären erfolgt sein sollte, berechtigtem Zweifel begegnen. Daß der französische Minister des Auswärtigen, Herr Delcassé, gern eine solche Vermittlerrolle gespielt hätte, darf nicht bestritten werden. Rußland würde sich jedoch niemals bereit finden lassen, seine Stellung in Asien selbst abzuschwächen, indem es einer europäischen Macht eine derartige Einmischung gestattet. England dagegen hätte weit eher ein Interesse daran, die Gegensätze zwischen Rußland und Japan sich verschärfen zu lassen. Wenn trotzdem die Aussichten auf Erhaltung des Friedens in Ostasien durchaus günstig erscheinen, so liegt dies an der gesamten Konstellation. Rußlands Stellung im äußersten Osten gestaltet sich mit dem Ausbau der sibirischen Eisenbahn immer fester. In Japan dagegen kann man sich die Gefahren nicht verhehlen, die mit einem Kriege gegen Rußland verbunden wären. Selbst wenn von japanischen Hitzköpfen ein Erfolg erhofft werden sollte, wären doch die wirtschaftlichen Nachteile so groß, daß Japan vor jedem kriegerischen Abenteuer zurückschrecken muß.

Das Ministerium Giolitti hat am 3. Dezember in der Deputiertenkammer einen großen Sieg davongetragen. Mit 284 gegen 114 Stimmen gelangte eine von dem Conseilpräsidenten angenommene Tagesordnung zur Annahme, worin die Kammer nach Entgegennahme der Erklärungen der Regierung den Ausdruck ihres Vertrauens für diese bekräftigt. In den Erklärungen, die Giolitti am 1. Dezember im Parlament verlesen hatte, wies er besonders darauf hin, daß sein Ministerium mit immer wachsendem Vertrauen die freiheitliche innere Politik fortsetzen werde, die wesentlich zur sozialen Beruhigung beigetragen habe. Die äußerste Linke schmollt freilich noch mit dem Conseilpräsidenten, weil er bei der Neubildung des Ministeriums ihre Empfindlichkeiten verletzt hat. Die ansehnliche Mehrheit, mit der er aus dem ersten parlamentarischen Ansturme hervorgegangen ist, darf jedoch als Beweis dafür gelten, daß Giolitti, wie er das volle Vertrauen des Königs Viktor Emanuel III. besitzt, auch in der Deputiertenkammer über eine geschlossene Majorität verfügt. Im Hinblick auf den in den südlichen Provinzen herrschenden Notstand kündigte der Conseilpräsident Gesetzentwürfe an, durch die die Entlastung der südlichen Bevölkerung bezweckt wird und namentlich der Latifundienwirtschaft, dieser Erbschaft der Bourbonen, gesteuert werden soll, um durch Bildung eines kleinen Bauernstandes die intensive Bebauung des Bodens herbeizuführen. „Die glückliche Lage der auswärtigen Politik," fuhr der Conseilpräsident fort, „der günstige Zustand unserer Finanzen, der zunehmende wirtschaftliche Wohlstand, das System einer nun von allen acceptierten weitgehenden Freiheit müssen uns in hohem Grade als Ermutigung dienen, um eine Reihe von Reformen in Angriff zu nehmen, die das Land seit geraumer Zeit erwartet." Nach diesen Erklärungen des Conseilpräsidenten begreift man, daß eine sehr große Mehrheit der Deputiertenkammer ihr Vertrauen zu der neuen Regierung bekräftigte.

Die Botschaft, die der Präsident der Vereinigten Staaten an den Kongreß gerichtet, spricht aufs neue für die Umsicht und Besonnenheit, die bisher bereits für die Amtsführung dieses Staatsmannes charakteristisch waren. Die Unterbreitung der venezolanischen Streitfrage an das Haager Schiedsgericht gab dem Präsidenten Roosevelt Anlaß, auf das imposante Zusammenwirken der bei diesem Schiedsgericht vertretenen Nationen hinzuweisen. Dabei hält er sich jedoch von jeder Überschwenglichkeit fern, indem er zwar einräumt, daß dieser Triumph des schiedsgerichtlichen Verfahrens glücklichere Aussichten für den Weltfrieden biete, daß man jedoch nicht behaupten könne, es sei jetzt schon möglich, Kriege überhaupt zu verhindern. Die Entsendung eines amerikanischen Geschwaders nach den Gewässern von Beirut, die durch die später nicht bestätigte Meldung türkischer Gewalttätigkeiten gegen amerikanische Staatsangehörige und Schutzbefohlene veranlaßt wurde, hat gezeigt, daß das Haager Schiedsgericht nicht als ein Allheilmittel angesehen werden darf. In erfreulicher Weise haben sich damals keine weiteren Verwicklungen ergeben, so daß Präsident Roosevelt nun konstatieren kann, die Beziehungen der Vereinigten Staaten zur Türkei seien andauernd freundlich. Für die Entwicklung des Welthandels bedeutsam ist die Ankündigung der Botschaft, daß der Vertrag über den Panamakanal dem Senate unterbreitet werden solle. Zugleich wurde ein Rückblick auf die im Laufe der Zeit geführten Verhandlungen, zuletzt mit der neuen Republik Panama, geworfen, mit dem Hinweise, daß diese Republik nunmehr in die Rechte eingetreten sei, die Neugranada und Kolumbien früher auf dem Isthmus besessen haben. Roosevelt rechtfertigte auch die Haltung der Vereinigten Staaten, indem er feststellte, daß die Bevölkerung Panamas sich wie ein Mann erhoben habe, als bekannt wurde, daß der Kanalvertrag mit Kolumbien hoffnungslos verloren sei. Für die guten Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten bezeichnend ist die Tatsache, daß die deutsche Reichsregierung sich beeilt hat, die neue Republi Panama anzuerkennen.

Sozialpolitische Reformen erweisen sich diesseits wie jenseits des Weltmeers als durch die gesamten Arbeitsverhältnisse geboten. Deutschland darf das Verdienst in Anspruch nehmen, allen übrigen Ländern mit gutem Beispiele vorangegangen zu sein. Auf diese Tatsache hat auch der Reichskanzler hingewiesen, als er am 13. Dezember die Deputation empfing, die vom nicht-sozialdemokratischen deutschen Arbeiterkongreß beauftragt war, die Beschlüsse dieses Kongresses zu übermitteln. In seiner Erwiderung bezeichnete Graf Bülow es als einen bleibenden Ruhmestitel unseres deutschen Kaisertums, daß es unter allen staatlichen Machtgebilden zuerst und aus freiem Antrieb die Initiative zur Einführung gesetzlicher Schutzmaßregeln für Arbeiter ergriffen und eine Reihe von Fürsorgeeinrichtungen ins Leben gerufen hat, die in anderen Kulturländern noch nicht verwirklicht sind. Es darf gehofft werden, daß Deutschlands Initiative auf diesem segensreichen Gebiete auch für die Zukunft vorbildlich bleiben wird.

Literarische Rundschau.

Aus Revolution und Kaiserreich.

1. Studien zur Vorgeschichte der französischen Revolution. Von Adalbert Wahl Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br. Tübingen und Leipzig, Mohr. 1901.

Die Erforschung und Darstellung der französischen Revolutionsgeschichte, die in den letzten Jahrzehnten in Deutschland etwas vernachlässigt war, ist neuerdings von zwei Seiten her kräftig und erfolgreich in Angriff genommen worden. Hans Glagau hat in einer Schrift „Die französische Legislative und der Ursprung der Revolutionskriege“[1]) die Wandlungen des französischen Parteilebens in ihrer Wechselwirkung mit dem Gange der auswärtigen Politik untersucht. Wenn er dabei schließlich in dem revolutionären Charakter der Prinzipien von 1789 den letzten Grund der Revolutionskriege erblickt, wie Ranke in dem Gedanken der Volkssouveränität, so hat er andererseits den aggressiven Charakter der Politik des Fürsten Kaunitz so scharf herausgearbeitet, daß er bei dem Zusammenstoß von 1792 von „zwei Offensiven“ sprechen darf — mit mehr Recht, meines Erachtens, als etwa M. Lehmann bei dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. Glagaus Arbeit ist eine tüchtige Leistung, die auf fleißigen Quellenstudien auch in den Archiven beruht und den Geist und die Methode der „Berliner Schule“ zeigt, über deren Umkreis sie sich freilich auch nicht um Schrittesbreite hinauswagt.

In A. Wahl begrüßen wir einen jungen Historiker von Scharfsinn und Selbständigkeit. Die moderne französische Geschichtsforschung mit ihren — um es kurz zu bezeichnen — oft apologetischen Tendenzen für die Revolution wie für Napoleon findet bei diesem kritischen Geiste kühle und kräftige Ablehnung. Ist es nicht geradezu erfreulich, zu einer Zeit, wo die „Napoleonitis“ auch in einigen deutschen Köpfen Verwirrungen anrichtet, jemanden über Napoleon urteilen zu hören: „Was für ein erbärmlicher Politiker war doch oft dieser gewaltige Soldat!“ Diese frische und entschlossene Selbständigkeit, die mit eindringender Kritik eng verknüpft ist, zeigte schon Wahls Erstlingsschrift über die Notabelnversammlung von 1787 (erschienen 1899); gereifter erscheint sie jetzt in den vorliegenden fünf Studien, die so ziemlich die wichtigsten Fragen aus der Vorgeschichte der Revolution erörtern: die Besteuerung unter dem Ancien Régime, die Feudalrechte, das Ministerium Neckers, den Quellenwert der vielbenutzten „Reisen Arthur Youngs“ und der „Cahiers“. Letztere Untersuchungen sind es, die mir Wahls Eigenart am besten zu offenbaren scheinen:

[1]) Berlin, Ebering. 1896. Auch Glagaus Kritik der Memoiren der Frau Roland gehört hierher; vgl. „Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle“. Eine Untersuchung von H. Glagau. Marburg, Elwert. 1903.

Minutiöse kritische Kleinarbeit, deren Ergebnis zu beherrschenden Gesichtspunkten sicher hinaufführt. Man weiß, um was es sich bei den „Cahiers" handelt. Ursprünglich schriftliche Aufträge, die die Wählerschaften ihren Abgeordneten zu den Generalständen mitgaben, wurden sie allmählich das, was die gravamina des altdeutschen Ständestaates sind: Protokolle, in denen die Wähler ihre Klagen und Beschwerden, ihre Vorschläge und Wünsche niedergelegt haben. Schon während der Revolution selbst hat man mit ihrer Veröffentlichung begonnen und fährt damit auch heute fort; denn immer noch gelten sie als die Hauptquelle für die Kenntnis des vorrevolutionären Frankreich, dessen Zustände man zuweilen allein aus diesen Cahiers heraus zu rekonstruieren versucht hat. Wahl prüft nun die Cahiers einer großen Gruppe ländlicher Gemeinden aus der Umgegend von Paris systematisch in allen ihren Teilen und stellt dabei fest, was auch schon früher anderweit bemerkt war, daß sie vielfach nach Modellen gearbeitet sind und nur in einzelnen Angaben über lokale Verhältnisse der Wirklichkeit entsprechen, so daß ihr Quellenwert für Tatsachenerkenntnis recht niedrig einzuschätzen ist. Dagegen unterrichten sie uns ausgiebig über die Ansichten, die man sich von Zuständen und Verhältnissen damals gebildet hatte, und über die paar einfachen Reformrezepte, durch die man allen Mängeln abzuhelfen dachte. Nehmen wir hierzu das Resultat von Wahls Untersuchung der vielbenutzten Schilderung des vorrevolutionären Frankreichs in den „Reisen Youngs", dessen tatsächliche Angaben ebenfalls von theoretischen Überzeugungen beeinflußt erscheinen, so ergibt sich als Gesamtresultat dieser kritischen Analyse der ernsteste Zweifel an der Richtigkeit der bisherigen Tradition über das Ancien Régime, oder, wie Wahl das Problem formuliert: War die einmütige Verurteilung des Ancien Régime in allem und jedem Stück wirklich in Einrichtungen und Zuständen begründet, oder entsprang sie „der zur fast völligen Alleinherrschaft gelangten Lehre", wie sie die Philosophen und ihre agitatorischen Jünger verbreiteten?

Wahls Untersuchungen führen uns nur erst an diese Frage heran; ihre Lösung erwarten wir in einer zusammenfassenden Darstellung des Ursprungs der französischen Revolution, zu der der Verfasser besonders gerüstet scheint[1]).

2. Histoire politique de la Révolution française. Origines et développement de la démocratie et de la République (1789—1804). Par A. Aulard, professeur à la faculté des lettres de l'Université de Paris. Paris, A. Colin. 1901.

A. Aulard ist unter allen lebenden Gelehrten ohne Zweifel derjenige, der den Verlauf der großen französischen Revolution am gründlichsten und eindringendsten erforscht und durch eine Fülle höchst wertvoller Veröffentlichungen das meiste Licht über ihre Geschichte verbreitet hat; seine Publikationen über den Jakobinerklub, den Wohlfahrtsausschuß, die Polizeiberichte sind Quellenwerke ersten Ranges; von seinen zahlreichen darstellenden Arbeiten hat wohl jede in irgend einem Punkte unser historisches Wissen gefördert und bereichert. Allein unter allen Lebenden ist Aulard wiederum auch derjenige, der am geneigtesten ist, die Auffassung und Beurteilung der Revolution in die Irre zu führen, an Stelle der von Taine und Sybel zertrümmerten alten revolutionären Legende einen neuen Legendenbau, wenn auch mit breiterer Fundamentierung und in festerer Konstruktion, aufzurichten. In Deutschland streitet man über den Begriff einer „voraussetzungslosen" Geschichts-

[1]) Erwähnt sei hier noch ein ganz kürzlich erschienenes Schriftchen Wahls, „Politische Ansichten des offiziellen Frankreich im 18. Jahrhundert" (Tübingen, Mohr. 1903), worin der Verfasser die herrschenden Ansichten über den altfranzösischen Absolutismus „revidiert".

wissenschaft; aber niemand auf der Rechten oder Linken, der sie nicht für sich in Anspruch nähme. Aulard ist längst darüber hinweggeschritten und erklärt kurzweg: wer die Revolution nicht liebt, kann sie nicht verstehen; wer nicht mit ihr sympathisiert, bleibt immer an ihrer Oberfläche.

Dieser Doppelcharakter umfassender Gelehrsamkeit und unwissenschaftlicher Voreingenommenheit eignet auch dem neuesten großen Werke Aulards, in dem er die politische Geschichte der großen Revolution, den Ursprung und die Entwicklung von Demokratie und Republik zur Darstellung bringt. Aulard sieht das Wesen der französischen Revolution in der Erklärung der Menschenrechte, der Schöpfung der „von der Geschichte erleuchteten Vernunft", und bezeichnet als deren Grundideen den Gedanken der Gleichheit und den Gedanken der Nationalsouveränität. Wie offenbaren sich nun diese Gedanken in der Literatur der Revolutionszeit, insbesondere in Zeitungen und Broschüren, in den Reden der Volksvertreter, und wie verwirklichen sie sich in Gesetzen und Verfassungen? Wie regelt man z. B. von 1789—1804 das Wahlrecht? Wo erschallt zuerst der Ruf nach Abschaffung des Königtums und Einführung der Republik, und wie pflanzt sich dieser Ruf fort aus dem Salon eines Journalisten in die Pariser Sektionen, aus Paris allmählich über ganz Frankreich hin? Alle diese und ähnliche Probleme der Epoche von 1789—1804 hat Aulard erforscht, mit einem Fleiße, den ein zwanzigjähriges Studium nicht ermüdet hat, mit einer Kenntnis der literarischen und archivalischen Quellen der Revolutionsgeschichte, der auch ein vergilbter und zermorschter „Einblattdruck", etwa mit den ersten Spuren sozialistischer und kommunistischer Ideen, nicht entgeht. Gesamtanschauung und Einzelbetrachtungen aber unterliegen dabei dem Zwange eines fertigen Urteils, das in den Ereignissen von 1789 nur eine harmlose Reformbewegung sehen will, welche erst durch den Widerstand des Königs und die Einmischung des Auslandes in revolutionäre Bahnen abgedrängt wurde. Aulard verkennt durchaus die ungeheuere innere Triebkraft der Revolution und sucht die Ursachen ihrer Explosionen zu sehr in äußeren Anlässen, wie auch sein Blick mit Vorliebe an Verfassungsformen haftet und die wirkenden Lebenskräfte in der wirtschaftlichen Entwicklung wie in der französischen Volksseele übersieht. Was fruchten z. B. die eingehenden Erörterungen über formale Vorgänge bei den Konventswahlen, wenn Aulard gerade die Haupttatsache unerwähnt läßt: daß sie sich größtenteils vollzogen unter den Schrecken der Septembermorde? So ist Aulards Werk, das klassische Credo der französischen Radikalen von heute über ihre Vorgänger von 1789 und 1793, eine Dogmatik der großen Revolution, möchte man sagen, für die historische Wissenschaft hauptsächlich eine mit außerordentlichem Fleiß angehäufte Materialiensammlung, die niemand künftig wird entbehren mögen [1]).

3. Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution. Herausgegeben von Hermann Hüffer. Erster Teil: Quellen zur Geschichte der Kriege von 1799 und 1800. Zwei Bände. Leipzig, B. G. Teubner. 1900 u. 1901.

Diese hochwichtige Quellenpublikation H. Hüffers führt uns in Schicksalsjahre der europäischen Geschichte. Im Jahre 1797, als General Bonaparte dem Direktorium gegen Royalisten und Moderierte seinen siegreichen Degen zur Verfügung stellte, hatte es sich mit dem Staatsstreich vom 18. Fruktidor entschieden, daß die französische Revolution nach außen propagandistisch und erobernd fortschreiten würde; daß sie dabei allen Widerstand überwältigen und Europa selbst umgestalten wird, offenbart sich in dem Kriege von 1799 und in der Schlacht von Marengo 1800, bei der sich in der Spanne weniger Stunden die Wechselfälle des vorhergehenden Jahres wieder-

[1]) Das Werk ist inzwischen bereits in zweiter Auflage erschienen.

holen: anfängliche Niederlage Frankreichs und schließlich glänzender und entscheidender Sieg. Diese weltgeschichtlichen Ereignisse bilden den Inhalt der vorliegenden Veröffentlichung. Man war bisher hauptsächlich auf französische und russische Quellen angewiesen; jetzt erschließt sich aus österreichischen Archiven, insbesondere aus dem k. und k. Kriegsarchiv in Wien, eine fast überreiche Fülle von Relationen und Aktenstücken, welche unsere Kenntnis der Feldzüge von 1799 und 1800 allenthalben vervollständigen, in vielen wichtigen Fragen das Verständnis erst ermöglichen. Neben dem Schriftwechsel der Erzherzöge Karl und Johann mit Kaiser Franz, zahlreichen Schreiben Suworows und Melas', des Besiegten von Marengo, u. a. erwähne ich von umfänglicheren Schriftstücken die Relationen des Feldmarschallleutnants Auffenberg über den Einfall der Franzosen in Graubünden und die letzten Operationen Suworows in der Schweiz, ein „Tagebuch des Heerzuges der Russen unter dem Feldmarschall Suwarow aus Piemont über den Gotthard nach Schwaben", die Bemerkungen eines österreichischen Generalstabsoffiziers über „die Beschaffenheit der russischen Armeen und die merkwürdigsten Vorfälle in dem Feldzug von 1799", die der Herausgeber durch eine lehrreiche Zusammenstellung gleichzeitiger Zeugnisse über das damalige Verhalten der Russen erläutert hat, die Relation Josefs von Stutterheim über die Schlacht von Marengo, endlich die Aufzeichnungen des Grafen Neipperg, des späteren zweiten Gemahls Marie-Louises, über die militärisch-diplomatischen Vorgänge im Juni und Juli 1800.

Das Problem, das dieser zweite Koalitionskrieg unserer, nach den kausalen Zusammenhängen suchenden Betrachtung bietet, liegt, wie schon angedeutet, in der doppelten Peripetie, wie sie die Wechselfälle des Feldzuges von 1799 und der Umschwung in der Schlacht von Marengo darstellen. Gerade für diese Fragen hat der Herausgeber alles gesammelt, was zur Aufklärung irgend beitragen kann. So gipfelt ohne Zweifel das Hauptinteresse des ersten Bandes in der Persönlichkeit Suworows[1]) und in seinem Abmarsch aus Italien, der den verhängnisvollen Wendepunkt im Verlauf des Krieges von 1799 bedeutete und Frankreich vor der drohenden Invasion rettete. Wir sehen Suworow nach mannigfachen Schwankungen, deren einzelne Phasen erst jetzt ganz verständlich werden, den Entschluß zum Übergang über den St. Gotthard fassen und begleiten den greisen Helden auf dem verderblichen Zuge über den Pragel und die Schneewüste des Panixer Passes, der die Riesenkraft des Siebzigjährigen bricht und seine sieggekrönten Truppen, die Eroberer Italiens, fast aufreibt. Im zweiten Bande sind es die Momente, die den anfänglichen Sieg der Österreicher bei Marengo in eine plötzliche Niederlage verwandelten, denen unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise sich zuwenden wird. Darf ich den Gesamteindruck wiedergeben, der sich mir aus diesen zahllosen Berichten und Schreiben aufdrängt, so lag die Ursache der österreichischen Niederlage nicht so sehr in diesem oder jenem Zwischenfall, wie er bei keiner Schlacht ausbleibt: sie lag vielmehr in dem Mangel des entschlossenen Willens zum Siege, in dem Mangel der nicht zweifelnden Zuversicht des Erfolges. Dieser Mangel aber war tiefbegründet in Personen und Zuständen. Man lese die Jammerbriefe des österreichischen kommandierenden Generals Melas — er erinnert mich an den Möllendorff der preußischen Kampagne von 1794, — insbesondere das Schreiben an Thugut am Vorabend von Marengo; man höre Stutterheims Bericht über die Ansprache des österreichischen Generalstabschefs Zach an seine Offiziere, ebenfalls vor Marengo, „wo dieser mehr das Ansehen eines Priesters hatte, der den Verurteilten zum nahen Tode bereitet". Aus solchen Stimmungen werden keine Siege geboren.

---

[1]) Über Suworow in Italien ist soeben auch ein neues französisches Werk erschienen, das namentlich aus dem Pariser Kriegsarchiv interessante Mitteilungen bringt. Edouard Gachot, Souvarow en Italie, Ouvrage accompagné de gravures, plans et carte. Paris, Librairie académique Perrin. 1903. In der wenig günstigen Beurteilung der russischen Kriegführung stimmt er mit den deutschen Quellen überein.

Über den reichen Inhalt dieser Veröffentlichung, aus dem wir nur hier und da ein Stück herausgehoben haben, soll doch die Form nicht vergessen werden. H. Hüffer hat die Ausgabe der von ihm in jahrzehntelangen Forschungen gesammelten Dokumente mit aller der Sorgfalt und Sauberkeit und aller der Sachkunde bearbeitet, welche die Leser der „Deutschen Rundschau" aus seinen hier veröffentlichten Studien längst kennen. Einleitungen, kritische Exkurse, erläuternde Anmerkungen, ein Register, alles in vortrefflicher Ausführung, erleichtern die Benutzung dieser gewichtigen Publikation. Möge es dem Herausgeber vergönnt sein, sein großes Unternehmen, das noch eine stattliche Bändereihe politischer Verhandlungen verspricht, zu einem raschen und glücklichen Abschluß zu führen.

4 Der Herzog von Reichstadt. Ein Lebensbild. Nach neuen Quellen von Eduard Wertheimer. Mit 6 Lichtdruckbildern und einer Briefbeilage in Faksimiledruck. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 1902.

Österreichs unerschöpfliche Archivschätze bilden auch die feste Grundlage von Wertheimers Buch über den Herzog von Reichstadt.

Vor einigen Jahren hat E. Wertheimer, der den Lesern der „Rundschau" kein Unbekannter ist, die „Verbannten des ersten Kaiserreichs" geschildert, — nicht die vom ersten Napoleon Geächteten, wie den Freiherrn vom Stein, sondern die nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs von den Bourbonen verbannten und unter europäische Polizeiaufsicht gestellten Brüder, Schwestern und Minister Napoleons, unter ihnen besonders die sympathische Gestalt des „Königs im Exil", des unglücklichen Louis von Holland[1]). Sie alle hatten längere oder kürzere Zeit eine Zufluchtsstätte in Österreich gefunden, wo man ihre Korrespondenzen argwöhnisch kontrollierte und rücksichtslos interzipierte, so daß das Ministerium des Innern in Wien jetzt ein kleines bonapartistisches Archiv beherbergt, eine erst kürzlich eröffnete historische Quelle, aus der Wertheimer reichlich hat schöpfen können.

Dem Interessantesten dieser Verbannten nun — so nennt Wertheimer ihn selbst —, dem Sohne Napoleons hat er ein eigenes Werk gewidmet, um „im Rahmen der Zeitgeschichte ein getreues Bild des Herzogs von Reichstadt zu zeichnen".

Der flüchtige Traum dieses kurzen Lebens innerhalb weltgeschichtlicher Ereignisse gibt ein gar schmächtiges Bild in einem gar wuchtigen Rahmen. Wertheimer ist Aktenforscher, Tatsachenhistoriker; er entwickelt das Schicksal des unglücklichen Prinzen nicht von innen heraus, er faßt den Knaben wie den Jüngling als eine europäische Persönlichkeit, mitten hineingestellt in eine Welt von Gegensätzen, die auf ihn einstürmen und ihn erdrücken. Diese Umwelt wird in voller Breite geschildert. Was die Biographie dabei verliert, gewinnt die Historie: sie würdigt dankbar die reichhaltigen Mitteilungen zur österreichischen Geschichte, insbesondere zur Metternichschen Politik, auch aus der viel erörterten Krisis des Jahres 1813.

Die Bedeutung von Wertheimers Buch liegt aber schließlich doch darin, daß die Geschichte des Herzogs von Reichstadt, um dessen märchenhafte Schicksalstragödie wie von selbst ein Legendenkranz wucherte, hier zum ersten Male ausschließlich nach den echtesten und ursprünglichsten Zeugnissen erzählt wird, vornehmlich nach den Aufzeichnungen und Berichten seiner Lehrer und Erzieher. Damit berühren wir den Punkt, der in diesem Drama die allgemeine Teilnahme von jeher am meisten auf sich gezogen hat.

Ein unglückliches Opfer, raunte man sich einst zu, planmäßiger Verdummung, absichtlicher Entnervung, so sei der Prinz hingeweltt und gefallen; selbst von

[1]) Die Verbannten des ersten Kaiserreiches. Von E. Wertheimer. Leipzig, Duncker & Humblot. 1897.

schleichendem Gifte wurde gesprochen. Das alles sind Fabeln, krasse Fabeln. Was aber in Wahrheit und Wirklichkeit nun übrig bleibt, ist noch furchtbar, noch erschütternd genug. Das Leben des Prinzen verläuft in der Folter eines entsetzlichen Erziehungsexperimentes. Man sah in dem jungen Napoleon den Erben des kriegerischen Genies seines Vaters, aber zugleich die Verkörperung des Bonapartismus: aus seinem Wesen nun alles Französische, alles Bonapartische auszuscheiden, um gleichsam die Reinkultur eines habsburg-österreichischen Kriegshelden, einen neuen Prinzen Eugen zu erzielen — das war die Aufgabe, an der Lehrer und Erzieher mit wohlmeinendem Eifer arbeiteten. „Eine grausame Aufgabe", wie Wertheimer selbst einmal bemerkt. Jede Erinnerung an die Vergangenheit wird in dem Knaben ausgelöscht. Die französischen Spielsachen werden ihm genommen, die Bücher mit dem kaiserlichen Adler beseitigt. Vollends jeder Funken des Andenkens an den Vater wird erstickt, allein an die Familie der Mutter sucht man ihn zu ketten. Und der Erfolg? Je mehr ein verderbliches Erziehungssystem alle zarteren Gemütsbewegungen in dem Prinzen abstumpfte und alle bösen Geister der Verschlossenheit und Verstocktheit in ihm wachrief, mit um so größerer Leidenschaft umflatterten seine wirren Erinnerungen die Gestalt des Vaters und suchten das schwindende Bild mit heißer Liebe festzuhalten. Es ist unmöglich, ohne Bewegung die Gespräche des Knaben zu hören, für deren Veröffentlichung man dem Verfasser zu besonderem Danke verpflichtet ist. „Warum hat man mich eigentlich König von Rom genannt?" — „Das stammt noch aus der Zeit, in der Ihr Vater seine Herrschaft so weit ausgedehnt hatte." — „Hat denn Rom meinem Vater gehört?" — „Rom gehörte dem Papst als heilige Schenkung." — „Mein Vater ist in Ostindien, glaube ich?" — „Ach nein, keineswegs." — „Oder ist er in Amerika?" — „Warum sollte er dort sein?" — „Wo ist er also eigentlich?" — „Ich kann es Ihnen nicht sagen." . . . Ein andermal fragt der Knabe, wer in Frankreich regiere, und als man ihm antwortet: Ein König, entgegnet er: „Aber ich weiß, daß dort ein Kaiser geherrscht hat. Wer war das?" — „Das war Ihr Vater, der infolge seiner unglücklichen Neigung für den Krieg Krone und Reich verloren hat." — „Ist mein teurer Vater, da er so viel Unheil angestiftet hat, ein Verbrecher?" . . .

Ich halte inne. Wertheimers ergebnisreiche Forschungen haben mit vielen Legenden und Übertreibungen aufgeräumt, wie sie auch in Rostand's „Aiglon" noch übergegangen sind; befreit und gelöst von dem Fabelwerk einer falschen Tradition, tritt uns jetzt die echte Gestalt des zweiten Napoleon entgegen, durch die Tragödie seiner Geburt, seiner Erziehung, seines Todes immer eine der rührendsten Gestalten der Weltgeschichte.

Paul Bailleu.

ωγ. **Das Museum.** Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Achter Jahrgang. Stuttgart. 1903.

Hausschatz älterer Kunst. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Künstlervereinigung für Original-Lithographie. Berlin, Adolph O. Troitzsch.

Wandschmuck-Sammlung von Meisterwerken klassischer Kunst. Herausgegeben von Professor Dr. V. von Loga. Berlin, Verlag der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst.

Spemanns Museum, von dem jetzt acht Jahrgänge mit 160 Tafeln und wertvollen Textbeilagen vorliegen, macht seinem Namen, der anfangs ein wenig anspruchsvoll erscheinen mochte, die vollste Ehre: es stellt eine musterhafte Auswahl der schönsten Werke der Bildhauerei und Malerei aller Zeiten und Völker aus öffentlichen und privaten Sammlungen dar. Wenn die Autotypien den Photographien auch nicht gleichwertig sind, so bilden sie doch, bei kaum einem Zehntel des Preises, einen guten Ersatz dafür, zumal wenn sie so vorzüglich sind wie hier fast durchgehends. Das ursprünglich kleine Häuflein der Mitarbeiter ist jetzt zu einem stattlichen Stabe angewachsen, und darunter befinden sich die klangvollsten Namen der deutschen Kunstgeschichtschreibung. — Neben dem rein mechanischen Verfahren hat die viel kostspieligere Radierung als vervielfältigende Kunst natürlich einen schweren Stand. Zudem suchen wir heute in der Reproduktion eines Gemäldes weniger eine geistreiche Verdolmetschung, als unbedingte Genauigkeit. Darum ist unseres Erachtens die von der Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst aus ihrem reichen Vorrat von Radierungen ausgelesene Sammlung weniger ein „Hausschatz älterer Kunst", als eine Übersicht über die Leistungen der zeitgenössischen reproduzierenden Graphik. Daß sich darunter manches Blatt von bleibendem Wert befindet, dafür bürgen die Namen Unger, Hecht, Halm und andere. — Kämpft so die Radierung als reproduzierende Kunst beinahe einen Verzweiflungskampf, so ist ihr als Originalkunst in der noch vor wenigen Jahren für vollkommen eingeschlafen gehaltenen Lithographie eine kräftige Nebenbuhlerin erstanden. Neben der Karlsruher Vereinigung und den Leipziger Unternehmungen, die bisher in erster Linie die Aufmerksamkeit auf sich lenkten, hat sich nun auch eine Berliner Künstlervereinigung für Originallithographie gebildet und mit ihren Veröffentlichungen, z. B. auf der großen Kunstausstellung, bereits Aufsehen erregt. Unter den farbigen Blättern sind vor allem Skarbinas „Regenabend" und Engels „Heimkehr", unter den schwarz weißen die kunstvollen Schilderungen Arthur Kampfs aus dem Pariser Straßenleben hervorzuheben; doch verdienen auch manche andere Blätter die volle Beachtung der Kunstfreunde. — So angenehm viele dieser neuen farbigen Originalkunstblätter als Wandschmuck wirken mögen, so gehen ihre Anhänger doch gewiß zu weit, wenn sie der Photographie daneben jede Berechtigung absprechen. Allerdings kommt es dabei auf die Qualität der Photographie, ihre Rahmung und die zu schmückende Wand an. Für viele Zimmer können die von der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst herausgegebenen Photogravüren wohl als ein durchaus edler und passender Schmuck gelten. Sie sind unbedingt das Beste, was auf diesem Gebiete für einen so mäßigen Preis bisher geleistet worden ist. Die von v. Loga getroffene Auswahl ist vortrefflich.

αλ. **Sophie de Monnier et Mirabeau d'après leur Correspondance secrète inédite** (1775—1789). Par Paul Cottin. Paris, Plon. 1903.

Lettres à Julie écrites du Donjon de Vincennes. Par Dauphin Meunier. Paris, Plon. 1903.

Diese beiden Veröffentlichungen sind Beiträge zur Jugendgeschichte Mirabeaus. Paul Cottin hat den Schlüssel zu chiffrierten Briefen der Marquise de Monnier gefunden, jener Sophie, die von 1776 bis 1781 die Geliebte Mirabeaus gewesen ist. Die Schicksale des Liebespaares sind bekannt. Sophie, die Gattin eines älteren Mannes, dem sie beträchtliche Summen entwendete, um mit Mirabeau zu fliehen, erscheint in diesen Briefen, die seine berühmte Korrespondenz mit ihr vervollständigen, ihm nur darin überlegen, daß sie ihn wirklich liebte, wenn auch auf ihre Weise. Sie waren beide in Holland festgenommen und eingesperrt worden. Sie in ein Kloster, er in die leichte Haft von Vincennes, wo er so ziemlich alles tun konnte, was ihm beliebte. Von dort aus schrieb er an Sophie, er habe eine andere, ihrer würdige Seele gefunden; fortan werde ihr Geschlecht für ihn aus zwei Individuen bestehen! Die arme Frau, die später, unter besonders tragischen Umständen, durch Selbstmord endigte, wußte, was sie davon zu halten hatte. Mirabeaus Worte waren nur insofern der Wahrheit entsprechend, als sie sich auf ein Bürgermädchen, Julie Danvers, bezogen, die er in Vincennes kennen lernte. An sie ist der Briefwechsel gerichtet, den Dauphin Meunier nach den Originalen herausgegeben und mit ausgiebigen Noten veröffentlicht hat, die, wie Mirabeaus lügnerische Verleumdung der Prinzessin von Lamballe, durch kürzere Abweisung nur gewonnen hätten. Die verwickelte Intrige zwischen Mirabeau und Julie ganz zu entwirren, ist Herrn Meunier trotzdem nicht gelungen. Wesentlich Neues zur Jugendgeschichte des Tribunen, wie Loménie sie mit erschöpfender Sachkenntnis erzählt, bringen die beiden Bände nicht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adinsky. — Tuisko oder Tuisto? Ein Beitrag zur deutschen Götterkunde. Von E. Adinsky. Königsberg i. Pr., Nürmberger. 1903.

Allgeyer. — Anselm Feuerbach. Von Julius Allgeyer. Zweite Auflage auf Grund der zum erstenmal benützten Originalbriefe und Aufzeichnungen des Künstlers. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben und mit einer Einleitung begleitet von Carl Neumann. Zwei Bände. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1904.

Alsberg. — Erbliche Entartung bedingt durch soziale Einflüsse. Von Moritz Alsberg. Kassel und Leipzig, Fisher & Co. 1903.

Apelt. — Leben, träumen. Gedichte von Willibalt Apelt. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Bader. — Turm- und Glockenbüchlein. Eine Wanderung durch deutsche Wächter- und Glockenstuben. Von Karl Bader. Gießen, J. Ricker's Verlag. 1903.

Bardt. — Theodor Mommsen. Von C. Bardt. Berlin, Weidmann. 1903.

Bartels. — Martin Luther. Eine dramatische Trilogie. Von Adolf Bartels. München, D. W. Callwey. 1903.

Bengesco. — Carmen Sylva. Bibliographie et extraits de ses œuvres. Par Georges Bengesco. Bruxelles, Paul Lacomblez. 1904.

Berlepsch. — Jakobe. Eine Gestalt und Geschichte aus dem Zürich von ehedem. Von Goswina von Berlepsch. Zweite Auflage mit Illustrationen. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Bigelow. — Das Geheimnis des Schlafes. Von John Bigelow. Autorisierte Übersetzung nach der dritten, vermehrten und verbesserten Auflage von Ludwig Holthof. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Boehmer-Romundt. — Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von H. Boehmer-Romundt. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904.

Bormann. — Gaudeamus igitur! Ein Buch heiterer Lieder und Balladen. Von Edwin Bormann. Bilderschmuck von Arthur Lewin. Leipzig, Edwin Bormann. 1903.

Bossert. — Schopenhauer. L'homme et le philosophe. Par A. Bossert. Paris, Hachette & Cie. 1904.

Boutet. — Der wilde Mann von Tintenholzqual. — Kapitän Fettgans. Von Frederic Boutet. Autorisierte Übersetzung von Wilhelm Thal. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Bracco. — Wirklichkeit und Schein. Novellen von Roberto Bracco. Deutsch von Otto Eisenschitz. München, J. Marchlewski & Co. 1903.

Braune-Roßla. — Künstlerseele. Drama in drei Aufzügen. Von Rudolph Braune-Roßla. Dritte Auflage. Leipzig, Fischer & Wünsche. 1904.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. — Vierzehnte, vollständig neubearbeitete Auflage. Neue, revidierte Jubiläums-Ausgabe. Zwölfter bis sechzehnter Band. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus. 1903.

Busse. — Annette von Droste-Hülshoff. Von Carl Busse. Mit fünf Kunstdrucken. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1903.

Busse. — Federspiel. Westliche und östliche Geschichten. Von Carl Busse. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904.

Bütow. — Die Weltordnung. Von Otto Bütow. Dritter Band. Die Antwort auf die soziale Frage. Braunschweig, E. & O. Bütow. 1903.

Dacqué. — Wie man in Jena naturwissenschaftlich beweist. Von E. Dacqué. Stuttgart, Max Kielmann. 1904.

Dahn. — Meine wälschen Ahnen. Kleine Erzählungen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Diest. — Aus dem Leben eines Glücklichen. Erinnerungen eines alten Beamten. Von Gustav von Diest. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Dorner. — Grundprobleme der Religionsphilosophie. Acht Vorträge. Von A. Dorner. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1903.

Drachmann. — Verschrieben. Roman. Von Holger Drachmann. Zwei Bände. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1904.

Drerup. — Homer. Von Engelbert Drerup. Mit 105 Abbildungen. München, Kirchheim. 1903.

Dürow. — Aus hartem Holz. Roman von Joachim von Dürow. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Dygasinski. — Lebensfreuden. Von Adolf Dygasinski. Deutsch von M. Sutram. München, J. Marchlewski & Co. O. J.

Ebart. — Luise, Herzogin von Sachsen-Koburg-Saalfeld. Ein Lebensbild in Briefen derselben. Von Paul von Ebart. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Ehrhardt. — Die geographische Verbreitung der für die Industrie wichtigen Kautschuk- und Guttaperchapflanzen. Von Karl Ehrhardt. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1903.

Eisler. — Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Historisch-quellenmäßig bearbeitet von Rudolf Eisler. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Erste Lieferung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Engels. — Angelika Kauffmann. Von Eduard Engels. Mit fünf Kunstdrucken. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1903.

Fäh. — Geschichte der bildenden Künste. Von Adolf Fäh. Zweite Auflage. Reich illustriert. Bis zur zwölften Lieferung. Freiburg i. B., Herder. 1903.

Fischer. — Eduard Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen. Dargestellt von Karl Fischer. Berlin, Otto Elsner. 1903.

Frey. — Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Zürcher Freunde. Von Adolf Frey. Mit einem Jugendbildnis Böcklins von Rudolf Koller. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Friis. — Bernstorfferne og Danmark. I. Bind. Kobenhaven. Det Nordiske Forlag, Ernst Bojesen. 1903.

Frommel. — Freude und Friede. Ausgewählte Predigten von Emil Frommel. Herausgegeben von Otto H. Frommel. (Das Frommel-Gedenkbuch. Siebenter Band.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Fulda. — Novella d' Andrea. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Ludwig Fulda. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Funke. — Die Besiedlung des östlichen Südamerika, mit besonderer Berücksichtigung des Deutschtums. Von Alfred Funke. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1903.

Gjems-Selmer. — Die Doktorsfamilie im hohen Norden. Ein Buch für die Jugend. Von Agot Gjems-Selmer. Einzig autorisierte Übersetzung von Francis Maro. München, Dr. J. Marchlewski & Co. O. J.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Dreiunddreißigster Band: Schriften zur Kunst. Erster Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang von Öttingen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Grabein. — Im Wechsel der Zeit. Roman von Paul Grabein. Berlin, Rich. Bong. O. J.

Gregori. — Schauspielersehnsucht. Gesammelte Aufsätze von Ferdinand Gregori. München, Georg D. W. Callwey. 1903.

Grimm. — Das Leben Raphaels. Von Herman Grimm. Vierte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Grisebach. — Tannhäuser in Rom. Von Eduard Grisebach. Neunte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Guy-Valvor. — Les prairies d'Argent et le carre des choux. Par Guy-Valvor. Tome II. Paris, chez l'auteur.

Harnack. — Rede bei der Begräbnisfeier Theodor Mommsens am 5. November 1903 in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gehalten von Adolf Harnack. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1903.

Harnack. — Reden und Aufsätze. Von Adolf Harnack. Zwei Bände. Gießen, Rickersche Verlagsbuchhandlung. 1904.

Hauffe. — Wilhelm der Große im Liede. Von Rudolf Hauffe. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Hauptmann. — Des Königs Harfe. Ein Bühnenspiel von Carl Hauptmann. München, Georg D. W. Callwey. 1903.

Hedin. — Im Herzen von Asien. Zehntausend Kilometer auf unbekannten Pfaden. Von Sven von Hedin. Mit 407 Abbildungen. Autorisierte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1903.

Helmolt. — Weltgeschichte. Unter Mitarbeit hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von Hans F. Helmolt. Achter Band. Zweite Hälfte. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1903.

Henckell. — Mein Liederbuch. Von Karl Henckell. Ausgewählte Gedichte I. Mit Bild des Dichters. Leipzig und Berlin. K. Henckell & Co. O. J.

Henckell. — Neuland. Von Karl Henckell. Ausgewählte Gedichte II. Leipzig und Berlin, Karl Henckell & Co. O. J.

Henry. — Questions d'Autriche-Hongrie et questions d'Orient. Par René Henry. Avec préface de M. Anatole Leroy-Beaulieu. Paris, Plon. 1903.

Heßen. Leben Shakespeares. Von Robert Heßen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1904.

Hösich. — Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Otto Hösich. Mit 111 Abbildungen und einer farbigen Karte. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1904.

Jugend-Land. — Ein Buch für die junge Welt und ihre Freunde. Unter Mitwirkung zahlreicher Künstler, Dichter und Dichterinnen aus allen Ländern deutscher Zunge. Herausgegeben von Heinrich Moser und Ulrich Coulbrunner. Band III für die reifere Jugend bestimmt. Zürich und München, Gebrüder Künzli. O. J.

Justi. — Hessisches Trachtenbuch. Von Ferdinand Justi. Dritte Lieferung. Marburg, N. G. Elwert. 1903.

Kalbeck. — Johannes Brahms. Erster Band (1833—1862). Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1904.

Keller. — Johann Gottfried Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Maurerbundes. Von Ludwig Keller. Berlin, Weidmann. 1904.

Kjölsson. — Vom Glück und dem neuen Menschen. Grundzüge für neue Lebensführung. Von Hjalmar Kjölsson. Leipzig, Richard Wepke. 1903.

Klaußmann. — General Christian de Wets „Der Kampf zwischen Bur und Brite". Für die Jugend frei bearbeitet von A. Oskar Klaußmann. Mit Karten und Illustrationen. Kattowitz und Leipzig, Karl Siwinna. O. J.

Klaußmann. — Heiß Flagge und Wimpel. Von A. Oskar Klaußmann. Mit Illustrationen. Farbenbild der Titelzeichnung von Willy Stöwer. Kattowitz und Leipzig, Karl Siwinna. O. J.

Klaußmann. — Mit Büchse, Spaten und Ochsenfuhrt in Südwestafrika. Für die reifere Jugend. Von A. Oskar Klaußmann. Mit Kartenskizze und Farbenbild von A. Trenkel. Kattowitz und Leipzig, Karl Siwinna. O. J.

Kögel. — Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. Von Gottfried Kögel. Dritter Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Kohler. — Aus Petrarcas Sonettenschatz. Zweite Sammlung. Freie Nachdichtungen von J. Kohler. Berlin, Georg Reimer. 1903.

Kropotkin. — Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung. Von Peter Kropotkin. Autorisierte deutsche Ausgabe besorgt von Gustav Landauer. Leipzig, Theodor Thomas. 1904.

Kühnemann. — Leben und Wissenschaft. Rede von Eugen Kühnemann. Posen, Merzbach. 1903.

Kurnberger. — Das Schloß der Frevel. Roman von Ferdinand Kürnberger. Zwei Bände. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Karl Rosner. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1904.

Leipziger Kalender. — Ein illustriertes Jahrbuch für 1904. Herausgegeben von Georg Merieburger. Leipzig, Johannes von Schalscha Ehrenfeld. 1904.

Liessem. — Poesie fürs Haus. Eine Auswahl von Gedichten, besonders aus der neueren Zeit. Von J. J. Liessem. Buchschmuck von R. Meyer Kassel. Köln a. Rh., Verlag und Druck von J. P. Bachem. O. J.

Lohmeyer. — Fünfzig Kinderlieder mit 50 Bildern für meine Lieblinge. Von Julius Lohmeyer. Berlin und Leipzig, W. Vobach & Co. O. J.

Lothar. — Die Kenigin von Bayern. Lustspiel in drei Aufzügen von Rudolph Lothar. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Lucka. — Gaia. Das Leben der Erde. Eine Dichtung von Emil Lucka. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. O. J.

Lucka. — Sternennächte. Eine Dichtung von Emil Lucka. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. O. J.

Lurtscher Reigen. — Erster Band: Letzte Verse vom armen Kurti. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. O. J.

Meisterwerke der Malerei. — Herausgegeben von Wilhelm Bode und Fritz Knapp. Erste und zweite Lieferung. Alte Meister. Berlin, Rich. Bong.

Militär und Zivil. — Zeitgemäße Betrachtungen von einem Österreicher. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1904.

Möller. — Großstadtlyrik. Herausgegeben von Heinz Möller. Buchschmuck von Ludwig Sütterlin. Leipzig, A. Voigtländer. O. J.

Müller. — Die Gesetze Hammurabis und ihr Verhältnis zur mosaischen Gesetzgebung sowie zu den XII Tafeln. Von Dav. Heinr. Müller. Wien, Alfred Hölder.

Münchs Hausschatz. — Band I: Deutsche Dichtung der Neuzeit. Band II: Deutsches Skizzenbuch. Charlottenburg, Richard Münch. O. J.

Ottmann. — Von Marokko nach Lappland. Von Victor Ottmann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1904.

Paul. — Harpagon. Schauspiel in fünf Akten. Von Adolf Paul. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Paul. Karin Maustochter. Schauspiel in fünf Akten. Von Adolf Paul. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Paul. König Kristian II. Schauspiel in fünf Akten. Von Adolf Paul. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Reinecke. — Meister der Tonkunst. Von Carl Reinecke. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1903.

Reventlow. — Ellen Olestjerne. Eine Lebensgeschichte. Von F. Gräfin Reventlow. München, Dr. J. Marcblewski & Co. 1903.

Sander. — Die geographische Verbreitung einiger tierischer Schädlinge unserer kolonialen Landwirtschaft und die Bedingungen ihres Vorkommens. Von L. Sander. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1903.

Schumburg. — Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Von Wilhelm Schumburg. Mit einer Tafel und acht Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Sherard. — Oscar Wilde. Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft. Von Rob. Harborough Sherard. Deutsch von Hermann Freiherrn von Teschenberg. Mit Porträts und Faksimiles. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Sirius. — Eine Liebe. Von Peter Sirius. Buchschmuck von Th. Walties. Karlsruhe, Friedrich Gutsch. 1904.

Smith. — Eighteenth century. Essays on Shakespeare. Edited by Nichol Smith. Glasgow, James MacLehose & sons. 1903.

Spemanns goldenes Buch der Gesundheit. Eine Hauskunde für jedermann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1904.

Spemanns Kunstkalender 1904. — Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Stein. — Der Sinn des Daseins. Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart. Von Ludwig Stein. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1904.

Stubenberg. — Eisblumen. Neue Gedichte von Mathilde Gräfin Stubenberg. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Sverdrup. — Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. Von O. Sverdrup. Mit 225 Abbildungen. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1903.

Terburg. — Die Amerikanerin und andere Novellen. Von Friedrich Terburg. Berlin, Carl Freund. 1903.

Unterwegs. — Gedichte. Wien, Carl Konegen. 1904.

Wasiliewski. — Goethe und die Descendenzlehre. Von Waldemar von Wasiliewski. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1904.

Wiener. — Balladen und Schwänke. Von Oskar Wiener. Mit Bildern von Richard Teschner. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1903.

Williams & Norgate's International Book Circular. With a portrait of Professor Dr. Adolf Harnack. Williams & Norgate. London. (December 1903.)

Wohlwill. — Die hamburgischen Bürgermeister Kirchenbauer, Petersen, Versmann. Beiträge zur deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Adolf Wohlwill. Hamburg, Otto Meißner. 1903.

Zander. — Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Von R. Zander. Mit 27 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Semiramis.

Eine Erzählung

von

Ernst von Wildenbruch.

I.

„Schön — wirklich schön!" Indem der Ministerialdirektor, der die Hausfrau am Arme führte und mit ihr den glänzend erleuchteten Speisesaal betrat, diese Worte laut und mit einem Ausdruck hervorbrachte, dem man ehrliche Überzeugung anhörte, pflanzte seine Äußerung sich, Widerhall erweckend, auf die nachfolgenden Paare fort, und indem Herren und Damen mit höherem oder tieferem, lauterem oder leiserem Ton seine Worte wiederholten, summte ein allgemeines: „Schön — wirklich schön!" über der Gesellschaft, die jetzt in langer, seiderauschender, ordenschimmernder und brillantenfunkelnder Welle hereingeflutet und hereingeplaudert kam.

Kundgebungen solcher Art sind ja für gewöhnlich nicht üblich, da das gesellschaftliche Herkommen verlangt, daß man die Schönheit der Räume, in denen der Wirt uns empfängt, als etwas Selbstverständliches schweigend hinnimmt, alles sehr genau ansieht, sich aber nicht laut darüber äußert, höchstens in den geflüsterten Tönen, zu denen der Zwang des Salons die menschliche Redeweise herabdämpft, sich darüber unterhält. Im Hause von Frau Schellram aber, in dem man sich an dem Abende versammelte, war ja so manches, was von dem Alltäglichen und Allgewöhnlichen abwich.

Schon daß sie, statt in hausfraulicher Demut an der Schwelle zum Speisesaal zu warten und die Geladenen an sich vorüberziehen zu lassen, um mit ihrem Herrn als letzte zu folgen, ihren Arm mit energischer Bewegung unter den Arm des Ministerialdirektors geschoben, und diesen mit einem stolzen Kopfnicken aufgefordert hatte, nur voran mit ihr zu schreiten, war ja anders, als es sonst zu sein pflegt. Trotzdem wunderte sich niemand. Woher das kam? Vielleicht, weil die heute Geladenen nicht zum ersten Male bei Frau Schellram zu Gast waren und ihre Gepflogenheiten kannten, vielleicht aber auch, und noch mehr, weil man sich, wenn man die Frau ansah, gewundert

haben würde, sofern sie in Haltung und Gebaren eine weniger königliche Art zur Schau getragen hätte als sie es tat. Denn etwas Königliches war wirklich in der Frau. Nicht eigentlich eine angeborene Königlichkeit, sondern eine erworbene; nicht aristokratische Vornehmheit, sondern etwas willensmächtig Diktatorisches. Aber jedenfalls etwas, dem man sich unwillkürlich beugte, etwas, das Demut und bescheidene Zurückhaltung an dieser Persönlichkeit als unwahr und erkünstelt hätte erscheinen lassen.

Wie sie so dahinschritt, die große, beinah mächtige Gestalt, im Kleide von silbergrauem Brokat, das über die breiten Hüften wie die flutende Wand eines Wassersturzes herabfiel, mit weit ausholendem Gang, der nichts von dem üblichen Getrippel an sich hatte, mit dem sich Salonschuhe und Lackstiefel über das Parkett bewegen, sah sie wirklich wie eine aus, die vor ihren Leuten einherzog, eine Herzogin, der ihre Gäste wie eine Schar von Vasallen folgten. Ein Überwurf von auserlesenen Mailänder Spitzen rieselte ihr von Nacken und Schultern über die Brust bis an den Gürtel, ließ indessen die Schultern frei und den Nacken, der wuchtig aus dem Gewande herauswuchs, sich aber in kaum merkbarer Beugung nach vorn überwölbte und so, indem er ihr einen leise schmachtenden Ausdruck verlieh, die beherrschende Erscheinung mit einem ganz eigenartigen Reize schmückte. Wie der Stamm eines Baumes, so sah dieser Nacken aus, den der Wind immer von einer und der gleichen Seite getroffen und daher im Laufe der Zeit nach einer bestimmten Seite hinübergebogen hat; und obschon alle, welche Herkunft und Leben der Frau kannten, sich wohlbewußt waren, daß Wind und Sturm des Lebens zur Genüge um diesen Nacken geweht hatten, sagten sie sich doch gleichzeitig, daß äußere Mächte kaum vermocht haben würden, diesen stolz getürmten Gliederbau zu neigen. Eine im eigensten Innern der Frau arbeitende und wühlende Macht mußte es sein, was ihrem Leibe diese Linie der Leidenschaft aufgeprägt hatte.

Von der nämlichen, heiß atmenden Glut wie diese stumme, schmachtende Linie zeugte auch die Färbung der Haut, die Nacken und Schultern bedeckte. Kein zartes, jungfräuliches Weiß, sondern ein frauenhaft reifes, derbes, beinah bräunlich angehauchtes Inkarnat, als wenn über Nacken, Schultern und Haupt dieser Frau eine beständige, heiße Sonne gestanden hätte, die unablässig darauf niedergebrannt hatte. Unwillkürlich, wenn man dachte, daß man die Hand auf diesen Nacken oder diese Schultern legen würde, empfing man die Vorstellung, daß einem die Handfläche glühen müßte. Und ebenso glühend, in einem stolzen und zugleich verlangenden Feuer lodernd, waren auch die Augen, die großen, runden, dunkelbraunen Augen, die aus ihrem Gesicht blickten. In keiner Weise lieblich, nicht einmal eigentlich schön war dieses Gesicht; dazu waren die Züge viel zu mächtig ausgearbeitet, die Nase zu stark, der Mund zu groß, das Kinn zu viereckig; das Ganze beinah massiv, aber das Ganze das, was man ein „großes Gesicht" nennt, wie Bildhauer es brauchen, wenn sie eine herrschende Frau monumental darstellen wollen. Wie ein Dach endlich, das Dach eines Hauses, das sich über den Inhalt eines mit Menschen gefüllten Hauses legt und das gesamte darin atmende, hastende, wirkende und wirbelnde Leben mit seiner lastenden Wucht zudeckt,

so bedeckte das Haar, das tiefdunkelbraune, ins Schwarz überspielende, gewaltige Haar, das an den Schläfen schon hier und da einen grauen Schimmer aufblinken ließ, das Haupt der außergewöhnlichen Frau.

Und wie alles an ihr anders war als die Schablone, so auch der Schmuck, den sie sich für Haupt und Haar ersehen hatte: ein Netz von venezianischem Goldfiligran umfing das Haar am Hinterkopf, wo es in einen großen Knoten zusammengebunden war, und ließ es nach vorn, als wenn es aus seiner Haft herausstrebte, in schweren, prachtvollen, bis in die Stirn hängenden Wellen über das Vorderhaupt rollen. An der rechten und linken Seite des Kopfes setzte sich das Netz in zwei Spitzen fort, die in Gestalt von Hörnern über die Ohren gebogen waren und bis in die Schläfen reichten. Eine Zierde, die für jeden anders geformten Kopf unmöglich gewesen wäre, jedes kleiner geartete Gesicht erdrückt hätte, die aber für dieses ausdrucksvolle Haupt, dieses mächtige Gesicht nicht wie erfunden, sondern wie geschaffen aussah, und die, als Frau Schellram zum ersten Male damit erschien, einen Archäologen, der sich unter den Gästen befand, zu dem staunenden Ausruf: „Semiramis!“ veranlaßt hatte. Seitdem hatte das Wort sich eingebürgert. Eine mehr oder weniger deutliche Empfindung sagte den Besuchern des Hauses, daß es nicht nur die äußere Erscheinung, sondern die ganze Art und Natur der Frau am kürzesten und schlagendsten wiedergab, und so ging Frau Schellram bei ihren Gästen nicht anders als unter dem Namen „Königin Semiramis“.

Denn an eine Frau, die so wie diese es vermocht hatte, ihren Namen zum Inbegriff alles dessen zu machen, was man weibliche Tatkraft nennt, wurde man erinnert, wenn man erfuhr, wie Frau Leontine Schellram zu dem geworden war, was sie jetzt war. Das Schicksal hatte ihr, als sie ins Leben eintrat, die beiden Gaben mitgegeben, die der Mensch haben muß, der sein Leben in aufsteigender Linie vorwärts treiben will: Mangel an Geld und Überfluß an vernünftiger Willenskraft. An vernünftiger, das heißt an einer Willenskraft, die sich nicht beliebig in den blauen Weltraum stellt, sondern, vom gesunden Spürsinn der Selbsterhaltung geleitet, im eigenen Ich die Elemente herauswittert, in denen seine eigentliche Begabung steckt, und die nun diese Elemente wie ein Kapital in die Hände nimmt und daran arbeitet, arbeitet — wie eigentlich nur eine Frau arbeiten kann. Denn wenn es einerseits natürlich und unleugbar ist, daß die weitaus größere Hälfte der Menschenarbeit durchschnittlich vom männlichen Geschlecht geleistet wird, so ragen andererseits aus dem Durchschnitt der Frauenwelt einzelne Ausnahmepersönlichkeiten hervor, vor deren Willenszähigkeit und Arbeitskraft jeglicher Mann mit dem staunenden Bewußtsein stehen wird, daß ihm eine solche nicht eine Stunde, nicht eine Minute aussetzende Betriebsamkeit unmöglich sein würde.

Eine solche Persönlichkeit war Frau Schellram, die als junges Mädchen, mit einer mäßigen Begabung für Zeichnen und Aquarellieren und einer nicht viel größeren für Schriftstellerei, in ihrer Heimatstadt, einer Provinzialhauptstadt, Anschluß an ein dort erscheinendes illustriertes Familienblatt gefunden hatte. Klein waren die Verhältnisse von Stadt und Blatt, klein

auch das Talent, das Leontine Bauerbach, wie sie damals mit Vatersnamen hieß, mitbrachte — groß war nur eines, ihr Fleiß. Der aber war so groß, daß allmählich, wenn auch erst ziemlich spät die Aufmerksamkeit Herrn Schellrams, der als Herausgeber dem Blatte vorstand, sich auf das große, unschöne, damals beinah häßliche Mädchen richtete, das täglich mit einer Pünktlichkeit, die dem Redaktionspersonal den Gebrauch der Uhr überflüssig machte, im Bureau erschien, um seinen kleinen Beitrag abzuliefern. Anfangs war diese seine Aufmerksamkeit nicht einmal eine besonders wohlwollende, eher eine spöttische gewesen, denn in der Redaktion machte man sich über „die pünktliche Leontine" lustig, und Herr Schellram lächelte mit. Schön, wie gesagt, war sie damals nicht; sie gehörte zu den Menschen, die mit den Jahren erst, indem sie in sich selbst hineinwachsen, schöner werden, als sie zur Zeit des Flüggewerdens waren; Naturen, die, um einen schneidermäßigen Ausdruck zu gebrauchen, auf den Zuwachs angelegt sind, körperliche Erscheinungen, die erst mit der Entwicklung ihres Knochengerüstes fertig werden müssen, bevor sie sich mit dem ausstatten, was sie dem leiblichen Auge wohlgefällig macht, mit Fleisch und Haut. Und wenn man dazu nimmt, daß das mächtige Knochengerüst Leontine Bauerbachs in einem jahrein jahraus sich gleichbleibenden, dürftigen, schlechtsitzenden Gewande erschien, dann begreift es sich, daß körperliche Vorzüge es nicht waren, die Herrn Schellrams Augen auf sie lenkten. Das, was seine Gedanken zuerst veranlaßte, sich mit ihr zu beschäftigen, war die Wahrnehmung, daß sie von dem Lachen, Lächeln und Spötteln um sie her keine, aber auch gar keine Notiz nahm und ruhig weiterarbeitete. Redakteure erlangen durch ihre Tätigkeit Menschenkenntnis, jedenfalls die Fähigkeit, menschliche Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit zu beurteilen, und so sagte sich Herr Schellram aus seiner Erfahrung, daß solche Maschinenmenschen, wie Leontine Bauerbach einer zu sein schien, entweder ganz dumm zu sein pflegen oder, weil sie jedenfalls Charaktermenschen, zu Größerem ausersehen sind. Um sich hierüber Klarheit zu verschaffen, suchte er die Gelegenheit, Gespräche mit ihr anzuknüpfen, und schon nach dem ersten wurde es ihm deutlich, daß er es nicht nur nicht mit einer dummen, sondern mit einer Persönlichkeit zu tun hatte, deren Befähigung, Menschen und Dinge der Umgebung ihrem Wert nach abzuschätzen, geradezu überraschend war. Wie hatte dieses Mädchen, das anscheinend an nichts dachte als an seinen bescheidenen Beitrag, über die Zeitung, deren Verhältnis zu den Lesern, deren Gegenwart und Zukunft nachgedacht! Wie wußte diese unscheinbarste aller Mitarbeiterinnen, die nie zu jemandem den Mund auftat, die Leistungen aller, auch der ersten und bedeutendsten Mitarbeiter zu beurteilen und zu bewerten!

Ein geborenes Redaktionstalent — mit dieser Empfindung kam Herr Schellram von seinen ersten Unterhaltungen mit ihr nach Haus, und nachdem er sie zuerst aufgesucht hatte, um sich über sie selbst klar zu werden, dauerte es nicht lange, und er kam in Angelegenheiten, wo er Rat brauchte, zu ihr, um sich Rat bei ihr zu holen. Das Verhältnis zwischen beiden wurde ein immer vertrauteres, und als nach Ablauf von einigen Jahren Herrn Schellram

das Anerbieten gestellt wurde, die Leitung eines illustrierten Familienblattes in Berlin zu übernehmen, verstand es sich beinah von selbst, daß Leontine Bauerbach als Beraterin und Mithelferin in die neue Tätigkeit folgte.

Hier entwickelten die beiden Menschen nun eine schier fieberhafte Arbeitsamkeit, und zwar war es das Mädchen, das den Mann mitfortriß, das Weib, das sich zur Leiterin aufschwang. Indem die neuen, großen Verhältnisse auf sie eindrangen, war es, als sei sie nun erst in die Lebensluft gelangt, für die sie geboren war. Das Blatt, das lange Zeit hindurch ein untergeordnetes Dasein gefristet hatte, erweiterte von Jahr zu Jahr seinen Leserkreis. Leontine Bauerbach war es, die die führenden Gedanken fand, die geeigneten Persönlichkeiten zur Mitarbeit ausfindig zu machen wußte. Schellram trat neben ihrer geistigen Leitung mehr und mehr zurück und bewährte seine Fähigkeit wesentlich nur noch in dem Gebiete, in dem er wirklich eine hervorragende Kraft war, im rechnerischen; er wurde gewissermaßen der Buchführer Leontinens, die aber, riesenfleißig, wie sie überall war, nicht müde wurde, auch hier, wo sie noch zu lernen hatte, von ihm zu lernen und Erfahrungen zu sammeln.

Endlich, nach einer längeren Reihe von Jahren, kam ein entscheidender Augenblick: der Verleger, ein alter Mann, beschloß zurückzutreten und bot seinen beiden Redakteuren das Blatt gegen Zahlung einer Jahresrente zur Übernahme an. Wieder war es das Mädchen, das den ängstlich abwägenden, infolge der angestrengten Arbeit schon etwas mürbe gewordenen Mann durch seine feurige Entschlußfertigkeit mitfortriß; Schellram ging auf das Anerbieten ein, das Blatt wurde übernommen, und dies war die Stunde, in der Leontinens Persönlichkeit zur völligen Entfaltung und mit der Entfaltung zugleich zum Siege durchbrach.

Ohne weiteres war es ihr, sowie ihrem Partner klar geworden, daß die Gemeinsamkeit der Lebensaufgabe, die sie von nun an verband, auch eine engere Lebensgemeinschaft verlangte, als sie bisher zwischen ihnen bestanden hatte. Bei Gelegenheit der Beratung darüber, ob sie das Blatt in eigenen Verlag übernehmen sollten, war es Herrn Schellram, indem er die lodernden Feueraugen, die leidenschaftlich gestraffte, beinah majestätische Gestalt des Mädchens vor sich sah, plötzlich zum Bewußtsein gekommen, daß aus dem einstigen unansehnlichen, eckigen und plumpen Geschöpf, als welches Leontine Bauerbach eigentlich immer noch in seinen Gedanken lebte, etwas ganz anderes, nämlich ein nicht nur geistig brauchbares, sondern auch leiblich sehr wohl annehmbares, heiratsfähiges Mädchen geworden war. Also dauerte es nicht lange, und aus Fräulein Leontine Bauerbach wurde Frau Leontine Schellram.

Eine Heirat aus Geschäftsgründen. So ungefähr, wie wenn sich zwei Lokomotiven zusammengekoppelt hätten, die einen Last- und Güterzug schleppen sollen und praktischerweise dahin übereinkommen, daß sie die Aufgabe leichter bewältigen werden, wenn sie ihre Kräfte zusammentun. Das Maß der Kräfte freilich, das beide Teile zur gemeinsamen Arbeit beisteuerten, war ein verschiedenes. Bei dem Manne ging der Kohlenvorrat schon bedenklich auf die Neige — der Tender der Frau war bis zum Rande gefüllt und das

Brennmaterial, mit dem sie heizte, vom besten. Wenn sie bis dahin Lasten vor sich hergeschoben hatte, so war es, als wenn sie jetzt Berge versetzte; ihr Arbeitshunger wurde zur Gier, ihr Fleiß zum Fanatismus, und die männliche Maschine, die hinter ihr drein mußte, sie mochte wollen oder nicht, fing an zu keuchen. Zu keuchen und schaudernd zu staunen. Alles, was Herr Schellram in früheren Jahren von Amazonen gelesen hatte, erlebte er jetzt an sich selbst; was ihm als Sage und Mär erschienen war, wurde für ihn zur Wirklichkeit. Er fing an, zu glauben, daß es wirklich einmal Frauen gegeben haben mochte, die, nachdem sie sich mit Mannes Waffen und Handwerk vertraut gemacht hatten, so über den Mann hinauswuchsen, daß sie das ganze männliche Geschlecht über den Haufen rannten und es mit Stricken gebunden in ihre Heimatstädte schleppten. Frauen, denen nur Ausnahmemänner, Heroen obzusiegen vermochten. Ein Heros aber war Herr Schellram nicht. Mehrere Jahre noch schritt er neben seiner furchtbaren Gattin einher, sein Schreiten aber wurde mehr und mehr zum Humpeln. Leibliche Sprößlinge waren dem Ehepaar versagt geblieben; ihr einziges Kind war die Zeitung, und dieses Kind, das den Vater allmählich auffraß, wurde in den Händen und an der Brust der Mutter zu einem Riesen.

Herr Schellram wurde nervös, Herr Schellram wurde kränklich und krank, er fing an auszuspannen, in der ersten Zeit auf Wochen, dann auf Monate, und während er sich von Bädern in Sommerfrischen und von Sommerfrischen zum Winteraufenthalt nach dem Süden schleppte, saß Frau Schellram im Redaktionsbureau zu Berlin, ohne Rast zu suchen, ohne Erholung zu brauchen, den glühenden Sommer, den kalten Winter hindurch, und unter ihren Händen rasselte das Instrument, dessen Klaviatur immer mehr und mehr Töne umfaßte, sein unaufhörliches „tak, tak, tak", betäubend für andere Ohren, belebend für Nerven und Sinne dieser Frau, die kein Lebensgeräusch vernahm und begriff, wenn es nicht das der Lebensarbeit war.

Unter solchen Umständen erklärt es sich, daß das Schiff, das unter der Flagge „Schellram" dampfte, nur einen sehr geringen, einen kaum wahrnehmbaren Ruck erlitt, als endlich der, welcher der Flagge den Namen gegeben hatte, Herr Schellram, vom Schauplatz verschwand und mit Tode abging. Das Steuer war ihm ja schon längst aus den Händen geglitten; für das Geschäft war es gänzlich gleichgültig, ob er vorhanden war oder nicht.

Inwieweit Frau Leontine durch den Hingang des Mannes innerlich betroffen wurde, darüber verlautete nichts. Ob das Band, das sie mit ihm verknüpft hatte, überhaupt ein aus Seele und Gefühl gewebtes oder nur ein durch Verstand und geschäftliche Berechnungen geschlungenes gewesen war, die Frage blieb unbeantwortet, überhaupt unbesprochen, denn Frau Schellram sprach nicht. Tiefer noch als im Schweigen der Gruft, im Schweigen seines Weibes lag Herr Schellram begraben.

Eines aber brachte dieser Tod für die Frau mit sich, und das war etwas Wichtiges, ein neues Bewußtsein — jetzt stand sie allein.

Mochte es auch in der letzten Zeit die reine Formsache gewesen sein, daß die Firma des Blattes unter zwei Namen statt unter einem ging, daß bei

wichtigen Abschlüssen sein Name neben dem ihrigen in der Unterschrift erscheinen mußte — gleichgültig.

Auch wer sich nur einer Form beugen muß, beugt sich, und das vertragen Herrschernaturen nicht. Herrschernaturen haben doppelte Lungen, sie brauchen mehr Atem zum Leben als gewöhnliche Menschen. Mochte sie hundertmal über seinen Kopf hinweg Anordnungen treffen und Maßregeln verfügen — einmal in hundert Fällen kam es doch vor, daß sie anfragen mußte, ob er einverstanden sei. Und das war lästig und schon zu viel. Einer war immer noch vorhanden gewesen, der sie gekannt hatte, als sie noch keineswegs das war, was sie jetzt war, noch keine Fertige, sondern eine Anfängerin, noch keine Königin, sondern eine ganz bescheidene, kleine Mitarbeiterin in dürftigem, schlechtsitzendem Gewand, einer, bei dem sie die Griffe des Handwerks und rechnen gelernt hatte. Und wenn auch das: „Weißt du noch, wie es damals war?" schon lange und längst auf seinen Lippen verstummt war, wie ein schweigender Beobachter war er doch immer noch da und an ihrer Seite. Und dieser Eine war ein Mann. Und neben der Tatkraft der Amazone war auch der Amazonenstolz in ihr, der fanatische, der sich vor niemandem unwilliger beugt als vor dem Mann.

Das alles war nun abgetan und vorbei. Wie auf einem Berggipfel stand sie jetzt in der berauschenden Gletscherluft der Einsamkeit und blickte als Alleinherrscherin auf ihr Reich herab. Denn zu einem Reiche hatte sich die Zeitung inzwischen wirklich ausgewachsen.

Ein Stab von Redakteuren umgab sie, und unter diesem Stabe versammelte sich ein ganzes Heer von Mitarbeitern, männlichen und weiblichen. Die weiblichen standen vielleicht sogar voran, einmal weil die Frau die Frauen mit Vorliebe heranzog, und weil diese sich gern heranziehen ließen, dann aber auch aus Gründen praktischen Bedürfnisses, weil das Blatt im Laufe der Zeit zu einer großen Frauen-Modezeitung geworden und auf die Mithilfe kunstfertiger weiblicher Hände angewiesen war. Diese Erweiterung des Programms, die Frau Schellram als erste Tat nach Übernahme des Blattes ins Leben gerufen, hatte diesem die allmählich ins ungeheure steigende Verbreitung verschafft; die Zeitung, die als eine Dienerin des Publikums angefangen hatte, stand jetzt als dessen Gebieterin da; die Familienmütter lechzten nach ihr, und in den Köpfen der jungen Mädchen wirkte der Gedanke, sich mitarbeitend in die Zeitung einreihen zu dürfen, wie ein Rausch.

In all den Jahren nicht ein einziges Mal hatte die schaffende, ringende, aufwärts und immer aufwärts strebende Frau ausgeruht; jetzt, als sie auf den Gipfel und in die Einsamkeit gelangt war, stand sie zum ersten Male still, und indem sie auf das hundertarmige Getriebe hinabsah, das sich unter ihr regte, schwoll ihr die Brust von einem mächtigen Stolz- und Machtgefühl. So viel erreicht ohne Schwindel und Spekulation, nur durch eigene, ehrliche Kraft, nur durch die Gewalten des eigenen Ichs! So viel Menschen an sie gekettet und auf sie angewiesen mit ihren Leiden, Freuden, ihrem Schicksal und ganzen Leben, nicht durch das dunkle Bewußtsein gemeinsam geschlichener finsterer Wege, sondern durch die einfache, reine Erkenntnis zueinander ge-

höriger Tüchtigkeit! Wo gab es noch ein Ding, das sich nicht hätte erringen lassen, wenn sie es erringen wollte? Wo noch einen Menschen, der sich ihr nicht hätte ergeben müssen, wenn sie ihm sagte: „Ich will dich besitzen?“ Das dämonische Bewußtsein von der Allmächtigkeit eines unbeirrbaren, immer und immer auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Menschenwillens schlug ihr die Flügel um das Haupt. Dieses Bewußtsein aber, das weniger fest gewurzelte Naturen so leicht in den Abgrund reißt, vermochte bei der starken Frau nicht mehr, als daß es ihr die Ahnung von Belohnung und Lebensgenuß nach so viel Lebensmühe zum ersten Male wie einen prickelnden Schauer ins Blut trieb. Ihr Auge wurde nicht umnebelt, ihr Blick verlor sich nicht vom Wege. Wenn sie das Publikum ihrer Zeitung tributpflichtig gemacht hatte, so fühlte sie, daß jetzt noch etwas Größeres zu vollbringen war: die Zeitung mußte zu einer Persönlichkeit werden, diese Persönlichkeit war sie selbst, und um sie her, wie um einen maßgebenden Mittelpunkt, mußte die Gesellschaft sich zusammenfinden.

Daher entstand nun in einer der schönsten Gegenden Berlins ein palastartiges Haus, in dessen oberen Räumen die Redaktion untergebracht wurde, in dessen unteren Gemächern Frau Schellram selber wohnte. Diese zu ihrer eigenen Behausung ausersehenen Räume waren zugleich diejenigen, in denen die Gesellschaft sich versammelte. Alle Hilfsmittel, mit denen menschliche Kunst eine menschliche Wohnstätte zu schmücken weiß, wurden in verschwenderischer Weise herangezogen, und so wurde es denn bald zum Stadtgespräch, daß, wer einen wahrhaft schön und künstlerisch ausgestatteten Salon zu sehen wünsche, Aufnahme in Frau Schellrams Gesellschaftskreis erstreben müsse.

Im Laufe des vergangenen Sommers war der neue Speisesaal im Erdgeschoß fertig geworden, aus dem man in das unmittelbar sich daran anschließende große Gewächshaus hinaustrat. Dieses wieder bildete den Durchgang zum Garten, der sich hinter dem Hause in einer für Berliner Verhältnisse ganz ungewöhnlichen Weite und Breite ausdehnte. So war der Geselligkeit für den Winter eine glänzende, für den Sommer eine glänzende und zugleich reizende Heimstätte geschaffen. Der Winter war dazu benutzt worden, das Innere des Saales auszuschmücken; heute, da der Winter vorüber war und man sich, etwa um Ostern herum, im Erwachen des Frühlings befand, sollte der neue Saal zum ersten Mal den Gästen geöffnet und eingeweiht werden. Und indem jetzt die Gesellschaft in seiderauschender, ordenschimmernder und brillantenfunkelnder Welle hereingeflutet und hereingeplaudert kam und das überzeugungsechte „Schön — wirklich schön!“ des voranschreitenden Ministerialdirektors ebenso überzeugt aufnahm und wiederholte, war der Sachlage mit einem Schlage der Stempel aufgeprägt: Frau Semiramis-Schellram hatte einen neuen, glänzenden Erfolg errungen. Denn es war nicht nur wirklich, es war außerordentlich schön.

Eine von der Mitte der Decke herabhängende riesige Krone von geschliffenem Glas, aus der unzählige Glühdrähte in allen erdenkbaren Biegungen und Verschlingungen ihre leuchtenden Zungen hervorstreckten, übergoß den

Saal mit strahlendem und zugleich warmem und wohligem Licht. In diesem Lichte erblickte man einen weiten, von elliptisch gebogenen Wänden umschlossenen Raum, dessen eine Seite von drei hohen Glastüren durchbrochen war, die in das anstoßende Gewächshaus führten. Die Wände waren mit schneeweißem, poliertem Holz bekleidet, das, mit goldenen Leisten eingefaßt, der ganzen Örtlichkeit einen festlichen, zu freudigem Behagen stimmenden Charakter verlieh. Mitten in all der Helligkeit aber bot sich dem Auge ein wohltuender Ruhepunkt, indem in die dem Gewächshause gegenüberliegende Wand eine geräumige, mit gestickten Wandteppichen ausgeschmückte Rundnische eingelassen war. Diese Teppiche an sich waren eine Sehenswürdigkeit: aus dunkelpurpurrotem Grund traten Figurenbilder hervor. Im Mittelstück gewahrte man eine majestätisch aufragende Frauengestalt, die mit freundlich-gebieterischem Lächeln die Hände nach beiden Seiten ausstreckte und das Leben zu erwecken schien, das auf den beiden rechts und links von ihr befindlichen Teppichbildern in allegorischen Gruppen dargestellt war. Auf den ersten Blick erkannte man, daß es sich um das Werden und die Wirkung der Zeitung handelte; das Ganze war eine künstlerisch-allegorische Wiedergabe von Frau Schellrams Lebenswerk. Und wenn man genauer zusah, erkannte man ohne große Mühe, daß in der weiblichen Hauptgestalt des Mittelstückes sie selbst in ziemlich genauer Porträtähnlichkeit dargestellt war.

Nahe ans Prahlerische mochte das alles streifen, aber es gab sich mit einem so naiven Selbstbewußtsein, und hinter dem Allegorischen stand eine so eindrücklich greifbare Tatsächlichkeit von Fülle, Macht und Reichtum, daß man das alles als im Charakter zueinander gehörig empfand und sich, wie es der Mensch ja immer vor jeder ausgesprochenen Charakterkundgebung tut, gutwillig beugte.

Das greifbar Tatsächliche äußerte sich heute in einer schier unabsehbaren Zahl von Speisetafeln, die nicht in langweilig-rechteckiger Regelmäßigkeit, sondern, der elliptischen Form des Raumes entsprechend, in Bogenlinien aufgestellt waren und sich um die in der Rundnische aufgestellte Haupt- und Ehrentafel in Girlandenform zu lagern schienen. An den Speisetischen, die mit buntgemusterten Tischtüchern bedeckt, mit Blumen überstreut und mit schwerem, kostbarem Tafelgeschirr ausgestattet waren, hatte man die Plätze für die Gäste so eingerichtet, daß diese immer nur an einer — der äußeren — Seite saßen, während die innere, der Nische zugewandte Seite, freiblieb. Auf diese Weise konnte jeder der Geladenen zu der in der Nische befindlichen Tafel hinüberblicken, und die Hausfrau, die in der Mitte dieser Tafel ihren Sitz hatte, konnte jedem ihrer Gäste ins Gesicht sehen.

Hierher also, zur Haupt- und Ehrentafel in der mit den Wandteppichen geschmückten Nische, steuerte nun Frau Schellram ihren Ministerialdirektor, der sie dem Anscheine nach führte, während in Wirklichkeit sie ihn leitete. Er war für sie heute der hauptsächliche Gast, denn in seiner Person betrat das Kultusministerium zum ersten Mal ihre Räume, und in einer Verbindung mit diesem erblickte sie gewissermaßen die Krönung ihres Ehrgeizes, Mittelpunkt der geistigen Gesellschaft zu sein. Ein Offizier von hohem Rang saß

an ihrer anderen Seite; außerdem befanden sich an der Tafel nur noch die Gattin des Ministerialdirektors, ein hervorragender Künstler und ein Professor von der Universität, ein Gelehrter weitgenannten Namens.

Die Unterbringung der übrigen Gäste war den Redakteuren beiderlei Geschlechts anvertraut, und diese, in Frau Schellrams Absichten eingeweiht, entledigten sich ihrer Aufgabe pünktlich und mit Geschick. In kürzester Zeit hatte die Gesellschaft ihre Plätze eingenommen, in der Art, daß die namhaftesten unter den Geladenen an den der Ehrentafel zunächst aufgestellten Tischen zu sitzen kamen, während die übrigen, gewissermaßen in absteigender Linie, an den entfernteren Tischreihen untergebracht wurden. Die Jüngsten und Unbekanntesten saßen an der äußersten Peripherie, denn heute, zum Einweihungsfest, waren nicht nur die persönlich Bekannten und Befreundeten eingeladen, es war daneben alles aufgeboten, was auch nur geschäftlich, durch Mitarbeiterschaft, mit der Zeitung im Zusammenhange stand.

Sobald man sich niedergelassen hatte, ertönten aus dem Gewächshause die gedämpften Klänge einer dort hinter den Blattpflanzen aufgestellten Musikkapelle, die Stimmung erhöhend, ohne die Stimmen zu übertönen, und so schwang sich die Unterhaltung, ermuntert durch eine wahrhaft verschwenderische Reihenfolge von Speisen und Getränken, sehr bald zu einem allgemeinen, fröhlich durcheinander flutenden Gewoge und Gewirr auf. Der Ministerialdirektor erhob sich zu einer die Verdienste der Gastgeberin und ihrer Zeitung feiernden, schwungvollen Ansprache, Frau Schellram dankte mit einigen kurzen, bescheiden stolzen Worten, und nachdem sie diesen gewissermaßen offiziellen Teil ihrer heutigen Aufgabe hinter sich gebracht hatte, sank sie mit einem halben Aufatmen in ihren Stuhl zurück und fand nun eigentlich erst Zeit, die Schar ihrer Gäste mit Muße zu überblicken.

An den vorderen Tafeln gewahrte sie lauter bekannte Gesichter; je weiter sie aber mit den Augen nach dem äußeren Umkreise vordrang, um so unbekannter wurde die Menge, und so, an der letzten, äußersten Tafel entdeckte sie zwei Gestalten, die ihr völlig fremd waren. Ein junger Mann und neben ihm, anscheinend zu ihm gehörig, ein junges Mädchen — oder war es eine Frau? Es war nicht leicht, das zu unterscheiden.

Nachdem Frau Schellrams Augen die übrigen Gäste an der Tafel drüben gemustert hatten, kehrten sie zu den beiden zurück. Zog sie etwas an ihnen an? Vielleicht hätte sie selbst es nicht gewußt; etwas aber mußte sein, was sie veranlaßte, sich mit dem unbekannten Paare zu beschäftigen. Möglicherweise war es etwas Äußerliches, nämlich die auffallende Blässe, die auf beider Antlitz lag, die ihre Gesichter ganz fahl herüberleuchten ließ. Das war aber auch das einzige, was sie miteinander gemein hatten; in allem übrigen waren beide so verschieden, daß man sogleich erkannte, daß es Bruder und Schwester nicht sein konnten. Das bartlose Gesicht des jungen Mannes war rund und klein, die Wangen beinah etwas schwammig, die Nase kurz und eher plump als fein; die Züge des Mädchens oder der jungen Frau waren bis zur Schärfe mager und schmal, ihre Nase länglich, mit feingeschwungenen Flügeln; über der bleichen Oberlippe lag der zarte Schatten von dunklem

Flaumhaar. Und verschieden, wie ihre äußere Erscheinung, war auch das Gehaben der beiden an der Tafel und beim Essen; während das junge Weib beinah unablässig mit gesenkten Augen saß und mit äußerster Zurückhaltung Speise und Trank zusprach, waren die Bewegungen des anderen etwas fahriger, beinah gieriger, und fast heißhungrig war es anzusehen, wie er die Speisen verschlang.

Indem Frau Schellram den Blick auf ihm ruhen ließ und mit einem stillen Lächeln bei sich feststellte, daß ihm Mahlzeiten wie die heutige wohl selten geboten werden mochten, hob der junge Mann, als hätte er gefühlt, daß ein unverwandter Blick auf ihm lag, das Haupt auf, richtete über den weiten Raum hin, der ihn vom Tische der Hausfrau trennte, die Augen auf diese — und in dem Augenblick lächelte Frau Schellram nicht mehr; es war ihr als wäre ihr das Lächeln in die Brust zurückgeschlagen. In dem Gesicht da drüben standen, wie in grellem Gegensatz zu dem wachsbleichen Gesicht, zwei Augen, dunkel wie Kohlen, und als wenn er von glühenden Kohlen käme, war auch der Blick dieser Augen, heiß, beinah sengend.

Was war das? Was wollte der Blick? Was sagte er? Denn er sagte etwas; ja, es war Frau Schellram, als hätte sie noch nie im Leben einen so sprechenden, beinah schreienden Blick gesehen wie diesen. Unwillkürlich hatte sie die Augen senken wollen, aber sie hatte es nicht vermocht. Ein unerklärliches Gefühl hatte sie gezwungen, die Augen auf ihn gerichtet zu halten, und indem sie ihn ansah, sah er zu ihr zurück. Auch er hatte den Blick nicht gesenkt; als wenn er sie festhalten wollte, so sah es aus. In dem weißen Antlitz regte sich kein Muskel, so daß es wirklich wie aus Wachs erstarrt erschien; nur die Augäpfel rollten, und während die Züge des Gesichts eigentlich etwas Schlaffes hatten, war in den Augen ein bis zur Glut gesteigertes, verzehrendes Leben, beinah etwas Hungriges, Lechzendes. Alles dieses währte natürlich nur ganz kurze Zeit, nur so lange, als eine Pause in der Unterhaltung bei Tische dauert; trotzdem hatte Frau Schellram, als sie jetzt wieder von ihrem Nachbar angesprochen und von dem Gegenstand ihrer Beobachtung vorläufig abgelenkt wurde, ein Gefühl, als wäre der kurze Augenblick lang gewesen wie ein Erlebnis. Und dies Gefühl blieb ihr während der ganzen Mahlzeit und auch nachher, während des ganzen Abends. Als wenn etwas Neues, Fremdes, ihr im Leben bisher nie Vorgekommenes auf sie ein- und in sie eingedrungen wäre, so war ihr zu Mut; etwas, das sie sich nicht zu erklären vermochte, von dem sie nicht einmal hätte sagen können, ob es wohltuend wirkte oder peinlich, das aber nicht weichen wollte, sondern in ihr war und blieb, wie etwas Dumpfes, Heißes, beinah wie ein fremder Körper, der ihr ins Blut gedrungen war und darin wühlte.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, hatte man sich, da die Witterung noch keine abendlichen Spaziergänge im Garten erlaubte, in andere Gemächer zurückgezogen, und hier war die Wirtin von ihren Freunden und Bekannten so umringt worden, daß das fremde junge Paar ihr vorläufig ganz aus den Augen schwand. Erst als der allgemeine Aufbruch stattfand und die Gäste sich von ihr verabschiedeten, kamen sie ihr wieder zu Gesicht.

Jetzt bekam Frau Schellram Gelegenheit, sie in der Nähe und genauer zu betrachten, und nun sah sie, daß beides hochaufgeschossene, schlanke Gestalten waren, der junge Mann eher groß als klein, dabei mit eigentümlich in den Hüften sich wiegenden, weichen Bewegungen, das junge Weib etwas kleiner, von ebenso straffen Körperformen, wie die Linien ihres Gesichtes waren, im Vergleich zu ihrem Gefährten beinah eckig in den Bewegungen. Indem sie auf Frau Schellram zutraten, ihr Lebewohl zu sagen, hielt das junge Weib die Augen gesenkt, wie sie es während der Mahlzeit getan hatte; offenbar befand sie sich in äußerster Befangenheit; ihre Lippen bewegten sich, ohne daß man verstand, was sie sagte, die schmale Hand, die sie in Frau Schellrams beinah doppelt so große Hand legte, fühlte sich kalt an, und dann machte sie einen Knix, tief, als wenn sie vor einer Königin gestanden hätte. Nach ihr kam der Mann, der jetzt beinah geflissentlich die gesellschaftlichen Formen wahrnahm; unter tiefer Verbeugung ergriff er die Hand der Hausfrau, um sie an die Lippen zu führen. Dabei sah er Frau Schellram nicht an; nur im letzten Augenblick, als er sich wieder aufrichtete und zur Seite trat, kam noch einmal, schnell und verstohlen wie das Aufblinken eines elektrischen Funkens, der sonderbare Blick wieder, den er während des Essens so lange und nachdrücklich zu ihr hinübergeschickt hatte. Indem er ihre Hand ergriff, hatte Frau Schellram gefühlt, daß seine Hand warm, beinah heiß war; zugleich hatte sie sich gesagt, daß ihr noch nie eine so weiche Männerhand begegnet war, und noch lange nachher mußte sie daran denken, wie seltsam eigenartig die Finger seiner Hand sich langsam, gewissermaßen spähend um ihre Hand geschlossen, eigentlich geringelt hatten. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß die beiden jungen Leute so ziemlich die letzten gewesen waren, die sich verabschiedet hatten. Als Frau Schellram jetzt aufblickte, war die Gesellschaft davon; hinter ihr standen nur noch die Angestellten der Zeitung, die sich gewärtig hielten, noch etwa zu erteilende Anweisungen in Empfang zu nehmen und dann gleichfalls gute Nacht zu sagen. Mit einer Hast, die sie kaum zu unterdrücken vermochte, wandte sich Frau Schellram an ihre Leute. „Wer war das?" fragte sie, indem sie auf die Tür deutete, die sich soeben hinter dem Paare geschlossen hatte. Sie erfuhr, daß der junge Mann ein Schriftsteller, Edgar Martisius mit Namen, und daß die junge Dame in seiner Begleitung seine Frau war. In den letzten Nummern der Zeitung war eine Erzählung von ihm veröffentlicht worden. Als zur Mitarbeiterschaft gehörig, war er für heute eingeladen worden, und weil er verheiratet, war eben seine Frau, von der man im übrigen so wenig wußte wie von ihm, mit ihm gebeten worden. Da die jungen Leute völlig unbekannt waren, hatte man nicht gewußt, wen sie führen oder von wem sie geführt werden sollten; man hatte daher nicht viele Umstände gemacht, sondern sie einfach nebeneinander zu Tische gesetzt.

Frau Schellram überlegte einen Augenblick. Sie erinnerte sich, daß sie die Erzählung, die durch eine Reihe von Nummern fortlief, gesehen hatte; von anderen, wichtigeren Dingen in Anspruch genommen, war sie aber nicht dazu gekommen, sie zu lesen.

„Die Nummern mit der Erzählung sollen mir in meinem Kabinett auf den Tisch gelegt werden," gebot sie; dann, mit einem Händedruck an die ersten, mit einem Kopfnicken zu den übrigen Mitgliedern ihres Personals entließ sie dieses, und nachdem sie allein geblieben, begab sie sich in ihr Schlafzimmer, um ein bequemes Hausgewand anzulegen. Auf Zubettgehen war ihr Sinn noch nicht gerichtet; sie wollte gleich jetzt noch die Erzählung von Edgar Martisius lesen.

Dieser hatte sich inzwischen mit seiner jungen Frau auf den Weg gemacht. In einer vom Schellramschen Hause weit entlegenen, anderen, sehr anderen Stadtgegend als dieses stand das Haus, in dem das Ehepaar Martisius seine Wohnung hatte. Der Weg war lang; sie mußten die Trambahn benutzen. In dem hellen, der späten Nachtstunde wegen nicht mehr sehr vollen Wagen saßen sie nebeneinander, Edgar den breitkrempigen Hut tief in die Stirn gedrückt, die Beine von sich gestreckt, die Hände in den Seitentaschen seines Mantels vergraben, Leonore Martisius, seine Frau, bis an den Hals in die dürftige Manteljacke eingeknöpft, die ihren herben Oberleib umschloß, die Füße unter die Bank gezogen und aneinandergepreßt, als wenn sie fröre; denn die Nacht war kalt. Das Schweigen, das in dem spärlich besetzten Wagen geherrscht hatte, als sie ihn betraten, wurde durch die beiden neuen Fahrgäste nicht unterbrochen. Keines von beiden sprach ein Wort; die Augen stumm vor sich hin gerichtet, wie erstarrt in tiefen, brütenden Gedanken rollten sie ihren schier endlosen Weg dahin. Auch nachdem sie am Ziele angelangt und ausgestiegen waren, und als sie nun die Straße entlang gingen, in der ihre Behausung sich befand, wurde das nicht anders; sie schwiegen auch jetzt. Vor einem viele Stockwerke hohen, in seiner Kahlheit trostlos öden Hause blieben sie stehen, Edgar Martisius zog den Hausschlüssel aus der Tasche, öffnete die Tür und bedeutete seine Frau, einzutreten. Bei dieser Gelegenheit ertönte das erste Wort, das zwischen ihnen gewechselt wurde, und das war eine Frage, eine Frage von den Lippen der Frau: „Du kommst noch nicht mit? Sie hatte bemerkt, daß er sie hineinließ, selbst aber stehen blieb, als wollte er nicht folgen. Der Ton der Frage klang so müde, nicht wie körperliche, sondern wie seelische Müdigkeit, wie eine Müdigkeit, die nach langem, schmerzvollem Ringen als Rückstand der Schmerzen zurückbleibt, die das Ringen aufgegeben hat, weil sie sich sagt, daß es doch zu nichts führt. Und wie der Ton so war auch die Fassung der Frage wie eine müde Gewöhnung, eine Gewöhnung an alles, auch daran, daß er jetzt, spät nach Mitternacht, statt mit ihr nach Haus zu gehen, noch draußen umherzuschweifen gedachte, wahrscheinlich noch ins Kaffeehaus, um bis an den grauenden Tag mit seinen Kumpanen zusammenzusitzen.

Ebenso kurz, ebenso dürftig wie die Frage, eigentlich kaum wie ein Sprechen, sondern nur wie ein Gähnen der Gleichgültigkeit kam die Antwort: „Natürlich nicht." Und damit war die Sache erledigt. Die junge Frau gab kein Wort mehr von sich, keinen Laut, auch kein Achselzucken, Kopfschütteln oder irgend eine körperliche Bewegung, ohne „Adieu" oder „gute Nacht" ließ sie ihn stehen und trat in den tiefen, aufgetanen Hausflur ein, in dessen Undurch-

dringlichkeiten sie verschwand. Edgar, ihr Gatte, der ihr kaum nachgeblickt hatte, drückte hinter ihr die Haustür zu, verschloß sie, und dann wandte er sich in die Straße zurück. Einen Augenblick stand er, hängenden Kopfes, und dachte nach; ins Kaffeehaus wollte er allerdings noch, denn er wollte heute noch träumen, und im wohldurchwärmten, hell erleuchteten Kaffeehause ließ es sich besser und behaglicher träumen als da oben in seiner häßlichen, erbärmlichen Bude, bei einer jämmerlichen Petroleumlampe. Weil er aber träumen wollte, konnte es ihm nicht passen, jetzt noch in das weit entlegene Lokal zu ziehen, wo, wie er wußte, seine Kumpane saßen. Wenn sie seine weiße Krawatte und seinen Frack gesehen hätten, würden sie haben wissen wollen, wo er den Abend gewesen sei, und vielleicht würden sie, aus Neid und Wut, daß ihnen derartige Einladungen nicht zuteil wurden, sich über ihn lustig gemacht haben. Jedenfalls würden sie ihn um seine „Stimmung" gebracht haben — und heute war er einmal in „Stimmung", heut war etwas in ihm, etwas Glühendes, Brodelndes, worin der kalte Überdruß schmolz, der ihn für gewöhnlich mit solchem Ekelgefühl erfüllte. Darum, sobald er um ein paar Straßenecken gebogen war und die erleuchteten Fenster eines Wiener Cafés aufblinken sah, ging er darauf zu und hinein; wenige Augenblicke später saß er hinter einem Marmortisch, eine „Schale schwarz" vor sich, eine Zeitung, zum Schein, in den Händen, und nun konnte er in den Dampf seiner Zigarre hinein träumen. Worüber? Lächerliche Frage! Jemand, der so etwas erlebt hatte wie jetzt eben er, einen solchen Abend, der so in Reichtum, Glanz und Schönheit gewühlt und geschwelgt hatte, wovon sollte der träumen, worüber sollte der phantasieren als über den Nachgeschmack der eben genossenen Herrlichkeit? Einmal wieder Lebensluft geatmet! Seine Luft, die Luft, die er brauchte! Denn er brauchte so etwas wie das, was ihm heute einige Stunden lang geboten worden war, warme, köstliche Gemächer, mit Teppichen belegt, mit Bildern geschmückt, von Blumenduft erfüllt und vom Dufte nackter, heißer Frauenhaut, in deren spiegelnden Wänden das Licht unzähliger Flammen widerstrahlte, durch die das Rauschen seidener Gewänder, das süße Gewisper plaudernder Frauenstimmen wogte, wie eines Taubenschwarms im Taubenschlag. Und über den Tauben, der Adler, der darüberschwebte, er! Denn das wußte er ja, das fühlte er jetzt, indem ihm das Blut wie geschmolzenes Gold durch die Adern ging, daß er eine geheimnisvolle Macht besaß, eine dämonische, die ihm die Frauen unterwürfig machte, daß keine ihm widerstand, wenn er nur wollte, daß, wenn er die dunklen Augen mit dem heißen, hungrigen, lechzenden Blick auf sie richtete, mit dem Blick, der ihnen sagte: „ich will dich haben, mit deinem Fleisch und Blut," alle und jede zitternd sich beugte: „Da hast du mich!" Wie ihm das Blut zum Herzen stieß mit heißen, schweren Schlägen, daß das Herz ihm auf und nieder ging, als schwömme es in einer berauschenden Flut! Wie er sich fühlte als Allbesieger, Allbezwinger, als das, was man ein Genie nennt! War es nötig, daß er an sein Leben zurückdachte und aus seinen Erfolgen sich die Bestätigung dafür holte, daß er das alles war, als was er sich empfand? Beinah ein verächtliches Lächeln ging über sein Gesicht, indem er sich wie eines verträumten Traumes

der Zeit erinnerte, als er noch da draußen gelebt hatte, in der Provinz, in der kleinen Stadt, wo er sich die Leonore geholt hatte, das damals reizend schöne, das schönste Mädchen der Stadt, und zugleich das reichste, die Tochter des steinreichen Kaufmanns Steinbrecht, des Getreidehändlers, des reichsten Mannes der Stadt. Er damals noch ein blutjunger Volontär in der Buchhandlung am Markt und sie das verwöhnte Kind blindzärtlicher Eltern, der verhätschelte Liebling des ganzen Orts, duftend von Lieblichkeit, sprühend von Lebensfreude, und um das holdselige Köpfchen so etwas wie einen Nimbus, eine goldene Verheißung: wer mich einmal bekommt, der bekommt das Glück. Und von all den reichen Gutsbesitzern der Umgegend, die nach ihr trachteten, von den Offizieren der Garnison, die ihr den Hof machten, hatte sie einer bekommen? Nein. Sondern wer hatte sie bekommen, weil er sie bekommen wollte? Er. Er, der junge Volontär im Buchladen, der, als sie zum ersten Male in den Laden getreten war und er sie angesehen hatte mit den dunklen, heißen, so verzehrend traurigen Augen, wohl bemerkt hatte, wie sie zusammengezuckt war, wie sie hatte hinwegsehen wollen und nicht hatte hinwegsehen können; der dann gefühlt hatte, wie die Hand ihr leise erbebte, als er ihr Lenaus Gedichte hineinlegte und mit seiner tiefen Stimme, die so sanft berückend zum Ohre floß, mit schönen Worten von der Schönheit der Gedichte gesprochen hatte, — denn er hatte ja das Abiturientenexamen gemacht, sogar ein halbes Jahr noch studiert. Wie sie dann wiedergekommen war, zuerst nach längerer Pause, dann öfter und immer öfter und immer rascher einmal nach dem andern, angeblich, um Bücher zu kaufen, in Wahrheit ganz aus einem anderen Grunde, in Wahrheit, um sich den sengenden Blick aus den brennenden Augen immer tiefer ins Herz stoßen zu lassen, mit schauernder Wonne, wie man etwas Unerlaubtes, Unerhörtes tut, und darum über und über erglühend in schamhafter Verwirrung, wie ein junger Rosenstrauch, an dem die ersten purpurroten Rosen aufbrechen. Ja — wenn er daran zurückdachte! Wie das gewesen war, als er sich der Macht bewußt wurde, die ihm innewohnte, die ihm das Weib zu Füßen zwang! Wie er des Abends auf seiner Stube gesessen und Gedichte gemacht und gemerkt hatte, daß er ein Dichter war, ein Genie! Wie sie zum erstenmal dann außerhalb des Ladens sich getroffen hatten, an einem schwül-windrauschenden Frühlingsabend, weit draußen vor der Stadt, im Erlenwäldchen, wo er sie erwartet hatte, wo sie hinausgekommen war, zitternd an allen Gliedern, wie gejagt vom bösen Gewissen, wie sie zu ihm getreten war, seine Umarmung hatte ablehnen wollen und doch nicht hatte ablehnen können, bis sie stammelnd, mit verschluckten Lauten an seiner Brust und unter seinen Küssen gelegen hatte. Wie sie dann den versteckten Fußsteig auf und nieder gegangen waren und immer wieder auf und nieder, und wie er ihr seine Gedichte zugeflüstert hatte, wie sie da mit beiden Händen seinen Arm ergriffen, ihm mit einem Gesicht, von dem alle Pein und Angst verschwunden war, strahlend in die Augen gesehen und „Du bist ja ein Dichter," gejubelt hatte; „ach, dann ist alles gut — alles gut." Ja, das Wort war ihm in Erinnerung geblieben, weil er anfänglich nicht recht verstanden hatte, wodurch sie so plötzlich von aller Sorge

und Beklemmung frei geworden war, bis daß sie es ihm erklärte. „Denn siehst du, anfänglich hatte ich ja gedacht, daß von einer Heirat zwischen uns nicht die Rede sein könne, wegen — nun, du begreifst ja — wegen der Verhältnisse. Aber nun ich weiß, du bist ein Dichter — siehst du, ein Dichter und Künstler, das ist ja ein Rang ganz für sich — so fasse ich es auf — immer und überall vornehmste Gesellschaft. Und wenn meine Eltern anderer Meinung sind" — und dabei hatte sie gekichert und die zarten Finger in seinen Arm gegraben —, „und ich glaube beinah, sie sind anderer Meinung, so tut das nichts; ich werde ihnen meine Ansicht schon beibringen. Denn einen Dichter und Künstler kann jede heiraten, aber auch jede, sogar eine Prinzessin oder Königin, und darum, wenn du mich heiraten willst, will ich auch. Willst du?" Ja, und ob er wollte! Das hatte ihr die Umarmung wohl gezeigt, mit der er sie nicht umschlang, sondern schier erdrückte, der Kuß, mit dem er ihren Mund beinah verschlang. Er wäre ja auch schön dumm gewesen — das reichste, reizendste, herrlichste Mädchen der Stadt — denn als ein herrliches Gewächs erwies sich das junge Ding, das man bis dahin für nichts genommen hatte als ein hübsches Spielzeug; wie eine stählerne Gerte stand sie im Sturm, der nun von den Eltern über sie hereinbrach. „Er ist ein Dichter, und Dichter sind vornehme Leute, denn die Kunst, das ist das vornehmste von allem." Das war die Entgegnung, die das Eisenköpfchen allen Zureden, Einwendungen und Ermahnungen von Vater und Mutter entgegenhielt, die immer wiederkehrende, einzige Erwiderung, aber so aus ihrer tiefsten Überzeugung, ihrem ganzen Sein und Wesen heraus geboren, daß Vater und Mutter schließlich erlahmten und das Unmögliche möglich und der arme Teufel Edgar Martisius der Mann und Gatte des reichen Jungfräuleins Leonore Steinbrecht wurde.

Ja — der Tag, als solches ruchbar wurde! Als die ganze Stadt wie mit offnem Mund und Nase dastand und er, um Kopfeslänge über seine gewöhnliche Länge gewachsen, mit seiner strahlenden jungen Braut durch die Straßen der Stadt zog! Das Bewußtsein in ihm, das geradezu erstickende, als er sich sagte, was für eine Persönlichkeit in ihm steckte, sich vergegenwärtigte, was für ein Leben voll Üppigkeit und müheloſem Genießen nun vor ihm lag! Nun vor allem nur alle Fesseln abgestreift, die ihn knechtisch an eine unwürdige Beschäftigung gekettet hatten! Das geschah denn auch. Nun alle Bande zerrissen, die ihn an das elende Provinznest gebunden hatten. Jetzt gab es nur noch eine Stadt, in der man leben konnte, Berlin. Was er dort tun würde? Lächerliche Frage — war er nicht ein Dichter? Dichten würde er, schriftstellern, soweit er eben Lust und Stimmung hatte, denn brauchen — Gott sei Dank — tat er's ja nicht. Gab es dazu einen geeigneteren Ort? Lebten nicht in Berlin all' diese genialen Kerle, bei deren Witz- und Bosheit-sprühenden Artikeln er sich die Seiten vor Lachen gehalten hatte, wenn er sie in seinem stillen Buchladen in der Provinz, da hinten am Markte las? In deren Kreis würde er nun eintreten, in diese Stadt, diesen ungeheuren Mittel- und Brennpunkt von Schönheit, Geist und Kunst würden sie nun eingehen, er und seine junge Frau, und genießen, genießen! Denn seine junge Frau, die Leonore, war sie nicht ganz der nämlichen Meinung wie er? Brannten ihr nicht die Wangen

lichterloh bei dem Gedanken, daß sie nun dahin kommen, da leben würde, wo sie die Gemäldeausstellungen mit leiblichen Augen sehen, die Konzerte, Theaterstücke mit leiblichen Ohren hören würde, von denen sie bisher nur in den Zeitungen mit dürstenden Sinnen gelesen hatte? An die Stätte, wo die Kunst herkam, die herrliche, nach der sie sich gesehnt hatte, solange sie zu denken vermochte, mit der sie jetzt verbunden, verheiratet war, seitdem sie einen Dichter zum Manne bekommen hatte, einen genialen?

Darum kein Säumen, sondern sobald die Hochzeit vollzogen war, wie Sommerschwalben, die es nicht erwarten können, daß sie von ihren jungen Schwingen Gebrauch machen, flatterten sie auf und fort, fort nach dem gelobten Lande, nach Berlin. Und in Berlin nun die köstliche Geschäftigkeit, die es mit sich bringt, wenn man sich ein Leben zurechtmacht und das Werkzeug in den Händen hat, das man dazu braucht, Geld. Eine Wohnung wurde gesucht, natürlich draußen im Westen, und dann ging es an die Einrichtung der Wohnung, und das war eine Zeit voll Wonnen und Überraschungen. Voll Wonnen, weil man sich in schönen, behaglichen Räumen nun endlich einmal ganz nach eigenem Geschmack einrichten konnte, voll Überraschungen für den Tapezierer, der dabei half und geradezu mit Staunen bemerkte, welch einen Schönheitssinn das junge Frauchen aus der Provinz mitbrachte, welch einen Blick für die Farbenzusammenstellung von Tapeten, Möbeln und Gardinen sie entwickelte, und voll Überraschungen endlich für die junge Frau selbst, die gefürchtet hatte, daß ihr Gatte sich bei all diesen Dingen langweilen würde, und nun erfuhr, daß das Gegenteil der Fall war, daß er alles, was Männer für gewöhnlich nicht wichtig nehmen, außerordentlich wichtig, beinah wichtiger als sie selbst nahm und sich gar nicht genug tun konnte mit Ausdenken und Beschaffen von allen möglichen Stoffen, Möbeln und Gegenständen, die ihm für die Einrichtung unumgänglich nötig erschienen. Auf das Zimmer, das er für sich selbst ausersehen hatte, richtete er natürlich sein Hauptaugenmerk, und hier entfaltete er ein so wahrhaft sybaritisches Luxusbedürfnis, daß die junge Frau einmal übers andere die Hände über dem Kopfe zusammenschlug und lachend „aber wo hast du denn das nur her?“ ausrief. „Ich denke, ich habe mir einen ganz einfachen, bedürfnislosen Poeten geheiratet, und siehe da, er hat Neigungen wie ein Krösus?“ Aber sie gewahrte ja, welch eine Freude er an den wundervollen, kostbaren Sachen empfand, also natürlich sollte er es haben, sollte haben, was er haben wollte. Kaum nötig, daß er ihr versicherte, „daß er solche Umgebung brauchte, wenn er in Stimmung kommen sollte“, sie gab es ja auch ohnedies, gab es mit Freuden. Hatte nicht Richard Wagner ähnliche Bedürfnisse gehabt? War es nicht von neuem ein Zeichen, daß er wirklich ein großer Künstler, ein Genie war? Darum wurde Straße auf, Straße ab, von Geschäft zu Geschäft gefahren, bis daß endlich der ganz besondere, lachsfarbene Teppich gefunden war, von dem er behauptete, daß gerade ein solcher es sein müsse, auf dem seine Augen ausruhten. Möbelhandlung nach Möbelhandlung wurde durchstöbert, bis daß endlich ein Schreibtisch entdeckt war, wie er behauptete, daß er nur an einem solchen arbeiten könne, bis daß der Stuhl ausfindig gemacht war, der hochlehnige, straffe und doch elastisch-weiche Lederstuhl, der

vor dem Schreibtisch stehen sollte. Und dann in der Ecke das Ruhebett, breit wie ein Diwan, mit turkmenischen Decken, Fellen und seidenen Kissen bedeckt. Daß die Stubenecke, in der das Ruhebett stand, auch noch mit Gobelins austapeziert werden mußte, war wirklich etwas viel, beinah etwas zu viel; der ganze Raum bekam dadurch etwas Weichlich-Weibisches, so daß, wer die Wohnung betrat, schier hätte denken können, dies sei das Boudoir der Hausfrau und drüben das viel einfachere Zimmer mit den meergrünen Wänden, an denen als einziger Schmuck einige auserwählte Stiche nach Böcklinschen Bildern hingen, das des Hausherrn, während es in Wirklichkeit umgekehrt war. Aber wenn er so, was er mit Vorliebe tat, genial-nachlässig auf dem Ruhebett hingestreckt lag, das dunkelgelockte Haupt in das seidene Kissen gedrückt, und aus seiner liegenden Stellung den düster sengenden, geheimnisvollen Blick zu ihr emporschickte, dann kam etwas über sie — etwas — daß sie nicht anders konnte, als an seiner Lagerstatt niederzuknieen, sein Haupt mit beiden Armen zu umfangen und „Mein Pascha! Mein Sultan!“ zu stammeln. Während dieser ganzen Beschäftigung dann natürlich der ununterbrochene Besuch von Theatern, Konzerten, von Gemälde- und Kunstausstellungen im großen und im kleinen und dazwischen und danach Frühstücke, Mahlzeiten und Abendessen in den vornehmsten, üppigsten Restaurationen. Kurz, wenn sich junges Eheglück jemals verschwenderisch über zwei junge Gatten ergossen hatte und von diesen mit unermüdlich genießenden Lippen geschlürft worden war, so war es hier und bei diesen beiden der Fall.

Und in all diese sprudelnde, ahnungslos und ohne einen Gedanken an Zukunft und Sorge genossene Daseinswonne krachte nun plötzlich der furchtbare, alles von oberst zu unterst kehrende, erdbebenartige Schlag hinein, der schmähliche Bankrott des Vaters der jungen Frau, des einstmals steinreichen, jetzt plötzlich bettelarmen Kaufmanns und Getreidehändlers Steinbrecht. Es war etwas Fürchterliches, etwas Gräßliches, und zwar gräßlich wurde es für die junge Frau durch die Art und Weise, wie ihr Gatte die Nachricht aufnahm. Während sie in lautloser Vernichtung, tränenlos, wie zu Eis und Stein erstarrt in ihrem Zimmer saß, stundenlang, ohne sich zu regen und zu rühren, stunden-, stundenlang, raste, tobte, brüllte und heulte er durch die ganze Wohnung, zimmeraus, zimmerein, ohne Ziel und Zweck, warf sich auf das Ruhebett, ließ sich vom Ruhebett auf den Teppich rollen, den lachsfarbenen, wälzte sich mit ganzem Leibe darauf herum, um schließlich aufzuspringen und seiner Verzweiflung in Schreien, Schimpfen und Fluchen Luft zu machen. Denn mehr noch als Verzweiflung war Wut in ihm, Wut darüber, daß man ihm so etwas antat, ihm, von dem man doch wissen mußte, daß er so etwas nicht vertrug! Daß er Reichtum, Glanz und Schönheit brauchte und Armut nicht vertrug! Von dem man nun wohl erwartete, daß er seine Frau, womöglich die saubere Familie überhaupt mit seiner Hände Arbeit erhalten und ernähren würde? Ach so etwas! So etwas! Solcher Betrug! Solche Falle, in die man ihn hineingelockt hatte, ihn, die arglos vertrauende, naive Künstlernatur! Ob er seiner Frau das alles ins Gesicht sagte? Ob er ihr die fürchterlichen Worte, die sich in seiner Brust gegen ihren Vater häuften, alle in die Ohren

schrie? Man weiß es nicht. Jedenfalls aber sprach er nicht schön zu ihr, denn es erbitterte ihn, erfüllte ihn mit grimmiger moralischer Entrüstung, daß sie so ruhig, so offenbar gleichgültig saß, sitzen konnte, während es doch ihre Pflicht und das einzig Richtige gewesen wäre, aufzuspringen, zu ihm, dem armen, betrogenen Mann, hinzueilen, unter strömenden Tränen vor ihm niederzuknieen und „verzeih doch nur, verzeih doch nur" zu schreien. Und jedenfalls mußte das, was er ihr in seiner sinnlosen, bis an die Tollwut streifenden Fassungslosigkeit zugeschleudert hatte, etwas Schreckliches gewesen sein, denn plötzlich war die unglückliche junge Frau aufgestanden; blaß war sie nicht geworden, sondern bläulichweiß; sie hatte ihn nicht angesehen, sondern den Kopf zu Boden gesenkt, als wäre sie auf den Kopf geschlagen worden, und dann, von Stuhllehne zu Stuhllehne tastend, weil die Füße ihr abgestorben waren, hatte sie sich bis zu ihrem Schlafzimmer geschleppt, in ihrem Schlafzimmer, dessen Tür sie von innen verriegelte, war sie verschwunden, und aus dem Schlafzimmer war kein Laut gedrungen, den ganzen langen Tag, als wenn ein Toter darin gelegen hätte.

Wer ahnt, wer fühlt, wer sagt, was die zertretene junge Seele an jenem Tage, in jenem Zimmer damals durchgemacht hat? Als sie wieder zurückkam, war es, als träte ein anderer Mensch heraus. Das holde, blühende Gesicht war plötzlich mager geworden, wie ein Mensch sah sie aus, von dem der Volksmund, der große Dichter, sagt, „daß das Blut in seinen Adern kalt geworden ist". Die Lippen, die so fröhlich geplaudert hatten, sprachen nicht mehr, waren verstummt. Und von der Stunde an beinah ununterbrochen, herrschte nun zwischen den beiden Menschen dieses öde, dumpfe, entsetzliche Schweigen und Verstummen.

All das schöne, glänzende Leben, das um sie aufgeblüht war, fiel jetzt ab; wie ein Garten, der plötzlich Frost abbekommen hat und seine verbrannten Blätter lautlos eins nach dem andern zur Erde sinken läßt, so fiel es lautlos, Stück nach Stück von ihnen ab, denn Stück für Stück mußte die ganze glänzende Einrichtung zu Gelde gemacht und verkauft werden. Dann mußte aus der eleganten Wohnung in der eleganten Gegend ausgezogen und statt dessen in möglichst billiger Lage ein möglichst billiges Quartier gesucht werden, und nachdem ein solches endlich gefunden war, krochen sie dort ein, als wollten sie sich verkriechen. Berlin, das große, schreckliche Ding, die Sphinx mit den zwei Gesichtern, das ihnen bisher nur sein lachendes Antlitz gezeigt, hatte plötzlich den Kopf herumgedreht und stierte sie nun mit dem anderen, grauenvollen Gesicht an, in das sie hineinblickten wie in eine von wilden Tieren bevölkerte Wüste.

Was half nun alles? Leben mußten sie — wovon sollten sie leben als von ihrer Hände Arbeit. Also mußte der Dichter sorgen und arbeiten oder, wie er es nannte, „schuften". Jedes von beiden holte sein Talent heraus, um es nutzbar zu machen, denn auch die junge Frau hatte ein kleines Talent, „natürlich ein ganz erbärmliches", wie ihr Gatte verächtlich sagte, sie konnte ein bißchen Kunststickerei anfertigen. Jedes von beiden saß in seinem Zimmer für sich, wenn man den verschlagartigen Raum, der Leonore zum Aufenthalt

diente, ein Zimmer nennen will. Das bessere Zimmer natürlich war für ihn, und alles, was sie an Habseligkeiten noch aufzutreiben vermochte, hatte sie in sein Zimmer hineingestopft, die arme Seele. Denn das war sie jetzt wirklich, eine arme Seele.

Schwerer noch als die eigene trug sie die Verarmung ihres Mannes; jene empfand sie wie ein Unglück, diese wie einen Vorwurf; wie ein Schuldbewußtsein lastete sie auf ihr. Was konnte sie dafür, daß ihr Vater Bankrott gemacht hatte — natürlich nichts; aber sie war sein Kind; wo ist ein Kind, das die Verschuldung des Vaters nicht als eigne Schuld empfindet? Und Töchter sind darin noch feinfühliger als Söhne. Damals, als sie heirateten, als sie ihre liebreizende Persönlichkeit dem Mann in die Hände legte, war es nicht, als wenn sie ihm damit die Verkörperung alles dessen übergab, was sie ihm versprach, von Lebensüberfluß und Schönheit? Und jetzt — wie die graue Verkörperung der Enttäuschung ging sie neben ihm her. Grau war alles geworden, Gegenwart und Zukunft, sie selbst in Seele und Leib. Denn es war ihr, als fühlte sie körperlich, wie aller Reiz sie verließ. Kaum mehr in den Spiegel wagte sie zu sehen, weil sie sich vor dem verhärmten Gesicht fürchtete, das ihr daraus entgegenblickte. Und wenn das alles nur Qualen gewesen wären, die die eigene überreizte Vorstellung ihr bereitete, — aber fühlte, sah und erfuhr sie nicht aus dem Benehmen ihres Mannes, daß wirklich alles so war, wie ihr Empfinden ihr sagte? Wie ausgelöscht war sie ja für ihn, wie gar nicht mehr vorhanden. Wenn sie so saß in ihrer öden Einsamkeit, arbeitend, stickend und stickend, wie kam ihr dann die Erinnerung an die Stunden, wo sie sich kaum hatte retten können vor seiner tollen, sinnlich rasenden Leidenschaft! Wenn sie die Handschuhe hatte anziehen wollen, kaum daß sie damit zustande gekommen war, weil er sie ihr immer wieder von den Händen riß, ihre weißen Hände mit den rosigen Fingerspitzen zu küssen; wenn sie das Kleid wechselte, Stiefel anziehen wollte zum Ausgang, mußte sie die Tür hinter sich verschließen, weil er ihr sonst nachgekommen wäre und tausend zärtlichen Unfug getrieben hätte mit ihrem entblößten Nacken, ihren kleinen, unbeschuhten Füßen. Wie lästig war es manchmal gewesen und doch wie entzückend, wie selig!

War denn von dem allen gar nichts geblieben? Von all dem Glück kein Funke? Von all der stürmenden Leidenschaft kein Hauch? Manchmal legte es sich wie eine dumpfe Unbegreiflichkeit auf sie, daß jemand, der so hatte küssen können, jetzt neben ihr herging, als hätte er überhaupt keinen Mund zum Küssen mehr, daß in jemandem, der so brünstig nach ihrem Leibe begehrt hatte, jetzt jedes Verlangen nach ihr erloschen sein sollte. Trotz allem, was geschehen, sie war doch schließlich noch sie selbst, ihre Glieder noch dieselben, die sie einstmals gewesen. Und ihre Seele, war ihre Seele denn nicht die liebevolle, liebebedürftige wie früher noch? Stieg nicht jetzt, nachdem der erste, zermalmende Schrecken einigermaßen überwunden war, der Duft der Jugend, die Sehnsucht wieder in ihr auf? Die Sehnsucht, die da horchte, ob kein freundlicher Laut von ihm herübertönen, die da wartete, ob er nicht endlich wiederkommen, die sich fragte, ob das alles nur vorübergehende Störung sei, oder ob es nun so bleiben würde, für immer und das Leben lang.

Arme junge Seele — sie war eben noch zu jung, um nicht in die Torheit der Jugend zu verfallen, die alles nach sich selbst beurteilt. Sie wußte noch nicht, daß es Menschen gibt, die nur lieben können, solange sie beschenkt werden, und deren Liebe auslischt im Augenblick, wo sie selber geben sollen. Wußte noch nicht, daß ihr Harren ein vergebliches war, weil man wohl darauf warten darf, daß bei einer Verbrechernatur Reue einkehrt, nicht aber darauf, daß aus einer im innersten Kern kalten Seele Wärme aufgeht, daß aus einer dürren, unfruchtbaren Natur Früchte hervorbrechen, an denen der Nebenmensch sich sättigen kann.

Denn die plötzliche Verarmung, die für sie im Grunde doch nur ein äußerliches Unglück bedeutete, wurde für den Mann zu einem wirklichen innerlichen Schaden, zu einer Verelendung. Von dem Augenblick an, wo die Frau an seiner Seite nicht mehr das Goldprinzeßchen war, an dessen Apanage er mitschlecken konnte, versank sie für ihn wie in einem Loch. Nicht nur seine Liebe, soweit von Liebe bei ihm überhaupt die Rede gewesen war, sondern auch sein sinnliches Verlangen nach ihr losch völlig aus; ein dumpfer Widerwille gegen sie trat an die Stelle von dem allen. Faul, mißmutig, mit verödetem Innern, saß er an seinem Tisch, in einen angefangenen Bogen mit träger Unlust hineinackernd; dann warf er die Feder aus der Hand, sah sich gähnend um und verglich in Gedanken das Zimmer, in dem er jetzt zu hausen verdammt war, mit dem von einstmals. Wie konnte man von einem Dichter verlangen, daß er in solcher Umgebung etwas schuf? Wer war schuld daran, daß „die Fülle der Gesichte" ihm untergegangen war, daß solch ein kaltes, scheußliches Ekelgefühl ihn bis zum Halse erfüllte, daß ihm zu Mute war wie einem Menschen, der an chronischem Magenkatarrh leidet? Natürlich — wenn man solch ein Essen vorgesetzt bekam wie jetzt er! Solch ein miserables! Dann stand er vom Tische auf, ging ans Fenster, blickte hinüber auf die vier Stock hohen, kahlen, fürchterlichen Häuser auf der anderen Straßenseite, hinunter auf das schmutzig-klebrige Straßenpflaster und dachte an den Asphalt im Westen von Berlin, an dem er früher gewohnt hatte, auf dem er in Droschken erster Klasse umhergefahren war. Und dann stieg die verbissene Wut über das schmähliche Unrecht, das man an ihm getan hatte, so würgend in ihm auf, daß er es überhaupt zu Hause nicht mehr aushielt. Er trat auf den Flur, riß den Hut vom Kleiderrechen, ging aus der Wohnung, und indem er hinausging, warf er die Tür hinter sich ins Schloß, daß es krachte, damit sie es nur ja hörte, die da hinten in ihrem Verschlag saß und nicht nach ihm fragte, sich nicht um ihn kümmerte. Wenn sie gekommen wäre, würde er sie ja wahrscheinlich moralisch hinausgeworfen haben — trotzdem empörte es ihn, daß sie nicht kam, daß sie so lautlos da hinten saß. Das böse Gewissen war's, daß sie nicht wagte, vor ihm zu erscheinen, natürlich; und dazu hatte sie auch alle Ursache. Wie ein unausgesprochener Fluch sollte das Dröhnen der Tür zu ihr hinüberdringen.

Und nun, auf der Straße drunten, wohin nun? Natürlich in das Wiener Kaffee, wo es sich im warmen, elektrisch beleuchteten, eleganten Raum doch zehntausendmal behaglicher saß als in der kalten, abscheulichen eigenen Bude.

Wo man vor allem Leute fand, denen es ebenso schlecht ging wie einem selbst, mit denen man sich aussprechen, ausschimpfen konnte O ja — wenn man das nicht gehabt hätte, das Räsonieren, das Schimpfen, das Schlechtmachen, wie hätte man die Hundeexistenz überhaupt ertragen sollen! Durch seine Schriftstellerei hatte er Anschluß an einen Kreis von jungen Leuten erlangt, die sich regelmäßig in einem bestimmten Wiener Kaffee zusammenfanden. Ein besonderer Tisch war für sie vorbehalten; dieser Tisch und die Nische, in der der Tisch stand, war für die Mehrzahl von ihnen eine Art von Heimat, für viele die beinah ausschließliche. Zu diesen gehörte auch er. Stundenlang, ganze Nachmittage — bis spät in die Nacht konnte man dort bei einer Tasse Kaffee oder einem Glase Bier unter qualmender Zigarre sitzen, in den Pausen der Unterhaltung mit trägen Augen die verschiedenen Zeitungen durchmustern und suchen, was es auf dem literarischen Markte Neues gab. Denn die Vorgänge auf literarischem Gebiet waren natürlich das einzige, was einen vernünftigen Menschen interessieren konnte. Wenn dann ein neuer Ankömmling erschien, namentlich einer, von dem man wußte, daß er eine besondere Maulfertigkeit besaß, dann wurde die Zeitung beiseitegelegt, man lauschte. Gestern hatte es in irgendeinem Theater einen Durchfall gegeben, natürlich war er dabei gewesen und wußte den Inhalt des Stücks, und wie sich alles begeben, so famos zu erzählen, daß alles vor Lachen bersten wollte. „Kellner, noch ein Glas!" — der wußte Leben in die Bude zu bringen! Oder aber, es war ein Erfolg gewesen — am ganzen Tische herrschte dumpfes Schweigen. Bis daß einer feststellte, „daß trotzdem an dem Verfasser nichts sei". Das war dann wieder das erlösende Wort. „Kellner, noch ein Glas!" Wie ein Kreuzfeuer gingen die Urteile über den „elenden Macher" herüber und hinüber, und wenn dann einer unter den Tisch zeigte: „Was liegt denn da? ist das nicht der berühmte Soundso?" dann gab's ein Gaudium. Ja, wenn man das nicht gehabt hätte! Solche Stunden entschädigten für manches.

Endlich hatte er nun wieder einmal etwas fertig gebracht, eine Erzählung, und durch den Herausgeber einer Feuilletonkorrespondenz, der von Zeit zu Zeit an dem Literatenstammtisch als Gast erschien, hatte er sie angebracht; bei der Schellramschen Kunst- und Modezeitung. Das Schellramsche Blatt, dessen Schwergewicht nicht eigentlich auf den literarischen Beiträgen, sondern auf dem für den Frauen- und Familienbedarf bestimmten Teil, Schnittmustern, Modeblättern, Stickereiproben und Illustrationen, beruhte, rechnete ja als literarisches Organ nicht zu den ersten; aber was kam es darauf an. Wenn es nur bezahlte, und es bezahlte besser als alle. Das Geld ging pünktlich ein, und dann kam noch etwas, etwas ganz Überraschendes, eine Einladung für Herrn und Frau Martisius zum Abendessen bei Frau Leontine Schellram. Was hatte das zu bedeuten? Hatte seine Erzählung solchen Eindruck gemacht? Hatte Frau Schellram von seiner Persönlichkeit gehört? Jedenfalls trug sie Verlangen, ihn kennen zu lernen. Ein ganzer Schwarm von Vermutungen wirbelte durch seinen Kopf, mehr oder weniger phantastisch alle, aber alle zusammen wie ein schwüler Lufthauch voll unbestimmtem, berauschendem Wohlgeruch. Er fühlte sich wieder einmal; das kalt und träge gewordene Blut in

ihm fing wieder an zu pulsieren. Die große, viereckige Einladungskarte lag auf seinem Tisch und blieb dort die vollen vierzehn Tage, die noch bis zu dem Abend zu verlaufen hatten, offen liegen, so daß er sie immerfort sehen konnte. Wie ein großes Auge sah sie aus, aus dem ihn die Zukunft anblickte. Zwischen den kalligraphisch geschnörkelten Zeilen der offiziellen Einladung las er, wie mit unsichtbarer Schrift, mit intimer, zitternder Hand geschrieben, eine andere, eine vertrautere Einladung: „Ich möchte mit dir anknüpfen." Und er war bereit, anzuknüpfen, o ja. Eine Erinnerung flatterte durch sein Gedächtnis, wie einmal, vor Zeiten, als er noch der Volontär in der Buchhandlung am Markt gewesen war, ein Briefchen auf seinem Tische gelegen hatte, mit zitternder Mädchenhand geschrieben: „Morgen abend, wenn Sie draußen am Erlenwäldchen warten wollen, kommt zu Ihnen Ihre L . . . ." Damals hatte er auch gefühlt, daß da ein Faden geschlungen wurde, eine Anknüpfung, und er war entschlossen gewesen, festzuhalten, den Faden nicht wieder fallen zu lassen. Und er hatte es ja auch durchgesetzt; aus dem Faden war ein Band, aus der Anknüpfung eine eheliche Verbindung mit dem schönsten, reichsten Mädchen der Stadt geworden. O — wie alle Kräfte und Fähigkeiten wieder in ihm aufwachten! Unwillkürlich trat er vor den Spiegel — es war ja freilich nicht mehr der Stehspiegel von früher, in dem er sich mit voller Gestalt wiedergegeben sah, — aber immerhin — das Gesicht fand er darin wenigstens doch und die Augen, die dunklen, mit dem sengenden Blick.

Daß außer ihm auch seine Frau eingeladen worden war, das verwunderte ihn eigentlich. Er verstand nicht recht, wozu das nötig war. Eigentlich belästigte es ihn und hätte ihn daran irre machen können, ob wirklich eine Anknüpfung mit ihm gesucht wurde. Dann aber beruhigte er sich wieder; welterfahrene Leute vermeiden es doch, Aufsehen zu erregen. Natürlich. Und jedenfalls, ob sie dabei war oder nicht, was er zu tun hatte, das wußte er.

So gingen die vierzehn Tage endlich um und der Abend kam, zu dem er sich würdig in stand gesetzt hatte, indem er sich von dem Honorar für seine Erzählung einen neuen Frack gekauft hatte. Wie Leonore sich mit ihrer Kleidung einrichten würde, das blieb ihr überlassen; das Geld war natürlich sein Geld. Leicht wurde es freilich der kleinen Frau nicht, das einzige noch allenfalls gesellschaftsfähige Kleid so herzurichten, daß es nicht zu sehr von glänzender Umgebung abstach. Beinah mit Schrecken bemerkte sie, indem sie es nach langer, langer Zeit wieder zum erstenmal anzog, wie mager sie inzwischen geworden war. Mit einer kleinen, selbstgefertigten Stickerei gab sie dem Gewande einen etwas festlicheren Schwung; und als sie dann zu dem bereits fix und fertigen, ungeduldig wartenden Gatten eintrat, war es, als huschte noch einmal der schattenhafte Abglanz längst vergangener Lieblichkeit an seine Seite. Freilich erlosch die holde Täuschung rasch genug wieder, als sie sich demnächst in ihre fadenscheinige, abgegriffene Manteljacke einknöpfte und nun, während er die Tür der Wohnung verriegelte, herb und mager ihm voraus die Treppe hinunterstieg.

Nach endloser Fahrt im Tramwagen kamen sie dann endlich dort an, wo draußen das Schellramsche Haus stand. Und als nun dieses Haus sich hinter

den Büschen des breiten Vorgartens mit seinen leuchtenden, glühenden Fenstern wie ein Zauberschloß, eine Märchenburg abhob, überflutete ihn ein Gefühl, als stände dort das neue Leben vor ihm auf. Wenn Fülle und Genuß auf ihn eindrangen, dann erwachte ja in seiner Natur etwas, das sie der echten Dichternatur wirklich ähnlich sehen ließ; dann wurde die Phantasie in ihm rege und erfüllte ihn mit einer Art von abenteuernder Schaffenslust. Nur daß er selber immer der Held und Mittelpunkt all dieser Abenteuer blieb, daß der Drang sich nicht so weit ablöste, daß er ihn andere Menschengestalten zu schaffen und in ihnen seine Erlebnisse wiederzugeben trieb, sondern daß er ihm nur ein Märchen- und Schlaraffenleben in die Luft malte, in dem er, der höchstpersönliche Edgar Martisius, fortan wandeln, leben und genießen würde. Immerhin war die Stimmung, die ihn in solchen Augenblicken überkam, eine so starke und unwillkürliche, daß sie ihn ganz in sich hineinriß, ihn an einen in ihm schlummernden Dichter wirklich glauben ließ und seinem Äußern all die Erscheinungen aufprägte, die einen solchen Menschen in solchem Seelenzustand merkwürdig und unter Umständen verführerisch und gefährlich erscheinen lassen können. Dann fiel ihm das dunkle Haar, wie von selbst sich lösend, in Locken ringelnd in die weiße Stirn, dann kam ein Feuer in seine Augen, das diese wirklich wie dunkel glühende Kohlen aussehen ließ, aus denen verzehrende Blicke hervorschossen, dann sah er wahr und wahrhaftig wie ein düster-genialer Mensch aus.

So äußerlich ausgerüstet und völlig klar darüber, daß er heute genial und gefährlich und verführerisch aussah, und sehr zufrieden damit, daß dem allen so war, betrat er das Haus von Frau Schellram ungefähr mit den Empfindungen und Erwartungen eines fahrenden Ritters, der ins Märchenreich eintritt, sich die Märchenkönigin daraus zu holen.

Alles, was ihm vom ersten Eintritt an entgegenkam, trug dazu bei, den Rausch, der ihn erfüllte, immer schwüler anzufachen. Ein prickelnder, zerstäubter Wohlgeruch durchdrang alle Flure, alle Räume des Hauses, so daß man von der Haustürschwelle an das Gefühl bekam, als träte man in eine feinere, erhöhtere Lebensluft, als sie draußen wehte. Vor dem Hause rollten Wagen und Droschken an; die Gäste erschienen. Unter den Mänteln und Überziehern der Herren blitzten Ordenssterne auf, Ordensbänder in den verschiedenartigsten Farben schlossen sich um weiße Hemdkragen und ließen ihre Ordenskreuze auf weiße Hemdenbrüste niederhängen. Schöner aber und verlockender war das, was sich aus den wallenden und nachschleppenden Damenmänteln, unter den das Haupt umhüllenden Damenkapotten herausschälte. Und indem jetzt die Damen ihre weißen, langen Handschuhe anzogen, ihren Spitzenüberwurf um die Schultern und den Fächer zur Hand nahmen, mischte sich der Duft, der von ihrem Haar und ihren Gewändern ausging, mit dem allgemeinen Wohlgeruch, der das Haus erfüllte, wie eine Welle, die in eine verwandte Welle strömt, und es entstand die Atmosphäre, die schwer zu beschreibende, deren Einfluß niemand sich zu entziehen vermag, die Edgar Martisius aber wie ein Verhungernder mit allen Poren einsog, die Atmosphäre des Salons.

Indem die Geladenen die Hausfrau begrüßten, machte es sich von selbst, daß das Ehepaar Martisius zunächst kaum in die Erscheinung trat. Von dem Redakteur, der wie ein diensttuender Adjutant neben Frau Schellram stand, wurden dieser die Namen der beiden jungen Leute, die sich vor ihr verneigten, kurz genannt; sie hörte mit halbem Ohre darauf hin, der Strom, der hinter ihnen heranschwoll, drängte sie auf die Seite und in den Hintergrund, und vorläufig waren sie für Frau Schellram nicht mehr vorhanden. Dann kam eine schiebende Bewegung in die Menge, Frau Schellram hatte den Arm des Ministerialdirektors ergriffen, hinter ihnen drein setzte sich die Gesellschaft in Gang, durch die lange Flucht der Zimmer, über teppichbelegte Korridore hin, bis daß aus den weitgeöffneten Flügeltüren des Speisesaales strahlendes Licht ihnen entgegenschlug und das „schön, wirklich schön" wie ein summender Akkord von allen Lippen stieg. Die Plätze wurden aufgesucht — — und nun begab es sich.

Unbekannt, wie Edgar und Leonore Martisius in der Gesellschaft waren, hatte man sie, wie schon gesagt, einfach nebeneinander gesetzt, und daß die Tafel, an der sie saßen, sich in der äußersten, dem Range nach letzten Peripherie befand, verstand sich von selbst. Beide hatten Zeit, sich mit sich selbst und ihren Eindrücken zu beschäftigen; mit ihren Nachbarn wußten sie sich nicht zu unterhalten, weil sie ihnen fremd waren; untereinander zu sprechen kam ihnen nicht in den Sinn, ihm nicht, weil es ihm überhaupt lästig war, daß seine Frau Arm an Arm neben ihm saß, ihr nicht, weil sie geradezu die Gewohnheit verloren hatte, Wort und Gespräch mit ihm zu tauschen. Schweigend gingen ihre Augen umher, die der jungen Frau mit langsamem, staunendem Blick, die seinigen fahrig, hastig, über alle Wände hin, in alle Ecken hinein, wie die Augen eines Goldsuchers, der an ein Feld gelangt ist, wo man ihm gesagt hat, daß Gold im Boden liegt, und der den Blick umherschickt: „wo — wo — wo?"

Ganz weit von ihnen, ganz hoch über ihnen, in der mit den Gobelins geschmückten Nische, umgeben von den Freunden ihres Hauses, wie eine Königin, saß Frau Schellram.

Wirklich — wie eine Königin erschien sie den beiden, die aus ihrer entlegenen Gasse, ihrer armseligen Wohnung, ihrer Dürftigkeit und Abgerissenheit den Weg dahergekommen waren und nun hier wie durch das Herrscherwort eines Zauberers mitten in Licht und Glanz und überströmendes Leben sich versetzt sahen, die zu Hause, in der toten Stille, die sie dort umgab, beinah das Klopfen ihres Bluts in den Adern hörten und nun plötzlich vom Flüstern, Plaudern, Schwatzen und Lachen der redseligen Welt betäubt wurden. Leonore Martisius fühlte sich wie erdrückt; mit ehrfurchtsvoller Scheu blickte sie, wenn sie überhaupt die Augen zu erheben wagte, zu der Frau hinüber, zu der mächtigen, beherrschenden. Nicht nur die Fülle und Pracht, die sie mit solch blendendem Rahmen umschloß, es war ja noch etwas anderes, was sie vor der Frau daniederbeugte: die Schellramsche Frauen- und Modenzeitung, auf die zu abonnieren sie natürlich kein Geld hatte, die sie aber als Mitleserin dritter oder vierter Hand alle vier Wochen einmal zu Gesicht bekam, war für sie in ihrer menschen-

und gottverlassenen Einsamkeit eine Gesellschaft, eine Quelle des Labsals geworden. Ihr bißchen Kunststicken, das sie anfangs in der Verzweiflung hervorgeholt und zunächst nur wie einen dilettantischen Zeitvertreib fortgesetzt hatte, war ihr unter den Händen zu einer ernsthaften, immer ernsthafteren Sache geworden, zu einer Beschäftigung, die sie beinah mit Leidenschaft betrieb, die das einzige und letzte war, was ihr die graue Öde des Daseins noch ausfüllte. Alle vier Wochen einmal kletterte die Zeitung zu ihr hinauf, und jedesmal, wenn sie kam, war es, als käme mit ihr ein Abglanz, ein Hauch von alledem zu ihr herein, wonach sie sich einstmals gesehnt, was sie ein paar trügerische Tage lang besessen und dann so grausam verloren hatte, von der Schönheit, der Kunst, der Welt. Wenn es jemals einen Menschen gegeben hat, der mit klarer Seele sich bewußt wurde, was eine Zeitung einem zur Einsamkeit verurteilten Menschen zu sein vermag, wie sie zum plaudernden Munde für ihn wird, der ihm von dem großen Leben da draußen erzählt, zur Leuchte, die sein Auge immer wieder an das Licht gewöhnt, damit es nicht in der Anschauungslosigkeit das Sehen verlernt, dann war es diese arme, in das verschlagartige, jämmerliche Zimmer verbannte junge Frau. Abgeschnitten von jeglichem Verkehr, ohne irgendwelche Bekanntschaft in der fremden riesigen Stadt, an die sie sich hätte wenden können, war es ihr ja bisher noch nicht gelungen, auch nur das kleinste Erzeugnis ihrer Hände zu verkaufen. Manchmal, wenn sie darüber nachdachte, stieg ihr die Verzweiflung ans Herz, ihr Arbeiten erschien ihr wie eine nutzlose Torheit. Dann aber kam die Zeitung, und die Zeitung brachte Muster und Proben von Stickereien und zu den Abbildungen Anleitungen und Abhandlungen und Aufsätze; dann erkannte sie, daß mit dem, was sie beschäftigte, auch andere sich beschäftigten, sich sehr ernsthaft beschäftigten, daß sie mit ihrer einsamen Lebensarbeit eigentlich in einem großen allgemeinen Arbeitskreise stand, nur daß diese, die Mitarbeiterinnen an diesem, diese glücklicheren, reicheren, von ihr, der Einsamen, Verlassenen, natürlich nichts wußten noch ahnten. Ein seltsam zwiespältiges Gefühl überkam sie dann: ein tröstlich-süßes einerseits, das sie sich eigentlich nicht zu erklären vermochte, weil sie in ihrer Unerfahrenheit noch nicht wußte, daß jede aus innerstem Bedürfnis quellende künstlerische Tätigkeit die Menschenseele erlöst, — ein sehnendes Verlangen auf der anderen Seite, ein Verlangen, dort sein zu dürfen, wo die glücklicheren Schwestern waren, schaffen zu dürfen in der geliebten Tätigkeit, nicht so wie jetzt, als eine Ausgestoßene, sondern in einem großen, verständnisvollen, von einem leitenden Gedanken gelenkten Kreise. Und die Verkörperung dieses lenkenden Gedankens, die Frau, die diese schaffende Gemeinschaft beherrschte und zu immer neuen Aufgaben führte, die Gebieterin dieses ihr verschlossenen und versagten Paradieses, da war sie nun vor ihren Augen, eine Königin von eigenen Gnaden und aus eigener Kraft, Frau Schellram. Wie ein Traum erschien es der jungen Frau, daß sie hier saß; sie vermochte kaum zu essen und zu trinken, so daß die Speisen und Getränke, die wie eine endlose Karawane durch den Saal wanderten, schier unberührt an ihr vorübergingen.

Nur von Zeit zu Zeit, wenn sie die Augen der Hausfrau nach anderer Seite gerichtet sah, wagte sie, den Blick zu ihr zu erheben; sobald aber die Augen von Frau Leontine zurückkehrten, sanken die ihrigen wieder herab, auf das Tischtuch, und es sah aus, als wenn sie in ihren Gedanken versteinerte.

Speisen und Getränke aber, die unberührt an Leonore Martisius vorbeizogen, fanden einen um so kräftigeren Abnehmer an Edgar, ihrem Gatten, der neben ihr saß. Um zu schwelgen war er gekommen, und er schwelgte. Und anders als seine schüchterne, befangene Frau, ließ er die Blicke kaum einen Augenblick von Frau Schellram. Das also war die Frau, von der man, wenn ihr Name am Stammtisch in der Kaffeekneipe erwähnt wurde, wie vom goldnen Kalbe sprach! Eine Verkörperung bedeutete sie auch für ihn, die Verkörperung von Reichtum, Glanz und Fülle und allem, was das Leben lebenswert macht. Nachdem seine Augen sich an der Pracht des Saales satt gesehen hatten, kehrten sie zu ihr zurück, um sie nicht mehr loszulassen; alles andere und alle übrigen Anwesenden wurden ihm gleichgültig. Wie sie aussah, mit dem dunkeln, mächtigen, unter der goldenen Haube hervorrollenden Haar! Wie merkwürdig! Was er vorzeiten einmal gelesen hatte, das fiel ihm jetzt ein, von den Königen des Landes Dorado, des Goldlandes in Südamerika, die an einem Tage des Jahres mit den obersten Beamten ihres Reiches in einem Boote auf den den Göttern geweihten See hinausfuhren, sich draußen entkleideten und sodann von ihren Beamten mit Goldstaub überschüttet und in Goldstaub gewälzt wurden, bis daß sie, von Kopf zu Füßen in den schimmernden Überzug gehüllt, nun leibhaftig wandelnde goldene Menschen geworden waren. Diese Frau dort, die solche Feste gab, über ein solches Haus gebot, sah sie in ihrem goldenen Kopfputz nicht wirklich auch wie ein goldener Mensch aus? Seine von den schweren Weinen heiß geschürte Phantasie entzündete sich an dem Bilde, das er sich selbst wachgerufen hatte: auf lautlosem, von unermeßlichen Wäldern umschwiegenem See ein lautlos gleitender Kahn und in dem Kahn, zum Kreise geschlossen, eine Schar von weißgekleideten Frauen. Feierliche, wie Beschwörungen gemurmelte Worte ertönen — plötzlich ein tiefes Verstummen, und aus der Mitte des Kreises steht eine auf, mächtig in Gliedern, über die Häupter der sitzenden Frauen emporragend wie eine Säule. Mit schweigenden Händen greift sie in ihr Gewand, in das Gewand von schwerer Pracht, das sie umhüllt; die Nesteln lockern, die Spangen lösen sich; langsam, wie eine Woge, die an marmorner Säule niederrauscht, sinken die raschelnden Gewänder; die Häupter der Frauen beugen sich wie in schauernder Ehrfurcht, nur das Auge des Sees blickt herauf, nur der Himmel blickt herab auf die sich enthüllende Herrlichkeit, das nackte Königsweib, sonst kein Auge — ja — eines doch — das dunkle, wie glühende Kohle sengende Auge des Mannes, der von dem Platze, wo er saß, mit den Blicken herumzutasten begann an Gestalt und Leib und Kleid des Königsweibes, an der Erscheinung von Frau Leontine Schellram.

Ob sie eigentlich schön war? — Ohne weiteres würde kaum einer „ja", viele vielleicht würden „nein" darauf geantwortet haben. Aber, ob schön oder nicht — begehrenswert. Denn was macht den Menschen be-

gehrenswert für den anderen? Die Atmosphäre, die ihn umgibt, die ihn umwittert wie der Duft, der aus den geheimnisvollen Tiefen seiner Persönlichkeit hervordringt. Aus dem Lebensorganismus dieser Frau aber atmete das, was den Mann da drüben, den sinnlichen, gierigen, habgierigen, trunken und toll machte, wie ein betäubender Wein, der schwere, narkotische Duft des Reichtums. Und dann — wenn man sie so ansah, wie der Mann es tat, dessen Augen die Eigenschaft gewisser Männeraugen hatten, die das Weib, das vor ihnen steht, wie mit Händen anfassen und entkleiden, — wenn man diese Schultern ansah, die aus dem ausgeschnittenen Kleide herauswuchsen, rund, voll und mächtig, als würde derjenige, dem dieses Weib seinen Schutz angedeihen ließ, sich darauf stützen können wie auf Pfeiler! Die Färbung dieser Haut, das dunkle, beinah bräunliche, vom Blut durchheizte Inkarnat, das dem Beschauer den Eindruck erweckte, als wenn sich unter dem Staatskleide von strotzendem Brokat ein glühender Leib verbärge, als wenn man sich die Hand verbrennen würde, wenn man sie auf diese Haut legte — ah ja — einmal die Hand darauf legen zu dürfen!

Und endlich, merkwürdiger als alles, abweichend von der aufgereckten Haltung der stolzen Gestalt, beinah im Widerspruch zu ihr und darum gerade bestrickend, wie etwas Liebliches im strengen Gebände dieses Körpers, wie ein träumerischer Gedanke, der sich in die hart arbeitende Gedankenwelt dieser Frau eingeschlichen hatte, die Neigung und Beugung des Nackens, des sanft, beinah schmachtend vornübergebeugten Nackens! Wie ein Baumstamm, den der unablässig stoßende Wind immer von einer und der gleichen Seite getroffen und gebogen hat, wie eine Linie, ein Zug, den ein unablässig wühlender, immer gleicher leidenschaftlicher Gedanke in den menschlichen Körper gräbt, so sah diese Nackenlinie aus. Was für ein Wind es war, der diesen Baum gebogen, was für ein Gedanke, der diesen Zug gewühlt hatte? Nun, der Mann da drüben, der nur eine einzige instinktive Begabung besaß, diese aber zu regieren wußte, wie der Schatzgräber die Wünschelrute, die Gabe, Frauengedanken, Wünsche und Begierden abzulesen von stumm-verschämten Frauenleibern und -Gesichtern, dieser Raubtier-Mann hätte nicht der sein müssen, der er war, wenn er nicht gefühlt hätte, aus was für einem glühenden Bezirk der Wind, der unablässig stoßende, dahergeweht kam, wenn er nicht gewußt hätte, daß es die Sehnsucht war, Sehnsucht nach Liebe und Liebesgenuß, was diese schmachtende Linie gezeichnet hatte. Daß sie in atemloser Lebensarbeit an allem vorübergegangen war, was Freude des Lebens heißt, das wußte er ja; daß sie mit einem Geschäftsteilhaber verheiratet gewesen, mit einem Mann, der wie ein Maultier, aber nicht wie ein Gatte von Fleisch und Blut neben ihr hergegangen war, das wußte er ja; daß sie nun erreicht hatte, was sie hatte erreichen wollen, und jetzt im Besitz, im üppigen, mastigen Besitze saß und über dem allen ein ausgereiftes Weib geworden war, das sah er ja; und daß nun die Zeit gekommen sein müsse, wo das reif gewordene Blut in ihr zu begehren anfangen würde, nicht wie das schüchtern verlangende, jungfräuliche, sondern wie das gebieterisch heischende Frauenblut, wie das Blut einer Semiramis, das sagte er sich, das folgerte er aus sich

selbst. Denn was für einen Zweck hatte denn Lebensarbeit und Leben selbst, wenn nicht am Ende der steinigen, staubigen, langweiligen Straße der Genuß seine schimmernden Tore aufriß und dem lechzenden Wanderer „herein" rief, „herein?" Und wenn sie denn also, nachdem sie bis heute nur die Wüstenei des Geschäftslebens durchackert und nur Männer kennen gelernt hatte, die eigentlich nichts anderes waren als mit Kontokorrenten ausgestopfte Gesellschaftsröcke, wenn sie jetzt aufatmend um sich blickte: „Gibt es denn kein anderes Leben als dieses, keine anderen Männer als diese, keinen, in dessen Armen man in wonniger Kraftlosigkeit zusammenbrechen und schwach werden und vergessen, all das dumme Zeug vergessen kann, mit dem man sich geplagt hat, den langweiligen Fleiß, die alberne Tatkraft, um nur Weib zu sein, empfangendes Geschlecht gegenüber dem anderen Geschlecht?" Wenn sie also nach einem solchen ausblickte und suchte — nun — vielleicht, daß solch einer da war, daß er — und indem er unter solchen Gedanken seine Augen auf sie richtete, kamen plötzlich ihre Augen zu ihm herüber, ihm entgegen — und die beiden Menschen sahen sich an.

Ihre Blicke hatten schon vorher auf ihm geruht, während er mit heißhungriger Gier eine Portion Trüffeln verschlang, und sie hatte mit heimlichem Lächeln festgestellt, daß ihm dergleichen offenbar nicht alle Tage geboten wurde. Dann hatte er den Kopf aufgerichtet; im nämlichen Augenblick hatte sie hinweggesehen — jetzt kamen ihre Augen zum zweitenmal zurück; langsam, wie aus weiter Ferne, wie aus einer anderen Welt segelte ihr Blick herüber. Denn nicht nur die räumliche, durch die Tischordnung bedingte Entfernung, sondern wirklich eine Welt lag ja zwischen ihr und diesem Mann. Im Moment aber, als ihr Auge ihn zum zweitenmal traf, war das Lächeln von ihren Zügen verschwunden; wie wenn ein Windstoß plötzlich in ein Zimmer eindringt und Lampen und Lichter ausbläst, so war es verschwunden und erloschen. Der Mann hatte zu ihr herübergesehen, sah auch jetzt noch herüber, ließ sie nicht los mit den Augen — und solche Augen, solchen Blick hatte die Frau noch niemals erlebt. Denn wie ein Erlebnis, ein unvorhergesehenes, war das, was in ihr vorging, als sie den sengenden, wie aus glühenden Kohlen hervorschießenden Blick gewahrte und empfand, der sich auf sie heftete, in sie eindrang, sich in sie einbohrte, als wollte er sich einwühlen, beinah wie ein selbständig gewordenes, körperliches Ding, wie ein Wurfgeschoß, ein Pfeil, und mehr als das, beinah wie ein organisches Geschöpf, ein Tier, ein unbekanntes, unheimliches Tier, das sich um ihre innersten Organe ringelte, sie umwickelte und umschlang, so daß ihr das Herz im Leibe zu zittern begann, während die Glieder ihres Leibes regungslos erstarrten. Was war das? Wer war das?

Sie hatte hinwegsehen wollen und doch wie gebannt nicht hinwegsehen können. Endlich hatte ihr Tischnachbar sie gerettet, indem er sich an sie wandte und sie zur Unterhaltung nötigte. Nur wie mechanisch aber hatte sie Rede und Antwort gestanden, rasch hatte sie das Gespräch wieder fallen lassen, und wieder, wie einem Zwange gehorchend, war ihr Blick zu dem da drüben zurückgekehrt, zu dem mit dem wachsbleichen, schwammig-weißen Gesicht, aus

dessen Antlitz die Augen wie Brandstifter hervorglühten, die danach suchten, wo sie Feuer anlegen könnten. Und als ihr Blick zu ihm zurückkehrte, war er schon wieder da, seine Augen hatten sie offenbar, während sie sich mit dem Tischnachbar unterhielt, nicht einen Augenblick verlassen, und jetzt, während seine Lippen festgeschlossen aufeinander blieben, war es, als wenn die Augen zu sprechen anfingen, lautlos etwas sagten, etwas, das so ungefähr wie: „Da bist du wieder, und nun kommst du nicht wieder los," klang.

Und wenn sie etwas Derartiges aus der stummen Sprache seiner Augen herauszuhören glaubte, so hatte sie recht gehört, denn das und nichts anderes war es, was Edgar Martisius zu sich sagte, als er wahrnahm, wie sie unter seinem Blick erstarrte und sich loßreißen wollte und nicht losmachen konnte, und zurückkehren mußte zu seinem Blick, wie ein Schiff, das dem Magnetberge entfliehen möchte und widerstandslos darauf hingetrieben wird.

„Da bist du wieder, und nun kommst du nicht wieder los" — auch ihm schlug das Herz im Leibe, aber nicht aus Angst oder Schreck, sondern vor unterdrücktem Jubel. Wie es in ihm aufstand, das dunkle, geheimnisvolle Etwas, der Instinkt, die Kraft, die ihn mit der Sicherheit eines Nachtwandlers vorwärtsgehen und handeln und sprechen lehrte, wenn er auf die Jagd nach Weiberwild, zur Verführung ausging! Dieser schreckliche Instinkt, der ihm vorzeiten, als er noch ein halbreifer Bursche war, gesagt hatte, wie er zu Dienstmädchen, Fabrikarbeiterinnen und Bauermädchen sprechen, wie er sie anfassen und behandeln mußte, wenn sie ihm gehören sollten, der ihm seinerzeit, als Leonore Steinbrecht zu ihm in den Buchladen getreten war, die Worte zugeflüstert hatte, die er ihr zuzuraunen hatte, indem er ihr Lenaus Gedichte in die Hand gab, ihm gezeigt hatte, wie er die zarte Mädchenhand mit unmerklichem Fingerdruck leise, leise zu berühren hatte, und der ihm jetzt das mächtige, reiche, goldene Weib, diese Königin, Königin Semiramis — ah — wie ihm das Blut zum Herzen stieß! Wie ihm die Augen aufloderten in einem Feuer, das ihnen wirklich etwas Bezwingendes, Verschlingendes, wahrhaft Dämonisches, etwas verlieh, an dem man nicht vorbeisehen konnte, auf das man hinblicken, hinstarren mußte, wie gefesselt und gebannt von einer hypnotisierenden Gewalt! Denn es war so — auch diese Frau, diese von den Spitzen der Gesellschaft wie eine Gebieterin umhuldigte Frau, die Beherrscherin ihrer Riesenzeitung, diese Millionärin war auch ein Weib wie andere Weiber, dem Zauber, der von seinen düsteren Augen ausging, ebenso unterworfen wie die anderen. Er besaß ja Frauen gegenüber den hellseherischen Blick, der durch die Wände des Leibes ins Innere dringt; darum sah er ja, wie ihr das Herz im Leibe erzitterte, wie es sich aufbäumen wollte gegen den Unbekannten, den Eindringling, den Frechen, der mit solchen Blicken bei ihr anzupochen wagte, und wie ihr stolzes Herz niedersank und zusammenbrach, so daß sie, statt zu zürnen, nur noch beben konnte, beben mußte, sie, die Stolze, Selbstherrliche, Reiche, Überreiche, vor ihm, dem armen Teufel, dem zeilenschindenden Schriftsteller, der wie ein Lump in lumpiger Wohnung hauste.

Was sich da auftat — was für eine Zukunft sich da auftat — so benommen war er von diesen Gedanken, daß, als nun endlich das Gastmahl zu Ende ging und man vom Tische aufstand, es ihn beinah eine Anstrengung kostete, sich daran zu erinnern, daß er verheiratet war. Großer Gott, ja — das herbe, scharfkantige Ding, das sich an seiner Seite von der Tafel erhob, das war ja seine Frau. Geradezu zum Lachen. Aber eigentlich noch mehr zum Ärgern. Im Schlaraffenlande der Phantasie hatte er geweilt — jetzt kam diese da und mahnte ihn, daß es Zeit war, wieder Bettler zu werden. Sie, die ihn selbst zum Bettler gemacht hatte! Ansprüche an ihn zu richten — Rechte geltend zu machen, das wagte sie? Nicht Ärger nur, es überkam ihn etwas wie Haß. Wenn sie geahnt hätte, wo er mit den Gedanken gewesen war, — ob sie sich vielleicht angemaßt haben würde, ihm dazwischenzutreten? Unwillkürlich glitten seine Blicke über sie hin — ob sie den Gang beobachtet hatte, den seine Blicke während der Tafel genommen hatten? Aber sie sah ihn gar nicht an. In ihren Augen war eine so versteinerte Traumverlorenheit, daß es aussah, als wäre sie ganz, ganz wo anders als neben ihm. Er sah auf den Platz, an dem sie bei Tische gesessen hatte, — wie kahl alles — ein Glas Rotwein hatte sie sich einschenken lassen, und das war zur Hälfte noch voll, und neben ihrem Teller einige Brocken Weißbrot, als hätte die ganze Zeit hindurch jemand an dem Platze gesessen und die Hände in den Schoß gelegt, während alles andere aß und trank. Nicht einmal so viel Temperament also besaß sie, daß sie die gute Gelegenheit, die sich ihr so unverhofft, durch sein Verdienst, jawohl, durch seines, geboten hatte, wahrzunehmen verstand und sich einmal tüchtig satt aß und trank? Nun ja — dann erklärte es sich freilich, daß sie die scheußliche Notlage, in die sie ihn versetzt hatte, mit solcher stumpfen Gleichgültigkeit ertrug, daß sie tagelang in ihrer Kabache sitzen konnte, ohne einmal sich nach ihm umzusehen, ohne zu fragen, wie er das Leben ertrug, das sie ihm eingebrockt hatte. Aber dann sollte man auch gefälligst von ihm nicht verlangen, daß er fürderhin auf diese da Rücksicht nahm, diese Verkörperung von Nüchternheit und Empfindungslosigkeit, sollte anerkennen, daß er einfach eine Pflicht an seinem eigenen Selbst erfüllte, wenn er über sie zur Tagesordnung überging und sich zur Entfaltung seiner Dichterpersönlichkeit einen anderen Luftkreis suchte, als den er bei ihr zu atmen bekam.

Solchen Gedanken hing er nach, während er im Rauchzimmer unter den übrigen Herren saß und sich an den prächtigen Zigarren gütlich tat, die dort in unzähligen Kisten aufgestellt waren. Der Hausfrau sich jetzt aufdringlich nähern — kein Gedanke. Eindrücke wie die vorhin erlebten muß man nicht überstürzen; man muß ihnen Zeit lassen, nachzuwirken. Erst als der allgemeine Aufbruch sich ankündigte, trat er wieder unter die Damen hinaus, um nach der seinigen zu suchen. Ganz irgendwo, in einer Ecke fand er sie; diesmal aber war sie nicht mehr allein; eine von den Nebenredakteurinnen der Zeitung hatte sich zu ihr gesellt, offenbar weil das einsame Frauchen ihr leidtat, und unterhielt sich mit ihr. Worüber sie sprachen, konnte Edgar Martisius nicht verstehen. Die Anwesenheit der anderen aber zwang ihn, ein

freundlicheres Gesicht zu machen, als er es sonst gezeigt haben würde, und so, wie ein korrektes Ehepaar, traten sie vor Frau Schellram, ihr Lebewohl zu sagen. Leonore mit tiefgesenktem Blick, mit eiskalter Hand, mit einem Knix, als wenn sie vor einer Königin versänke; er gleichfalls mit ehrerbietiger Verbeugung, die Augen ebenfalls gesenkt, nur im letzten Augenblick, indem er sich wieder aufrichtete, den sengenden Blick noch einmal wie einen Parterpfeil entsendend und mit seiner schwammig-weichen Hand die beinah männlich feste Hand der Frau umfassend und mit langen, leisen, tastenden Fingern umfühlend und umspinnend.

Und endlich waren die letzten Gäste gegangen, die Redakteure und Redakteurinnen entlassen. Frau Leontine hatte in ihrem Schlafzimmer die Prachtgewandung mit einem bequemen Hauskleide vertauscht, und als sie jetzt ihr Kabinett betrat, wo im Ofenkamin ein behagliches Feuer strahlte, lagen bereits, wie sie es angeordnet hatte, die Nummern der Zeitung mit der Erzählung von Edgar Martisius auf dem Lesetisch. Über den Tisch bog sich die Glühlampe und schüttete ihr grün umsponnenes, weiches Licht auf die weißschimmernden Blätter. Nun war sie allein, nun konnte sie sich setzen, nun konnte sie lesen.

Aber sie setzte sich noch nicht, sie ging im Zimmer auf und ab, ein paarmal. In ihrem Rücken war ein fröstelndes Rieseln, in ihrem Gemüt eine Unruhe. Indem sie auf die Blätter hinblickte, die seine Erzählung enthielten, kam es ihr vor, als wäre er selbst da, und also war sie mit ihm allein. Bei dem Gedanken kam ihr das Zittern wieder, das vorhin in ihrem Innern gewesen war; die Frau, die sich durch das Leben hindurchgekämpft hatte wie ein Held, die, ohne mit der Wimper zu zucken, Entschließungen und Entscheidungen auf sich genommen hatte, von denen ihre ganze Lebensexistenz abhing, fühlte etwas wie Furcht. Denn hier kam etwas, was sie noch nie durchgemacht hatte, etwas Neues. In allem, was geschlechtliches Leben heißt, war sie völlig unerfahren, und Unerfahrenheit im Alter von vierzig Jahren ist eine gefährlichere Lücke in der Rüstung der Persönlichkeit als Unerfahrenheit im Alter von zwanzig.

Die Seele dieser Frau war bis ins tiefste Innere keusch; heute zum erstenmal war es ihr begegnet, daß eine unkeusche Natur, eine Natur, von deren Vorhandensein sie keine Kenntnis, von deren Art sie gar keine Vorstellung besaß, auf sie eingewirkt hatte. Keusche Naturen, denen so etwas zum erstenmal geschieht, erleiden in solchen Augenblicken die Vorempfindung der Vernichtung, des Sterbens.

Und jetzt würde er sprechen. Denn aus einer lebendig geschriebenen Erzählung hört man doch den Erzähler selbst sprechen. Das Dunkle, Unbekannte, das hinter den rätselhaften Augen verborgen lag, würde hervorkommen, Stimme gewinnen, Persönlichkeit werden, denn die Stimme macht doch den Menschen zur Persönlichkeit. Was würde er sagen? Wie würde er sprechen? Würden Ton und Inhalt seines Sprechens auch so über sie herfallen, in sie eindringen wie vorhin sein stummer Blick? Jedenfalls. Wie konnte es anders sein? Und davor zitterte sie. Endlich aber mußte es sein. Sie hatte

noch nie, solange sie lebte, eine Sache, die sie einmal angegriffen, nicht zu Ende geführt — also mußte es sein. Und mit einem Seufzer, wie wenn sie sich zu einer Operation in die Hände des Chirurgen ergäbe, ließ sie sich nieder und griff nach der Zeitung.

Es war tiefe, stille Nacht. In dem weitläufigen Hause, in dem vor kurzem noch das Leben gelärmt hatte, war ein einziges, ganz leises, kaum vernehmbares Geräusch. Das war in Frau Leontine Schellrams Kabinett das knisternde Rauschen des Papiers, wenn sie Seite nach Seite umdrehte und die zu Ende gelesene Nummer auf den Tisch legte. Nur ihre Hände bewegten sich, ihr Körper blieb regungslos, wie der Körper eines Menschen, den scharfe geistige Spannung an seinen Platz heftet.

Die Zeitungsnummern häuften sich, eine auf die andere, jetzt kam die letzte daran, jetzt war auch diese durchgelesen — mit einer lang-langsamen Bewegung legte sie das Blatt zu den übrigen. Dann reckte sie den Leib und atmete auf, als wenn sie die ganze Zeit über atemlos gesessen hätte, — sie war fertig.

Noch einmal sank sie in die Stuhllehne zurück; mit einem sonderbaren, leer-erstaunten Ausdruck ging ihr Blick noch einmal über die Blätter und rund im Zimmer herum — sie war mit der Erzählung fertig und fertig auch mit ihm. Das, was sie da gelesen hatte, war etwas ganz Minderwertiges, eigentlich Wertloses, eine Arbeit, aus der auch nicht ein Funken sprang, ohne einen Tropfen dichterischen, überhaupt nur eigenen Blutes, mühsam zusammengestoppelt nach dem herkömmlichen Rezept, in der eine krasse naturalistische, äußerliche Beobachtung alles ersetzen sollte, was innerliche Anschauung heißt, was den Erzähler zum Dichter macht, ohne jedes eigene Erleben, ohne künstlerischen Abschluß, nur mit den üblichen Gedankenstrichen zu Ende geführt, die so aussehen sollten, als hätte der Verfasser noch eine Menge zu sagen gehabt, während er in Wahrheit überhaupt keinen organischen Leib zu bauen und darum keinen Kopf auf das Werk zu setzen vermocht hatte.

Ganz merkwürdig war ihr zu Mut. Wie auf ein Abenteuer war sie ausgegangen, beinah wie ein Held in der Fabel, der den Lindwurm aufzusuchen geht, und nun sie an die Höhle gelangt war, was —? Irgend etwas ganz Gewöhnliches, jedenfalls aber kein Fasner, der auf geheimnisvollen Schätzen brütete. Mit einem Ruck stand sie auf; mit energischer Hand griff sie die Zeitungsnummern auf, und beinah mit zorniger Bewegung warf sie sie vom Tische, irgendwohin, auf einen Stuhl; fast sah es aus, als hätte sie sie am liebsten in den Papierkorb geworfen. Eigentlich hätte sie sich ja freuen können, daß das Abenteuer so ungefährlich geendet hatte, — aber Enttäuschung ist Enttäuschung.

Dann aber kam ihr das Lächeln wieder; nun würde sie ja ruhig schlafen. Also zu Bett nun, zu Bett — was hatte sie hier noch zu suchen und zu tun.

Sie schlief auch wirklich bald ein, aber sie schlief nicht lange. Gegen Morgen wachte sie auf, jählings, wie man aufwacht, wenn man eine Seelenlast ins Bett mitgenommen hat, wenn man aus körperlicher Ermüdung darüber eingeschlafen ist und die Seele plötzlich den Leib anstößt: „Wach auf!" Aber — eine Seelenlast? Sie hatte sich doch so ruhig, beinah gleichgültig niedergelegt? Und dennoch, als sie jetzt erwachte, fühlte sie sogleich, daß sie nicht

wieder einschlafen würde; es lag auf ihr wie ein Druck, und als ihre Sinne aus der Schlafverworrenheit einigermaßen wieder zusammenkamen, sammelten sie sich zu einem einheitlichen, lastenden Gefühl, und es war ihr als hätte sie einen Verlust erlitten. Was war ihr denn abhanden gekommen? Ein Traum, ein Phantasiebild, die Vorstellung von etwas Wunderbarem, das hinter den geheimnisvollen Augen verborgen sein mußte, in die sie heute Abend geblickt hatte. Und indem sie an die Augen dachte, waren diese plötzlich wieder da; so deutlich, als stände er leibhaftig vor ihr, glaubte sie sie zu sehen. Da war ja etwas Unerklärliches, ein unlöslicher Widerspruch. Daß hinter solchen Augen nichts stecken sollte, das war ja nicht möglich! Da mußte ein Zusammenhang vorliegen, den sie nur jetzt noch nicht übersah, der sich aber sicher einmal erklären würde.

Und darüber fing sie an nachzudenken, leidenschaftlich. Während ihre schlaflosen Glieder sich auf dem Lager hin und her warfen, wälzten sich ihr die Gedanken durch den Kopf. Morgen wollte sie seine Erzählung noch einmal lesen; vielleicht würde sie ihr einen anderen Eindruck machen. Sogleich aber stand ihr unbestechlicher Verstand auf und sagte ihr, daß der Eindruck kein anderer sein könnte als der zuerst empfangene. Wort für Wort hatte sie ja in sich hineingelesen, so daß sie die Geschichte eigentlich auswendig wußte. Wenn es also morgen wieder sein würde, wie es heute gewesen war, was dann? Und indem sie so dachte, waren seine Augen wieder da. Aber — war denn eine Veränderung mit ihm vorgegangen oder hatte sie heute Abend nicht richtig gesehen? Die Augen bohrten, verlangten, befahlen ja nicht; sie flehten, ja, sie flehten um Hilfe? Wahrhaftig, der Mensch lag ihr ja zu Füßen, und ein Gefühl erwachte in ihr, ihr ganzes Innere mit sanfter, beinah süßer Wärme erfüllend. Für tatkräftige Naturen ist Helfen ein köstliches Ding; Gebernaturen werden bestochen, wenn sie geben können. Und diese Frau war beides, eine tatkräftige und eine Gebernatur. Ihm helfen — aber dazu mußte man erst wissen, wo es bei ihm fehlte. Und plötzlich war es wie eine Erleuchtung vor ihrer Seele, so daß sie sich mit einem unwillkürlichen Ausruf im Bette aufrecht setzte: die Frau — ob es die Frau war, unter der er litt? Viel Aufmerksamkeit hatte sie ihr ja nicht geschenkt, immerhin hatte sie sie gesehen; und indem sie sich jetzt ihre Erscheinung wieder vergegenwärtigte, trat sie ihr deutlich vor die Sinne. Die herbe, scharfkantige Persönlichkeit mit den immerfort niedergeschlagenen Augen, den zusammengekniffenen Lippen, mit der kalten Hand, die sich so eisig angefühlt hatte als sie sie in ihre Hand legte, als strömte die ganze Persönlichkeit Frostluft aus. Ja — kein Zweifel — sie war dem Rätsel auf der Spur: die Frau war das Bleigewicht, das an dem Manne hing und ihn am Fliegen hinderte. Wahrscheinlich, wie es ja bei Schriftstellern so häufig vorkommt, eine in frühester, törichter Jugend ohne einen Gedanken an die Zukunft geschlossene Verbindung, die sich im Laufe der Zeiten zu einer Lebenslast auswächst, unter der beide verkommen, der edlere von beiden aber stirbt.

(Fortsetzung folgt.)

Kant als Mensch.

Zu Kants hundertjährigem Todestag (12. Februar 1904).

Von

Erich Adickes.

I.

„Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist: denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es uns beliebte, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat." So spricht J. G. Fichte, und so hat er es erlebt: an sich selbst, wie an den Gegnern, die ihm erstanden.

Und was von ihm gilt, gilt von jedem irgendwie selbständigen Denker. Nur in der geistigen Eigenart des Philosophen findet man den Schlüssel zu seiner Philosophie. Und darum: kein Verständnis der Systeme ohne Verständnis der Individualität derer, die sie schufen.

Es hat einen ganz besonderen Reiz, diese großen Gedankenarchitekten in ihrer Werkstatt aufzusuchen und die Ideen in ihrem Werden zu belauschen. Aber so reizvoll die Aufgabe ist, so groß sind die Schwierigkeiten. Man muß sich in das Innerste der Persönlichkeit versetzen und von da aus die einzelnen Züge verstehen und deuten. Der kalte, prüfende Verstand allein vermag das nicht. Herz und Phantasie müssen zu Hilfe kommen; sie führen aber zugleich Gefahren herbei, denen nur schwer zu entrinnen ist. Bei jeder Charakteristik wird Wissenschaft halb zur Kunst: der logischen Analyse gesellt sich ein intuitives Element, das der Wissenschaft als solcher fremd ist.

Damit greift Subjektivität Platz, das ist unvermeidlich; sie leugnen hieße sich einer verhängnisvollen Selbsttäuschung hingeben. Tatsachen und ihre Deutungen, Prämissen und Folgerungen, Gegebenes und Hypothesen: alles würde durcheinander gemischt, Dichtung und Wahrheit unentwirrbar ineinander geschlungen werden. Je weniger sie sich daher verbirgt, desto besser ist es. Kennt der Historiker ihre Einflüsse, so kann er sie bis zu einem gewissen Grade unschädlich machen, wie der Astronom die Fehler zu eliminieren vermag, deren Quellen er durchschaut.

In doppelter Weise macht die Subjektivität sich geltend. Einmal in allen Werturteilen. Die Maßstäbe, nach denen wir diese fällen, sind Ideale, die das zum Ausdruck bringen, was uns als das Höchste erscheint: nicht in Menschen und Ereignissen gefunden, sondern von uns in sie hineingetragen. Zweitens, wie gesagt, in der Charakteristik selbst. So wenig ein Dramatiker rein objektiv sein kann, auch dann nicht, wenn er eine historische Persönlichkeit nicht umdichten, sondern nur nachdichten will, so wenig vermag es der Historiker. Auch seine Charakterschilderung wird nie ein bloßes Abbild des Urbildes sein; es muß erst durch seine Seele hindurch, und diese allein ist es, die dem Gemälde den Farbenschmelz verleiht.

Die Schwierigkeiten häufen sich, wenn das Porträt nicht nach dem Leben entworfen werden kann, wenn das Original einer vergangenen Zeit angehört mit anderem Empfinden und Denken, und vor allem, wenn die Nachrichten nur spärlich fließen. Da scheint man sich in einem circulus vitiosus zu drehen, aus dem es kein Entweichen gibt: die Lücken sollen ergänzt werden auf Grund einer Totalauffassung, und doch ist für diese keine andere Unterlage möglich als eben jenes lückenhafte Material.

Auch hier kann wieder nur eines retten: Intuition. Es kommt alles auf die Fähigkeit an, sich in die fremde Individualität hineinzufühlen, sich ihr zu verähnlichen. Stehen dann nur gewisse Hauptpunkte fest, so fällt von ihnen oft helles Licht auch auf das, was vordem in tiefem Dunkel lag, verwischte Züge werden enträtselt, Einzelheiten — scheinbar bedeutungslos — fügen sich aneinander zu ausdrucksvollem Ganzen, halb Verschollenes gewinnt feste Gestalt.

Alle diese Vorbehalte und Bedenken werden von großer Wichtigkeit hier, wo es sich darum handelt, ein Bild von Kant als Menschen zu entwerfen: ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Todestag.

Auch bei ihm führt der Weg zu seiner Philosophie nur durch seine Persönlichkeit. Aber leider hat er unter seinen Freunden und Bekannten keinen kongenialen Biographen gefunden. Mehrere Skizzen wurden bald nach seinem Tode veröffentlicht; die relativ bedeutendsten stammen von L. E. Borowski, R. B. Jachmann und Wasianski her (im folgenden als B., J., W. zitiert). Borowski war mit Kant lange Jahre befreundet, scheint ein bedeutender Kanzelredner und eine Seele von Mensch gewesen zu sein, war seinem Königspaar in Tagen schwerster Not geistlicher Berater und Tröster, aber nicht geschaffen zum Biographen Kants. Jachmann hing mit großer Liebe an seinem Lehrer, vermochte aber leider diesem Gefühl keinen andern Ausdruck zu geben, als daß er breit, affektiert, phrasenhaft und in zahlreichen Übertreibungen von Kant spricht. Wohltuend sticht dagegen die treuherzige, schlichte, bescheidene Einfachheit in Wasianskis Erzählung ab. Er war in Kants letzten Jahren der ihm Nächststehende: sein Hausfreund, Geschäftsträger und nachher sein Testamentsvollstrecker. Seine Mitteilungen sind die glaubwürdigsten; leider beziehen sie sich der Hauptsache nach nur auf die letzten Lebensjahre.

Daneben sind nur noch R. Reickes „Kantiana" (1860) erwähnenswert. Es ist da eine von Professor Wald am 23. April 1804 gehaltene Gedächtnis-

rede veröffentlicht, sowie schriftliche Mitteilungen, mit denen Kollegen und Freunde Wald auf seinen Wunsch unterstützt hatten (als K. zitiert).

Zu diesen Schriften *über* Kant treten seine *eigenen* Werke und Briefe, sein handschriftlicher Nachlaß, sowie Nachschriften nach seinen Kollegs. Von Kant dem Denker gilt es Rückschlüsse zu ziehen auf Kant den Menschen. Manche Äußerungen lassen tiefe Blicke tun in seine ganze Lebensauffassung. Und seine Ideale verraten, was seinem Herzen lieb und wert war; sie geben die Ziele an, auf die seine innerste Willensrichtung ihn hindrängte.

Das sind die Bausteine, die zu einer Charakteristik Kants zur Verfügung stehen. Und nun ans Werk!

II.

Will man eine Persönlichkeit verstehen, zumal eine bedeutende, so muß man die Logik beiseite lassen und beherzigen, daß nicht nur Irren, sondern auch Sich-selbst-widersprechen menschlich ist. So häufig und gern panegyrische Schilderungen an ihren Helden große innere Harmonie rühmen, so selten ist sie in Wirklichkeit. Darf man wünschen, es würde anders? Wären je in einem Menschen alle Gegensätze ausgeglichen, so fehlte ihm ein Haupthebel der Entwicklung. Und oft würde ein fauler Friede schmählich erkauft durch Unwahrhaftigkeit gegen sich selbst. *Πόλεμος πατὴρ πάντων.* Gerade das Gegeneinander der verschiedenen Kräfte, ihr wechselndes Siegen und Unterliegen bringt höchstes geistiges Leben hervor. Ewiger Wahrheit teilhaftig sein, leidloser Freude, innern Gleichgewichts, frei von Widersprüchen und Kämpfen: das geht weit über Menschenlos.

Auch in Kants Persönlichkeit finden wir auseinanderstrebende Tendenzen. Und zwar ist, wie so oft, der Unterschied zwischen *Verstand und emotionaler Seite* (Fühlen und Wollen) von grundlegender Bedeutung.

Er deckt sich großenteils mit einem zweiten, welcher in der Menschheit als Ganzem wie in fast jedem Einzelnen eine wichtige Rolle spielt. Der Rundschauleser kennt ihn aus meinem Aufsatz: „Die Ganzen und die Halben: zwei Menschheitstypen" (Deutsche Rundschau 1900, August). Als *Absoluten* bezeichnete ich hier den, der etwas Letztes, Unbedingtes, Feststehendes bedarf, an das er sich halten kann; sei es eine äußere Autorität oder eine innere Stimme, ein Vorurteil oder ein Ideal: auf jeden Fall erscheint es ihm als über alle Prüfung erhaben; Einwürfe dagegen und Kritik finden kein Verständnis bei ihm. Urteilen und Meinen, Werten und Handeln: alles baut sich auf Grundlagen auf, die ihm als unerschütterlich gelten. Ein solch Unbedingtes, absolut Feststehendes gibt es dagegen für den *Relativisten* überhaupt nicht. Alles, auch die ehrwürdigsten Anschauungen und Sitten, sind geworden, haben ihre Bedingungen, können genetisch erklärt und damit begriffen, aber auch kritisiert werden. Ja, sie müssen es! Und durch nichts darf man sich von dieser Prüfung abhalten lassen: nicht durch Gefühle oder Kindheitserinnerungen, nicht durch Stimmungen noch durch die Angst, geliebte Illusionen zu verlieren.

Kant ist Relativist in seinem intellektuellen Habitus, ein Absoluter dagegen seiner emotionalen Seite nach (der Kürze wegen brauche ich dafür

weiterhin auch den Ausdruck „Willen“, ohne mich damit zu Schopenhauers Ansichten bekennen zu wollen). Kants Verstand ist gewandt, beweglich, allen Anregungen offen, dem Paradoxen geneigt, nachsichtig; vor keiner Konsequenz schreckt er zurück, keinen Gedanken unterdrückt er als zu gefährlich, nichts darf sich seiner Kritik entziehen wollen; er liebt Seitensprünge, liebt spielenden Witz und sprudelnde Laune. Sein Wille dagegen ist schwerfällig, pedantisch, finster, rigoros, fast fanatisch; er hält sich innerhalb fester Bahnen, sieht nicht rechts, sieht nicht links, scheut alles Auffallende; sein Werten und Wünschen schwankt nicht unsicher hin und her: worauf er sich einmal festlegt, das wird ihm zum Noli me tangere; bevor der Intellekt mit seinen Urteilen kommen kann, hat er schon seine Vorurteile errichtet, damit sie ihm als Wegweiser dienen.

Jener würde in einem heiteren, melodienreichen Rondo oder kecken Scherzo seinen musikalischen Ausdruck finden, dieser in einem wuchtigen Grave, einer ernsten Fuge oder einem schwermutsvollen Adagio.

Ich führe zunächst die Andeutungen über den intellektuellen Relativismus weiter aus.

Kant teilt das obere Erkenntnisvermögen in Verstand, Urteilskraft und Vernunft. Der Verstand ist das Vermögen der Begriffe: er muß sie zergliedern, verbinden, angemessen und abgemessen machen und so zu logischer Vollkommenheit bringen. Die Urteilskraft hat die Aufgabe, den Einzelfall unter die Regel zu subsumieren; dazu ist nötig, daß sie die verschiedenen Arten des Besonderen gründlich voneinander unterscheide. Die Vernunft ist das Vermögen der Grundsätze, der Ideen: sie hat stets das Ganze, das Unbedingte im Auge, ein ideales Höchstmaß von Vollkommenheit und Größe, das in der Wirklichkeit nie erreicht werden kann.

Entkleidet man diese Gedanken ihrer scholastischen Form, so bezeichnen sie tatsächliche Verhältnisse und haben Geltung für alle Zeiten. Die Dreidimensionalität des menschlichen Intellekts kommt in ihnen zum Ausdruck: Schärfe, Gründlichkeit, Tiefe. Wie die gerade Linie ohne Biegungen und Umwege auf ihren Zielpunkt zueilt, so soll der Geist die Nebelschleier durchdringen, die Vorurteile zerstreuen und seinen Gegenstand scharf erfassen. Dann muß er in die Breite gehen und die ganze Ebene, in der sein Problem liegt, nach allen Seiten gründlich erforschen. Schließlich heißt es: sich in die Höhe schwingen, um weite Umschau zu halten, in die Tiefe hinabsteigen, um zu den Prinzipien vorzudringen, und so jede Einzelheit in den großen Zusammenhang der letzten Welt- und Lebensfragen stellen.

Häufig sind die Fälle, wo eine oder zwei dieser Gaben auf Kosten der andern ausgebildet sind. Kant besaß alle drei in hervorragendem Maß. Und außerdem noch das, was er als Sagazität bezeichnet und zu den besonderen Talenten des Erkenntnisvermögens rechnet, die nicht durch Unterweisung ausgebildet oder übertragen werden können. Es ist jene Naturanlage, die den Gelehrten erst zum Forscher macht, und die bei den Heroen der Wissenschaft sich zum Genie steigert.

Das ist die eine Seite von Kants Intellekt, die ihn zu ernster wissenschaftlicher Arbeit ruft. Aber auch Witz, Scherz und Humor sind sein Lebenselement.

Er liebt es, Witz und Urteilskraft einander gegenüberzustellen: Witz ist leichtsinnig, Urteilskraft bedenklich; jener erfinderisch, frei und dreist, hascht nach Einfällen, belustigt; diese kritisch, beschränkt und bescheiden, strebt nach Einsichten, befriedigt. — Also zwei Eigenschaften, die sich, wie es scheint, von Grund aus widerstreiten: Kant vereint beide in sich. Das zeigen seine Schriften. Neben den großen systematischen Werken, in denen er mit einer Welt von Problemen ringt, wo sein Scharfsinn subtil, seine Tiefe grüblerisch wird, wo er mit erstaunlicher Energie und Ausdauer ein System aufführt, dessen Begriffe, für die Ewigkeit geprägt, alles dem Menschen mögliche Wissen eisern umklammern sollen — neben ihnen stehen Hors-d'œuvre, die wahre Kabinettstücke köstlichen Humors, heiterer Laune, ergötzlicher Satire enthalten. Ich brauche neben den „Träumen eines Geistersehers" (1766) nur die „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (1764) zu nennen. Kant zeigt sich hier als würdigen Schüler der Engländer, eines Shaftesbury und Hume. Wie sie tritt er als ein Mann von Welt auf, der für die Welt schreibt. Den größten der damaligen deutschen Stilisten darf man ihn an die Seite stellen. Seine Schreibart ist nicht nur klar und gewandt, sondern auch anregend, geistreich, voll feiner Antithesen. Hätte er nicht 1769 das Problem seines Lebens gefunden, so hätten wir zwar kein kritisches System bekommen, aber vielleicht eine Anzahl kleinerer philosophischer Schriften, die in Aufbau, Stil und Darstellungsart Kunstwerke gewesen wären. Ein Schopenhauer vor Schopenhauer!

Noch mehr als in den Schriften hatte natürlich in den Vorlesungen und im täglichen Verkehr seine launige Ader Gelegenheit hervorzutreten. Die erhaltenen Kollegnachschriften zeigen das an manchen Stellen; noch öfter lassen sie es ahnen. Auch Herder bezeugt es für die Jahre, wo er Kants Schüler war (1762—1764). In seinen Briefen zur „Beförderung der Humanität" singt er das Loblied seines Lehrers: „Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang."

Gegen die „Jagd auf Witzwörter (bons mots)" und Wortspiele hat Kant stets eine große Abneigung gehabt. Sie mache seichte Köpfe (meinte er), ekle den Gründlichen an, und der Witz werde dabei auf die Folter gespannt. Weshalb er auch an den Schriften Rabelais' und des Abtes Trublet kein Gefallen finden konnte (Anthropologie § 53). Auch ist er nie ein Witzling oder ein Klügling gewesen: er hat weder je „vom Witz Profession gemacht" noch „mit der Urteilskraft paradiert".

Kants Sinne waren scharf (J. 154—55). Offnen Auges trat er Personen und Dingen entgegen, erfaßte leicht ihr Wesen, ging aber auch an kleinen Zügen und Äußerlichkeiten nicht achtlos vorüber, die der Vorstellung erst ihre Anschaulichkeit geben und das Bild zu einem farbensatten machen. Wie fein er zu beobachten wußte, wie eindringend seine Menschenkenntnis war, beweisen seine Schriften.

Und der Mann subtilster Abstraktion ist zugleich groß als empirischer Naturforscher: für die kosmologische Betrachtung wie für die Erklärung

atmosphärischer Erscheinungen eröffnet er neue Wege, in den Details der werdenden Chemie ist er zu Hause, er liest über Mathematik und Physik, über Mechanik, Hydrostatik, Hydraulik und Aerometrie, über Mineralogie und vielleicht sogar über Fortifikation und Pyrotechnie. Derselbe Philosoph, dem man nicht ohne Grund an manchen Punkten leere Begriffsspielerei und -Wühlerei vorwerfen kann, gebietet über eine Fülle konkreten Materials, und mitten in den trockensten Schriften bricht oft lebendigste Anschaulichkeit hervor.

Etwas bald ins Gedächtnis fassen, sich leicht worauf besinnen und es lange behalten sind nach Kant die formalen Vollkommenheiten des Gedächtnisses (Anthropol. § 32). Aber nur selten, setzt er hinzu, sind diese Eigenschaften beisammen. Bei ihm waren sie es. Chr. Jk. Kraus (der beste Kopf an der damaligen Königsberger Universität nach Kant, von diesem sehr geschätzt als Mensch, Gelehrter, Denker, und sogar Kepler an die Seite gestellt) berichtet: „Kants Gedächtnis war unglaublich groß. Nie machte er sich Exzerpte, sondern verließ sich bloß auf seinen Kopf" (K. 16). Noch als Greis konnte er lange deutsche und lateinische Gedichte, vor allem witzige, zur Erheiterung der Gesellschaft zitieren. Mit seinem starken Gedächtnis hing es zusammen, daß er einer großen Bibliothek nicht bedurfte: nur etwa 500 Bücher, darunter sehr viele kleine Broschüren und viele Dedikationsexemplare von Werken, die sein System betrafen, fanden sich bei seinem Tod vor; unter den aus früheren Jahren stammenden Schriften waren mehr mathematische und physische als philosophische (K. 56).

Von der Welt war ihm nur ein kleines Stück bekannt. Er hat die physische Geographie in den Kreis akademischer Disziplinen eingeführt und ist doch nie über seine Heimatprovinz hinausgekommen. Die Ostsee sah er bei Pillau. Aber Berg und Tal, Felsgestein und Abgrund, Vulkan und Gletscher, Weltmeer und Inseln, den blauen Himmel des Südens oder gar tropische Farbenpracht: alles das kannte er nicht aus eigener Erfahrung. Es täuschte auch nicht, wie heute, eine unübersehbare Masse von Abbildungen über Raum und Zeit hinweg. Da war die Schärfe seiner sinnlichen Eindrücke in Verbindung mit seinem umfassenden Gedächtnis von der größten Bedeutung für ihn. Letzteres stellte ihm bei der Lektüre von Beschreibungen und Schilderungen lebhafte sinnliche Vorstellungen zur Verfügung, so daß, was er las, für ihn alsbald die Form konkreter Bilder annahm. Diese bewahrte das Gedächtnis treu, mit ihnen zugleich eine Menge von Einzelbestimmungen, die das Gelesene bot. So erschuf seine Phantasie ihm aus einem engbegrenzten Material durch Variation und verschiedenartige Kombination eine Fülle mannigfacher Anschauungen. — Die Legende erzählt, er habe einst in Gegenwart eines geborenen Londoners die Westminsterbrücke mit allen Details so genau geschildert, daß der Engländer ihn fragte, wieviel Jahre er in London gelebt und ob er sich besonders der Architektur gewidmet habe (J. 19).

So einten sich in Kants Intelligenz hervorragende Gaben zu einem Ganzen, das geschaffen war, Großes hervorzubringen. Und er hat es verstanden, aus diesem Rohmetall eine scharfe, blinkende Waffe zu schmieden und die Waffe glänzend zu führen. Rein intellektueller Art waren seine Haupt-

genüsse. Im Forschen und Wahrheitsstreben fand er volles Genüge, und keine Familienbande hinderten ihn daran, sich diesem Dienst ganz zu weihen; freilich ging ihm damit auch die innere Bereicherung verloren, die im Eheleben aus dem Verhältnis zu Weib und Kind quillt. Lektüre, Vorlesungen, produktive Tätigkeit und geselliger Verkehr füllten seine Tage aus. Kraus erzählt: „Kant las unbändig viel, nämlich ungebunden aus dem Buchladen. Daher wohnte er lange Jahre bei Kanter's [Buchhändler], um nur an der Quelle aller neuesten Bücher zu sein." „In dem jedesmaligen halbjährigen Meßkatalog strich er sich, sowie er ihn bekam, fast alle Reisebeschreibungen, chemische und physische und andere Schriften, die von seiten der Verfasser etwas Lehrreiches erwarten ließen, an, und so las er nun alles der Reihe nach durch und war gewöhnlich lange vor Ausgebung des neuen Katalogs, mit dem er es ebenso machte, fertig. Bei seinem Schreiben hatte er immer ein neues, ungebundenes Buch neben sich liegen, in welches er, wenn der Geist ermüdete, von Zeit zu Zeit hineinsah, um sich wieder zum Meditieren und Schreiben zu erholen." „Die originalsten Autoren, wie paradox sie auch sein mochten, waren seine Lieblingsautoren. Denken und wo möglich immer was Neues, die gewöhnlichen Begriffe Überflügelndes denken war für seinen regen Geist Bedürfnis. Daher seine Liebe für alle, wenn auch noch so paradoxen Schriften" (K. 16. 18. 15).

Unter allen Bekannten und Freunden Kants wäre Kraus der geeignetste gewesen, eine Charakterschilderung von ihm zu entwerfen. Seine Mitteilungen zeigen, daß Kants Intellekt seiner ganzen Tendenz nach ein rein relativistischer ist. Herder bestätigt es in seinen Humanitätsbriefen: „Nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vorurteil, kein Namensehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit."

Für Kant gab es keine Autorität irgendwelcher Art, vor der sein Intellekt sich gebeugt hätte. Bezeichnend ist das Motto aus Seneca, welches der Dreiundzwanzigjährige seiner Erstlingsschrift vorausschickt: „Nihil magis praestandum est, quam ne pecorum ritu sequamur antecedentium gregem, pergentes, non qua eundum est, sed qua itur." Und im Anfang der Vorrede wird die Hoffnung ausgesprochen, der menschliche Verstand habe sich jetzt „der Fesseln glücklich entschlagen, die ihm Unwissenheit und Bewunderung ehemals angelegt hatten. Nunmehro kann man es kühnlich wagen, das Ansehen der Newtons und Leibnitze für nichts zu achten, wenn es sich der Entdeckung der Wahrheit entgegensetzen sollte".

Was sich in diesen und vielen andern, ähnlichen Worten ausspricht, ist die Überzeugung, daß Irrtümer dazu da sind, um widerlegt, Vorurteile, um zerstreut zu werden, daß es kein Dogma gibt, das nicht kritisiert, nichts Sakrosanktes, das nicht von allen Seiten her geprüft werden dürfte und — müßte.

Unter Kants intellektuellen Freuden spielte eine nicht unwichtige Rolle die geſellige Unterhaltung: er liebte und suchte sie als beste Erholung von ernster Arbeit. Reiche Kenntnisse, Unterhaltungsgabe, heitere Laune, liebenswürdiges Wesen, feine Lebensart machten ihn zu einem vielbegehrten Gesellschafter. Er vermied in der Unterhaltung schwere philosophische Themata

(vor allem in späteren Jahren solche, die sein eignes System betrafen) und bevorzugte für seinen Umgang durchaus nicht die Gelehrten. Im Gegenteil, seine vertrautesten Freunde scheinen zwei aus England gebürtige Großkaufleute, Green und Motherby, gewesen zu sein, und noch mehrere andere Männer des praktischen Lebens gehörten zu seinem näheren Verkehrskreis. Aber auch mit den Großen der Welt wußte er umzugehen. Einmütig rühmen die Berichterstatter sein gewandtes Benehmen, seinen edlen, freien Anstand, sein feines Gefühl für das Schickliche, seine Fähigkeit, mit jedem in der Unterhaltung den rechten Ton zu treffen. So war er ein gern gesehener Gast bei den „Spitzen" Königsbergs, in adligen wie in Bürgerhäusern. Besonders viel verkehrte er in der gräflich Keyserlingschen Familie, die seit 1772 sich meistens in Königsberg aufhielt. Die geistreiche Gräfin fand an seiner Gesellschaft „so ausnehmend Geschmack", daß er gewöhnlich „auf der Ehrenstelle" unmittelbar neben ihr saß (K. 60). Dort sah Elise von der Recke ihn oft, „so liebenswürdig unterhaltend, daß man nimmer den tief abstrakten Denker in ihm geahnet hätte". In ihrer Skizze von C. F. Neanders Leben und Schriften (1804, S. 109—10) erzählt sie, sogar abstrakte Ideen habe er in ein liebliches Gewand zu kleiden gewußt; „anmutsvoller Witz stand ihm zu Gebote; und bisweilen war sein Gespräch mit leichter Satire gewürzt, die er immer mit der trockensten Miene anspruchslos hervorbrachte". Jachmann behauptet sogar, mehrere ihm bekannte Männer hätten Kants Tischgespräche jedesmal, ebenso wie vordem seine Vorlesungen, zu Hause aufgezeichnet und ausgearbeitet (J. 140).

Es ist erklärlich, daß Kant, ohne es zunächst zu wollen und zu erstreben, leicht zum Mittelpunkt jeder Gesellschaft wurde; er pflegte in kleineren Kreisen das Wort zu führen und begegnete nur selten offnem Widerspruch, weil sein Gegner dabei meistens den kürzeren zog. Er war in seinen besten Jahren der geistreichste Causeur Königsbergs, und auch in den Zirkeln der Pariser Enzyklopädisten würde er es in Geistesgegenwart, Scharfsinn, Esprit, Leichtigkeit der Unterhaltung mit jedem aufgenommen haben.

Sein Intellekt ist der eines Sanguinikers. Kant selbst schildert diese Art Leute als scherzhaft, aufgeräumt, gute Gesellschafter, die andere belustigen und Freude suchen in sich und um sich.

III.

Seiner emotionalen Seite nach dagegen ist er zur Melancholie gestimmt. In den „Beobachtungen" hat er das Bild dieser Gemütsverfassung mit besonderer Vorliebe ausgeführt; viele Einzelzüge, die er dabei verwendet, entstammen — wiederholt ist schon von andern darauf hingewiesen — seiner eignen Erfahrung. Einige bezeichnende Sätze führe ich an: „Die echte Tugend aus Grundsätzen hat etwas an sich, was am meisten mit der melancholischen Gemütsverfassung im gemilderten Verstande zusammenzustimmen scheint . . . Der, dessen Gefühl ins Melancholische einschlägt, hat vorzüglich ein Gefühl für das Erhabene. Selbst die Schönheit, für welche er ebensowohl Empfindung hat, muß ihn nicht allein reizen, sondern, indem sie ihm zugleich Bewunderung einflößt, rühren. Der Genuß der Vergnügen ist bei ihm ernsthafter, aber um

deswillen nicht geringer. Sein Wohlbefinden wird eher Zufriedenheit als Lustigkeit sein. Er ist standhaft. Um deswillen ordnet er seine Empfindungen unter Grundsätze . . . Seine Standhaftigkeit artet auch zuweilen in Eigensinn aus . . . Wahrhaftigkeit ist erhaben, und er haßt Lügen oder Verstellung. Er hat ein hohes Gefühl von der Würde der menschlichen Natur. Er schätzt sich selbst und hält einen Menschen für ein Geschöpf, das da Achtung verdient. Er erduldet keine verworfene Untertänigkeit und atmet Freiheit in einem edlen Busen. Er ist ein strenger Richter seiner selbst und anderer." Und die Anthropologie (§ 87) fügt noch hinzu: „Er verspricht schwerlich, weil ihm das Worthalten teuer, aber das Vermögen dazu bedenklich ist."

Es ist der eigne Gemütszustand, den Kant in diesen Worten schildert. Da ist kein Zug, den man nicht aus seinen Schriften und den Berichten seiner Freunde vielfältig belegen könnte.

So ist beispielshalber die Wahrheitsliebe gerade diejenige Tugend, die er in seinen ethischen Werken den Menschen am dringendsten ans Herz legt. Er verwirft jede Lüge, sei es auch die scheinbar unschädlichste Notlüge, auf das entschiedenste als eine schwere Verletzung der Pflicht gegen andere sowohl als gegen sich selbst, als eine Herabsetzung der Würde der Menschheit in der eigenen Person. Gegen Benj. Constant sucht er 1797 in einem besonderen Aufsatz die Richtigkeit des „vermeinten Rechts, aus Menschenliebe zu lügen", nachzuweisen und verteidigt ausführlich die schon früher von ihm geäußerte Ansicht, daß es ein Verbrechen sei, den Mörder zu belügen, der einen in mein Haus geflüchteten Freund verfolgt und mich fragt, ob dieser sich dort versteckt halte; koste meine Wahrhaftigkeit dem Freund das Leben, so sei das ein bedauerlicher Zufall, dessen Möglichkeit mich aber auf keinen Fall hindern dürfe, meine Pflicht zu tun. Extremster Rigorismus: regnet veritas et pereat mundus! — Im Zusammenhang damit steht Kants Abneigung gegen die Beredsamkeit. Sie war ihm nichts als die Kunst, zu überreden, den Zuhörer zu beschwatzen und zu überlisten.

Er selbst blieb bei dem, was er einmal versprochen hatte, mit unerschütterlicher Festigkeit. „Sein Wort war mehr wert als Eidschwüre anderer." Auch in den letzten Jahren des Marasmus senilis bedurfte es bei Vorschlägen, die von Wasianski ausgingen und Kant zwar nützlich, aber unbequem waren, nur seiner einmaligen Einwilligung — „und der sehnlichste Wunsch war vernichtet" (W. 105). Strengste Wahrhaftigkeit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit auch in kleinen Dingen galten ihm als Grundvoraussetzung für jeden näheren Verkehr (W. 124—27).

Es war ihm innigstes Bedürfnis, sein Tun und Lassen, Wollen und Fühlen festen Ordnungen einzufügen und von ihnen sich gleichmäßig ruhig und sicher leiten zu lassen. Seine Lebensweise war streng geregelt. Für die späteren Jahre berichtet Wasianski (19—41) darüber: Fünf Minuten vor fünf Uhr morgens weckt der Diener Lampe, Punkt fünf sitzt Kant am Teetisch, raucht dabei eine Pfeife (die einzige am ganzen Tag) und überdenkt den Stoff für Kollegien und Bücher; dann von sieben Uhr ab Vorlesungen und schriftstellerische Arbeiten; um dreiviertel auf eins ruft er der Köchin zu: „Es ist

dreiviertel!", worauf diese mit einer Flasche (Magenwein, Ungar oder Bischof) erscheint; Kant gießt sich im Speisezimmer ein halbes Glas davon ein (den „Schluck", den er nach der Suppe zu nehmen pflegt) und bedeckt es mit Papier, um das Verrauchen zu hindern; mit dem Schlag eins wird gegessen; jede Verzögerung empfindet er sehr unliebsam; im Studierzimmer beim Empfang der Gäste ist das Wetter Hauptthema; Tagesereignisse und Politik dürfen erst bei Tisch besprochen werden, und zwar ein Gegenstand nach dem andern, jeder in gründlicher Debatte; zwischen vier und fünf wird meistens die Tafel aufgehoben, es folgt ein einsamer Spaziergang; die Zeit von sechs bis zehn ist der Lektüre und dem Überdenken der Arbeiten des folgenden Tages gewidmet; um zehn geht Kant zu Bett, entkleidet sich aber nur so weit, „daß er in jedem Augenblick, ohne verlegen zu werden oder bei seinem Aufstehen andere verlegen zu machen, erscheinen" kann. Oft ließ er bei Tisch mit einem gewissen Stolz den Diener bezeugen, daß es an keinem Morgen nötig gewesen sei, ihn zweimal zu wecken, — und Lampe diente ihm mehr denn 30 Jahre!

Diese Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit artete oft — und je länger, desto mehr — in Pedanterie aus, worüber schon zu seinen Lebzeiten viele Sagen umgingen. Einigermaßen verbürgt, weil Wasianski (29 30) sie erzählt, ist die Geschichte mit dem Löbenichtschen Turm: Abends in der Dämmerung pflegte Kant still zu meditieren und nahm dabei Winter und Sommer seine Stellung am Ofen; sein Blick ruhte dann unverwandt auf dem durch das Fenster sichtbaren Turm, und „er konnte sich nicht lebhaft genug ausdrücken, wie wohltätig seinem Auge der für dasselbe passende Abstand dieses Objekts sei"; nun aber wuchsen im Nachbargarten Pappeln empor und verdeckten den Turm; Kant wurde in seinem Nachdenken gestört und ruhte nicht eher, als bis der Nachbar ihm die Gefälligkeit erwies, die Baumwipfel kappen zu lassen. — Bei engstem Verkehr, wie mit seinem Freunde Motherby, bei dem er regelmäßig die Sonntage speiste, legte er doch Wert darauf, jedesmal besonders eingeladen zu werden; dieselbe Gefälligkeit erwies er seinen Gästen; z. B. wurde Professor Kraus, der jahrelang täglich bei ihm aß, jeden Morgen noch eigens durch den Bedienten gebeten (J. 148). — Im Alter beunruhigte es ihn schon, wenn Schere oder Federmesser um einige Zoll verlegt oder auch nur in ihrer gewöhnlichen Richtung verschoben waren; größere Änderungen gar in der Ordnung seines Zimmers störten ihn so sehr, daß sie schleunigst wieder rückgängig gemacht werden mußten (W. 115). — Der Angewohnheiten, welche die Anthropologie (§ 10) in der Regel verwerflich findet, brachten die zunehmenden Jahre eine große Menge.

Originalitätssucht, jedes Heraustreten aus den festen, durch Sitte und Institutionen vorgezeichneten Formen, oder, wie er es gern nannte, jede Singularität war ihm verhaßt. Sein Grundsatz war: lieber ein Narr in, als außer der Mode. Auf geschmackvolle Kleidung legte er Wert: in der Wahl der Farben zu Rock und Weste müsse man sich genau nach den Blumen richten, da die Natur nichts hervorbringe, was dem Auge nicht wohltue; so gehöre, wie die Auriceln zeigten, zu einem braunen Oberkleid eine gelbe Weste (W. 118 19. J. 108—12). Anstand und Schicklichkeit waren für ihn wichtige,

lebensvolle Begriffe. Zeit seines Lebens hat er sich, wie seine Aufzeichnungen beweisen, damit abgequält, für den Geschmack eine gewisse beschränkte Allgemeingültigkeit zu deduzieren. Für den „ästhetischen Egoisten", der auf den eignen Geschmack pocht und sich um den anderer nicht kümmert, hat er nur Worte des Bedauerns oder herben Spotts.

Noch viel wichtiger aber als im äußern Dasein waren ihm feste Ordnung und ein gleichmäßiger ruhiger Verlauf in seinem Gefühls- und Willensleben. Seiner ganzen emotionalen Anlage nach steht er in scharfem Gegensatz zum Augenblicksmenschen, der nach jedem Schmetterling hascht, der jede Blume pflücken muß, die er vom Wege aus blühen sieht, mögen darüber auch teure Güter verloren gehen. Kant bevorzugte die dauernden Werte: seine Natur drängte ihn, vorübergehende Bedürfnisse den bleibenden unterzuordnen; er bedurfte allgemeingültiger Maßstäbe, um an ihnen sich orientieren zu können.

Es zeugt nicht von tiefem Blick, wenn Jachmann (67) behauptet, Kants Charakterfestigkeit, Selbstbeherrschung und Seelenstärke seien „ganz ein Werk der Kunst" gewesen und „gerade durch die natürliche Weichheit und Nachgiebigkeit seines Herzens veranlaßt" worden; er sei von Natur geneigt gewesen, immer dem ersten Eindruck zu folgen, habe aber dadurch oft wider seinen eigentlichen Willen gehandelt und die Folgen seiner Nachgiebigkeit unangenehm empfunden.

Gewiß muß man Kant zu den großen Selbsterziehern zählen. Aber Selbsterziehung ist unmöglich, wenn nicht die Anlage dazu dem Menschen als Mitgift der Natur in die Wiege gelegt ist. Am häufigsten findet sie sich beim melancholischen Temperament (wie Kant es auffaßt) mit seinem Ernst, seiner Tiefe, Sammlung, Festigkeit. Zwei Arten von Menschen sind zur Selbsterziehung vorzugsweise prädisponiert. Einmal die, in denen eine kräftige Tendenz das Bewußtsein ganz füllt, Verwandtes in ihren Dienst nimmt, Widerstrebendes niederzwingt; hierher gehören Asketen, Märtyrer, viele Helden des Schwertes wie des Geistes, aber auch machtvolle Verbrechergestalten, bei denen die Selbsterziehung nur tiefer ins Böse hineinführt bis zur prinzipiellen Negation des Guten. Auf der andern Seite die, bei denen gewaltige Leidenschaften und herrische Triebe überhaupt fehlen oder wenigstens dem einen, größten Bedürfnis nach Selbstbeherrschung und praktischer Freiheit sich unterordnen.

Kant war von der letzteren Art. Wild aufflackernde Begierden, starke sinnliche Instinkte, ungestüme Affekte, berechnende Leidenschaften, wie Rachsucht, Habgier, Ehrsucht, waren ihm von Natur fremd. Um so mehr machte sich in ihm das Bedürfnis geltend, überall Herr seiner selbst zu sein und die stetige Entwicklung seines Innenlebens nicht durch Stimmungen und Einflüsse des Augenblicks beirren zu lassen. Trotzdem wird er selbstverständlich auch in spätern Jahren dann und wann dem ersten Eindruck gefolgt sein: dafür war er Mensch. Aber sofort wird auch jene ursprüngliche tiefste Tendenz sich dagegen empört haben als gegen eine unwürdige Knechtschaft.

Die Anlage zum Charakter ausbilden half die pietistische Erziehung der Jugendjahre mit ihrem heiligen Ernst, ihrem Sinn für die Besonderheit des einzelnen Zöglings und die Macht der Gewohnheit.

Dazu kam sein körperlicher Zustand. Im Schreiben an Hufeland „von der Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein“ (1798) heißt es: „Ich habe wegen meiner flachen und engen Brust, die für die Bewegung des Herzens und der Lunge wenig Spielraum läßt, eine natürliche Anlage zur Hypochondrie, welche in früheren Jahren bis an den Überdruß des Lebens grenzte. Aber die Überlegung, daß die Ursache dieser Herzbeklemmung vielleicht bloß mechanisch und nicht zu heben sei, brachte es bald dahin, daß ich mich an sie gar nicht kehrte, und währenddessen, daß ich mich in der Brust beklommen fühlte, im Kopf doch Ruhe und Heiterkeit herrschte.“ Da haben wir den Mann der Selbsterziehung! Dem widerstandsunfähigen Weichling würden derartige Beklemmungen das Leben dauernd verbittert haben. Für Kant wurden sie „bald“ (nachdem vielleicht in den Jahren der Geschlechtsreife Lebensüberdruß — eine nicht seltne Begleiterscheinung dieser Zeit — sich vorübergehend eingestellt hatte) ein Anlaß, seinen Körper der Macht des Geistes zu unterwerfen.

Und seine zarte, schmächtige Leibesgestalt hat ihm auch in der Folge noch oft Gelegenheit zu solchem Tun gegeben. Er hatte eine tiefe Abneigung gegen Medizin und Mediziner und ward deshalb sein eigener Arzt. Er beobachtete seinen Körper auf das genaueste und probierte und experimentierte so lange mit ihm herum, bis er das Zuträgliche herausgefunden zu haben glaubte; und daran hielt er dann mit peinlicher Gewissenhaftigkeit fest. So hat er einem Körper, der nicht für hohes Alter geschaffen schien, 80 Jahre abgerungen, und als Greis sah er auf die Länge seines Lebens nicht ohne Stolz, fast wie auf sein eigen Werk, zurück.

„Leidenslos, so viel möglich, wünschte er zu leben“ (B. 113), und er hat sein Ziel erreicht. Dazu verhalf ihm einerseits die strenge Regelmäßigkeit seiner Lebensweise, anderseits die in seltner Weise ausgebildete Fähigkeit, von körperlichen Schmerzen zu abstrahieren, indem er seine Gedanken mit Anstrengung auf irgendein freigewähltes gleichgültiges Objekt richtete: will er doch auf diese Weise sogar gichtische Anfälle gehoben haben! So konnte er seinen Tischfreunden versichern: „Wenn ich mich ins Bett gelegt habe, so frage ich mich selbst: kann ein Mensch gesunder sein als ich?“ (W. 32.) Freilich fehlt es daneben auch nicht an Klagen über sein Befinden, z. B. in den Briefen an seinen Schüler, den bekannten Berliner Arzt Markus Herz.

Die Hauptresultate dieser körperlichen und geistigen Selbsterziehung waren einerseits Gleichmut, verbunden mit habitueller Stimmung zur Fröhlichkeit, anderseits Sittlichkeit als Ausfluß eines festen Charakters. Beides konnte, wie Kants Individualität einmal war, nur dadurch errungen und festgehalten werden, daß er sein ganzes Leben mit einem Netz von Grundsätzen überzog. In anderem Zusammenhang (S. 216, 217) wird uns diese Besonderheit noch weiter beschäftigen.

Zunächst die Gleichmütigkeit! Kant warnt davor, sie mit Gleichgültigkeit, die auf Stupidität beruht, zu verwechseln. Mit jener läßt sich wohl Empfindsamkeit, nicht freilich Empfindelei vereinigen. Sie ist das Selbstgefühl einer gesunden Seele und enthält die Fähigkeit in sich, Lust und

Unlust nach Wahl zuzulassen oder abzuweisen. „Wenn ein Mensch sein Gemüt in solcher Gewalt hat, dann hat er auch sein Schicksal in der Gewalt." „Das Glück besteht nicht in den Dingen; das Gemüt kann sich die ganze Welt umformen." „Gleichmütigkeit ist eine gewisse Gemütsbeharrlichkeit, aus der man nicht leicht herauszubringen ist. Ein jeder Mensch muß einen solchen Hauptstuhl haben, einen gewissen Fonds des Wohlgefallens, der nicht verändert wird. Dies ist die eigentliche Situation des Weisen, nach der jeder streben muß. Es ist Pflicht und daher möglich. Es ist ein Zustand, in dem wir nie freudig, aber auch nie recht betrübt sein können. Wir werden jederzeit einen Menschen verachten, der sich kindisch über etwas freut und der sich weibisch über etwas grämt." (Aus Kollegnachschriften.)

Für Kant bildeten den Hauptbestandteil jenes „Fonds" seine intensiven und doch gleichmäßig ruhigen intellektuellen Genüsse, sowie die Selbstzufriedenheit eines guten Gewissens. Alles, was ihn hätte tiefinnerst ergreifen und aus der Fassung bringen können, war ihm durchaus zuwider. Er wollte weder je „entzückt sein durch Freude noch betäubt durch Schmerz, noch schmelzend in Teilnehmung" (handschriftlicher Nachlaß). Noch viel mehr aber als ein Übermaß von Lust und Unlust haßte und mied er Affekte und Leidenschaften. Ihnen unterworfen sein, ist, wie er meint, eine Krankheit des Gemüts. Demgegenüber rühmt er die Naturgabe der Apathie als glückliches Phlegma in moralischem Sinn. „Wer damit begabt ist, der ist zwar darum eben noch nicht ein Weiser, hat aber doch die Begünstigung von der Natur, daß es ihm leichter wird als anderen, es zu werden". (Anthropologie § 73.) Eigenste Erfahrung spricht aus den letzten Worten. Der Natur half die Kunst: so wurde Kant ein Weiser. Aber den zweiten Faktor achtete er höher: über dem, was der Mensch mit auf die Welt bringt, stand ihm das, was er aus sich selbst macht. Und er hat sich so gemeistert, daß seine Freunde von der ursprünglichen Anlage zur Hypochondrie nichts gemerkt zu haben scheinen, daß Jachmann (47) glauben konnte, sein Gemüt sei *von Natur* zur Fröhlichkeit gestimmt gewesen. Vertrauenerweckender ist die andere Behauptung (J. 48), er habe selten sein inneres Gleichgewicht verloren. Zutreffen wird sie auf jeden Fall für seine besten Jahre. Nur direkten und besonders anhaltenden Widerspruch konnte er schlecht ertragen. Dann geriet er wohl in Hitze, die aber rasch verrauchte (J. 48, B. 133/134). In der letzten Lebenszeit stellte sich eine dauernde, zunehmende Gereiztheit gegen seinen Diener Lampe ein, der (nach vielen Jahren treuer Dienste) durch Trunkenheit, Geldererpressungen, Ungehorsam und ähnliche Tugenden Anlaß genug zu Klagen bot. Aber auch vorher schon scheint er sich gegen Lampe ständig eines barschen, scheltenden, verdrießlichen Tones bedient zu haben — vielleicht um ihn, den früheren preußischen Soldaten, nicht aus der Gewohnheit kommen zu lassen.

So viel von Kants Gleichmut. Als *zweites* Ergebnis der Selbsterziehung führte ich (auf S. 206) seine *Sittlichkeit* an, insofern sie sich auf *Charakterfestigkeit* gründet. Er stellt sie häufig, schon in den sechziger Jahren, in scharfen Gegensatz zur Gutherzigkeit, von der er sehr gering denkt. Der Gutherzige läßt sich von Mitleid und Gefälligkeit leiten, Neigungen, die zwar

liebenswürdig sind, aber nichts von der Erhabenheit der Tugend an sich tragen. Es ist kein Verlaß auf ihn, denn er hängt von Eindrücken und Launen ab. Er schmilzt dahin vor lauter Empfindung; kommt es aber zum Handeln, so schrecken ihn schon die ersten Schwierigkeiten ab. Oder das Mitleid drängt ihn, dem Armen zu helfen; aber indem er gibt, beraubt er sich selbst der Möglichkeit, eine dringende Schuld abzuzahlen.

Erst wenn das gute Herz sich zum Charakter entwickelt, kann von wahrer Sittlichkeit die Rede sein. Und das Höchsterrungene liegt dann vor, wenn der Mensch einem schlechten Naturell einen guten Charakter aufzuzwingen vermag. In der „Anthropologie" (§ 87A) finden sich die bezeichnenden Worte: „Die Bösartigkeit als Temperamentsanlage ist doch weniger schlimm als die Gutartigkeit der letzteren ohne Charakter; denn durch den letzteren kann man über die erstere die Oberhand gewinnen." In seinen Vorlesungen exemplifiziert er gern auf Sokrates, von dem ein Physiognomiker sagte, er habe von Natur ein böses Gemüt, was Sokrates zugeben mußte: eben dadurch ein lebendiges Beispiel für die Macht der Selbsterziehung.

Was Kant zu dieser absonderlichen Wertung bringt, ist wohl zweierlei: einmal sein Respekt vor der Arbeit an sich selbst und der darin sich kundgebenden Willensenergie, dann sein Bedürfnis nach fester Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Beide, meint er offenbar, haben es leichter sich durchzusetzen, wenn Charakter und Naturanlage auseinandergehen; sind sie gleichartig, so glaubt der Mensch allzu gern, er dürfe sich ruhig seinen guten Neigungen überlassen: aber sofort kehren auch die Gefahren der Gutherzigkeit wieder, oft vervielfacht.

Kant haßt und verfolgt geradezu die gutartigen Neigungen, nicht als ob er ihre Gefährlichkeit an sich selbst erprobt hätte, sondern im Gegenteil: weil er sie aus eigener Erfahrung nicht kennt. So sehr die Biographen sein gutes, gefühlvolles Herz rühmen: zahlreiche Einzelheiten zeigen, daß es ihm durchaus an Wärme und ursprünglicher Lebhaftigkeit des Gefühls mangelte. In seinem Gemüt war das Altruistische nur wenig entwickelt; es hatte sich ganz seiner Vernunft bemächtigt. Sein Guthandeln erfolgte rein verstandesmäßig, nicht gerade gegen die Neigung, aber auch nicht ihr gemäß; er konnte wohl Geld und milde Gaben, aber nicht sich selbst mitteilen und dadurch erst seinem Tun die rechte Weihe geben. Von der überquellenden Gefühlsinbrunst, die einen Pestalozzi zu den Armen und Unterdrückten hinzog, hat er nie etwas in sich verspürt. Weil er das Beglückende starker sittlicher Neigungen, die sichere Macht des kraftvollen sittlichen Instinktes an sich nicht erfahren hatte, schätzte er beides auch an anderen gering und wurde so immer unfähiger, es zu verstehen.

Er hat sich selbst an manchen Stellen seiner Werke Modell gestanden, wo er den Charakter auf Kosten des Temperaments erhebt. So im II. Abschnitt der „Beobachtungen", wo er die „allgemeine Wohlgewogenheit gegen das menschliche Geschlecht" dem weichmütigen Mitleid vorzieht: sobald jenes Gefühl „zu seiner gehörigen Allgemeinheit steige", sei es erhaben, freilich auch kälter. So im Anfang der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", wo er den teilnehmend gestimmten Seelen, die ein inneres Vergnügen daran

finden, Freude zu verbreiten, als das Höhere einen Mann gegenüberstellt, dem die Natur wenig Sympathie ins Herz legte, der von Temperament kalt und gleichgültig gegen die Leiden anderer ist („vielleicht weil er, selbst gegen seine eigenen mit der besonderen Gabe der Geduld und aushaltenden Stärke versehen, dergleichen bei jedem andern auch voraussetzt oder gar fordert"), den die Natur also nicht eigentlich zum Menschenfreund gebildet hat, der aber dadurch, daß er wohltut nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht, sich selbst einen weit höheren Wert gibt, als ein gutartiges Temperament vermag.

Seinem eignen Wesen gemäß will Kant nun die andern Menschen modeln: auch sie soll nicht ihr Naturell, sondern ihr Charakter an das Gute binden. Zwischen den moralischen und den übrigen Neigungen und Instinkten scheint ihm kein prinzipieller Unterschied obzuwalten. Alles Triebartige gilt ihm als tierisch und des freien Menschen unwürdig. Es fehlt dabei die taktmäßige Ordnung, Zuverlässigkeit und Festigkeit.

Dazu kamen die Jugendeinflüsse der pietistischen Moral: ihre Forderungen von unerbittlicher Strenge, die Heiligkeit Gottes dem Menschen vorgehalten als zu erstrebendes und doch auf Erden unerreichbares Ideal, dem gottgewirkten Gewissen gegenüber die widergöttliche, von der Erbsünde befleckte Sinnlichkeit (σάρξ) mit ihren verderblichen Trieben und Leidenschaften (B. 23).

Aus diesen beiden Gründen — einen dritten werden wir auf S. 217 kennen lernen — mußte die Sittlichkeit sich Kant als ein Kampf darstellen zwischen Charakter und Neigung, zwischen dem guten und bösen Prinzip im Menschen, und die „Gründung" des Charakters als eine Art von Wiedergeburt, die plötzlich da ist, hervorgerufen durch „den Überdruß am schwankenden Zustande des Instinkts" (Anthropologie § 87A). So erklärt sich der Rigorismus, das asketische Element in seiner Moral. Zwischen Sollen und Wollen ist Widerstreit: die Sinnlichkeit muß tyrannisiert werden. Die Versittlichung ist kein Naturprozeß; nur ein Bruch, der durch unser ganzes Wesen geht, kann sie einleiten, nur in dauernder Knechtung des Natürlichen kann sie sich vollenden. So fehlt der sittlichen Persönlichkeit die Harmonie, es fehlt ihr das Großzügige: die freie, frohe Hingabe an das Gute als das vom ganzen Ich Gewollte.

IV.

Das Bild, welches die vorhergehenden beiden Abschnitte von Kants intellektueller und emotionaler Eigenart entwarfen, will ich noch durch einzelne Züge ergänzen, bei denen die auseinanderstrebenden Tendenzen — dort zum Relativismus, hier zum Absolutismus — besonders scharf hervortreten.

Kants schönwissenschaftliche Lektüre kann man geradezu in zwei Klassen teilen: die eine für den Intellekt, die andere für den Willen. Zu jener gehören vor allem Swift, Butlers „Hudibras", „Don Quichote", Montaigne, Liscow, Lichtenberg, zu dieser Lukrez, Milton, Pope, Haller. Dort gefallen ihm neckischer Witz, der die Dinge mehr umspielt als ergründet, Paradoxa mit ihrem Hang die gebahnten Steige zu verlassen, scharfe Satire, die auch vor dem nicht zurückschreckt, was sich unter dem Vorwand der Heiligkeit jeder Untersuchung entziehen möchte. Hier bannt ihn die Schwermut, Wucht und

Erhabenheit der Dichtungen, die aus ihnen hervorscheinende Seelengröße und Charakterfestigkeit, die Majestät der Bilder, das Hinausstreben aus der Unruhe der Zeit und der Erscheinungen Flucht, das Sich-versenken in das Unendliche, Absolute. — Dasselbe Gefühl, das ihn zu Haller und Pope hinzieht, macht ihm einen Gellert, macht ihm alles Romanhafte und Sentimentale ungenießbar.

Kant liebt es in seinen Vorlesungen (auch noch in den achtziger und neunziger Jahren), Demokrit und Heraklit als Vertreter entgegengesetzter Lebensauffassungen einander gegenüberzustellen. Heraklit ist der finstere Rigorist, der mürrische Misanthrop, der überall nur die traurige Seite sieht, der an die Menschen den strengsten Maßstab legt und dann darüber entsetzt ist, wie weit sie hinter seinem Ideal zurückbleiben, dem es ob ihrer Bösartigkeit graut, und der doch kein anderes Mittel kennt, dem Übel abzuhelfen, als zu schelten und zu moralisieren. Demokrit dagegen betrachtet die Welt als das große Narrenhaus und als den Planeten, auf den die Menschen verwiesen sind, um wegen ihrer Torheit Quarantäne zu halten; er lacht über sie, aber liebt sie zugleich. — Es sind die beiden Seiten seiner Natur, die Kant hier, zu Charaktertypen personifiziert, vorführt: Demokrit ist sein Intellekt, sein Wille Heraklit. Und der Intellekt entscheidet: „Es ist besser, ein Demokrit als ein Heraklit zu sein." Aus zwei Gründen: man erwirbt sich so den „edelsten Schatz des Menschen, die Heiterkeit der Seele", man fördert zugleich die Moralität viel mehr, als wenn man die Laster der Menschen gleichsam mit Furien verfolgt und die Tugend nur in ihrer erhabenen, ehrfurchtsvollen Hoheit zeigt; dann wird sie leicht schreckbar und so wie alles, wovor wir Respekt haben sollen, lästig. Nicht nur verabscheuenswürdig, sondern auch ungereimt ist das Laster. Und daher wäre es zu wünschen, daß die Schriftsteller, statt immer die Donner der Verwünschung dagegen zu richten, es in der Narrenkappe mit all seinen lächerlichen Ungereimtheiten launig schilderten: nichts verabscheut der Mensch mehr, als verachtet und verlacht zu werden; wir wollen lieber ein Gegenstand des Hasses als der Verspottung sein. (Nach Kollegnachschriften.) Als Demokrit nimmt Kant die Welt, wie sie einmal ist, erklärt alle menschliche Tugend im Verkehr für Scheidemünze, und für ein Kind den, der sie für echtes Gold nimmt, verteidigt den moralischen Schein in der Hoffnung, daß die Tugenden, die der Mensch zunächst nur schauspielernd markiert, nach und nach auch in seine Gesinnung übergehen (Anthropologie § 12), meint (in seiner Pädagogik): es sei vergebliche Arbeit, Kindern etwas von Pflicht zu sagen, und wirft die Frage auf, ob etwas verkehrter sein könne, als den Kindern, die kaum in diese Welt treten, gleich von der andern etwas vorzureden (handschriftlicher Nachlaß); kurz, er weiß, daß man, um auf Menschen von Fleisch und Blut zu wirken, an ihre Neigungen und Triebe appellieren muß, und findet es nicht bedenklich, das Moralische mit einer Sauce abzukochen, woran jeder sich ergötzt. — Solche Äußerungen scheinen aus einer ganz andern Welt zu stammen, als wie sie uns in Kants ethischen Schriften entgegentritt. In diesen führt nur sein Wille, der starre Rigorist, der Heraklit das Wort: Laster schändlich und niederträchtig, Tugend von

einziger Würde, die hehre Reinheit des Sittengesetzes getrübt durch die leiseste Rücksicht auf Neigungen, die Pflicht erhaben und von strengsten Forderungen, einziges sittliches Motiv die Achtung vor dem Moralgesetz mit ihrer zugleich erhebenden und demütigenden Wirkung, seine Kraft geschmälert durch jede Verbindung mit andersartigen Beweggründen. — Es sind zwei diametral entgegengesetzte Auffassungsweisen, jede mit eigener Sprache: in ihrem Nebeneinander nur begreiflich aus Kants Doppelnatur.

In ihr haben wir auch die Antwort auf die Frage zu suchen, ob Kant Pessimist gewesen ist. Manche haben ihn dazu stempeln wollen, Ed. v. Hartmann sogar zum „Vater des modernen Pessimismus". Nun ist es gewiß nicht schwer, eine Menge von Äußerungen zusammenzubringen, in denen er sich sehr pessimistisch ausläßt über dieses oder jenes: vor allem über die Menschen im allgemeinen und im besondern, die Last des Lebens, das Beschwerliche der Arbeit, das Überwiegen der Unlust über die Lust. Es wäre wunderbar, wenn seine Hinneigung zur Melancholie und seine körperliche Verfassung nicht pessimistische Stimmungen in ihm erzeugt und diese nicht dann und wann auch einen begrifflichen, lehrhaften Ausdruck gefunden hätten. Aber von solchen gelegentlichen schwermutsvollen Sentenzen bis zu einer pessimistischen Theorie, welcher Art sie sei, ist noch ein weiter Weg. Ihn zurückzulegen hinderte Kant einerseits moralische Tapferkeit: die ihm innewohnende Kraft zu Selbstbeherrschung und Selbsterziehung, anderseits sein Intellekt. Dieser fühlte zwar nicht, aber er dachte optimistisch. Und außerdem: seine relativistische Tendenz hätte schon genügt, Kant von jedem prinzipiellen Pessimismus fernzuhalten. Letzterer ist dogmatisch, durch und durch. Das Allerindividuellste: wie er Lust und Unlust fühlt, und was er zu der einen oder andern rechnet, verallgemeinert der Pessimist kritiklos. Von diesem rein Subjektiven, wie gerade sein Gemüt auf die Einflüsse der Außenwelt reagiert, kann er nie loskommen. Er muß es zugrunde legen, will er sich in anderer Gefühlsweise hineinversetzen; und doch soll eine Theorie darauf ruhen, welche das All umspannt. Den ganzen Gedanken einer wissenschaftlich gültigen allgemeinen Lust- und Unlustbilanz muß der Relativismus — und mit ihm Kant — als eine große Torheit betrachten; und nie wird es ihm in den Sinn kommen, über Wert oder Unwert der Welt dogmatisch abzusprechen. Wohl zu hoffen und zu glauben! Und was das menschliche Leben betrifft, so wußte und lehrte Kant, daß jeder ihm durch sein Handeln selbsttätig höchsten Wert zu verleihen vermag.

Auch in Kants politischem Denken und Verhalten finden wir die zwei Seelen wieder. Von den hergebrachten politischen Formen, wie das 18. Jahrhundert sie aufwies, entfernt sein Staatsideal sich weit. Dem Geiste nach ist es republikanisch, wenn auch die Staatsform monarchisch bleiben kann: es hat die vollkommen gerechte bürgerliche Verfassung zu realisieren, in der alle Funktionen nach allgemeinen Rechtsprinzipien vor sich gehen. Zwei politische Ereignisse sind es, die Kants Interesse im höchsten Grade erregten: der Freiheitskampf der englischen Kolonien in Nordamerika und die französische Revolution. Beiden brachte er die größten Sympathien entgegen; besonders die letztere betrachtete er (wenigstens in ihren Anfängen) als einen

hoffnungsvollen Versuch, das Vernunftideal in die Wirklichkeit zu überführen. An seinem Mittagstisch und in Gesellschaften bildete sie ein Hauptgesprächsthema, auf neueste authentische Nachrichten war er äußerst begierig und spielte hinsichtlich des weiteren Ganges der Ereignisse gern den Geschichtspropheten. Selbst 1798 (im „Streit der Fakultäten") äußerte er sich über die Bewegung als Ganzes immer noch mit enthusiastischer Teilnahme, trotz aller inzwischen geschehenen Greuel, die er auf das schärfste verdammte. Das ist die Theorie, bei der sein Intellekt allein zum Wort kommt. Anders die Praxis. Hier entscheidet seine emotionale Seite, die fester Ordnungen bedarf, der die bestehenden Gewalten ein Noli me tangere sind. In der großen, vieldiskutierten Frage nach dem Recht auf Revolution bei Gewalttätigkeit des Staatsoberhauptes nimmt er gegen das Volk für den Fürsten Stellung. Mag das Oberhaupt noch so sehr im Unrecht sein, mag es den ursprünglichen Gesellschaftsvertrag verletzt haben: das Volk hat zu gehorchen; „alle Widersetzlichkeit gegen die oberste gesetzgebende Macht, alle Aufwiegelung, um Unzufriedenheit der Untertanen tätlich werden zu lassen, aller Aufstand, der in Rebellion ausbricht", ist nach Kant unbedingt verboten als „höchstes und strafbarstes Verbrechen im gemeinen Wesen" („Gemeinspruch", 1793, Abschn. II). Nicht Revolution, sondern Evolution soll die Parole sein; nicht von unten hinauf, sondern von oben herab! Der Staat selbst muß sich von Zeit zu Zeit reformieren. Und damit das Oberhaupt wisse, wo es fehlt, und wo die Untertanen der Schuh drückt, müssen diese Freiheit der Feder haben: „das einzige Palladium der Volksrechte". Aber auch diese Freiheit verlangt er nur „in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt". Und die Männer von der Feder richten ihre „Stimme nicht vertraulich ans Volk (als welches davon und von ihren Schriften wenig oder gar keine Notiz nimmt), sondern ehrerbietig an den Staat" („Gemeinspruch" II.; „Streit" II, 8). Seine Forderung erhebt Kant nur als Philosoph, theoretisch, als etwas, was sein sollte, und was ein kluges Oberhaupt seinen Untertanen als ihr natürliches Recht und zugleich als nützliches Ventil gern zugestehen würde. Aber jeder Versuch, dies Recht durchzusetzen auch im Gegensatz zum Fürsten, lag ihm fern. Nie würde er irgendwie die Hand dazu geboten haben, es zu ertrotzen, zu erkämpfen: von einem Agitatoren hatte er auch nicht das Geringste an sich. Äußerst bezeichnend für seine geistige Art ist eine Stelle aus dem „Streit der Fakultäten" (II, 9): „Es ist süß, sich Staatsverfassungen auszudenken, die den Forderungen der Vernunft (vornehmlich in rechtlicher Absicht) entsprechen, aber vermessen, sie vorzuschlagen, und strafbar, das Volk zur Abschaffung der jetzt bestehenden aufzuwiegeln." Dort der Intellekt, der am Alten nicht hängt, das Neue liebt und weder Furcht noch Rücksichten kennt; hier der Wille, dem Autorität und Gehorsam Bedürfnis sind, der instinktiv nach einer Schranke verlangt, an der alle Subjektivität ihre Grenze findet. Pauli Wort von der Obrigkeit, der man untertan sein müsse, hat Kant oft als Ausdruck seines innersten Fühlens mit erhobener Stimme angeführt. Gegen die Landesgesetze im großen wie im kleinen, auch gegen unbedeutende Polizeiverordnungen, verlangte er strengsten Gehorsam, auch von

dem, der sich etwa von ihrer Berechtigung oder ihrem Nutzen im einzelnen Fall nicht überzeugen könne.

Von hier aus ist sein Verhalten in dem Streit mit der preußischen Zensur (1794) allein zu verstehen und zu würdigen. Es ist ihm Feigheit vorgeworfen wegen des Schlußsatzes in seinem Verantwortungsschreiben, in dem er verspricht, sich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, sowohl in Vorlesungen als in Schriften, zu enthalten. Man meint, er hätte nachdrücklicher für Freiheit des Denkens und der Forschung eintreten und dabei auch Gehaltsverkürzung und Absetzung riskieren müssen. Gewiß, er hätte es tun müssen und sicher auch getan, hätte er es als seine Pflicht erkannt. Aber ihm mußte im Gegenteil solches Tun pflichtwidrig erscheinen. Denn es schloß einen zwar nicht tätlichen, aber wörtlichen Widerstand gegen das vom König sanktionierte Religionsedikt in sich, den er, wie jeden Widerstand gegen die Obrigkeit, schon 1793 („Gemeinspruch" II) für unbedingt verwerflich erklärt hatte. Nicht zwischen moralischem Mut oder Feigheit hatte Kant zu wählen, sondern zwischen Pflichtwidrigkeit und Pflicht: die Entscheidung konnte für ihn nicht zweifelhaft sein. Freilich, als zweiter Sokrates hat er sich nicht gezeigt; die Schranken seines Wesens machten es ihm unmöglich. Aber es war nicht Unfähigkeit, überhaupt zum Märtyrer zu werden — für eine Pflicht hätte er es vermocht! —, sondern die Gebundenheit seines Fühlens und Wollens an bestehende Ordnungen und Gesetze, auch wenn er ihre tiefe Ungerechtigkeit auf das klarste einsah. Er war doch eben nur ein Forscher, ein Gelehrter, kein Mann der Tat, keine kampffrohe Natur. Das wirkte, ihm selbst unbewußt, auf seine politischen Ansichten ein. Jeder Versuch, das klar Erkannte im Ringen mit den politischen Gewalten durch einen Appell an die Öffentlichkeit vermittelst der Macht seines Wortes praktisch durchzusetzen, lag seiner Geistesart völlig fern: ebendarum erschien es ihm als unmoralisch.

In einem Brief an M. Mendelssohn (vom 8. April 1766) macht er das folgende charakteristische Selbstbekenntnis: „Zwar denke ich vieles mit der allerkläresten Überzeugung und zu meiner großen Zufriedenheit, was ich niemals den Mut haben werde zu sagen; niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke." Ähnliche Wendungen finden wir auch an andern Stellen. Wieder ist es der Gegensatz zwischen Intellekt und Willen, der sich Ausdruck verschafft: jener kühn, folgerecht, vor keinem Gedanken zurückschreckend, dieser behutsam, zurückhaltend, oft unruhig und entsetzt über die Keckheiten, die jener sich erlaubt, ängstlich bemüht, Anstoß zu vermeiden und keiner Autorität zunahezutreten. Das Gesamtbild: strengste Redlichkeit und Wahrhaftigkeit, verbunden mit dem Bedürfnis, manches klar Erkannte zu verschweigen und der Kritik hier und da ihre Schärfe zu nehmen.

Das trat besonders in seinen Vorlesungen zutage. Von dem Alleszermalmer, wie Mendelssohn ihn nannte, ist (auch in den achtziger und neunziger Jahren) in den erhaltenen Kollegnachschriften herzlich wenig zu merken. Da sucht er von der rationalen Psychologie und Theologie vergangener Zeiten, die er durch sein System gestürzt hatte, zu halten, was sich nur irgend halten

läßt. In Einzelheiten sind die Nachschriften oft recht schlecht und unzuverlässig; ihre ganze Anlage aber, der sie durchwehende Geist ist sicher kantisch. Man staunt, wie ein und derselbe Mann sich vor dem großen Publikum und vor seinen Studenten so ganz verschieden äußern kann. Die Lösung liegt nahe: aus seinen Schriften spricht in erster Linie der Intellekt, er möchte gern mit unerbittlicher Strenge die Konsequenzen des Systems ziehen; in den Vorlesungen dagegen läßt Kant das Menschliche, Persönliche mehr zur Geltung kommen, und damit gewinnt hier die emotionale Seite die Oberhand. Er hat es mit werdenden Männern zu tun, die seiner erziehenden (nicht nur lehrenden) Fürsorge anvertraut sind. So erscheint ihm als wichtigste Aufgabe, sie auf die großen letzten Zwecke der Menschheit hinzuweisen und die ethisch-religiöse Weltanschauung in ihnen zu befestigen. Damit tritt von selbst das negative, zerstörende Element seiner Philosophie zurück und das positive, aufbauende in den Vordergrund. Viele Beweise, denen er jeden wissenschaftlichen Wert absprach, mochten diesem oder jenem Zuhörer noch eine Stütze seines Glaubens sein; darum geht er schonsam mit ihnen um: oft klingt es, als wolle er sie mehr empfehlen als kritisieren. — So erscheint, unter Berücksichtigung des Gegensatzes, der sein geistiges Wesen durchzieht, psychologisch begreiflich, ja, notwendig, was sich sonst als unredliche Doppelzüngigkeit mit seiner Wahrheitsliebe schlecht vertragen würde.

V.

Kants Intellekt und Wille mit ihren entgegengesetzten Tendenzen gingen nicht jeder friedlich seine Wege; sie haben sich gegenseitig stark beeinflußt.

Es ist das eine nicht seltne Erscheinung: bei manchen Menschen lassen sich zwei und mehr Seiten unterscheiden, die in sich ebensoviel Gemeinsames und einheitlich Gesetzmäßiges wie im Verhältnis zueinander Abweichendes und Gegensätzliches haben; mitten aber in den Gemeinsamkeiten begegnet man fremden Elementen, die auf einen ganz andern Ursprung deuten. Sie rühren daher, daß im werdenden wie im fertigen Menschen die einzelnen Faktoren sich in vielfältiger Weise befehden, modifizieren, aneinander reiben und abschleifen, und sich so gegenseitig Eigentümlichkeiten aufdrängen, die ihrer ursprünglichen Richtung fern liegen mußten. So erklärt sich das seltsam Alogische, das einem bei so Vielen, und gerade bei großen Geistern entgegentritt, je tiefer man in ihr Innerstes eindringt.

Bei Kant wirkte einerseits die emotionale Seite auf den Intellekt ein und teilte ihm, dem leicht beweglichen, von ihrer Gebundenheit mit. Was für sie die festen Ordnungen waren, in die alles Wollen und Fühlen sich fügen mußte, das wurden für den Intellekt Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit als conditio sine qua non für alles wahre Wissen. In dem Drill der Wolffschen Schule mit ihren Demonstrationen und ihrem angeblich mathematischen Beweisgang war Kant diese Auffassung eingeimpft. Aber sie hätte ihm nie so in Fleisch und Blut übergehen können, wäre nicht in seinem Denken unter dem Einfluß des Willens schon vorher eine Disposition

dafür geschaffen worden. Und für seine Philosophie wurde sie dann von entscheidender Wichtigkeit; ohne sie hätte er die „Kritik der reinen Vernunft" nie geschrieben; durch sie bekam sein sonst so relativistisches Denken einen absolutistischen Zug: das Bedürfnis nach unbedingt festen Maßstäben, nach absolut gewissen Ausgangspunkten und Fundamenten.

Ein weiteres *fremdes* Element in seinem intellektuellen Habitus, wie wir ihn bisher kennen lernten, ist die starke Neigung zu *Architektonik und Systematik*, zu Einteilungen aller Art. Auch hier scheint mir der Einfluß der emotionalen Seite mit ihrer Vorliebe für Gewohnheit, Regel, Gesetz unverkennbar: ihr verstandesmäßiges Gegenstück ist das Kastenwesen der Begriffe. Außerdem drängte Kants Rationalismus zu einer allgemeingültigen, überall anwendbaren Systematik. So entstand die Tyrannis des Kategorienschemas; sie bannt die lebendige Anschaulichkeit, die ich oben (S. 200) rühmte. Nicht mehr die Dinge kommen zum Wort, ihre Eigenart zu offenbaren und sich zu gruppieren, wie es ihnen gemäß ist; sondern Kant schreibt ihnen vor, was sie sagen dürfen, und an welchen Platz sie gehören.

Ferner: sein Fühlen und Wollen duldet häufig nicht, daß der Intellekt die Folgerungen ziehe, die aus den Voraussetzungen des Systems sich unweigerlich ergeben. Es läßt Kant festhalten an manchen unbewiesenen Prämissen als an selbstverständlichen Wahrheiten, wo in Wirklichkeit Probleme verborgen liegen, deren vorurteilslose Untersuchung seinem Denken vielleicht eine ganz neue Wendung gegeben hätte. So entstehen zahlreiche Widersprüche und Inkonsequenzen: Zeugen des Gegensatzes, der seinem Geist den charakteristischen Stempel aufdrückt.

Noch eins ist auf Rechnung der emotionalen Seite zu setzen: daß Kant in späteren Jahren jede Fähigkeit zur Selbstkritik seinem System gegenüber verliert. In seinen vierziger Jahren ist er der wirkliche Kritiker, der Wahrheitssucher, der nichts Höheres kennt als zu selbständigem Forschen anzuleiten, und nichts darum gibt, daß gerade *seine* Ansichten Anhänger finden, wenn nur überhaupt Vorurteilslosigkeit und Mündigkeit des Denkens sich verbreiten. Später wird er zum starren Dogmatiker, der seinen Schülern zumutet, sein System *unverändert* mit allen Widersprüchen, unbewiesenen Prämissen und verschiedenartigen Fermenten zu verschlucken und zu verdauen: so wenig sieht er die individuelle Grundlage alles Philosophierens und besonders aller großen Systeme ein. Freilich, wer die Lösung der Probleme noch sucht mit heißem Bemühen, wird immer bescheidener auftreten als der, welcher glaubt, sie gefunden zu haben. Aber wäre nicht sein Wille mit der absolutistischen Tendenz gewesen: sein scharfer, gewandter Intellekt würde sich dagegen gesträubt haben, die nach langem Ringen gefundenen Überzeugungen als ewige, über alle Kritik erhabene Wahrheiten zu betrachten, er hätte sich leichter in die Ansichten und Einwürfe andrer versetzt und wäre weniger reizbar durch Widerspruch und gerechter gegen die Gegner gewesen. Allerdings trug an diesem Sich-einspinnen in den eignen Gedankenkreis auch das Alter schuld, das, mit seinem typischen Mangel an Aufnahmefähigkeit und Beweglichkeit, sich bei Kant verhältnismäßig früh einstellte und zuletzt, in

den Jahren des Marasmus, das Elend der fixen Ideen über ihn hereinbrechen ließ.

Anderseits hat Kants Intellekt seine emotionale Seite wesentlich beeinflußt.

Zunächst litt er nicht, daß die Autoritäten und festen Ordnungen, deren sie bedurfte, einfach von außen her übernommen wurden. Selbstgeschaffne Heiligtümer mußten es sein, in denen ein Kant anbetete, im eigenen Geist gefundene Autoritäten, denen er sich unterwarf: die praktische Vernunft, das ihr innewohnende Moralgesetz, die ihm entstammende kategorische Verpflichtung.

Vom Intellekt her stammt auch der Drang nach Unabhängigkeit von andern Menschen, der sich durch Kants ganzes Leben hindurchzieht, der ihn als Magister lieber im abgetragenen Rock gehen heißt als andern etwas schuldig sein, der ihn in den Jahren der Wohlhabenheit zum umsichtigen, sparsamen Haushalter macht. Dieser Unabhängigkeitsdrang ist nichts Triebartiges; er verbindet sich auch nicht mit einem ursprünglichen starken Gefühl, noch ist er Ausdruck eines Übermaßes geistiger Kraft. Wir haben ihn als künstlich geschaffenes Bedürfnis aufzufassen. Er ist hervorgegangen aus kühlen verstandesmäßigen Überlegungen und kleidet sich in die Form eines Prinzips. Kant will Herr jeder Situation und stets in der Lage sein, ruhig seiner Forschung zu leben und selbst über sich zu bestimmen (J. 65—67; B. 138/39).

Das führt mich zu einem Dritten: der Intellekt spinnt Kants ganzes Leben in ein dichtes Gewebe von Grundsätzen ein. Nur so kann sich bei seiner Eigenart die Tendenz zur Selbstbeherrschung und Selbsterziehung durchsetzen (vergl. oben S. 206). Wie wir sahen, war seine eigentliche Mitgift die Fähigkeit und das Streben, Augenblickswerten die bleibenden vorzuziehen. Aber es fehlten ihm starke Triebe, Affekte und Leidenschaften, die jenem Streben im allgemeinen die Richtung und im Einzelfall die siegreiche Kraft hätten geben können. So fiel der vernünftigen Überlegung eine wichtige Aufgabe zu: sie mußte das Ziel bestimmen und Maximen entwerfen, die, vom Willen in seine Hut genommen, momentanen Begierden gegenüber sich durchzusetzen vermochten. Kant ist ohne Vertrauen zu seinem Naturell, dem es an Entschiedenheit und Einheitlichkeit mangelt. Er hat Angst vor sich selbst, sobald die emotionale Seite die Oberleitung übernimmt. Dann tappt er unsicher hin und her, folgt leicht dem ersten Eindruck, um nachher seine Voreiligkeit zu bereuen. Und darum wird es ihm je länger desto mehr zum dringendsten Bedürfnis, alles, das Kleinste wie das Größte, nach wohlüberlegten Grundsätzen zu verrichten. „Nicht die gewöhnlichste Handlung übte er mechanisch und nach Herkommen und altem Brauche aus; sondern immer nach eigenem Raisonnement und wo möglich nach einer von ihm verbesserten Methode" (J. 203.) Bei unbedeutenden Anlässen wurden solche Prinzipien oft entworfen, dann aber unverbrüchlich gehalten. So erzählt Jachmann (68/69), daß Kant sich eines Tages bei der Rückkehr von seinem gewöhnlichen Spaziergang von einem Bekannten zu einer kleinen Spazierfahrt verleiten läßt, die sich — gegen seinen Willen — weiter und weiter ausdehnt und ihn schließ-

lich „ganz gegen seine Lebensweise erst gegen zehn Uhr voll Angst und Unzufriedenheit" nach Haus zurückführt; sofort faßt er nun die „Maxime, nie wieder in einen Wagen zu steigen, den er nicht selbst gemietet hätte und über den er nicht selbst disponieren könnte". Und, setzt Jachmann hinzu, nichts in der Welt wäre imstande gewesen, ihn von einer solchen Maxime abzubringen.

So ward Kant ein Mann der Grundsätze: sein Leben immer mehr bis ins einzelnste hinein geregelt und geleitet vom Intellekt (oder, wie er sagte, von der Vernunft). Aber in demselben Maße wuchs seine Unfähigkeit zu impulsivem Handeln und zu raschen, spontanen Entscheidungen auch in solchen Fällen, die nicht unter Prinzipien gebracht oder zu bringen waren. Er war sich dessen wohl bewußt und meinte einmal, er würde keinen guten Kriminalrichter abgeben, weil er die Gabe, „auf der Stelle unter tausend angeführten Umständen zu wissen, worauf es ankomme", nicht in hohem Grade besitze (J. 24). Und noch eine weitere Gefahr hat er wohl nicht immer vermieden: daß nämlich die unbedingte Unterordnung unter Grundsätze ihm zum Selbstzweck wurde, statt nur Mittel zu höheren Zwecken zu sein. Nicht *er* besaß dann die Prinzipien — *sie* besaßen *ihn*. Hinter dem Bedürfnis nach Regel und Gesetz mußten die individuellen Erfordernisse des einzelnen Falles zurücktreten. Er traute sich selbst nicht zu, in jedem Augenblick instinktiv das Rechte zu finden. Und so mochte es vorkommen, daß er, um seiner Maxime treu zu bleiben, sich selbst untreu wurde.

Eine ähnliche Rolle wie in seinem Leben spielten die Grundsätze in seiner *Moral*. Er besaß keine ausgeprägten altruistischen Gefühle, keinen starken, von Natur auf das Gute gerichteten Trieb (vergl. S. 208/209). Darum konnte sich sein sittlicher Charakter nur an der Hand von Grundsätzen *entwickeln*, und Grundsätze allein boten auch dem *fertigen* feste Maßstäbe und sichern Halt. So bekam seine Ethik ihren intellektualistischen Anstrich. Aus der theoretischen Philosophie wurde der Gegensatz zwischen Vernunft und Sinnlichkeit übernommen: jene die Herrscherin und Quelle alles wahrhaft Guten und Großen, diese, d. h. hier Triebe und Neigungen, durchaus minderwertig, selten gut, meistens böse, stets schwankend, unzuverlässig, und darum geschaffen, nur um unterworfen zu werden. Diese Auffassung wurde dann ein *weiteres* Motiv (vergl. oben S. 209), als das Wesentliche an der Sittlichkeit den Kampf zu betrachten: den Kampf gegen Neigungen, Bedürfnisse und alles Triebartige. Daraus ergibt sich schließlich, daß Kant für die Krone der Sittlichkeit kein Verständnis haben konnte, weder als Mensch noch als Ethiker. Ihm erscheint als die Hauptsache an der Moral das Sollen, und subjektiv, im Menschen, die Achtung, die ehrerbietige Unterwerfung unter das Soll. Beim wahrhaft Sittlichen dagegen ist das Sollen zum Wollen geworden und mit dem Können gepaart. Die Sinnlichkeit braucht nicht mehr geknechtet zu werden, weil auch *sie* ethisiert ist. Nur so kann Höchstes erreicht werden: das impulsive Sittlichhandeln, wobei der Mensch das Gute ohne Schwanken, ohne besondere feierliche Entscheidung, ohne Wahl tut — rein instinktiv.

VI.

Die tiefste Lebensrichtung der ganzen Persönlichkeit kam bei Kant, wie bei jedem Menschen, in der emotionalen Seite zu ursprünglichem Ausdruck. Aber Verstand und Vernunft haben letztere so stark und mannigfaltig beeinflußt, daß der Kant späterer Jahre unbedenklich als eine im wesentlichen intellektuelle Natur bezeichnet werden kann. Sein Wille wurde sozusagen ganz intellektualisiert: dem Namen wie dem Wesen nach wurde er zur „praktischen Vernunft". Sein Gefühlsleben war von vornherein nicht stark entwickelt. Im Lauf der Zeiten verkümmerte es geradezu, inmitten des Junggesellenhaushalts, wo alles sich allein um seine Person drehte, unter der strengen Herrschaft der Maximen, unter dem Einfluß seiner rein intellektuellen Beschäftigungen.

Das zeigt sich an vielen Punkten. Es fehlen Kant — ganz abgesehen von starken Trieben und großen Affekten oder Leidenschaften, wovon schon wiederholt die Rede war — Innigkeit und Wärme des Gemüts, die Fähigkeit, sich hinzugeben, in andern zu leben und aufzugehen. Überwallende Gefühle sind ihm fremd und verhaßt. Nur Enthusiasmus für Ideen kennt er, vor allem für die der Freiheit, diese „wahre Majestät des Menschen". Gutmütigkeit (eine Art von Passivität, die sich häufig bei embryonalem Gefühlsleben findet) war ihm sicher eigen. Kraus nennt sie sogar eine seiner herrschendsten Charaktereigenschaften. Sie trat zutage als Artigkeit, Höflichkeit, freundliches Entgegenkommen, Wohlwollen. Aber das alles ist noch weit entfernt von Gutherzigkeit: dem instinktiven Drang, zu helfen, zu teilen, mitzuteilen. Ihn besaß Kant nicht.

Wirkliche Liebe gegen andere Menschen hat er wohl nur zweimal in seinem Leben empfunden: als Kind gegen seine Eltern, als Greis — da er wieder Kind ward — gegen Wasianski, seinen treuen Freund und Berater. In beiden Fällen scheint die Liebe erwachsen zu sein aus inniger Dankbarkeit für unermüdliche, aufopfernde Sorge und Pflege. Besonders seiner Mutter hat Kant stets mit herzlicher Verehrung gedacht; sein Herz war gerührt, sein Auge glänzte, wenn er von ihr redete (J. 100). Im übrigen war sein Verwandtschaftssinn nur wenig entwickelt. Sein einziger Bruder Johann Heinrich war elf Jahre jünger als er, in den Universitätsjahren sein Schüler, nachdem er als Elfjähriger den Vater verloren hatte. Aber nichts weist darauf hin, daß der ältere Bruder sich des jüngeren mit inniger, sorgender Liebe angenommen hätte. Interessant sind ihre Briefe: die Johann Heinrichs sind nicht ganz selten, die von Immanuel sehr; aus jenen spricht Herzlichkeit und Zutraulichkeit, in diesen klingt alles zurückhaltend, gemessen, kühl-höflich, als wenn sie nur aus einer unangenehmen Pflicht hervorgegangen wären. — Zwei Schwestern, die in Königsberg in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebten, hat er, wenn man Jachmann (101) glauben darf, ganze fünfundzwanzig Jahre nicht gesprochen; und Wasianski (178/79) erzählt, er habe in früheren Jahren seine Verwandten nicht gern um sich gesehen, „nicht etwa, als wenn er sich ihrer geschämt hätte, sondern weil er sich mit ihnen nicht zu seiner Satisfaktion unterhalten konnte". Der gesellschaftliche und intellektuelle Abstand war ja

sehr groß, aber die Hauptsache ist doch, daß Kant nicht jene Ursprünglichkeit des Gefühls, jenes spontan aufwallende Bedürfnis zu Mitfreude und Mitleid, zu rein menschlicher Teilnahme hatte, das über alle Unterschiede, über jede gesellschaftliche Kluft hinweghilft. Was er für die Geschwister bei Lebzeiten tut (nach seinem Tode sind sie resp. ihre Kinder seine Erben), geschieht programm- und prinzipienmäßig, in zureichender, ja, liberaler Weise. „Was die Pflicht der Dankbarkeit, wegen der uns von unseren gemeinschaftlichen Eltern gewordenen Erziehung, fordert, wird nicht versäumt," schreibt Kant einmal an seinen Bruder. Aber es ist eben eine Pflicht, die erfüllt wird, verständig und vernünftig, wie er alle seine Pflichten zu erfüllen pflegte; es fehlt jeder Gefühlston, fehlt die innere Herzensgemeinschaft, die solche Gaben erst wert und dem Feinfühligen erträglich macht.

Auch sonst war Kant ein wohltätiger Mann, aber nicht aus innerem Gefühlsantriebe, sondern (was er gerade als großen Vorzug ansah) nur *aus* Grundsätzen und *nach* Grundsätzen.

Was seine *freundschaftlichen Gefühle* betrifft, so ist Wasianski ein vollgültiger Zeuge. Nach seinem Bericht (77/78) schien Kant „dem Ausdrucke ‚Freund' nicht den gewöhnlichen Sinn unterzulegen, sondern ihn so etwa, wie das Wort ‚Diener' in der Schlußformel des Briefes oder im gewöhnlichen Empfehlungsgruß zu nehmen". Bis in seine letzten Jahre war er „sich selbst genug gewesen und hatte, da er Leiden nur dem Namen nach kannte, keines Freundes bedurft". So hatte er des Aristoteles Paradoxon: „Meine lieben Freunde, es gibt keine Freunde," zum seinigen gemacht. Erst als hinfälliger Greis ist er von seiner Ansicht abgekommen und hat, durch eigene Erfahrung überführt, seinem Tröster und Berater zugestanden, daß Freundschaft keine bloße Schimäre sei. Und es ist nicht bei Worten geblieben: er hat ihm viele Beweise inniger, rührender Liebe und Erkenntlichkeit zuteil werden lassen.

Seine andern Freundschaften waren ihm nicht Selbstzweck; er bedurfte ihrer nur als Mittel zur Geselligkeit. Es waren Freundschaften des Intellekts, nicht des Willens. Sie sollten ihm nach der Last der Arbeit und der Anstrengung schweren Denkens erheiternden Umgang, Ausspannung, Zerstreuung bringen — Bedürfnisse, die bei der Eigenart seines Geistes in würdiger Weise nur auf intellektuellem Wege befriedigt werden konnten. Daß er am Ergehen derer, die seine Muße mit ihm teilten und sie ihm verschönern halfen, menschlich teilnahm, daß er tätig für sie eintrat, soweit sein Einfluß reichte, und sich gern mancher Mühewaltung unterzog, ist vielfach bezeugt. Aber man darf das alles nicht als Ausfluß eines ursprünglichen lebhaften Gefühls betrachten: es geschieht aus Anstandspflicht, aus Dankbarkeit für manche gemeinsam verbrachte schöne Stunde, aus entgegenkommender Artigkeit und Humanität; die grundsätzliche „allgemeine Wohlgewogenheit gegen das menschliche Geschlecht" (vergl. S. 209) ist auch hier der eigentliche Grund, nur daß dies Gefühl eine etwas wärmere Färbung annimmt, weil es sich auf Nahestehende richtet. Vertrauliche Herzensergießungen kannte seine Freundschaft nicht. „Immer war und blieb sie gute, gehaltreiche Prose; — nie etwas Poetisches darin." (B. 128.)

Die einzige Leidenschaft, die Kant hatte, war eine intellektuelle: die der geselligen Unterhaltung. Und sein höchster sinnlicher Genuß war eine gute Mahlzeit in guter Gesellschaft. Oft hat er es wiederholt, daß man leichter den Sinn des Gesichts als den des Gehörs entbehren könne. Bei seinen kleinen Gesellschaften war alles wohlüberlegt: die Freunde wie die Gerichte mußten zusammenpassen. Bei den Damen galt er als ein „Mann, der eine sehr delikate Zunge und einen schwer zu befriedigenden Geschmack" habe (J. 170), und Hippel meinte, er habe ebensogut eine „Kritik der Kochkunst" wie die „Kritik der reinen Vernunft" schreiben können.

Bei der weiblichen Erziehung hielt er die Ausbildung im Kochen und in der Hauswirtschaft für ein sehr wichtiges Stück. Von den Damen, die nur Sinn für Gesellschaften und Zerstreuungen haben, dachte er gering. Die eigentliche Sphäre der Frau schien ihm das Haus zu sein. Und wenn wir, um sein Frauenideal kennen zu lernen, einzelne Züge aufgreifen und zu einem Gemälde vereinen, so treffen wir auf das Bild seiner Mutter, nur bereichert und verfeinert um das, was eine Frau ihrer Art sich bei vielseitiger Ausbildung, im Verkehr mit der großen Welt angeeignet haben würde. — Von der Ehe dachte Kant wenig ideal, fast geschäftsmäßig. Vernünftige Gründe sollten auch hier bei der Wahl das Entscheidende sein, nicht stürmische Neigung. Geldheiraten empfahl er dringend, war sogar öfter bereit, bei jüngeren „Freunden" den Heiratsvermittler zu spielen. Er selbst soll zweimal ernstlich daran gedacht haben, sich zu verehelichen; beide Male aber zögerte und überlegte er so lange, bis es zu spät war. Kopflos sich zu verlieben, so daß im Sturm der Leidenschaft seine Prinzipien hätten über Bord gehen können: dazu war er sicher nicht fähig. Sehnsucht, von der das Eingeweide brennt, den Gefühlsüberschwang des „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" würde er als etwas ganz Vernunftwidriges und geradezu Menschenunwürdiges betrachtet haben.

Unter den Künsten standen ihm die redenden, bei denen das intellektuelle Moment eine große Rolle spielt, am nächsten; in ihnen war er am meisten zu Hause, für sie hatte er auch das tiefste Verständnis. Am fernsten lag ihm die Kunst der Töne, die nichts anderes will und vermag, als Gefühlen und Stimmungen Ausdruck verleihen. Musik, meinte er, mache den Menschen weichlich; seine Schüler warnte er davor, sich mit ihr zu beschäftigen, weil sie viel Zeit raube und von ernsten Wissenschaften abziehe. In den bildenden Künsten war der Kreis dessen, was er aus eigner Anschauung kannte, ein sehr beschränkter. Beschreibungen mußten die seltnen Abbildungen ersetzen. In der Natur wirkte auf ihn mehr als das Schöne das Erhabene, vor allem die Pracht des Sternenhimmels. Für Schönheit und Duft der Blumen hatte er wenig Sinn, höchstens erregten Rosen sein Wohlgefallen (J. 211. 184). Der Frühling, das Erwachen der Natur, das erste Grünen und Blühen machte auf ihn keinen sonderlichen Eindruck; zu Wasianski sagte er: „Das ist ja alle Jahre so, und gerade ebenso" (126 27). Er fühlte auch durchaus kein Bedürfnis, seine Zimmer sich wohnlich und geschmackvoll einzurichten, von schönen Gegenständen umgeben zu sein. Seine Mobilien waren sehr einfach

und nur auf den Nutzen berechnet. — Schönheit und vor allem die Kunst ist ihm in erster Linie ein Mittel, die Freuden der Geselligkeit zu erhöhen. Ein Robinson würde, wie er überzeugt ist, nach Kunst nichts fragen. Ursprüngliche Kraft des Gefühls, begeisterte Hingabe an das Kunstwerk, einsames Sichvertiefen in die Offenbarung des Genies suchen wir bei Kant vergebens. Ist er trotzdem als Vater der deutschen Ästhetik zu betrachten, so wurde er es durch verstandesmäßige Zergliederung der Begriffe und durch Intuitionen, wie sie dem genialen Forscher bisweilen auch auf ihm fernliegenden Gebieten zuteil werden.

Schließlich Kants Religion! Auch in ihr überwiegt das Verstandesmäßige. Sein Intellekt hat einen persönlichen transzendenten Gott zur Welterklärung nötig; seine „praktische Vernunft" fordert einen Weltenlenker und Weltenrichter, der das Gute zum Siege führt und belohnt, das Böse straft. Der Enthusiasmus, den die Erhabenheit des bestirnten Himmels und des moralischen Gesetzes in ihm zu entfachen vermochte, hat vielleicht einige Verwandtschaft mit religiösen Gefühlen. Sonst spielten sie in seinem Leben keine Rolle. Der Mystizismus und Kant sind Gegenpole. Jede Neigung zu mystischer Schwärmerei war er geneigt für ein Zeichen von Verstandesschwäche zu halten. In seinem Vaterhaus hatte er tiefe, innige Frömmigkeit kennen gelernt, nicht durch Lehre, die mit den Worten verweht, sondern durch Beispiel und Vorbild, deren Eindruck bleibt. Über den Pietismus seiner Eltern sprach er sich stets mit großer Hochachtung und Ehrerbietung aus. Aber die Schranken seiner Natur hinderten ihn, das Leben in Gott, das er seine Eltern, vor allem seine Mutter, führen sah, selbst nachzuleben. Er war eben kein Augustin, dessen Herzensunruhe der Welt Lust und Leid nicht zu stillen vermochte, bis er Ruhe fand in seinem Gott, und auch kein Luther, den Sündenverzweiflung Qualen der Hölle kosten ließ, der aber doch wieder voll felsenfesten Vertrauens Gott seinen Willen im Gebet glaubte aufdringen zu können.

* * *

Alles in allem: Kant war sicher eine große Persönlichkeit, aber keine vorbildliche. Um das zu sein, hätte sein Wesen sich reicher, allseitiger ausgestalten müssen. Schon in der ursprünglichen Anlage waren manche Keime nur schwach vertreten; die weitere Entwicklung ließ sie vollends verkümmern. Der Intellekt wurde Herrscher und entfaltete sich zu voller Glorie. So wurde Kant der Reformator der Philosophie. Aber was der Denker gewann, verlor der Mensch. Dem Mann der Grundsätze blieb höchste Sittlichkeit ein verschlossenes Geheimnis. In seinem von Vernunftregeln bestimmten Leben war kein Platz für starke sittliche Triebe und Neigungen. Wir können in ihm ein Vorbild der Selbstbeherrschung und Selbsterziehung sehen; aber zu impulsivem Handeln, das einen Einsatz der ganzen Persönlichkeit fordert, taugte er nicht, weil er zu seinem Naturell kein Vertrauen hatte.

Als Denker ist er genial, nicht als Mensch. Da tritt er uns wohl achtunggebietend entgegen, aber nicht hinreißend und mächtig, kein Olympier wie Goethe.

Das deutsche Schutzgebiet Kiautschou.

Von

A. von Janson, Generalleutnant z. D.

Noch vor einem Jahre hörte man in deutschen Kreisen in China fast nur Ungünstiges über die Entwicklung des deutschen Kiautschougebietes und leider auch aus deutschem Munde fast nur abfällige Urteile. Ist pessimistische Auffassung über Maßnahmen der Regierung, verbunden mit der Freude an scharfer Kritik, auch ein nationales Erbübel, so fiel hier doch die volle Einstimmigkeit in kaufmännischen Kreisen auf, bei denen man ein gewisses Wohlwollen für eine Kolonie voraussetzen mußte, die im Interesse des vaterländischen Handels im fernen Osten gegründet worden ist. Die Schärfe der ungünstigen Beurteilung wäre leichter verständlich gewesen, wenn man das Entstehen eines die deutschen Handelshäuser in Hongkong und an den chinesischen Küstenplätzen schädigenden Wettbewerbs gefürchtet hätte; diese Möglichkeit wurde indessen bestritten. Als ich später nach Japan kam, fand ich dort in deutschen Kreisen zwar eine leidenschaftslose, aber nichts weniger als hoffnungsfreudige Beurteilung der Zukunft unserer Kolonie. Engländer, die doch zweifellos erstklassige Sachverständige auf diesem Gebiete sind, äußerten sich in entsprechender Weise, und ein englischer, in Ostasien gut informierter Marineoffizier sagte: „Alle in Tsingtau getroffenen Einrichtungen machen einen großartigen Eindruck, aber wo bleibt der Kaufmann?“ Ich konnte nur erwidern, daß auch Hongkong, jetzt das Muster eines gewinnbringenden Handelsplatzes, fünf Jahre nach der ersten Besiedlung aufgegeben werden sollte, und daß England bei der Verteilung der Erde in der glücklichen Lage gewesen sei, die Vorhand zu haben. Trotzdem muß ich bekennen, daß jenes Urteil mich mehr beschäftigt und bedrückt hat als das meiner Landsleute. In skeptischer Stimmung besuchte ich im Sommer vorigen Jahres Tsingtau.

Ich will hier nicht die oft berichtete und noch im Gedächtnis aller befindliche Geschichte der Besitzergreifung wiederholen, vielmehr nur daran erinnern, daß der Zweck der Erwerbung des Kiautschougebietes ein doppelter war: nämlich unserem Geschwader einen gesicherten Stützpunkt zu schaffen und

gleichzeitig unserem Handel einen Platz zu selbständiger Entwicklung. Mit jenem Stützpunkt sollte eine Kohlenstation verbunden werden, die ihre Vorräte aus dem Hinterlande ergänzen konnte, sowie eine Reparaturwerkstätte für die Schiffe. Bisher entbehrte das Kreuzergeschwader einer gesicherten Basis und war vom guten Willen anderer Mächte abhängig, konnte daher unter Umständen wehrlos und bewegungsunfähig werden, eine Lage, der nur ein frevelhafter Leichtsinn unsere kostbaren Schiffe mit ihrer Bemannung auf die Dauer aussetzen könnte. Die Stationierung hinlänglicher maritimer Streitkräfte in Ostasien aufgeben hieße wieder zu dem traurigen Zustande vor Gründung des neuen Deutschen Reichs zurückkehren, als wir noch den Schutz unserer Landsleute anderen überlassen mußten. Das wünschen auch die über Kiautschou absprechenden Kaufleute im Osten nicht, wenn man nach den lebhaften Klagen urteilen darf, die man in chinesischen Küstenplätzen hört, sowie sie einmal ohne Stationsschiff sind. Ein nur dem militärischen Zwecke als Flottenstützpunkt dienender Küstenplatz bringt unmittelbar nichts ein und ist daher teurer als eine Kolonie, die gleichzeitig dem Handel ein neues Absatz- und Ausfuhrgebiet schafft. Es wäre ein schwerer ökonomischer und volkswirtschaftlicher Fehler gewesen, auf diesen Gedanken bei der Auswahl zu verzichten; unsere Macht außerhalb des Mutterlandes ist noch zu gering und unser Reichtum nicht groß genug, um uns den Luxus rein militärischer Stationen zu erlauben, den England sich z. B. sehr wohl gestatten kann. Nun war aber Deutschland keineswegs mehr in der Lage, wie einst England, den meistversprechenden Punkt chinesischen Gebietes in Besitz zu nehmen; es standen nur noch wenige Plätze zur Wahl, und von diesen war das Kiautschougebiet das beste, auch wesentlich besser als das, wie die Engländer selbst eingestehen, in jeder Beziehung minderwertige Weihaiwei. Ein Vergleich mit Hongkong würde allerdings immer zu Ungunsten von Kiautschou ausfallen, weil für ersteres die Vorbedingungen so außerordentlich glückliche sind, wie sie vielleicht auf der ganzen Erde nicht wieder vorkommen: als nicht zu umgehender Umladeplatz für Kanton und Macao[1]) möchte ich es einem Kommissionsgeschäft mit leistungsfähigen Auftraggebern, aber ohne Konkurrenz und ohne Risiko, vergleichen, während für unsere Kolonie, wie es mehr oder weniger überall der Fall ist, der Handel erst durch ernstes Bemühen geschaffen werden muß. In England gilt der Grundsatz, daß der Kaufmann vorangeht und die Regierung nachfolgt. Plätze aber, in denen der Handel bereits festen Fuß gefaßt hatte, waren in China für Deutschland nicht mehr verfügbar. Daher hielt es das Reich für seine Pflicht, dem Handel die Wege zu ebnen, in der berechtigten Erwartung, daß der bewährte deutsche Unternehmungsgeist auf der geschaffenen Grundlage sich betätigen werde. Über dieses Ziel hinaus vermag natürlich eine Regierung nicht zu gehen. Wir werden nun zu untersuchen haben, was von ihr geschehen ist, um die Kolonie dem Erwerb nutzbar zu

[1]) Vgl. „Hongkong, eine englische Musterkolonie", in Heft 12, September 1903, dieser Zeitschrift; außerdem „Militär-Wochenblatt" 1903, Nr. 32—33: „Die militärische Bedeutung von Hongkong".

machen, und inwieweit bisher daraufhin Unternehmungen gegründet werden konnten und tatsächlich gegründet wurden, welchen Erfolg sie hatten und was für die Zukunft zu erwarten ist.

I.

Wie wenig das Deutsche Reich größeren Landerwerb als solchen und damit eine Schmälerung des chinesischen Besitzstandes angestrebt hat, geht schon aus der außerordentlich geringen Bemessung des auf 99 Jahre erpachteten Gebietes hervor, das lediglich die beiden die Kiautschoubucht abschließenden Halbinseln und die Wasserfläche der Bucht mit den darin befindlichen Inseln umfaßt, so daß also die beiden Teile des deutschen Gebietes keine Landverbindung haben. Den größeren Teil des Schutzgebietes bildet die östliche, durch den Unterlauf des Paischaho im Norden begrenzte Halbinsel; indessen wird die Ostgrenze nicht durch die Küste der Lauschanbucht gebildet, sondern zieht sich im Durchschnitt etwa 8 km von ihr entfernt durch das gleichnamige Gebirge. Das Gesamtgebiet umfaßt daher nur 551,7 □km Land einschließlich 43,6 □km Inseln, und selbst die Stadt Kiautschou, nach der es benannt ist, liegt bereits außerhalb in dem die Kolonie in einer Tiefe von 50 km umgebenden „neutralen Gebiet". In diesem ist die chinesische Herrschaft nur insofern geschmälert, als chinesische Truppen sich dort selbst nicht vorübergehend aufhalten dürfen, während deutschen Truppen volle Bewegungsfreiheit zusteht. Dagegen darf das Deutsche Reich daselbst keinen Grundbesitz erwerben. Daß bei Kiautschou und Kaumi Lager für je eine Kompagnie zum Schutze der Eisenbahn errichtet sind, beruht auf besonderem Abkommen; der betreffende Grund und Boden gehört dem Reiche nicht. An beiden Seiten der Einfahrt der Bucht tritt das kahle Granitgebirge, das den größten Teil der chinesischen Küste bildet, bis fast unmittelbar an das Meer heran, auf der östlichen Halbinsel von einem schmalen, flachhügeligen Uferstreifen mit Felsenküste terrassenförmig aufsteigend, wobei immer höhere und längere, durch Täler getrennte Bergrücken einander folgen. Die äußerste Spitze der Halbinsel, auf der die Stadt Tsingtau erbaut ist, wird durch den Bismarckberg (132 m) und den Moltkeberg (78 m) abgeschlossen; es folgen die Iltisberge (höchster Punkt 151 m), die Prinz-Heinrich-Berge (330 m), der Kaiserstuhl (390 m) und endlich die mächtige, in dem bereits außerhalb (östlich) der Grenze gelegenen Lauting bis 1130 m ansteigende Gebirgskette des Lauschan. Der Granit liegt in weitem Umfange zutage und ist infolge des Vorherrschens des Feldspats in dem feuchten Klima stark verwittert, so daß die Bergkämme bizarre Formen annehmen und lebhaft an den Dent du Midi und andere Berge am Genfer See erinnern. Allerdings gibt es im Lauschan noch einzelne mit Bäumen, Gesträuch und wilden Weinreben bewachsene Täler, im großen und ganzen ist aber alles kahl, weil die Chinesen hier ebenso wie an der südlicheren Küste die unglaublichste Raubwirtschaft in bezug auf Holz getrieben haben. Der dadurch stetig zunehmende Mangel an Feuerungsmaterial ist die Veranlassung, daß sie sich nicht mehr auf die Abholzung beschränken, sondern überall, wo nicht Ackerbau getrieben werden kann, auch die kleinsten Pflanzen bis zu den

Grasbüscheln mit scharfen Werkzeugen loslösen und als Ersatz von Brennholz einsammeln. Dadurch wird jede Bildung von Humus auf dem Felsen unmöglich gemacht; die von Mitte Juli bis Mitte September sich ergießenden Regenmassen stürzen daher unaufhaltsam die Berghänge herunter und spülen auch die geringste Verwitterungsschicht vom Steinboden fort. So hat sich ein unheilvoller Kreislauf gebildet, der gleichzeitig eine Regelung des Wasserabflusses und des Entstehens eines Pflanzenwuchses hindert. Der Anblick der Berge ist noch trostloser, als es derjenige von Hongkong zur Zeit seiner Besiedlung gewesen sein muß, wenn man den dortigen Zustand nach dem der erst vor einigen Jahren von den Engländern erworbenen, noch von keiner Kultur berührten benachbarten Inseln bemessen darf. Eine natürliche Folge dieser Verhältnisse ist es, daß die vorhandenen Wasserläufe sich entsprechend verhalten wie in den europäischen Mittelmeerländern, in denen gleichfalls die Bedeutung des Waldes mißachtet wurde. Breite, steinige Flußbetten mit geringer Wasserader werden plötzlich durch reißende Ströme ausgefüllt, die oft über die Ufer treten, die Felder überschwemmen, mit Geröll und Sand überschütten oder die Ackerschicht in das Meer schwemmen und tiefe Einschnitte und Gruben im Boden hinterlassen, die Straßen, die Eisenbahn und die Brücken gefährden und oft schwer beschädigen, sowie dauernd die chinesischen Ortschaften bedrohen, die zum Schutze dagegen mit Lehmmauern umgeben sind, denen man ursprünglich irrtümlich einen Verteidigungszweck unterlegte. Daß das Gouvernement nach Erkennen dieses Irrtums seine Einwände gegen das Bestehen dieser Mauern fallen ließ, hat in der Bevölkerung einen außerordentlich guten Eindruck gemacht. Mehr noch als das zum größten Teil hügelige oder gebirgige Gebiet leidet unter der Wassergefahr die große, fruchtbare Ebene, die sich von der flachen Nordküste der Kiautschoubucht durch die neutrale Zone in nördlicher Richtung bis zur Bucht von Laitschou hinzieht. Die Stromgebiete des Gelben Meeres und des Golfs von Tschili greifen hier ineinander und sind durch einen Kanal verbunden. Der südliche Teil der Ebene — im Nordwesten der Kiautschoubucht — bildet eine flache Stufe, von der aus nach Süden, d. h. nach der Küste zu, das Gebirge Tschangtsch'engling aufsteigt. Das flache Gebiet ist ganz mit Feldfrüchten bedeckt; man muß den Fleiß der Chinesen bewundern, die den ganzen Tag, meist mit der Hacke, auf ihren kleinen Feldern arbeiten, stets gewärtig, daß das Wasser in wenigen Stunden die Ernte vernichtet und den Boden auf unabsehbare Zeit verdirbt. Sie ergeben sich, ohne viel zu klagen, in das Unvermeidliche, und ohne Begriff davon, wie man dem Übel vorbeugen könnte, beginnen sie in dem Erdriß, der an der Stelle ihrer Felder entstanden ist, auf Kies und Sand ungesäumt mit neuen Kulturen. Das hier am meisten angebaute Brot- und Futtergetreide ist der Kiaulung (Sorghum), mit hohem Rohr weite Strecken bedeckend, so daß ganze Reitergeschwader darin verschwinden können. Außerdem sieht man mehrere Sorten Hirse, Bataten („süße Kartoffel"), andere Knollenfrüchte, Erdnuß, Weizen und nach dessen Ernte Bohnen. Reis wird hier, weil der Boden für gewöhnlich zu trocken ist, fast gar nicht angebaut, wohl aber an einigen

Stellen Baumwolle. Namentlich der südliche Teil der Ebene ist sehr stark bevölkert, und man sieht zahlreiche Dörfer mit Lehmhütten und sorgsam hergestellten, unbedeckten Lehmtennen zum Dreschen. Zwischen den Hütten stehen zahlreiche Bäume, darunter auch Obstbäume. Außerdem werden die Bäume nur an den Gräbern geschont, die sich in Gruppen bald an die Ortschaften anschließen, bald als kleine Haine mitten im Felde erscheinen. Die Pietät für die Verstorbenen, gefördert durch den alten, drei Religionen der Chinesen gemeinsamen Ahnenkultus, ist hier also ein volkswirtschaftlich hochbedeutendes Schutzmittel. Anderseits droht in der dauernden Erhaltung der vorhandenen und dem fortwährenden Entstehen neuer unverhältnismäßig großer, oft unseren nordischen Hünengräbern ähnlicher Grabhügel dem auf Ackerbau begründeten Volkswohlstande eine große Gefahr, weil bei gleichzeitigem starkem Anwachsen der Bevölkerung sich mit jedem Todesfall die Ackerfläche vermindert, eine Tatsache, die in manchen Gegenden Chinas, zum Beispiel in der vielen Europäern bekannten unmittelbaren Umgebung von Shanghai, geradezu beängstigend wirkt. Vor vielen hundert Jahren soll ein Kaiser in voller Erkenntnis des drohenden Unheils die Einebnung und Beackerung aller Gräber angeordnet haben. Die Ortschaften des hügeligen, weniger fruchtbaren Geländes, das unser Schutzgebiet bildet, befanden sich zur Zeit der Besitznahme im traurigsten Zustande und beherbergten die denkbar ärmste Bevölkerung. Man muß die anscheinende Hoffnungslosigkeit des Anbaues der noch an der Küste vorhandenen geringen Unlandstrecken, die Kahlheit der Gebirge und die wenigen noch bestehenden altchinesischen Gebäude, einst die Prunkbauten, sehen, um zu begreifen, wie unwirtlich und geradezu abstoßend der Platz damals gewesen ist. Vor allem aber muß man die Schilderungen der damaligen Zustände hören und sich durch Einblick in ältere Photographien überzeugen, daß nichts darin übertrieben ist. Man fand eben nur Lehmhütten und Schmutz in einer Fülle, wie ihn der elendeste Ort Europas nicht kennt, dabei Wasser- und Wegemangel, und es fehlte an allem, was auch der bescheidenste Europäer zu seinen Lebensbedürfnissen rechnet. Und heute, im fünften Jahre der Kolonie, steht dort eine aufblühende Stadt mit gefälligen, zum Teil großen europäischen Gebäuden, breiten und schönen Straßen, widerstandsfähig selbst gegen die Gewalt jener Regengüsse und in ihrer Breite würdig einer europäischen Hauptstadt. Der Stadtplan ist in großem Stil entworfen und gestattet in weiter Voraussicht die größte Entwicklung. Es herrscht die peinlichste Sauberkeit; die zuerst in den chinesischen Lehmbauten untergebrachten Truppen wohnen jetzt in guten Baracken, zum Teil schon in Kasernen, die nach heimischem Muster gebaut sind. Aus Sparsamkeitsgründen werden noch die wenigen übriggebliebenen chinesischen Gebäude benutzt, aber nicht von Mannschaften, sondern nur von Offizieren im „Höhen- und Artillerielager", während im alten Yamen sich die Geschäftszimmer des Gouvernements und die Wohnräume der Offiziere des Gouvernementsstabes befinden. Man geht mit dem sympathischen Gedanken um, später, wenn für diese Zwecke endlich angemessene Räume hergestellt sein werden, den Yamen, der trotz aller Verbesserungen doch den bescheidenen Ansprüchen der Verwaltung eines deutschen Landstädtchens

nicht genügen würde, im historischen Interesse zu konservieren und zum Museum einzurichten. Dementsprechend erhält man auch den in der Nähe befindlichen malerischen Tempel, den die Chinesen jetzt für Theatervorstellungen benutzen. Die Tatsache, daß die Bevorzugung der Mannschaften bei Herstellung einer einwandfreien Unterkunft der Fürsorge für die Offiziere voranging und daß auch heute noch der Gouverneur mit seiner Familie in einem provisorischen, keineswegs völlig regendichten Gebäude wohnt, sollte manchen Leuten zu denken geben.

Die Erwähnung der Niederlegung der Chinesenhütten legt die Frage nahe, wo denn die Bewohner geblieben sind. Man hat sie nicht etwa grausam vertrieben, sondern ihnen auf der Halbinsel südwestlich des Höhenlagers ein neues Dorf T'ai-hsi-tschen gebaut, in dem sie sich vielleicht nur deswegen nicht von vornherein behaglich gefühlt haben, weil die an beiden Straßen liegenden Ziegelhäuser in chinesischem Stil allzu sauber hergestellt waren, — ein Umstand, dem sie abzuhelfen wissen werden. Eine andere größere Chinesenkolonie, der Marktflecken T'ai-tung-tschen, ist nordöstlich von Tsingtau auf quadratischem Grundriß mit rechtwinkligen Straßen entstanden. In Tsingtau selbst dürfen Chinesen, soweit sie nicht Dienstboten von Europäern sind, nicht wohnen; sie sind vielmehr auf die in der Nähe des Hafens und des Bahnhofs gleichfalls mit weiten Straßen angelegte Vorstadt Ta-pau-tau und das sogenannte Geschäftsviertel angewiesen. Hierin liegt ein großer Vorzug vor den englischen Kolonien, sowie vor der europäischen Niederlassung in Shanghai. Diese Sonderung ist keineswegs inhuman, da die Chinesen sich in ihrem geschäftlich besonders günstig gelegenen Stadtteil genügend ausbreiten können, wohl aber ein unabweisliches Bedürfnis, wenn nicht der Übertragung von Krankheiten infolge ihrer Unreinlichkeit Tür und Tor geöffnet und durch ihre geräuschvollen Gewohnheiten den europäischen Nachbarn das Leben unerträglich gemacht werden soll, wie es in der Tat in den genannten Orten, namentlich in Hongkong, der Fall ist. Die schwer erklärliche Nachgiebigkeit des dortigen Gouvernements in diesem Punkte gehört zu dem Wenigen, was an englischer Kolonisationsmethode nicht nachahmenswert ist.

Für die Gesundheit ist nicht allein durch Beseitigung der alten Krankheitsherde (schmutzige Wohnungen) und dauernde Reinigung gesorgt, sondern auch durch Anlage einer einwandsfreien Wasserleitung. Man war hier nicht, wie in Hongkong, darauf angewiesen, das Regenwasser und spärliche Quellwasser der Berge in Sammelbecken zu sammeln; es konnten vielmehr am Flußbett des Haipo Brunnen mit einer Pumpstation angelegt werden, von der das Wasser einem hochgelegenen, verdeckten Becken und von dort den Brunnenständern und Zapfstellen in der Stadt zugeführt wird. Die Herstellung von Hausanschlüssen ist in Verbindung mit einer Ableitung des gebrauchten Wassers, sowie der Abfuhrstoffe beabsichtigt, für deren Beseitigung vorläufig noch das Tonnensystem, in den Kasernen „Fäkalienabschwemmung" besteht. Zur Ableitung des Regenwassers sowie zur Entwässerung von Gebäuden an der Viktoriabucht sind bereits jetzt Betonkanäle und Siele von Tonröhren vorhanden. Nach Vollendung der Kanalisation wird Tsingtau in

Rücksicht auf sanitäre Fürsorge Hongkong, dem es schon jetzt in dieser Beziehung überlegen ist, weit hinter sich lassen. Außerdem wird in weitestgehender Weise dafür gesorgt, daß den Mannschaften der Besatzung nicht durch Nahrungsmittel Krankheitskeime zugeführt werden. Als weitere Fürsorge gegen Ansteckungen dürfen eine Dampfwaschanstalt für die Truppen sowie ein Schlachthof gelten. Die segensreiche Folge aller dieser Maßnahmen ist eine außerordentliche Besserung der Gesundheitsverhältnisse, die jetzt als recht befriedigend angesehen werden können, während bekanntermaßen in der ersten Zeit die zum Teil bösartigen Darmerkrankungen sehr zahlreich waren. Die Zahl der Fälle von Ruhr und Darmkatarrhen betrug im Etatsjahr 1899/1900 : 644,8 pro Tausend, 1900/1 : 427 und 1901/2 : 391,2. 1902/3 besserte sich das Verhältnis abermals, und Todesfälle an solchen Leiden kamen überhaupt nicht vor. Der Darmtyphus hat ganz aufgehört, und die chinesische Choleraepidemie des Sommers 1902 trat in der Kolonie überhaupt nur schwach auf; von Europäern erkrankten sogar nur 12, die mit Chinesen in näherem Verkehr standen. Malaria ist nur vereinzelt, und zwar in leichterer Form, aufgetreten. Den unter den Chinesen häufigen Pocken sucht man durch Zwangsimpfung der Europäer und freiwillige Impfung der Chinesen zu bestimmten Terminen entgegenzutreten.

Das sind handgreifliche Erfolge in der Vorbeugung, aber auch für die Heilung der Krankheiten ist reichlich gesorgt, in erster Linie durch das Gouvernementslazarett, das in gesunder Lage auf sehr weitem Raum, der noch eine erhebliche Erweiterung der Bauten zuläßt, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechend gebaut und nicht allein für die Garnison bestimmt ist; jeder Kolonist kann dort Aufnahme und Pflege finden. Es ist zu erwarten, daß noch eine besondere Station für Frauen und Kinder angefügt wird, falls nicht eine der Missionen sich dieser Aufgabe unterziehen sollte. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hat seinerzeit das sogenannte Faberhospital für Chinesen errichtet, das namentlich zur Cholerazeit sich als sehr segensreich erwiesen hat. Sein Arzt hat gleichzeitig eine umfangreiche Privatpraxis.

Außerdem ist der Bau eines Genesungsheims in gesunder Höhenlage im Lauschan eingeleitet, das gleichfalls der ganzen Kolonie zugute kommen soll. Nach seiner Fertigstellung werden die jetzt noch häufigen, kostspieligen Erholungsreisen nach Japan entbehrlich werden. Schon jetzt wird übrigens Tsingtau wegen seines besseren Klimas und des ausgezeichneten Badestrandes an der Viktoriabucht, wo ein breiter Sandstreifen der Felsküste vorgelagert ist, namentlich von Shanghai aus als Badeort besucht und fängt an, sich auch nach dieser Richtung zu entwickeln. An und für sich wäre hierin, abgesehen von der gesellschaftlichen Abwechslung, nicht gerade ein Nutzen zu sehen, da mit dem Badeleben immer unverhältnismäßige Preissteigerungen verbunden sind zum Nachteil der auf festes Gehalt angewiesenen Einwohner und zum Vorteil nur weniger Geschäftsleute; ich erwähne es hier nur als Beleg für die auch im kritischen Osten als gut anerkannten Gesundheitsverhältnisse in Tsingtau.

Fast am wichtigsten scheint mir, daß man sich nicht begnügt hat, die augenblicklichen Erscheinungen erfolgreich zu bekämpfen, sondern ungesäumt daran gegangen ist, ein großes Übel, das sich auf diesem wie auf dem wirtschaftlichen Gebiete gleichmäßig bemerkbar macht, zu beseitigen, obwohl dazu die Tätigkeit von Generationen gehört, — nämlich das Fehlen des Waldes. Es bedurfte geradezu raffinierter Maßnahmen, um auf den kahlen, oft recht steilen Granithängen der Berge überhaupt den Beginn von Anpflanzungen zu ermöglichen. Die vom Wasser scharf ausgerissenen Schluchten wurden zunächst in verschiedenen Höhen durch quer durchgeführte Steindämme abgeschlossen, so daß übereinanderliegende Stauweiher entstanden, die den doppelten Gewinn boten, das unaufhaltsame Herunterstürzen des Wassers und damit weitere Zerstörungen zu verhindern, sowie in allen Höhenlagen den für die Anpflanzungen während der alljährlich wiederkehrenden, lange andauernden Dürre unentbehrlichen Wasservorrat zu haben. Einige Becken wurden zugeschlemmt; dann erfolgte eine Ausschachtung neuer, soweit der Wasserbedarf es erforderte; der Rest des neuen Bodens aber wurde sofort mit Weidenstecklingen bepflanzt und dadurch befestigt, während die Pflanzen bald als Schäl- und Flechtweiden ertragsfähig werden. Die eigentliche forstliche Anpflanzung wird dann dadurch vorbereitet, daß parallele, horizontale Reihen von Rasenstücken auf die Steinhänge gelegt werden. Sobald der Regen ein wenig Boden (verwitterten Granit) dahinter angeschlemmt hat, werden in ihn einjährige Kiefern gepflanzt, und — sie gedeihen in der Tat zum größeren Teil. Die Tsingtau unmittelbar umgebenden Höhen, namentlich die Iltisberge, noch vor wenigen Jahren genau so kahl wie alle andern und dem Anschein nach für jeden Bepflanzungsversuch ungeeignet, sind heute bereits mit zum Teil über kniehohen, kräftigen Kulturen bedeckt, die guten Fortgang versprechen, — eine Leistung, wie sie nur der deutsche Forstmann zustande bringt. Immer weiteres Fortschreiten, zunächst zur Bepflanzung der Prinz Heinrichs-Berge und einst auch des Lauschan, steht in Aussicht, und schon jetzt ist die Aufforstung des Quellgebietes des nördlich von Tsingtau in der Richtung auf den Hafen sich ergießenden Haipo eingeleitet. Wir haben in Deutschland die Erfahrung gemacht, daß einheimische Holzarten immer in erster Linie gedeihen; daher ist auch hier nach Möglichkeit Pflanzensamen aus dem Schutzgebiet und dem Hinterlande verwandt worden; die Seltenheit von Bäumen erschwerte das aber so, daß gleichzeitig Versuche mit japanischen und deutschen Hölzern gemacht werden mußten. Zu diesem Zweck ist um das Forsthaus herum ein ausgedehnter und ungemein vielseitiger Pflanzgarten nebst Baumschule angelegt worden, in dem besonders Laubhölzer, die den verschiedensten Zwecken dienen sollen, gepflanzt werden, daneben Obst- und Weinkulturen (wilde Reben wachsen in Lauschan). Gleichzeitig ist man bestrebt, das Interesse der Chinesen für Obstzucht zu erwecken und sie zur Erlernung des Okulierens anzuleiten; 1901/2 wurden bereits in 13 Dörfern 659 Stämme veredelt, wobei sich die Chinesen als recht anstellig erwiesen, nachdem sie das Mißtrauen überwunden hatten, die Veredelung könne eine Besitzergreifung der Bäume durch die Deutschen einschließen. Auch die Anpflanzung von Gemüsen wird, abgesehen von privaten Unternehmungen, von

der Forstverwaltung gefördert, die demnächst ein landwirtschaftliches Versuchsfeld schaffen wird.

Zwischen der Stadt und dem heranwachsenden Forst befindet sich ein mit Bäumen und alten Grabhügeln bedeckter geräumiger Platz, die Stelle eines ehemaligen Dorfes, bestimmt, in einen Park für Tsingtau verwandelt zu werden, natürlich unter möglichster Schonung des Pietätsgefühls der Eingeborenen. Eine dem Gouvernement gehörige elektrische Zentrale für Bewegungs- und Beleuchtungszwecke ist vorhanden und sieht einer Erweiterung je nach dem Bedürfnis entgegen. Öffentliches Fuhrwerk ist fast das einzige, was dem Orte, der auch Hotels, Restaurants und sogar ein Seemannsheim besitzt, noch fehlt; es wird aber, wie in anderen europäischen Niederlassungen in China und in ganz Japan, durch die von Kulis gezogenen Jinrikschas (zweirädrige Karren) ersetzt; auch das mußte erst hier eingeführt werden, und die Kulis erweisen sich vorläufig weder als besonders anstellig noch genügend reinlich. Dafür gibt es im Privatbesitz desto mehr Pferde und Wagen, und in dieser Beziehung ist Tsingtau ein Eldorado für den bekanntlich stets reitlustigen Marineoffizier.

II.

Damit wären ungefähr die Grundlagen für das materielle Leben des einzelnen in der Kolonie zur Darstellung gebracht; wir müssen uns nun dem Handel zuwenden. Zu den ersten Vorbedingungen gehörte ein allen Anforderungen genügender Hafen für europäische Schiffe. Der Umstand, daß die Kiautschoubucht an sich einen geschützten Ankerplatz mit gutem Ankergrund bildet, war mit für die Wahl des Platzes bestimmend gewesen; das Geschwader konnte hier in Muße liegen, und Handelsschiffe konnten in Tätigkeit treten auch vor Fertigstellung eines Hafens, was den Vorteil hatte, daß der Bau nicht überstürzt oder in zu beschränktem Umfange ausgeführt zu werden brauchte. Trotzdem konnte man die hafenlose Zeit doch mit Rücksicht auf die im Winter regelmäßigen Nordweststürme und wegen der erschwerten Laderverhältnisse, infolge deren allerdings die leistungsfähige Leichterkompagnie sehr gute Geschäfte machte, nur als Übergangszeit ansehen. Der Hafenbau ist nun bereits so weit gefördert, daß er trotz seiner erheblichen Ausdehnung und trotz der Notwendigkeit, ihn durch einen großen Umschließungsdamm nach der Landseite hin gegen Versandung durch die Bergwässer zu schützen, teilweise schon im nächsten Frühjahr benutzbar sein wird. In den Hafen ragen zwei große Molen hinein — die Kohlen- und die Handelsmole —, die auf längere Zeit allen Bedürfnissen genügen werden. Schon jetzt mehr Anlegeplätze zu schaffen oder den Hafen in vollem Umfange zu vertiefen, würde nicht wirtschaftlich sein. Zur Förderung des Baues hat wesentlich die originelle Art der Herstellung der durch eine eiserne Betonspundwand gebildeten Kaimauer beigetragen. In unmittelbarer Nähe des Hafens befindet sich der Bahnhof der Schantungbahn, an den sich Hafengeleise anschließen werden. Aus der Bezeichnung der Molen sieht man schon, daß die ganze Anlage für den Handel bestimmt ist, nicht als Kriegshafen. Wohl aber wird mit dem Hafen eine

an Stelle der bisherigen Reparaturwerkstätte tretende, auch Handelsschiffen zugängliche zu machende Werft mit einem Schwimmdock, mit dessen Zusammensetzung man zurzeit beschäftigt ist, in der Nähe der Hafeneinfahrt in Verbindung gebracht. Für die Sicherheit der Einfahrt ist durch Land- und Seezeichen, sowie Leuchtfeuer gesorgt worden. Es ist zu hoffen, daß die Wirkung dieser umfassenden Fürsorge für den Handel demnächst nicht durch beengende Verwaltungsmaßregeln beeinträchtigt wird.

Unmittelbar südlich von dem großen Hafen befindet sich ein kleiner für Dschunken, der noch mehr vertieft werden soll. Zurzeit ist der Dschunkenverkehr noch kein großer, weil der historische Dschunkenladeplatz sich nicht hier, sondern am Nordende der Bucht bei T'a-pu-t'ou, dem Hafen für Kiautschou, befindet, der noch zum Schutzgebiet gehört, während Kiautschou selbst, wie bemerkt, in der neutralen Zone liegt. Der früher sehr bedeutende Handel dieser Stadt ist seit langer Zeit zurückgegangen[1]); außerdem versandet die Fahrrinne im Wattenmeer des nördlichen Teils der Bucht immer mehr, und so wird der Handel von Kiautschou, wahrscheinlich zu seinem Vorteil, bald auf die Eisenbahn und auf den in Tsingtau beginnenden Schiffs- und Dschunkenverkehr angewiesen sein.

Die Eisenbahn wird überhaupt der Hauptverkehrsvermittler für beide Häfen werden und ist bereits jetzt in der Lage, dieses Amt zu übernehmen. Die als Aktienunternehmen geschaffene Bahn führt zunächst an der Ostküste der Bucht entlang, durch die neutrale Zone über Kiautschou und Kaumi in nordwestlicher Richtung in das Innere von Schantung bis Tschautsun und wird bis zur Provinzialhauptstadt Tsinanfu fortgeführt, was voraussichtlich im Frühjahr 1904 erreicht sein wird. Auf der fertigen Strecke fahren schon täglich, außer einem Hauptzuge, vier Lokalzüge hin und zurück, und in den ersten neun Monaten des Jahres 1903 wurden 27 000 Tonnen Fracht- und Eilgut, ungerechnet die Baugüter, befördert. Für die Zukunft wird noch eine Fortsetzung nach Norden bis Tientsin und anderseits bis zur Südgrenze von Schantung geplant, und zwar als chinesische Regierungsbahn mit deutschem Aktienkapital und deutscher Bau- und Betriebsleitung; beides wird der Schantungbahn zufallen. Die Trassierungsarbeiten hatten im vorigen Sommer bereits begonnen. Wahrscheinlich wird englischerseits eine Anschlußbahn von der Grenze von Schantung nach dem Yangtse gebaut werden. Außerdem sind in deutschen Händen noch zwei Konzessionen für Verbindungen zwischen der projektierten Linie Tientsin-Tsinanfu-Südgrenze von Schantung mit der von Peking nach dem Süden führenden Bahn.

Dem Bahnbau sind durch die Ungunst der Wasserverhältnisse große Schwierigkeiten erwachsen. Wiederholt kamen erhebliche Zerstörungen vor,

[1]) Kiautschou hatte einst 100 000 Einwohner. Während ursprünglich nur die innere Stadt mit den offiziellen Gebäuden von einer Mauer umgeben war, hielt man es zur Zeit der Taipingrevolution für nötig, den ganzen ausgedehnten Ort durch eine Verteidigungsmauer zu schützen. Der Geldaufwand war so groß, daß die Steuern zu drückend wurden; der Wohlstand ging zurück, ein großer Teil der Einwohner wanderte aus; dazu kam eine Bevölkerungsverminderung durch Cholera, und schließlich sank die Einwohnerzahl auf 40 000.

und die Wasserdurchlässe mußten erweitert und vermehrt werden. Die gemachten üblen Erfahrungen werden dem Weiterbau zugute kommen. Im übrigen ist es eine unzutreffende Anschuldigung, wenn die Überschwemmung von Feldern zwischen Tsingtau und Kiautschou lediglich der Stauung durch den Bahndamm zugeschrieben wird. Das Wasser bleibt nämlich, wie ich zu beobachten Gelegenheit hatte, auch zwischen ihm und der See stehen, weil das Gelände keinen genügenden Fall hat.

Die Schantungbahn berührt die der „Schantung-Bergbau-Gesellschaft" gehörigen Kohlenreviere von Wei-hsien und Po-schan. Ihre Ergiebigkeit ist lange der Gegenstand großer Hoffnungen und anderseits völligen Mißtrauens gewesen. Die Entscheidung hierüber ist fast mit der über die Brauchbarkeit der Kolonie überhaupt gleichbedeutend. Glücklicherweise kann nun mit Bestimmtheit festgestellt werden, daß eine genügende Menge Kohlen in zufriedenstellender Beschaffenheit, und zwar in besserer als die japanische, vorhanden ist. Die Ermittlung wirklich abbauwürdiger Flöze hat lange Zeit in Anspruch genommen, so daß im letzten Sommer die Arbeiten noch nicht weit genug gefördert waren, um das gewonnene Produkt zum Auffüllen der Kohlenbestände der Marine oder zum Handel zu verwerten. Was bis dahin gefördert wurde, war eigentlich nur ein beim Abteufen der Schächte gewonnenes Gelegenheitsprodukt, das aber schon für den Bedarf der Bahn ausreicht, während der Rest begierig von den an Brennholz armen Chinesen an Ort und Stelle aufgekauft wird. Mit den bis jetzt ermittelten Lagern darf der Kohlenbestand von Schantung nicht als erschöpft angesehen werden; unter anderem ist im letzten Sommer auf der die Südwestecke des deutschen Gebiets bildenden Insel To-lo-san[1]) Kohle an der Oberfläche gefunden worden. Es ist demnach mit Sicherheit zu erwarten, daß in nächster Zeit für den eigenen Bedarf der Kolonie und des Geschwaders wie für die anlaufenden Handelsschiffe und die Ausfuhr genügende Kohle gefördert werden wird. Die Benutzung der eigenen Kohle bedeutet eine große Ersparnis gegenüber der mit erheblichen Transportkosten von Westfalen und England eingeführten.

Die Kohlen allein würden übrigens die Ertragsfähigkeit der Bahn sichern, die außerdem schon jetzt von den Chinesen lebhaft zum Personenverkehr benutzt wird und einen rasch wachsenden Güterverkehr hat.

Außerdem gibt es noch andere mineralische Schätze; die gleichfalls in Tsingtau bestehende „Deutsche Gesellschaft für Bergbau und Industrie im Auslande" ist in Schantung bergmännisch tätig und arbeitet zurzeit namentlich eifrig an der Erschließung der Goldgruben bei Ning-hai.

Der Gesamtwert der Ausfuhr aus dem Hinterlande (das Schutzgebiet selbst ungerechnet) über Tsingtau betrug in der Zeit vom 1. Oktober 1901 bis letzten September 1902 2 644 500 Dollar und ist im letzten Jahre auf fast das Doppelte gestiegen. Hauptsächlich werden ausgeführt: Borsten, Hundefelle, Kuhhäute, Schantung-Rohseide, Strohborde, Bohnenöl, Erdnußöl, Melonenkerne, zum Teil auf die Beförderung durch die Bahn angewiesen, zum

[1]) Auf den Karten als Ling-schan-tau oder Schui-ling-schan bezeichnet.

Teil allerdings noch auf den Wasserweg über Kiautschou-T'a-pu-t'ou, der, wie bereits erwähnt, in absehbarer Zeit aufhören wird.

Es darf aber angenommen werden, daß die Ausfuhr mittelst der Eisenbahn sich wesentlich steigern wird, sowie die allerdings sehr konservativen Chinesen zu diesem Beförderungsmittel noch mehr Vertrauen gewonnen und sich überzeugt haben werden, daß sie damit ihre Waren wesentlich billiger nach Tsingtau schaffen als auf dem Landwege nach dem altgewohnten Ausfuhrhafen Tschifu[1]). Daß die geplanten Eisenbahnverbindungen nach dem Innern weitere Zufuhren in Aussicht stellen, ist einleuchtend, während eine Bahnverbindung mit Shanghai voraussichtlich nicht günstig wirken würde.

Die Ausfuhr wird sich mit dem Aufblühen der Gewerbe noch weiter steigern, wenn es gelingt, die Chinesen zur Aufnahme neuer Industrien anzuregen. Daß es ihnen an Geschick nicht fehlt, beweisen unter anderem die in der Stadt Kiautschou ausgeführten sehr zierlichen Metallarbeiten.

Von der bereits bestehenden Seidenspinnerei läßt sich ein guter Erfolg erwarten, falls die neuesten Ermittlungen nach guten Kokons sich als günstig erweisen. Die Zucht der Seidenraupe an Ort und Stelle stößt nämlich auf klimatische Schwierigkeiten: die Maulbeerbäume sollen sich in der salzhaltigen Küstenluft für diesen Zweck nicht gut entwickeln.

Die im Entstehen begriffene Hochseefischerei mit modernen Mitteln (ein Fischdampfer ist vorhanden) wird gleichmäßig die Einfuhr getrockneter und gesalzener Fische ins Binnenland wie nach anderen chinesischen Küstenplätzen fördern.

Die Gesamteinfuhr von Waren nicht-chinesischen Ursprungs in das chinesische Gebiet, ungerechnet die Materialien für Eisenbahn und Bergbau, betrug in demselben Rechnungsjahre über 4 Millionen, an Waren chinesischen Ursprungs über 2 1/2 Millionen Dollar; beide Zahlen haben sich im letzten Jahre annähernd verdoppelt. Erstere bestanden vornehmlich in Baumwollenwaren, Baumwollengarn, Petroleum, Metallen, Anilinfarben, Kohlen, Zündhölzern und Zucker, letztere aus Porzellan, Rohbaumwolle, Papier und Shanghai-Baumwollengarn. Die rasch gewachsene Einfuhr wird sich mit der Zunahme der Bedürfnisse der zurzeit noch sehr anspruchslosen Bewohner des Hinterlandes erheblich steigern. Für die Erfüllung dieser Voraussetzung wird der durch die Berührung mit der Kolonie zunehmende Wohlstand sorgen. Was schon jetzt durch Angebot an Waren zu erreichen ist, lehrt der Erfolg rühriger Japaner, die zwei wesentliche Einfuhrartikel nach dem Hinterlande monopolisiert haben: Baumwollengarn[2]), dessen Wert in drei Jahren von 30 000 bis fast zu 2 1/2 Millionen Dollar stieg — jetzt nahezu das Doppelte —, und Zündhölzer. Zunächst finden billige Waren Absatz, und die Japaner vermögen wegen der Nähe ihres Landes und der Billigkeit ihrer Arbeitskräfte zu niedrigeren Preisen zu liefern. Eine direkte Verbindung von Deutschland nach Tsingtau würde die Frachtsätze wenigstens etwas herabmindern, die jetzt durch das Umladen in

[1]) Die Engländer schreiben Che-foo.

[2]) Angeblich soll eine deutsche Firma in Kobe dieses Garn einführen.

Shanghai noch verteuert werden. Anderseits darf man nicht vergessen, daß das Frachtgeschäft nach Ostasien infolge zu starker Konkurrenz zurzeit überhaupt wenig Gewinn bringt. Aber es wird doch darauf Bedacht genommen werden müssen, daß nicht etwa eine direkte Verbindung einer fremden Linie zwischen Deutschland und Tsingtau entsteht, nachdem schon zwei japanische Dampferlinien eine solche zwischen jenem Ort und Japan, den unsrigen zuvorkommend, herstellen konnten. Indessen kommt es nicht darauf an, fremden Handel durch Schutzmaßregeln zu beschränken, sondern durch zweckmäßige Verkehrseinrichtungen und Lieferung preiswürdiger Waren in einen ehrlichen Wettbewerb einzutreten.

Trotz solcher Schwierigkeiten darf man der Entwicklung des Handels ein günstiges Prognostikon stellen, wenn einerseits die Verwaltung daran festhält, weder beengende Vorschriften noch Privilegien zu schaffen, wenn aber auch anderseits die deutschen Kaufleute auf der ihnen bereiteten Grundlage vertrauensvoll zu Unternehmungen schreiten und zwar rechtzeitig. Einem denkenden Kaufmann wird man nicht zu sagen brauchen, daß er trotzdem Geduld haben muß und daß die Einfuhr nicht dauernd so steigen kann wie bisher; der Zuwachs betrug in diesem Jahre 100 %. Immerhin bleibt es für die Entwicklungsfähigkeit unserer Kolonie bezeichnend, wenn die chinesische Zollbehörde feststellt, daß die Zolleinnahme von der Einfuhr 1902, also im vierten Jahre des Bestehens, bereits so hoch war wie die von Tschi-fu im Jahre 1897, d. h. im fünfunddreißigsten Jahre nach Eröffnung des Hafens.

Die Mitwirkung einer chinesischen Zollbehörde im Freihafen des deutschen Schutzgebietes bedarf einer Erklärung: Sie befindet sich dort am Hafen nicht zufolge eines die deutsche Souveränität schmälernden Rechtstitels, sondern lediglich aus praktischen, dem Handel nach dem Hinterlande zugute kommenden Gründen und nur für die zur Einfuhr in chinesisches Gebiet bestimmten bezw. aus ihm ausgeführten Waren. Nebenamtlich versieht sie den geringfügigen Zolldienst für das deutsche Gouvernement, das nur von Opium einen Einfuhrzoll erhebt, wovon 1901/02 eine Einnahme von 24353 Mark erzielt wurde. Man könnte sich wundern, daß die Einfuhr des demoralisierenden Giftes nicht streng verboten wird, wie es in Japan der Fall ist; dort aber kann das Verbot durchgeführt werden, während in unserem Schutzgebiete der Schmuggel von der Landseite her selbst durch eine ganze Truppe von Zollbeamten sich nicht hindern ließe.

Das Bestehen der chinesischen, von einem Europäer (zurzeit einem Deutschen) geleiteten Zollbehörde auf deutschem Gebiet erscheint ungefährlich, solange sie sich auf die ihr zukommende Aufgabe beschränkt, und solange den etwa von ihr ausgehenden Lockungen zur Umwandlung des deutschen Freihafens in einen chinesischen Vertragshafen kein Gehör geschenkt wird.

Eine vergleichende Statistik des Schiffsverkehrs der verschiedenen Jahre gibt ohne weitgehende Erläuterungen insofern kein Bild von der Entwicklung des Handels, als sie bisher außerordentlich durch Einfuhr von Material für Hafen-, Eisenbahn- und andere Bauten beeinflußt worden ist. Im Kalenderjahre 1902 liefen 211 Dampfer in den Hafen ein, darunter 169 deutsche,

31 japanische und 8 englische, außerdem 7 Segelschiffe, darunter 3 deutsche und 3 amerikanische. Es liefen aus 166 Dampfer und 7 Segelschiffe. Für den Stand des Dschunkenhandels möge die Angabe dienen, daß im Jahre 1902 in die für diese Fahrzeuge geeigneten fünf Häfen der Bucht einschließlich Scha-tsyk'ou (an der Südküste des Schutzgebietes) und Ling-schan-wei (außerhalb des Schutzgebietes nahe der Westgrenze) 2906 Dschunken ein- und 2825 ausliefen. Da hiervon durchschnittlich je 560 auf Tsingtau und T'a-pu-t'ou entfallen, so darf darauf gerechnet werden, daß nach Eingehen des letzteren Hafens mindestens die Hälfte des Gesamtverkehrs Tsingtau zufällt.

Die Zahl der im Schutzgebiet ansässigen und eingetragenen europäischen Firmen betrug 1902 nach dem Adreßbuch 92, von den genannten großen Gesellschaften und den Vertretern großer europäischer Häuser bis zum Barbier. Auch 6 lediglich dem Kleinbetrieb angehörige japanische Geschäfte sind eingerechnet. Außerdem werden noch 38 chinesische Firmen aufgezählt.

Vom Handel ist das Kreditwesen untrennbar, und hier scheint eine Besserung der Zustände dringlich zu sein. Es wird nämlich überall in Ostasien über mangelndes Leben im deutschen Bankwesen und über seine allzu große Abhängigkeit von der heimischen Leitung geklagt, obwohl das Verdienst des betreffenden Bankinstituts um das Zustandekommen der Schantungbahn nicht bestritten werden kann. Ich vermag hierüber kein eigenes Urteil abzugeben, möchte aber doch feststellen, daß das Fehlen von Papiergeld in der Kolonie eine große Kalamität ist. Wie in allen europäischen Niederlassungen in China herrscht auch hier die Dollarwährung, und da bisher eine Ausgabe von Noten seitens der Deutsch-Asiatischen Bank noch nicht erfolgen konnte und auch sonstige Banknoten nicht vorhanden sind, so ist der mexikanische Silberdollar in der Größe eines Fünfmarkstückes und im wechselnden Kurswert bis ungefähr 2 Mark nebst kleiner chinesischer (Schantung-)Münze, die vielfach gefälscht wird, das einzige Verkehrsmittel. Dieser Umstand, verbunden mit der durch ganz Ostasien verbreiteten Abneigung der offenen Geschäfte vor der Annahme von Barzahlungen, hat im Kleinverkehr die Bezahlung fast ausschließlich durch sogenannte Chits (Zettel, mittelst deren die Schuld anerkannt wird) zur Folge. Da die Einziehung höchst unregelmäßig erfolgt, besteht die große Gefahr einer ungeregelten Geldwirtschaft, namentlich für jüngere Leute. Alle auf feste Einnahmen angewiesenen Persönlichkeiten leiden ohnehin unter der großen Teurung aller Waren, sowie der Wohnungen. In bezug auf letzteren, besonders drückenden Notstand ist dankenswerterweise wenigstens für die Offiziere und Beamten durch Vorsorge seitens des Gouvernements Abhilfe geschaffen worden. Bedauerlicherweise gibt es überhaupt in Tsingtau, ebenso wie in anderen europäischen Niederlassungen in Ostasien, Unternehmer und Ladenbesitzer, die in wenigen Jahren auf Kosten ihrer Landsleute reich zu werden wünschen und daher exorbitante Preise fordern. Es ist selbstverständlich, daß der europäische Händler seine Waren nicht so billig abgeben kann wie der Chinese und Japaner, weil er sich selbst nicht so billig zu unterhalten vermag und außerdem darauf angewiesen ist, ein Kapital zu erwerben, mit dem er schließlich in der Heimat sein Leben beschließen kann. Diese Grenze

wird aber oft weit überschritten, und die Gier nach schnellem Erwerb verblendet diese Leute mitunter so sehr, daß sie sich nicht scheuen, nach Zwangsmaßregeln zu rufen, wenn Beamte und Offiziere, um der Übervorteilung sich zu entziehen, nach Möglichkeit ihre Bedürfnisse unmittelbar aus der Heimat beziehen. Es ist sehr bezeichnend, daß gerade solche, natürlich nur halbgebildete Leute es sind, die in jeder Verwaltungsmaßregel eine Beschränkung ihrer „Freiheit" sehen und dauernd Schwierigkeiten bereiten[1]).

Jeder Handel in China bedarf der Vermittlung der Chinesen, und an allen älteren Plätzen sind chinesische Kompradors (zum Teil mit eigenem Gelde arbeitende Kassierer) in jedem Handlungshause selbstverständlich. Dies System ist hier noch nicht genügend ausgebildet, vielleicht zum Teil weil der Schantung-Chinese überhaupt bisher sich die Gewandtheit im Großhandel erst noch erwerben soll. Aus diesem Grunde sind auch die chinesischen Firmen noch nicht so leistungsfähig wie an anderen Orten. Trotzdem liegt kein Anlaß zur Annahme vor, daß sich der Handel nach europäischen Grundsätzen in Tsingtau nicht ebenso gut entwickeln sollte wie einst in gleicher Lage in Singapore, Hongkong und Shanghai, namentlich wenn auch die Chinesen sich zur Gründung einer leistungsfähigen Bank entschließen sollten.

So bleibt dem Handel noch mancherlei zu tun; eine Handelskammer besteht bereits und wird hoffentlich immer erfolgreicher die berechtigten Interessen des Kaufmannsstandes vertreten. Daß den auf Tsingtau angewiesenen Europäern ein materiell und in bezug auf Gesundheit durchaus zufriedenstellender und noch in dauernder Verbesserung begriffener Aufenthalt bereitet ist, wurde bereits erörtert; es erübrigt noch eine Darstellung der übrigen Lebensbedingungen.

III.

Die europäische Bevölkerung des Stadtgebietes von Tsingtau belief sich, ohne die Besatzung, im September 1902 auf 688 Köpfe, und zwar 532 Männer, 108 Frauen und 48 Kinder unter 10 Jahren. In Deutschland ist die Bevölkerungszunahme noch genügend groß, um die Kolonien mit wirklichen „Kolonisten", nicht nur Beamten, versorgen zu können, was in Frankreich nicht der Fall ist, ein Hauptgrund für die verhältnismäßig geringen Erfolge französischer Kolonisation. Die stark wechselnde Chinesenbevölkerung des Stadtgebiets betrug zur gleichen Zeit 14 905 Köpfe, ist aber in der Tat wesentlich stärker, als sie gerade zur Zeit der Zählung war.

Die gesamte Verwaltung führt der Gouverneur, dem ein Zivilkommissar und ein besonderer Kommissar für chinesische Angelegenheiten zugeteilt sind. Zu seiner Beratung besteht ein Gouvernementsrat, in dem sich auch drei Mitglieder der bürgerlichen Gemeinde befinden, von denen je einen die Grundbesitzer und die eingetragenen Firmen für ein Jahr wählen, während den

[1]) Als eine Einschränkung der persönlichen Freiheit ist von solchen Leuten z. B. das selbstverständliche Verbot der Forstverwaltung, die mit so unendlicher Mühe angelegten Schonungen zu betreten, angesehen worden.

dritten der Gouverneur bestimmt. Außerdem fungiert gleichfalls als beratende Stelle, sowie behufs Mitwirkung bei der Verwaltung der chinesischen Stadtgemeinde ein chinesisches Komitee von zwölf Mitgliedern. Die Verwaltung im kleineren Kreise wird von Bezirksämtern versehen. Außer der Polizeibehörde in Tsingtau, die über europäisches Personal und eine schwache Kompagnie von chinesischen Polizeisoldaten verfügt, sind noch einige Polizeistationen an kleineren Orten des Schutzgebietes vorhanden.

Die Rechtspflege wird von zwei Richtern wahrgenommen, die nach deutschem bezw. über Chinesen je nach den Befunden auch nach chinesischem Recht unter Mitwirkung von bürgerlichen Beisitzern urteilen. Daß auch den Chinesen ihr volles Recht wird, ist bei einem deutschen Gericht selbstverständlich. Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß in der ersten Zeit, als die Verwaltung naturgemäß noch einen rein militärischen Charakter trug, das den damaligen Verhältnissen angemessene feste Auftreten der Behörden, sowie der einzelnen die Chinesen erschreckt und mißtrauisch gemacht haben soll. Mögen anfangs Glieder der Besatzung vielleicht einmal etwas rauh gegenüber den dort recht unkultivierten Chinesen aufgetreten sein, jedenfalls genießt jetzt jeder Kuli denselben Schutz wie ein Europäer, und wer einen sich zur Verzweiflung töricht anstellenden Rickschah-Kuli unsanft berühren wollte, der würde unbedingt vor den Strafrichter kommen; um diesen anzurufen, ist jeder Kuli klug genug. Es ist zu hoffen, daß diese „Gleichberechtigung" nicht zu Ungunsten der Kolonisten ausschlägt, wie es in Hongkong der Fall ist, wo übrigens die Kulis keineswegs an eine so zarte Behandlung gewöhnt sind wie bei uns. Der Chinese verträgt dergleichen nicht und ist von seinen eigenen Beamten auch nicht daran gewöhnt. Man sollte meinen, daß die Chinesen sich unter deutscher Herrschaft bei voller Berücksichtigung ihrer Interessen und frei von der finanziellen Bedrückung ihrer Mandarinen glücklich fühlen müßten. Es ist aber offenbar, trotz des fehlenden Patriotismus, das Gefühl der Rassenverschiedenheit überwiegend, und der Chinese ist keineswegs so harmlos, wie er scheint; man muß auf Gewaltakte gefaßt sein, und auch „Vertrauenspersonen" verdienen nur bedingtes Vertrauen. Nicht ungefährlich erscheint es, daß fast alle Bahnbeamten, einschließlich der Vorsteher der meisten Stationen und des gesamten Maschinen- und Zugpersonals, Chinesen sind, vor allem aber, daß auch der Bahntelegraph, der gleichzeitig zur Verbindung des Gouvernements mit den abgezweigten Kompagnien bei Kiautschou und Kaumi dient, in ihren Händen ist.

Für die Erziehung der Jugend ist so gute Vorsorge getroffen, daß die Bewohner von Tsingtau in der vor mancher anderen Kolonie bevorzugten Lage sind, sich nicht von ihren Kindern trennen zu müssen, zumal auch klimatische Gründe dazu nicht nötigen. Es besteht eine staatliche Knabenschule unter Leitung eines bewährten, vielseitig gebildeten und im Auslande erfahrenen Schulmannes, die sich zu einem Gymnasium entwickeln soll, schon jetzt von der III. Vorschulklasse bis zur Quarta einschließlich in Tätigkeit ist und außerordentlich günstig beurteilt wird.

Eine mit einem deutschen Mädchenpensionat verbundene höhere Töchterschule, sowie ein Kindergarten für Europäer sind von Franziskanerinnen („Missionarinnen Mariens") gegründet und genügen den bisherigen Ansprüchen; die Liebenswürdigkeit der Lehrerinnen wird von Zöglingen aller Konfessionen gleichmäßig empfunden.

Für den Unterricht der Chinesen sorgen die beiden evangelischen Missionen, von denen die „evangelische Mission Berlin I" eine Schule für junge Männer errichtet hat, in der besonders die deutsche Sprache gefördert wird, sowie eine Mädchenschule, und der „Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein", ein „deutsch-chinesisches Seminar" mit einer kaufmännisch-technischen und einer wissenschaftlichen Abteilung. Die katholische Steyler Missionsgesellschaft hat eine Eisenbahnschule gegründet und ein Verein eine kleine Schule in Scha-wo.

Die Fürsorge für die Bildung der Chinesen findet viel Anklang auch im Hinterlande und ist, wie auch das entsprechende Vorgehen der Franzosen beweist, neben der Fürsorge für die Gesundheit das beste Mittel, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen, wenn auch anfangs in jeder Wohltat irrtümlicherweise nur ein Vorwand zu weiterer Besitzergreifung gesehen wurde. Außer dem schon erwähnten Faber-Hospital besteht für Chinesen auch in Kaumi ein Vereinshospital unter Leitung eines europäisch ausgebildeten chinesischen Arztes, und in Kiautschou leitet der Militärarzt der im dortigen Lager stationierten Marine-Infanteriekompagnie in einem Tempel eine vielbesuchte Poliklinik und Klinik. Es ist ein sehr merkwürdiger Anblick, hier unmittelbar vor den vergoldeten und buntbemalten Götterstatuen Operationstische zu sehen.

Man sieht, daß die deutschen Missionen beider Bekenntnisse, die friedlich nebeneinander leben, hier praktisches Christentum treiben und dadurch auch im vaterländischen Interesse — ohne Tendenz der Besitzerweiterung — wirken. Außerdem ist noch die bereits lange Zeit vor Gründung der Kolonie in Schantung wirkende „American Presbyterian Mission" in Tsingtau ansässig. Ihr Mitwirken wird, solange sie sich ihrem Amte gemäß auf Verbreitung des Christentums und rein humanitäre Bestrebungen beschränkt, dankbar anzuerkennen sein; anders ist es, wenn, wie es an anderen Stellen nicht selten geschieht, amerikanische Missionare sich gleichzeitig als Agenten kaufmännischer Firmen enthüllen und die deutschen Interessen im Hinterlande schädigen sollten.

Für die kirchlichen Bedürfnisse der evangelischen Gemeinde einschließlich der Militärgemeinde sorgt ein Gouvernementspfarrer; eine bescheidene Kirche ist errichtet. Für den katholischen Gottesdienst sorgt die katholische Mission.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen in der Kolonie tragen naturgemäß noch einen praktischen Charakter und beschränken sich daher auf die Tätigkeit der meteorologisch-astronomischen Station, auf bakteriologische und Nahrungsmitteluntersuchungen, Herstellung von Präparaten im Schlachthause und botanische Erforschung des Schutzgebietes in bezug auf Nahrungs- und Arzneipflanzen.

Der bürgerlichen Bevölkerung an Zahl überlegen ist die aus rund 1770 Köpfen (einschließlich der beiden Kompagnien in der neutralen Zone) bestehende Besatzung, die dem Gouverneur untersteht und sich aus dem 3. Seebataillon mit 5 Kompagnien (deren eine beritten) und einer Marine-Feldbatterie und aus der Matrosen-Artillerieabteilung Kiautschou mit 5 Kompagnien zusammensetzt, wozu noch einige Verwaltungsbehörden kommen. Über Seestreitkräfte verfügt der Gouverneur nicht, sondern lediglich über einige zur persönlichen Beförderung bestimmte kleine Dampffahrzeuge. Indessen sind dauernd mehr oder weniger Kriegsschiffe des Geschwaders in Tsingtau stationiert, deren oberster Befehlshaber selbstredend im Bedarfsfalle den Gouverneur zu unterstützen verpflichtet wäre. Die Aufgabe der Garnison ist die Verteidigung gegen einen Land- oder Seeangriff. Ersterer wäre vorerst wohl nur von Chinesen zu erwarten, und gegen einen solchen wird die vorhandene Truppe aller Wahrscheinlichkeit ausreichen, zumal jetzt noch ein Bataillon der ostasiatischen Besatzungsbrigade im Schutzgebiete in Baracken untergebracht ist. Gegen einen Angriff von der Seeseite, also gegen das Auftreten einer ebenbürtigen Flotte, werden die vorhandenen Kriegsschiffe natürlich mitwirken, es ist aber nicht vorauszusehen, was von ihnen eintretendenfalls an Ort und Stelle ist, und welche sonstige Aufgabe dem Geschwader zufällt. Es bedarf daher einer gesicherten Aufstellung von schweren, der Armierung der feindlicher Schlachtschiffe gewachsenen Geschützen und der Sicherung ihrer Bedienung, sowie der sonst zu ihrem Schutze nötigen Truppen, mit anderen Worten des Baues von Forts, die das Fahrwasser beherrschen. Es kommt dabei auch darauf an, die feindlichen Schiffe fernzuhalten, daß die aufblühende Stadt Tsingtau mit dem Handelshafen und der Werft vor einem Bombardement geschützt sind. Weitere Anforderungen an die Befestigungsanlagen stellt das Bedürfnis, die Bucht als Basis für die Unternehmungen des Geschwaders zu sichern, also den Schiffen einen nicht nur vor dem feindlichen Feuer, sondern auch vor nächtlichen Torpedobootsangriffen gesicherten Ankerplatz zu gewähren, ohne ihre offensive Bewegungsfähigkeit zu beschränken. Da man besonderen Wert darauf gelegt hat, zunächst für den Handel im Frieden zu sorgen und ihm Gelegenheit zum Aufblühen zu geben, wurde die Vorsorge für den Krieg finanziell in zweite Linie gestellt, und es sind noch erhebliche Aufgaben zu erfüllen, wenn Tsingtau als genügend verteidigungsfähig angesehen werden soll. Man ist bisher sehr ökonomisch vorgegangen und hat sich mit den notdürftigsten Befestigungsanlagen begnügt, die mit schweren, von China erbeuteten Geschützen armiert wurden; es muß aber zweifellos mehr zur Erreichung der Verteidigungsfähigkeit der Kolonie geschehen, die von Jahr zu Jahr begehrenswerter für andere Staaten wird, die in größerer Nähe starke Seestreitkräfte und eine Basis für sie besitzen. Deutschland ist so weit, und zwar ohne Zwischenpunkt, entfernt, daß es das Schutzgebiet derartig ausstatten muß, daß es sich geraume Zeit allein halten kann. Dabei ist nicht lediglich an europäische Feinde zu denken, es ist vielmehr durchaus nicht von der Hand zu weisen, daß innerhalb der gelben Rasse allmählich ein praktisch sich betätigendes Gefühl der Zusammengehörigkeit

erwächst, nicht basierend auf theoretisch-sentimentaler Grundlage als „Panmongolismus", nicht ausgesprochen als staatsrechtlicher Grundsatz, wie die amerikanische Monroe-Doktrin, sondern hervorgerufen und festgekittet durch — den Fremdenhaß. Trotz der Indifferenz der Chinesen gegen das, was wir Patriotismus nennen, trotz der sprachlichen Trennung in diesem „Volk", das nicht verschiedene „Dialekte", sondern verschiedene Sprachen spricht, haben seinerzeit der Taipingaufstand und dann die Boxerunruhen eine allgemeine, weit über das Lokale hinausgehende Bedeutung gewonnen, und wenn einst Japan glauben sollte, Europas nicht mehr zur Vollendung seiner Entwicklung zu bedürfen — ein Ziel, dem es mit Eifer und Eile zustrebt — so kann man sich wohl eine von dort ausgehende Bewegung gegen die Europäer in Ostasien denken, die vielleicht wahrscheinlicher ist, als daß die so oft besprochene Entfaltung der grünen Fahne des Propheten noch einmal die mohammedanische Welt zum Kampfe rufen sollte. Wenn es überhaupt möglich ist, China noch als Gegner zur Tätigkeit zu bringen, so wird das Japan vorbehalten sein mit seinem geradezu leidenschaftlich patriotischen Volk und seiner gut ausgebildeten und gut disziplinierten Armee. Schon jetzt ist das Bestreben dieses Staates, in China Einfluß zu gewinnen, ein ganz außerordentliches und auf alle Gebiete des Lebens ausgedehntes: Politik, Handel, militärische Ausbildung, moderne europäische Kultur. Reformbedürftige Chinesen kommen ihnen entgegen, und während japanische Militärinstrukteure in China in kurzer Zeit ganz andere Erfolge erzielen als die europäischen, beherbergt Tokio lernbegierige chinesische Studenten und Kadetten.

Ein etwaiger Rassenkrieg braucht darum noch nicht zeitlich nahezuliegen, er braucht sich auch nicht gegen alle europäischen Nationen auf einmal zu richten, aber es besteht kein Grund, anzunehmen, daß gerade wir Aussicht hätten, davon verschont zu werden. Man muß also auch eine solche Lage in den Bereich der Erwägungen ziehen und wird zur Einsicht kommen, daß den verhängnisvollen Folgen dieses äußersten Falles in erster Linie die Politik vorbeugen muß. Aber ich habe hier kein Schreckbild heraufbeschwören wollen, sondern nur eine Möglichkeit berührt, die auch in der europäischen politischen Presse schon mit dem Stichwort „Asien für die Asiaten" angedeutet worden ist. Vor der Hand handelt es sich für uns nur um friedlichen Wettbewerb, und, wenn man von diesem Gesichtspunkte ausgeht, so drängt sich manchem Leser doch vielleicht die Frage auf, was denn die Besatzung in Tsingtau, die ihren Ersatz voll ausgebildet aus der Heimat empfängt, der also ein sehr wesentlicher Teil der Friedenstätigkeit, nämlich die Ausbildung des ersten Jahrganges, fehlt, eigentlich tut, zumal die ganzen Verhältnisse Truppenübungen im größeren Stil zur Ausbildung der Führer ausschließen. Abgesehen von der Erhaltung und Erweiterung der Ausbildung besteht ein ziemlich umfangreicher Wachtdienst; vor allem aber versieht ein großer Teil der Mannschaften die Funktionen von Beamten und Handwerkern. In der ersten Zeit haben die einzelnen Kompagnien selbst Straßen gebaut, Gebäude errichtet und die chinesischen Lager für Europäer bewohnbar gemacht — sie waren damals mehr Arbeiter- als fechtende Kompagnien. Seitdem man genügende Chinesen-

arbeiter hat, fungieren die Seesoldaten als Aufseher bei der Arbeit an den Straßen, in den Forstanlagen und bei Bauten, außerdem als Hilfsarbeiter, Schreiber und Boten in den Geschäftszimmern aller staatlichen Verwaltungen, so daß durch sie eine große Zahl von Subaltern- und Unterbeamten erspart wird. Das ist zwar sehr ökonomisch und gestattet die Aufstellung eines bescheidenen Jahresetats, beeinträchtigt aber die militärische Ausbildung, sowie die Kriegsbereitschaft der Kompagnien, von denen mitunter mehr als ein Drittel ihres Bestandes abkommandiert ist. Ganz eigenartige Zustände herrschen in den Lagern bei Kiautschou und Kaumi: dort wird fleißig Landwirtschaft getrieben; nicht allein die Gemüse für den Bedarf der Kompagnien werden gebaut, man sieht auch forstliche Saatbeete, Pflanzgärten und Baumschulen, die Wege werden bepflanzt, und Garten- und Parkanlagen entstehen. Schweine, Schafe und Ziegen werden für die Küche gehalten, sogar Kühe. Es wird gebacken und geschlachtet, und selbst Ziegel brennen die Seesoldaten wie einst die römischen Legionssoldaten, und so entstehen Bauten für bessere Unterbringung und zu Unterhaltungszwecken, ohne Heranziehung von Bautechnikern, und ohne daß dem Staatssäckel Kosten erwachsen. Die Truppe besteht hier im eigentlichsten Sinne des Wortes aus Kolonisten. Der militärische Dienst geht nebenher, aber es gehört die ganze Zuverlässigkeit und Pflichttreue hervorragender Kompagniechefs dazu, daß die Leute dabei Soldaten bleiben, ihrem Können und sogar ihrem Aussehen nach. Es ist hochinteressant, solchen isolierten Posten zu besuchen; die Seesoldaten sehen gesund, frisch und vergnügt aus, und lange Weile leiden sie nicht. Da ist nun einmal schon im Frieden die Truppe produktiv und — ökonomisch.

Ich möchte mit dem Wunsche schließen, daß so viel Arbeit, wie sie schon jetzt in der jungen Kolonie steckt, so viel aufgewandter guter Wille, so treffliche sich anbahnende Erfolge und so viel allmählich hineingestecktes Kapital nicht vergeblich aufgewandt sein mögen. Dazu aber bedarf es der Einsicht der Volksvertretung bei Bewilligung weiterer Mittel und der Betätigung des Vertrauens und Unternehmungsgeistes unserer Kaufmannschaft.

Unser Herder.

Rede zur Gedächtnisfeier der Goethe-Gesellschaft

von

Bernhard Suphan[1]).

Den hundertsten Todestag Johann Gottfried Herders mit einem öffentlichen Akte in Weimar zu feiern hatte der Vorstand der Goethe-Gesellschaft in der Pfingstsitzung dieses Jahres beschlossen. Als der Generalversammlung dies kundgegeben wurde und so die erste Einladung zu einer Gedächtnisfeier erging, konnte niemand sagen, wie weit sonst der Gedanke, der uns geleitet hatte, sich geltend machen werde. Heute wissen wir: unsere Feier ist nur eine von vielen. Die erfreulichste Beteiligung hat sich allerwärts kundgegeben. Die Schule, der die Kraft der Jünglingsjahre, der das Herz des großen Pädagogen zu aller Zeit gehört hat, will ihm aus freiem Antriebe Dank sagen. Wissenschaftliche Vereine und Anstalten verehren in ihm den vorleuchtenden Führer. Die Gesellschaften, die ihre Aufgabe im reinen Menschheits- und Menschlichkeitssinn auffassen, voran die Freimaurerlogen Deutschlands, nehmen ihn, den Bruder, für sich in Anspruch. In der schlichtesten Dorfkirche des weimarischen Landes hört man den Namen des Mannes, dessen Wirksamkeit die Landeskirche segensreich erfahren hat, und auch sonst in deutschen Landen wird man auf evangelischen Kanzeln sein gedenken. Aber auch im Auslande, auch in der neuen Welt huldigt man ihm, der mit seinem Weltensinn dazu berufen war, ein Länder und Völker verbindender Genius zu werden, und ich könnte von Feiern berichten, die in England und in Nordamerika von Lehrern dortiger Hochschulen veranstaltet sind.

Es ist schön, sich als Glied einer weit verbreiteten Gemeinde zu fühlen. Diesem Gefühl hier einen Ausdruck zu geben hat der Vorstand mich aufgefordert. Der Auftrag ist mir ein Geschenk von höchstem Werte, ein Lohn für

[1]) Die Feier fand am 19. Dezember statt. Sie begann mit der Rezitation der Goethischen Stanzen auf Herder aus dem „Maskenzuge" zum 18. Dezember 1818 (Band XVI, S. 270 der Weimarischen Ausgabe). Ich würde diese auch hier vorangestellt haben, wenn sie nicht jedem Leser leicht zur Hand wären.

langwierige Tätigkeit im Dienste des Gefeierten. Und wie weit auch, was ich mit unzureichender Kraft vorbringe — denn wer Herder nennt, spricht eine Welt aus — hinter dem Gegenstande zurückbleiben muß, es kommt aus einer erhöhten Seele, es ist die Frucht wahrer Feierstunden.

Wir begehen eine Weimarische Feier, eine Herder-Familienfeier. So darf ich die unsere im eigentlichsten wie im weiteren Sinne nennen und Herders Nachkommen und Verwandte, deren Anwesenheit ihr den intimen Charakter verleiht, willkommen heißen bei uns, die wir uns als Verwandte Herderischer Denkart fühlen wollen. Denn keinem Orte ist Johann Gottfried Herder so viel geworden wie dieser Stadt. Nirgends muß die Kunde von ihm so lebendig sein, nirgends die Erkenntlichkeit für dieses Wirken so warm wie hier in Weimar. Wir vernehmen noch den Hall der Glocken, die sein „Licht, Liebe, Leben" aus der Höhe verkündet, die uns gestern an seine Gruft gerufen haben. Uns umgeben die Denkmäler seiner einstigen Gegenwart. Die Kirche, in der er, ein auserwählter Redner Gottes, gepredigt hat; sein Wohnhaus, sein Standbild, errichtet (sagt die Inschrift) von Deutschen aller Lande; das alte Wilhelm-Ernstische Gymnasium, das durch den Namen seines Ephorus und durch die Schätze, die sein Mund und Geist ihm einst gespendet, sich vor allen Schulen deutscher Zunge hervortut. Unfern das Wittumspalais Anna Amalias, wo er, in erlesenem Kreise, Vorlesungen gehalten hat, wie jene „über die menschliche Unsterblichkeit"; draußen an der Ilm ihr Landhaus Tiefurt, dessen Park und dessen schlichte Gemächer seinen hohen Gedanken einst Raum gegeben haben. Wir *begehen* unsere Feier im eigentlichsten Sinne. Wir betreten die Orte, an denen sein Andenken haftet, und es läge an uns, wenn wir nicht seine geistige Nähe verspürten. Denn auf das Geistige kommt es an, und eine wahrhaft örtliche Feier haben wir erst, wenn wir sie in der Gesinnung der Großen von Weimar begehen. So wollen wir zuerst und zuletzt uns an Goethes Wort halten und aufs Leben bedacht sein, indem wir einen Todestag feiern. Wir schauen zurück auf ein Jahrhundert des Nachwirkens, eines neuen Lebens also, das mit dem Tage beginnt, an dem ein Großer die Erde verläßt. Da klingt es um uns wie der alte Kirchengesang: Jam moesta quiesce querela! Da gilt kein anderer Nachruf als Goethes tapferes Wort: „*Heil ihm*, dem großen Toten!", sein *Salve*, mit dem sonst nur Lebende begrüßt werden. Und nur das Lebensvolle hat da eine Statt, nur das Große vom Leben des Großen. Alles andere verbietet uns unser Dichter: „Nichts vom Vergänglichen!" ruft er uns zu. Nicht Lebensverneinung, Lebensverringerung, nicht Sorge und Scharwerk, nicht vorübergehende Trübung und Entzweiung, sondern was jenseits aller jeweiligen persönlichen Mißverhältnisse besteht und wohl auch neben ihnen still bestanden hat. Solches Gedenken gebührt den Verklärten. So denkt Goethe an Schiller, den verewigten Freund:

Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es herniederschaut:
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Aus irdischen Hüllen und Hülsen hebt Goethe das Unvergängliche heraus, um es an das Höchste anzuknüpfen. Auserwählte, vorgezogene Individuen sind Gefäße von Gottesgedanken.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, daß ihm viel gelingt.
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt.

Es wäre erlaubt, diesen Versen eine aktuelle Beziehung zu geben. Denn in dem ursprünglichen Zusammenhange führen sie zu „Humanus" hin, „dem edeln Manne, der uns hergeleitet," wie der Erzähler im Gedichte sagt. Und einzelne Fäden wenigstens spinnen sich von Herders Persönlichkeit und Lehre zu dem ritterlichen „Humanus" der Geheimnisse, des „wunderbaren Liedes". Hat doch Goethe auch wohl sonst in Ernst und Scherz Herder den Freund Humanus genannt. Sicherlich aber ist er, der „Menschliche", mit jenen demutsvollen Versen im Innersten einverstanden gewesen; so führt uns Goethe überall zu rechter Feier seines Gedächtnisses. Er hat sie uns geweiht und eingeleitet.

Durch seine Dichterkraft wird uns Herders Name zum lebendigen Worte in den prachtvoll dahin wallenden Strophen jenes „Maskenzuges", der am 18. Dezember 1818 vor Maria Paulowna und ihrer als Gast bei ihr weilenden Mutter, der Kaiserin von Rußland, aufgeführt wurde. Die Idee des Festes hatte die Fürstin selbst angegeben: „einheimische Erzeugnisse", die herrlichsten, wollte sie der Mutter vor Augen stellen. So treten die Repräsentanten der großen Epoche von Weimar auf, und in ihrem Geleit ihre Werke. Zuerst erscheint Wieland, dann Herder; gerade vor fünfzehn Jahren war er aus dem Leben geschieden. Aus dem Strome der Erinnerung ist er rein emporgestiegen. Wir gedenken an Goethes Wort: „Wie schön ist es, daß der Mensch sterbe und gebadet wiederkomme." Bei den ersten Klängen sogleich belebt sich das Bild wunderbar, jede Zeile bringt einen neuen Zug. „Ein edler Mann" — das Humanus-Motiv erklingt: Edel sei der Mensch . . .

Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn erprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt . . .

Höhe der Gesinnung, Forschungstrieb, Richtung zum Großen und Fernen, dazu jenes Eigenste Herders, die Fähigkeit, Urlaute der Menschheit zu vernehmen und die verborgenen Quellen ihres Wesens rinnen zu hören. Quellensucher, ein Bild, worin Herder uns ganz vor Augen steht. Eine Lust ist es ihm, Ursprüngen nachzugehen, Uraltem nachzuspüren in Tradition und Sage —

Er hört erzählen, was von guten Dingen
Urvaters Wort dem Vater zugeführt.

An Goethes Hand so fort durch Herders Lande zu gehen, hätte fürwahr einen eigenen Reiz. Aber wir müßten dann wohl auf der Mitte des Weges umkehren; denn die Fülle der Anschauungen und Gedanken, die Goethe in jenen fünf Strophen und in den ihnen sich anschließenden Versen zusammendrängt, ist allzu groß. Zuletzt bricht ein lange zurückgehaltenes Gefühl durch, die

Trauer um das zu frühe Scheiden beim Hinblick auf das letzte Geschenk, das Heldenlied vom Cid, das uns „unser Herder“ gab:

Den wir nur mit Eile nennen,
Den Verleiher vieles Guten,
Daß nicht tief gefühlte Trauer
Diesen Tag verdüstere. —

Es lebten ja viele damals noch, die des Verlustes wehmütig gedachten. Zehn Jahre später ertönt noch die Klage in dem Vorworte, das Johannes Falk, der Dichter des Weihnachtsliedes, zu seiner Ausgabe von Herders Volksliedern verfaßt hat. „Sie haben ihn zu der alten Superintendentur hinausgetragen, und die Tore von Weimar werden wohl nun auch Jahrhunderte offen stehen, ehe wieder ein solcher zu ihnen einwandert.“

„Ein edler Mann, Verleiher vieles Guten“, dies sind für immer die Träger der Gesamtvorstellung von Herder geblieben. Herder hat merkwürdig lange im Schatten gestanden, und es wird vielen ein Wunder sein, wie er jetzt auf einmal im Lichte des Tages dasteht. Als sein hundertster Geburtstag gefeiert wurde, der 25. August 1844, tauchte er vielleicht schon ebenso für viele aus einem Nebel hervor. Aber sein Bild, das eherne vor der Stadtkirche in Weimar, blieb hinfort als Dankeszeichen zurück, die Gestalt voll Hoheit, sichtbar von nun an allem Volke. Ein erhöhter geistiger Verkehr mit ihm hat sich jedoch damals kaum angesponnen, ja ich glaube, das Menschenalter nach jener Feier ist die Zeit, in der sein persönlich-literarisches Bild am meisten verblaßt war. „Beklagen wir, daß Herder leiblich aus unserer Mitte verschwunden,“ hatte Wilhelm Grimm gesagt im Jahre 1812 — „so lebt doch sein Geist noch unter uns, tätig und wirkend.“ Von dieser geistigen Gegenwart konnte jahrzehntelang kaum noch recht die Rede sein. Ich maße mir nicht an, dies Zurücktreten erklären zu können. Es wirken da unbestimmbare Faktoren mit. Zeitalter, die im Politischen nach neuer Gestaltung ringen, sind rücksichtslos gegen ältere literarische Großmächte. Auch Goethe hat diese Ungunst lange erfahren. Herder aber hatte zumal an der fortgehenden Feindschaft der philosophischen und überdies der philologischen Schule zu leiden, mit denen er im letzten Jahrzehnt seines Lebens und länger verfehdet gewesen war. Viele, und auch seine Gegner und ihr Nachwuchs, hatten sich aus dem Schatze seiner Ideen bereichert; *sie* fanden am wenigsten Grund, ihn selbst in Geltung zu erhalten. Genug, es sah so aus, als sollte wie durch ein aufgehäuftes, zu lange liegendes Deckreisig das Wachstum in seinem Garten verdumpfen. Es hat dennoch darunter sacht fortgekeimt und fortgezweigt. Und zu rechter Zeit noch ist die Decke weggeräumt worden.

Eine stille, anhaltsame Tätigkeit für Herder setzte zu Ende der Sechziger des vorigen Jahrhunderts ein. Ihren Ausgang nahm sie von der preußischen Nachbar-Universität. Da ist sie angeregt und nach Mannesteil geübt worden. Jeder nennt, indem ich Halle erwähne, *Rudolf Haym* und sein Hauptwerk: „Herder nach seinem Leben und seinen Werken“. Ein Monument in jedem Sinne. Ich kenne die Substruktionen, habe sie in ihrer Mächtigkeit und Festigkeit manches Mal still verglichen mit denen des Goethe- und

Schiller-Archivs; auch Haymś Buch ist ein Schatzhaus der Literatur. Für mich aber ist die Erinnerung an Halle mit einem zweiten Namen verknüpft, den ich hochhalte. Julius Zacher ist gemeint, der Vertreter der germanischen Philologie (gestorben 1887). Ein schlichter Gelehrter. Schmucklos seine Rede wie sein Äußeres. Sein Mund schien die Worte bloß zu schreiben. Und er konnte tief in die Seele schreiben. So hat er einmal gesagt: „Das deutsche Volk hat eine Ehrenschuld an Herder abzutragen." Er meinte zunächst: deutscher Gelehrtenfleiß müsse sie abtragen, und zielte auf eine Ausgabe der Werke, in der Herder noch einmal vor die Deutschen hintreten sollte. Nur als ein Werdender konnte er völlig verstanden werden, wie das Werden ihm selber der vornehmste Begriff, die Handhabe alles Verstehens gewesen ist. Aus Zacher sprach die Stimme der Vorfahren Herders, er stammte aus Schlesien. Es hat mich gewissermaßen das Los getroffen, diese Stimme in einer entscheidenden Stunde zu vernehmen. Jetzt, nahe dem Ende der Arbeit, muß ich der Anfänge gedenken, ganz besonders aber der Mitwirkung. Ein Name wenigstens von vielen ist da noch zu nennen: Eduard Simson, damals Präsident des deutschen Reichstages, dann erster Präsident der Goethe-Gesellschaft. Die Gunst, die Simson in landsmännischer und deutscher Gesinnung dem Unternehmen entgegenbrachte, hat er mit wachsender Neigung dann auch mich empfinden lassen. An der selbstlosen, vom äußeren Lohn absehenden Mitwirkung einer treu aushaltenden Genossenschaft von Mitarbeitern stärkte sich in mir die Zuversicht, daß die Liebe für Herder, einmal erwacht, nicht wieder nachlassen werde. Von zwei Seiten endlich ist die Mitwirkung gewährt worden, ohne die bei aller Hingabe doch das Gelingen nicht denkbar war. Der preußische Staat erwarb den handschriftlichen Nachlaß Herders, und die Nachkommen erleichterten diese Erwerbung, geleitet von den schönsten Beweggründen. Diese Familiengesinnung verkörperte sich in Herders hochsinnigem Enkel, dem Staatsminister Theodor Stichling.

Die herrlichste Helferin war die Zeit, es waren die Jahre nach 1870. Der ersten deutschen Kaiserin, der Tochter Weimars, wurde die Ausgabe der Werke Herders gewidmet und die Erstlinge im Jahre 1877 dargebracht. Wie konnte sich die Hoffnung, daß im neuen Reiche Herders Tag kommen müsse, schöner kundgeben? Hat doch keiner unserer Großen die Einigung der deutschen Stämme so heiß ersehnt, keiner das Unheil des Zwiespalts so tief gefühlt wie Herder:

O Kaiser, du, von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen wie des Meeres Sand
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland . . .

Nun war das Unentbehrliche, das Herder einst vergeblich von Joseph II. erhofft hatte, Wirklichkeit. Auch ihm, der für deutsche Art und Kunst so stark das Wort geführt und für „deutsche Kunst und Wissenschaft" eine neue Blüte aus der politischen Einigung erhofft hatte, mußte der große Zug einer neuen Zeit, das erwachte deutsche Hochgefühl, Gewinn und Frucht bringen. Es hat sie reichlich gebracht im Kreise derer, die zu seiner Würdigung und zum Ausbau seiner Gedanken berufen und verpflichtet waren. Ich führe einen

Beleg an, der für viele gelten kann. Im Jahre 1883 hat Wilhelm Scherer in seiner Literaturgeschichte das Urteil über Herder in die Sätze gefaßt: „Wer in irgend einer der Wissenschaften vom menschlichen Geiste zu den höchsten Aufgaben vordringt, ... wer die Entfaltung nationaler Eigentümlichkeit auf allen Lebensgebieten verfolgt und den bildenden Einfluß der Natur auf die Menschen zu erkennen sucht, der muß in Herder einen Seher verehren." Diese Auffassung hat immer mehr Boden seither gewonnen; sie dehnt sich auf Gebiete aus, wo früher wohl niemand seiner Spur nachgegangen ist. Zweimal während dieses letzten Jahres, in Göttingen zuerst, dann in Berlin, ist in akademischen Festreden von Vertretern der juristischen Fakultät dargetan worden, daß man auf Herder zurückgehen muß, um das richtige Verständnis für die Geschichte der Rechtswissenschaft während des letzten Jahrhunderts zu gewinnen. „Herder steht an der Spitze unsrer heutigen Anschauung vom Werden und Wirken des Rechts" [1]).

An diesem Wiederhervortreten Herders, einem Lebensgang, wie wir hoffen, in neu aufsteigender Linie, hat die Goethe-Gesellschaft nach Recht und Gebühr Anteil genommen.

Im Mai 1887 war mir zum ersten Mal der Auftrag geworden, vor der Generalversammlung zu reden [2]). Das Thema „Goethe und Herder" war nahegelegt. Ein Tag voll schöner Vorbedeutung für meinen neuen Beruf. Mir gegenüber, in der Nähe des edeln Herrscherpaares, der Enkel Herders, ein weimarischer Kultusminister Herderischen Geistes, der Mann mit der hohen Stirn, mit dem dunkeln, glänzenden Herder-Auge, mit dem beredten Munde. Mein Gegenstand der liebste, über den ich reden konnte, die Freundschaft der beiden, wie sie fast ein Jahrzehnt, von Goethes Geburtstagsfeier 1783 an, im Sinnen und Schauen, im Forschen und Schaffen verbunden waren. Zeugnis Goethes Wort: „Wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten, als es möglich ist, ohne Eins zu sein." Dazu Caroline Herders hochgemute Anrede: „Ihr beide geht, wie zwei Genien der Menschheit, zu einem Ziele."

Wie zwei höhere Wesen, heißt das, in denen die Humanität sich darstellt und kundgibt. Menschheit und Humanität sind ein und dasselbe in dem Deutsch jener Zeit. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben," ruft Schiller den Künstlern zu. Die Menschheit, eine Würde, ein Adel, ein Vorzug ist euch anvertraut. „Bewahret sie! Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben." Durch Herders Schriften ganz besonders war dieser Sprachgebrauch allen Gebildeten damals geläufig. Mit dem Worte Humanität treten wir in das Innerste seiner Gedankenwelt. Er wußte

> Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
> Humanität sei unser ewig Ziel ...

Goethe will damit die Summe von Herders Sinnen und Streben gezogen haben. Herder selbst muß, um dies zu bestätigen, unter uns zu Gehör kommen

[1]) Victor Ehrenberg, Herders Bedeutung für die Rechtswissenschaft. Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers. — Otto Gierke, Die historische Rechtsschule und die Germanisten. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelm III. S. 5.

[2]) Der Vortrag ist gedruckt in der „Deutschen Rundschau," 1887, Bd. LII, S. 63—76.

mit Sätzen aus seinem Hauptwerke, den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit".

„Ich wünschte, daß ich in das Wort Humanität alles fassen könnte, was ich über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feineren Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe; denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unserer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedrückt lebt. — Der Zweck unseres jetzigen Daseins ist auf Bildung oder vielmehr Anbildung der Humanität gerichtet. Unsere Vernunftfähigkeit soll zur Vernunft, unsere feineren Sinne zur Kunst, unsere Triebe zur echten Freiheit und Schöne, unsere Bewegungskräfte zur Menschenliebe gebildet werden. — Wir müßten uns ganz an unserem Wesen und an allem, was um uns ist, irren, oder unser Beruf hienieden und das Organ, das allein in jene Welt geht, ist Humanität, d. h. helle Wahrheit, reine Schönheit, freie und wirksame Liebe."

Humanität, lehrt Herder, ist Gottähnlichkeit. Der Mensch erlangt sie, indem er sie, der eingeborenen Richtung folgend, erstrebt. Humanität gründet sich auf die Vernunft nicht weniger als auf das Gemüt. Eine ihrer Wurzeln ist das Mitgefühl, aber die stärkere, die Pfahlwurzel, ist das Vernunftgesetz der Billigkeit und des Gleichgewichts. Das Urwort nämlich: „Was ihr wollt, daß euch die Menschen nicht tun sollen, das tut ihnen auch nicht" — und gleicherweise positiv.

Man darf sagen, es gibt eine Humanität in Dur und eine in Moll: in Herders Humanitätsbegriff sind beide Tonarten vereinigt. Unwillkürlich hat er wie auch Goethe der zarteren Schwester allmählich den Vorzug gegeben, sie heißt „Menschlichkeit". Gleich anfangs aber hat er dem Worte Humanität die volle, starke Bedeutung gesichert und jede Fähigkeit, die nach oben, die zur Vollkommenheit führt, darin beschlossen; die Menschlichkeit hingegen schränkt sich auf die milden, philanthropischen Regungen ein. Der Übergang in Moll kennzeichnet das Zeitalter; um so wichtiger aber ist es, Herders Auffassung geschichtlich klarzustellen.

Ist der Vorwurf begründet, die Humanität habe dem Nationalgefühl Eintrag getan? Der Humanität Herders gegenüber nicht. Er hat in einer patriotisch matten Zeit über Ehre, Wohl, Selberhaltung seiner Nation gedacht wie wir. Als gegen das Ende des 18. Jahrhunderts sich die bedrohlichen Zeichen mehrten, wer war außer ihm, der den Deutschen ins Gewissen redete:

Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um dich,
Was dir selber geschah! Fühl' es, ermuntre dich!

Er mahnt, die Augen offen zu halten gegen die Gefahren im Osten und im Westen und die altenzdeutschen Untugenden, Schwerfälligkeit und Uneinigkeit, endlich abzulegen:

Wirf die lähmende Deutschheit
Weg und sei ein Germanien!

Sei, heißt das, was dein Name besagt, ein Land von Brüdern — germani — ein Wortspiel, das schon ältere Poeten in bitterem Ernste gebraucht hatten.

Das hohe Kirchendach hat diesem Manne die Aussicht über sein Vaterland und in die weite Welt wahrlich nicht gesperrt. Während er „Christliche Schriften" verfaßt und seine zehn Sammlungen „Briefe zu Beförderung der Humanität" schreibt, findet er auch Muße für das Thema: „Welchen Rang die deutsche Nation unter den gebildeten Völkern Europens einnehme?" „Nationalstolz", schreibt er (er meint, was wir, da unsere Sprache keinen Ausdruck dafür hat, Chauvinismus nennen), „ist ungereimt. Aber Liebe zu seiner Nation ist Pflicht eines jeden. Zu ihr gehört auch Nationalehre. Daß man seine Nation nicht verkleinern lasse, sondern verteidige, selbst zu ihrer Ehre und zu ihrem Wohl beitrage." Weiterhin: „Deutschland hat zu wenig Seeufer und großen Handel, ihm fehlen Kolonien in andern Weltteilen. Ihm fehlt Handel, allgemeine Betriebsamkeit, Reichtum. Auch der inwärtige Handel ist sehr beschränkt wegen der kleinen abgeteilten Länder." Goethe ist zu solchen Betrachtungen erst spät gelangt. Wer erwartete sie damals von einem Vizepräsidenten des weimarischen Konsistoriums? Ein Deutscher, der so gesinnt ist und nachdenkt, ist weit entfernt von dem verwaschenen Weltbürgertum, das man oft gedankenlos mit der Humanitätsidee vermengt hat.

So wenig wie dem Nationalgefühl tut Herders Humanität dem „Tatengeist" Eintrag. Wenn er das Wesen der Humanität in die drei Grundworte „Wahrheit, Schönheit, Liebe" faßt, so gibt er der letzten das Beiwort: „freie und wirksame". Er erkennt nur die Humanität an, die sich kräftig erweist, wie Goethe im Liede der Wanderer:

Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

Auf diesem Boden verwirklicht sich das Ideal, das Goethe einst, im Gedankenaustausch mit Freund Humanus, den schönen Traumwunsch der Menschheit genannt hatte; dies ist es, was Goethe — eine Erfüllung im nächsten Kreise vor Augen — rühmend anerkennt:

O, warum schaut er nicht in diesen Tagen
Durch Menschlichkeit geheilt die schwersten Plagen.

Damals eben hatte Maria Paulowna das Institut der patriotischen Frauenvereine in Weimar begründet und ihm selbstverfaßte Satzungen gegeben. Wenn ihre Tochter, die deutsche Kaiserin, sich eine Schülerin Herders genannt hat, so ist es sicherlich deshalb gewesen, weil sie das Reis Herderischer, weimarischer Humanität zu einem Baume aufgepflegt hat, der das Deutsche Reich wohltätig überschattet.

Die Humanität leuchtet milden Scheines durch Herders Dichtung. Sie wird noch lange einen bescheidenen Bruchteil seiner poetischen Versuche retten, wenn auch das meiste davon jetzt schon, weil ihm das Gepräge vollendeter Kunst abgeht, versunken und verklungen ist. Daß die Liebe die treibende und erhaltende Lebensmacht ist, wollen wir Deutsche uns gern verkünden lassen und halten den in Ehren, der davon durchdrungen ist und als ein Begeisterter, ein Seher singt und redet. Das tut Herder.

Am Meeresufer ruhend bei Neapel in einer der seligsten Stunden seines Lebens, belauscht er das Saitenspiel der Nymphe, die sich aus den Wogen hebt.

Sie sang: Was rings dir deine Blicke zeigen,
Was alldurchwallend die Natur bewegt,
Was droben dort in jenem heil'gen Schweigen
Des Äthers, drunten sich im Staube regt,
Und in der Welle spielt und in den Zweigen
Der Fichte rauscht, und dir im Herzen schlägt,
Und dir im Auge, jetzt von Tränen trübe,
Jetzt freudentrunken himmlisch glänzt, ist Liebe.

Das sind Rhythmen jenes hohen Liedes, das, wie Goethe sagt, aus entzückter Seele im offenen Meere sich heiterem Sonnenglanze entgegenschwingt. Die Liebe ist die Seele der Welt. Die Liebe ist die Seele des Hauses, der Familie . . .

Niemand ist glücklich als der Liebende,
Noch glücklicher, wer sich in Liebe müht,
Am glücklichsten, wer seiner Mühe Lohn
Im andern froh und unerkannt genießt,

so lautet es im Epilog der letzten dramatischen Dichtung Herders, die in seiner gelinden, das Gewaltsame auflösenden menschlichen Weise den alten Mythus von der Aufopferung der Gattin für den Gatten behandelt, sie heißt: Admetus Haus. Dies kleine Drama ist der Epilog seines eigenen Lebens mit der Auserwählten seiner Seele. Nirgends tritt uns Herders persönliche Humanität so liebenswert entgegen wie im Zusammenleben mit den Seinen. „Wie bewegt sich mein Herz gegen euch, liebe Kinder", schreibt er von einer Reise nach Hause. Wie es aber aus dem Herzen seiner Kinder ihm sich entgegenbewegt hat, vernehmen wir aus ihren Briefen und Briefchen an den in Italien weilenden Vater, die jetzt zutage gekommen sind, zur rechten Zeit: sie zeigen uns Herders häusliches Wesen im freundlichsten Lichte[1]). An dieser Stelle sind Wunsch und Wirklichkeit, Idee und Leben bei ihm eins gewesen. Man fühlt es an der Echtheit familienhafter Züge, die seine Dichtungen hier und da aufweisen. Ein Zeuge genügt für alle, Cid, der von Goethe gepriesene:

Und so eile nun ein jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
Frisch das Heldenlied zu hören,
Wie es unser Herder gab. —

So frisch und anregsam klingt die Aufforderung, daß man gern glaubt, sie werde von Geschlecht zu Geschlecht wirken. Herder wird gegenwärtig mehr gelesen als in der Zeit vor 1870, das ist sicher, und zweifellos kann er mit einigem, was er geschaffen hat, unserer Jugend und denen, die auf das wahrhaft Bildende Wert legen, fernerhin nahe und näher gebracht werden. Aber das wird immer nur eine kleine Auswahl sein und immer nur ein gewählter Kreis von Lernenden und Genießenden. Mit der Masse dessen jedoch, was er in seiner zum Staunen rastlosen Tätigkeit geschaffen hat, kann er nicht auf die Menge wirken, und unter seinen Schriften sind nur wenige, auch bei seinen Lebzeiten, von weiten Kreisen gelesen worden. Auch hat er dies, bei vollkommener Klarheit über die Grenzen seiner künstlerischen Kraft,

[1]) Karl Mutheßius, Herders Familienleben. Mit einem Bildnisse und einer Handschriftnachbildung. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1904.

nie erhofft und erstrebt. Namenlose Wirkung ist ihm ein erhebender Gedanke. Auf Nachruhm hat er es nicht gestellt. „Je mehr sich unsere Gedanken", sagt er, mit den Gedanken tausend anderer verbinden und in sie verweben, desto mehr hat unser Geist seine Hülle verlassen: er floß zurück ins Reich fortwirkender lebendiger Kräfte", — „ins Meer vollendender Gedanken". Dies meinte er denn auch, wenn er in jener Vorlesung „über die menschliche Unsterblichkeit" erklärte: „Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weisen, die dem Körper nach längst verlebt sind; nicht bloß was, sondern auch wie sie es dachten, hat sich uns mitgeteilet; wir verarbeiten es weiter und senden es fort auf andere".

Ihm ist geschehen, wie er geglaubt hat. Wer Herder kennt, dem begegnet er auf vielen Straßen. So in der jüngsten Zeit wieder, als unter dem Schlagwort „Bibel und Babel" die Einflüsse urältester östlicher Kultur und Religion auf die heiligen Schriften, die für Herder selbst „älteste Urkunden" gewesen waren, beleuchtet wurden. So, als hier unlängst so volltönig von „Kunsterziehung" die Rede war, über deren Wesen Herder schon nachgesonnen hat, als er, ein Jüngling, beim Antritt seines Lehramtes in Riga von der „Gratie in der Schule" sich zu reden unterfing.

Es steckt in Herder etwas Lebenskräftiges, das uns neuzeitlich anmutet. Er eifert gegen das allzu künstliche, allzu viele Spekulieren seiner Zeitgenossen. Auf das Tun, ruft er, kommt es an. Er entrüstet sich über das schöngeistige, schreib- und reimselige Geschlecht, das um ihn aufwächst und in ereignisschweren Tagen sein nichtiges Wesen treibt. In einer Vorlesung über Benjamin Franklin äußert er den Wunsch, daß auch wir Deutsche unsere „großen tätigen Humanisten" bekommen möchten. Wir sind nun auf diesem Wege, nicht zum Schaden der idealen Güter, die wir hegen und bewahren sollen. Nun soll ihm selbst die werktätige Verehrung praktischer Beförderer der Humanität zugute kommen; denn in diesen Tagen ist, wie wir mit Freuden vernehmen, in der Reichshauptstadt der Grund gelegt worden zu einer Stiftung für wissenschaftliche Arbeiten „zu Ehren und im Geiste Herders" [1]). Das nehmen wir zum guten Zeichen im Sinne Goethes:

Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat!

„Tätigen Humanisten" wird es zu danken sein, wenn auch diese Zentenarfeier nicht ohne ihr Denkmal bleibt. Es gilt, dazu mitzuwirken, und zumal in unserem Kreise, damit Herder bleibe, oder in noch vollerem Sinne werde, was er nach Goethes Wort sein soll: unser Herder.

[1]) Am Vorabend der Feier war an die Goethe-Gesellschaft zu Händen ihres Präsidenten Dr. Ruland ein Telegramm aus dem Königlich Preußischen Kultusministerium angelangt, gezeichnet Althoff, Naumann, Schmidt. Herr Dr. Ruland brachte vor der Rede den Wortlaut zu Gehör:

„Zur Förderung von Arbeiten und Unternehmungen zu Ehren und im Geiste Herders hat sich hier unter Führung des Herrn Kultusministers Studt ein Komitee gebildet für eine Herder-Stiftung, die sich an das Goethe-Schiller-Archiv anschließen soll. Es wird ergebenst anheimgestellt, hiervon bei der morgigen Herderfeier Mitteilung zu machen."

Franz Deák.

Von

Eduard Wertheimer.

Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts erblickte Europa in Ungarn nichts anderes als eine zwar von der Natur mit den reichsten und schönsten Gaben ausgestattete, aber doch vollkommen zurückgebliebene Provinz Österreichs. Der Anstrengung der edelsten Geister Ungarns bedurfte es, um das Land aus der Lethargie, in der es sich in Wirklichkeit befand, zu neuer, frischer Tätigkeit emporzuheben. Diese Tat war das Werk dreier Männer; man braucht nur die Namen: Graf Stephan Széchenyi, Ludwig Kossuth und Franz Deák auszusprechen, um sofort im Geiste die Trias vor sich zu sehen, die auf die Entwicklung und Schicksale des neueren Ungarns den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß ausgeübt hat.

Graf Stephan Széchenyi, nach einer Bezeichnung Kossuths noch heute der „größte Ungar" genannt, wollte sein Vaterland mit Hilfe der Aristokratie geistig und materiell zu einem blühenden Staat machen. Den nach einem reiflich erwogenen Plane und keinesfalls auf revolutionärem Wege durchzuführenden Reformen gab er den Vorrang vor den staatsrechtlichen Fragen, durchdrungen von der Überzeugung, daß die geistige und materielle Regeneration Ungarns von selbst die Umgestaltung der veralteten Verfassung nach sich ziehen müsse. In ganz anderer Weise strebte Kossuth die Wiederbelebung seiner Nation an. Stützte sich Széchenyi auf die ihm homogene Aristokratie, so legte Kossuth dagegen das Schwergewicht auf die demokratischgesinnte Masse. Voll Stolz und Selbstbewußtsein rief er Széchenyi und dessen Kreise zu: „Mit euch und durch euch, wenn ihr wollt; ohne euch, ja sogar gegen euch, wenn es sein muß." Scharf ausgeprägt standen sich hier das aristokratische und das demokratische Prinzip gegenüber, gleichsam die beiden Weltanschauungen repräsentierend, durch welche die Wiedergeburt Ungarns bewerkstelligt werden sollte. Zwischen diesen durch Széchenyi und Kossuth vertretenen Richtungen steht Franz von Deák, von seinem Volk als der „Weise der Nation" verehrt. Durch das Werk, das sich für alle Zeiten an seinen Namen knüpft,

hat er binnen kurzem einen Aufschwung Ungarns bewirkt, wie man einen solchen vorher für unmöglich gehalten hätte. Ungarn hat denn auch alle Veranlassung, seinem edlen Sohne dafür dankbar zu sein, daß er als ein Diktator des Friedens das Wort Széchenyis verwirklichte: „Ungarn war nicht, sondern wird sein." Die erst unlängst stattgefundene Zentenarfeier seines Geburtstages — Deák erblickte am 17. Oktober 1803 als Sprößling einer alten Adelsfamilie das Licht der Welt — wurde denn auch vom ganzen Lande mit der größten Pietät für sein Andenken begangen.

Über Leben und Wirken Deáks haben sich verschiedene Nicht-Ungarn[1]) und, wenn ich nicht irre, auch ein Finnländer vernehmen lassen. Sein Freund und Arbeitsgenosse Csengery hat ihm eine Denkrede gewidmet[2]), die vom Budapester Universitätsprofessor Gustav Heinrich ins Deutsche übertragen wurde. Doch eine allen Ansprüchen genügende Biographie des großen Mannes, des Schöpfers der heute in Österreich-Ungarn bestehenden Staatsform, besitzen wir noch nicht. Die Grundlage zu einer solchen hat Emanuel Kónyi im Jahre 1882 in seinem sechsbändigen Quellenwerke: „Deák beszédei" („Die Reden Deáks") geboten, von dem eben jetzt eine durch Einfügung neuen Materials vermehrte zweite, sehr schön ausgestattete und mit verschiedenen Bildern Deáks versehene Auflage erschienen ist[3]). Wir glauben, dem deutschen, der ungarischen Sprache nicht kundigen Publikum, einen vielleicht nicht ganz unwesentlichen Dienst zu leisten, wenn wir, allerdings nur in knappester Form, auf einige besonders wichtige Momente dieser ungemein reichhaltigen Publikation hinweisen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß niemand die neueste Geschichte Österreich-Ungarns ohne das Kónyische Quellenwerk zu schreiben vermöchte; dessen Kenntnis ist aber auch für die vormärzliche Zeit ungemein wichtig. In diesen sechs Bänden steckt nämlich viel mehr als ihr Titel verrät. Sie enthalten nicht bloß die Reden Deáks; um sie her gruppieren sich Briefe, Tagebücher und sonstige Mitteilungen der gleichzeitigen vornehmsten Staatsmänner, wodurch, unter Heranziehung der bereits bekannten Literatur, die kritische Prüfung des Gebotenen ermöglicht wird. Dabei bleibt Kónyi der Aufgabe eines Quelleneditors getreu; er drängt sich mit seinem eigenen Urteil nicht in den Vordergrund, überläßt es vielmehr dem künftigen Geschichtschreiber, sich ein solches auf Grundlage vorliegender Publikation selbst zu bilden.

Wir lernen in Deák einen Mann kennen, den man im vollen Sinne des Wortes als die Verkörperung aller bürgerlichen Tugenden bezeichnen kann. Ihn beseelt nur eine Leidenschaft: die Kräfte seines Geistes mit Verleugnung jedes persönlichen Ehrgeizes in den Dienst seines Vaterlandes zu stellen. Es

---

[1]) Francis Deák, Hungarian statesman. A memoir with a preface by Mountstuart E. Grant Duff. London 1880. — Florence Forster-Arnold, Francis Deák. — Dr. Gustav Steinbach, Franz Deák. Wien 1888.

[2]) Franz Deák. Von Anton Csengery. Autorisierte, deutsche Übersetzung von Gustav Heinrich. Leipzig 1877. — Auch Pulszky veröffentlichte eine Biographie Deáks. Zu erwähnen wäre noch „Deák Ferencz emlékezete" (Das Andenken Franz Deáks). 1889 u. 1890. Der zweite Band enthält Briefe Deáks von 1822—1875.

[3]) Budapest 1903, im Verlage der Franklin-Gesellschaft.

gehört jedenfalls zu den in der Geschichte seltenen Beispielen, daß eine Persönlichkeit, der zum Lohne ihrer Taten die höchsten Würden und Ehrenstellen zufallen konnten, jedwede Auszeichnung ablehnt und nichts als der einfache Bürger bleiben will. Ebenso merkwürdig wie interessant ist es aber auch, daß Deák, der weder Feldherr noch Diplomat, Schriftsteller oder aktiver Staatsmann gewesen, der die Macht stets gemieden, einzig und allein durch das Gewicht seiner geistigen und moralischen Eigenschaften bis an das Ende seines Lebens der Führer einer großen, der entscheidenden Partei geblieben. Mit der Reinheit seines Charakters paarte sich ein bei der ungarischen Gentry und auch dem ungarischen Bauer häufig vorkommender kerngesunder Menschenverstand, der in allen wie immer kritisch gearteten Lagen stets das richtige zu treffen weiß. Graf Andrássy hat ihn vortrefflich gekennzeichnet, als er von Deák, seinem Lehrer und Meister, einmal sagte: er habe alle Taschen voll Kolumbuseier[1]). Im gemütlichen Gespräche, mit der Zigarre im Munde, löste er oft zum allgemeinen Erstaunen durch eine wohlangebrachte Anekdote, deren ihm zahllose zur Verfügung standen, oder durch einen gelungenen Einfall die schwierigsten Fragen. Als das Wiener Kriegsministerium im Jahre 1866 ein zweites Mal in Ungarn Rekruten ausheben lassen wollte, hielt man es dort für notwendig, sich vorher durch eine Vertrauensperson der Zustimmung Deáks zu versichern. Anstatt sich in Erörterungen einzulassen, machte er nur die Bemerkung: eine zweimalige Rekrutierung in einem und demselben Jahre sei schon deshalb nicht möglich, weil, soviel ihm bekannt, die ungarischen Mütter nur einmal im Jahre Kinder zur Welt zu bringen pflegten. Und als einmal ein Herr ihm sagte, die Ungarn würden schon „weich gekocht" werden, entgegnete er rasch: „Sie irren! Wir Ungarn sind wie die Eier. Je länger man uns kocht, desto härter werden wir!" Wie sehr er stets den Nagel auf den Kopf zu treffen wußte, davon gibt auch folgender kleiner Dialog einen schlagenden Beweis. Ein Österreicher fragte ihn: „Halten Sie es für unmöglich, daß Ungarn germanisiert wird?" — „Unmöglich ist's just nicht." — „Warum unterwerfen Sie sich dann nicht?" — „Sehen Sie, Herr, wenn Ihnen der Arzt sagt, Sie können noch eine Weile leben, können aber auch heute sterben, was täten Sie da?" — „Natürlich leben, so lange es angeht." — „Na also," schloß Deák, „auch wir versuchen es, so lange es irgend angeht, als Ungarn zu leben." Getreu dieser seiner einfachen schlichten Redeweise, hat er niemals, wie Kossuth, zum Appell an die Leidenschaft die Zuflucht genommen; er suchte stets zum Verstande zu sprechen und durch Überzeugung zu wirken. Dabei aber verschmähte er es, gleich seinen engeren Gesinnungsgenossen, die Welt nur vom beschränkten Gesichtspunkt eines damaligen ungarischen Landedelmannes zu betrachten, dem oft genug als höchste Weisheit das Wort galt: „Extra Hungariam non est vita, et si est, non est ita." Sein tiefes Studium der deutschen, englischen und französischen Literatur auf den Gebieten der Geschichte, der Rechts- und Staatswissenschaften erweiterte

[1]) Falk Miksa, „Kor-és jellemrajzok" (Max Falk, Zeit- und Charakterzeichnungen), S. 271.

seinen Horizont. Schon sein erstes Auftreten im Jahre 1829 als einfacher Verteidiger eines Mörders zeigte, daß die großen Denker des 18. Jahrhunderts nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren. Aus psychologischen Gründen sprach er sich gegen die Verurteilung zum Tode aus. „Das Ziel der Todesstrafe," sagte er, „ist nicht die Rache, denn diese zeugt von grausamer Gesinnung und solche darf die Gerechtigkeitspflege nicht kennen. Die Todesstrafe gewährt aber auch keine Genugtuung; denn keine Strafe, keine Grausamkeit gibt dem Staate das Leben ermordeter Bürger zurück." Ebenso bekämpfte der von den humansten Gefühlen beseelte Deák die damals noch übliche und zumeist in der ungerechtesten und unmenschlichsten Weise gegenüber den Bauern zur Anwendung gebrachte Prügelstrafe. Dieser Mann, der frühzeitig seine Stimme gegen herrschende Mißbräuche erhob, erschien zum erstenmal 1833 auf dem um diese Zeit versammelten Preßburger Reichstag. Sein älterer Bruder Anton, der schon seit 1825, seit dem Beginn der großen Reformbewegung in Ungarn, das Zalaer Komitat vertreten hatte, sah sich im Frühjahr 1833 aus Gesundheitsrücksichten genötigt, auf das Reichstagsmandat zu verzichten. Er, den man ungern scheiden sah, tröstete seine Freunde mit den Worten: „Ich werde euch anstatt meiner einen jungen Mann schicken, der in seinem kleinen Finger mehr ist als ich im ganzen." Damit hatte er seinen Bruder Franz gemeint; und nicht lange, so hatte der dreißigjährige neue Abgeordnete von Zala, den der Dichter Kölcsey in seinem Tagebuch über den Reichstag von 1832/33 als einen Mann von mächtiger Stimme, begeistertem Gefühl und nicht gewöhnlicher Rednergabe kennzeichnet[1]), die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; bald stand er in erster Reihe als Führer seiner Gesinnungsgenossen. Mit voller Kraft und Energie trat er für die Menschenrechte und den Schutz der persönlichen Sicherheit des Bauern gegenüber der Willkür der Edelleute ein. „Ich verlange diesen Schutz nicht," sagte er, „als Gnade oder Geschenk, sondern fordere ihn als einen Akt der Gerechtigkeit, die man ohne Verletzung der Rechte der Menschheit nicht verweigern kann; — — — ich wünsche eine achthundertjährige Ungerechtigkeit unserer achthundertjährigen Verfassung zu lindern."

Wohl sind Mißstände, die er jetzt schon bekämpfte, erst durch die Gesetze von 1848 durchaus beseitigt worden. Allein von unvergänglichem Wert werden immer die Worte bleiben, mit denen er sich zum Beschützer der Redefreiheit aufwarf, die insbesondere in der Person des gefürchteten siebenbürgischen Oppositionsführers Baron Nikolaus Wesselényi von seiten der Wiener Regierung verletzt worden war. „Die Geistesfriktionen" — sagt er — „sind unvermeidlich, nur auf diese Weise können sich die Ideen entwickeln, besonders in einem Lande wie dem unserigen, wo die Presse die Geister nicht vorbereiten kann, wo jede Öffentlichkeit sich allein auf den Reichstag konzentriert." Um das Schicksal seines Freundes Wesselényi zu mildern, der, gleich Kossuth zu mehrjähriger Kerkerstrafe verurteilt, damals an einem schweren Augenübel litt, begab sich Deák

[1]) Kölcsey Ferenez „Naplója" (Tagebuch des Franz Kölcsey) 1832—1833. Budapest 1848. S. 128.

1839 nach Wien, worüber sich jedoch in Könyis Sammlung nichts findet. Dieser, für unseren Staatsmann höchst charakteristische Aufenthalt in der Kaiserstadt, auf den ich zum erstenmal hingewiesen habe[1]), ist vornehmlich beachtenswert wegen der Äußerungen Deáks über Ungarns Verhältnis zu den sogenannten Erbländern des Hauses Habsburg:

„Die Ruhigdenkenden," sagte er, „seien von der Notwendigkeit des Bundes mit Österreich durchdrungen, wozu noch die Überzeugung komme, daß sich Ungarn, schon mit Rücksicht auf den russischen Nachbarn, nie allein aufrechterhalten könnte. Dieses durch die Lage des Landes wie von selbst gegebene Gefühl der Zusammengehörigkeit müsse aber noch mehr gefördert werden durch die Erkenntnis, daß die Regierung nicht mit jenen Oligarchen Hand in Hand gehe, die Ungarn aus egoistischen Beweggründen im Banne der Unbildung festhalten wollen. Der Hof müsse in Ungarn nicht seinen Feind, sondern seinen Freund erblicken."

Wir sehen hier schon in Umrissen das künftige politische System Deáks, durch das er eine Neuordnung Alt-Österreichs bewirkte. Einigermaßen beruhigt durch die ihm in Wien zuteil gewordenen Eröffnungen, hat er auch auf dem Reichstag von 1839/40 alles aufgeboten, um den durch die Gewaltmaßregeln der Regierung entfesselten Sturm zu beschwichtigen. Seiner weisen Vermittlung war die allgemeine Amnestie vom 1. Mai 1840 zu danken, die bei den Ständen ungeheuren Jubel erregte. Gleichsam in letzter Stunde, vor dem Zusammenbruche der vormärzlichen Staatsgewalt, war auf diesem Reichstage durch Deák der Friede zwischen der Nation und ihrem Könige hergestellt worden. Aber gerade er, der die Verhandlungen der Stände jetzt zu einem gedeihlichen Ende geführt hatte, sollte dem Reichstage von 1843/44 ferne bleiben. Die Intelligenz des Zalaer Komitates hatte ihn gegenüber dem ärmeren rohen Adel, der nichts von der durch Deák befürworteten Besteuerung hören wollte, nur unter dem Schutze von Dragonern zum Abgeordneten ausrufen können. Deák wies das mit Blut befleckte Mandat zurück. Aber einige Zeit nach dem Schlusse der Reichstagsverhandlung ward er in das engere Komitee gewählt, dessen Aufgabe es bildete, ein an die Nation zu richtendes Manifest der Opposition zu entwerfen; und er, nicht Kossuth, indem zu jener Zeit — 1847 — noch die gemäßigteren Anschauungen vorherrschten, ward mit der Ausarbeitung betraut. In diesem Programm ist im Keime schon alles enthalten, wonach man unter stürmischeren Verhältnissen ein Jahr später strebte: Verantwortliche parlamentarische Regierung, Aufhebung der Zensur, Gleichheit vor dem Gesetze, allgemeine Besteuerung, Erteilung der politischen Rechte an die Nichtadeligen, Religionsfreiheit und Fortschritt auf dem Wege von Reformen. Von besonderer Wichtigkeit ist aber noch, was in diesem Aktenstück vorschauend über das Verhältnis Ungarns zu Österreich gesagt wird. Wieder hören wir hier die Stimme des Politikers, der an Stelle der jahrhundertalten Reibungen zwischen beiden, unter der Regierung eines gemeinsamen Fürsten vereinten Staaten, ein System dauernden Friedens begründen möchte:

„Niemals werden wir in unserer Wirksamkeit uneingedenk der Beziehungen sein, die im Sinne der pragmatischen Sanktion zwischen uns und den österreichischen

[1]) Siehe meinen Artikel: „Franz Deák in Wien im Jahre 1839. Nach ungedruckten Akten". Pester Lloyd, 31. März 1900.

Erbländern bestehen. — — — Auf Grundlage von Gerechtigkeit und Billigkeit sind wir bereit, die Hand zu bieten zu einem möglichen Ausgleich jener Interessen der Erbländer, die mit denen Ungarns vielleicht im Gegensatz stehen; aber nie werden wir darein willigen, daß der Einheit des Gesamtregierungssystems, das manche gleich der Einheit der Monarchie als Hauptgrundsatz hinstellen, alle unsere Interessen, selbst unsere Verfassungsmäßigkeit, aufgeopfert werden. — — — Die Verfassung ist uns ein solcher Schatz, den wir für ein fremdes Interesse oder für welchen immer verlockenden materiellen Vorteil nicht preisgeben dürfen, den vielmehr zu erhalten, sogar stets auf immer breiterer und zuverlässigerer Grundlage zu schützen, unsere erste und heiligste Pflicht ist."

Bald nach dem Erscheinen dieses oppositionellen Manifestes ward Deák im Oktober desselben Jahres (1847) von den Zalaer Komitatsständen zum Abgeordneten des letzten vormärzlichen Reichstages gewählt; mit Rücksicht auf seine schwer erschütterte Gesundheit lehnte er ab. Als sich jedoch die Zustände in Ungarn immer mehr zuspitzten, in Wien aber am 13. März 1848 die Revolution ausgebrochen war, fühlte alle Welt in Preßburg, daß Deák nicht länger auf seinem Platze im Reichstage fehlen dürfe. „Wir bedürfen deiner und deshalb erwarten wir deine baldigste Hierherkunft," schrieben ihm seine Freunde. „Wegen meiner zerrütteten Gesundheit," antwortete Deák, „bin ich der Arbeit zwar kaum gewachsen; aber es soll mich niemand beschuldigen, daß ich für mein Vaterland nicht getan habe, was mir zu tun möglich war. Ich komme" [1]). Am 20. März traf er in Begleitung Baron Wenckheims in Preßburg ein und am 23. März konnte Batthyány verkünden, daß Deák als Justizminister dem neuen verantwortlichen Ministerium angehöre, das er ohne ihn nicht bilden wollte. Wird Deák die immer mächtiger steigende revolutionäre Bewegung meistern können, wird er die Kraft besitzen, sie in die Schranken zu weisen, die sie nicht überschreiten dürfe? Bald bekam er es in seiner neuen Eigenschaft als Hüter des Gesetzes mit Ausschreitungen zu tun, die ihn zum energischesten Widerspruch herausforderten. Er, der jetzt ausruft, das Vaterland sei vielleicht nie in größerer Gefahr gewesen als in diesem Momente, vermag nur mit Besorgnis der nächsten Zukunft entgegenzublicken. Nur die Pflicht gegen das Vaterland hält ihn in dieser stürmischen Zeit an seiner Stelle, die er am liebsten sofort wieder verlassen möchte. So lange er jedoch an seinem Platze als Minister stand, suchte er die Ereignisse stets als echter Staatsmann zu beurteilen. In der Reichstagssitzung vom 22. Juli 1848 vertrat Paul Nyáry den Standpunkt, Ungarn sei nicht verpflichtet, Österreich im Kriege gegen Italien beizustehen; er beantragte daher, daß man die ungarischen Regimenter vom italienischen Kriegsschauplatze zurückrufe. Die pragmatische Sanktion dürfe nicht die Auslegung erfahren, als hätte Ungarn auf Grundlage derselben mit Österreich ein Schutz- und Trutzbündnis gegen dessen äußere Feinde geschlossen; sie besage nichts anderes, als daß sich auch die ungarische Krone auf dem Haupte des Kaisers von Österreich befinde.

„Wenn wir," entgegnete hierauf Deák, „Italien als frei und losgerissen von Österreich anerkennen — das wäre doch die natürliche Folge der Rückberufung der

[1]) Csengery, Franz Deák. S. 96. Ich zitiere nach der deutschen Übersetzung von Gustav Heinrich.

Soldaten — verbinden wir uns dann nicht mit den Italienern gegen den Kaiser von Österreich? Aber wie immer man auch die pragmatische Sanktion erklären will, den Sinn wird ihr gewiß niemand unterlegen dürfen, daß sich Ungarn vernünftigerweise mit ihrer Billigung gegen den Kaiser von Österreich verbinden kann."

In jedem Moment seines politischen Wirkens zeigt es sich, daß Deák vorsichtig jeden Schritt vermieden wissen wollte, der den mittels der pragmatischen Sanktion geschlossenen Bund mit Österreich zu lockern vermöchte. Selten ist fürwahr ein Politiker so folgerecht in allen seinen staatsmännischen Erklärungen gewesen wie gerade er. Das System, als dessen Schöpfer er bekannt ist, und das in der Geschichte den Namen „Dualismus" führt, lag, wie wir sehen, von Anfang an fertig in seinem Kopfe. Nur dessen Ausführung und einzelne Gliederung blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Deshalb forderte er auch stets, daß nicht nur Ungarn gegen Österreich, sondern auch dieses seine Verpflichtungen gegen den mit ihm verbündeten Nachbarstaat erfülle. Wir müßten hier die Geschichte des Jahres 1848 und 49 schreiben, wollten wir auf die Masse des Materials eingehen, das der zweite Band Könyis über die Wirksamkeit Deáks in dieser für Ungarn und Österreich so hochwichtigen Periode enthält. Nur dem Umstande, daß er an dem „Konvent der Rebellen", wie der Reichstag von Debreczin genannt wurde, nicht teilgenommen[1], dankte es Deák, nach der Besiegung Ungarns nicht von dem Kriegsgericht verurteilt worden zu sein, das ihn im Frühling 1850 vor seine Schranken zitiert hatte. Traurig-düstere Tage brachen nach der Kapitulation von Világos über das durch die Macht der Waffen bewältigte Land herein, das der Minister Bach zu einem geographischen Begriff herabdrücken wollte. Stumpfsinn oder Verzweiflung bemächtigte sich der Gemüter. In diesem kritischen Zustand der Dinge, als die Willkürherrschaft Ungarn mit dem Gesamtreich verschmelzen wollte, fand unser Staatsmann das erlösende Wort; es hieß: „Passivität". In der strikten Befolgung dieser Politik erblickte Deák einen Schimmer von Hoffnung für die einstige Wiederherstellung der Freiheit und der Verfassung. „Mit dem Beispiel der Passivität," schreibt Stephan Gorove in seinem, von Könyi auszugsweise mitgeteilten Tagebuche, „ging Deák selbst voran; weder er noch seine Umgebung nahmen an geheimen Umtrieben teil." Als ihn 1850 der damalige Justizminister Schmerling zu den in Wien stattfindenden Beratungen über das ungarische Privatrecht einlud, erwiderte Deák in einem vom 25. April datierten Schreiben, daß es ihm „nach den traurigen Ereignissen jüngstvergangener Zeiten, unter Verhältnissen, wie sie jetzt noch bestehen, unmöglich sei, bei den öffentlichen Angelegenheiten mitzuwirken." Dieser Brief erschien gleich damals in der liberalen Wiener „Ostdeutschen Post". Den ungarischen Zeitungen ward seine Veröffentlichung von der Zensur verboten. Trotzdem wurde die Absage Deáks an Schmerling in tausenden von Abschriften im ganzen Lande verbreitet. Die Nation erfaßte sofort deren Sinn und

[1] Auf dem Debreczíner Reichstag wurde von Kossuth am 14. April 1849 die Unabhängigkeitserklärung Ungarns ausgesprochen.

sie scharte sich um die von Deák entrollte Fahne der Passivität[1]). Deák begnügte sich aber nicht damit, nur passiven Widerstand zu empfehlen, er predigt auch noch etwas anderes, das gleichsam als Ergänzung und zur Stütze der Passivität dienen sollte. Wie Max Falk in seinen „Zeit- und Charakterzeichnungen" erzählt, sagte unser Staatsmann ihm und einigen anderen Getreuen:

„Man muß in der ungarischen Nation die Begeisterung für das konstitutionelle Prinzip aufrecht erhalten; dann kann man in einem günstigen Augenblick mit einem Federzug die ungarische Verfassung wiederherstellen, die in dem empfänglichen Boden sofort Wurzel schlagen wird. Wenn aber in uns selbst die konstitutionelle Gesinnung erloschen ist, dann werden diese weder der Befehl des Fürsten noch die Bemühungen einzelner so rasch wieder zu neuem Leben erwecken können[2])."

Die gleiche Weisung gab er seinem intimen Freunde Baron Siegmund Kemény, dem Redakteur des „Pesti Napló" („Pester Journal"), des Hauptorgans der von Deák eingeschlagenen Richtung. In den beiden, seitdem historisch gewordenen Zimmern der „Königin von England" in Pest, wohin Deák, auf den Rat des Grafen Stephan Széchenyi, von seinem im Zalaer Komitat gelegenen Wohnsitz Kehida in den fünfziger Jahren übersiedelt war, betrieb er seine stille, aber doch äußerst wirksame Politik. Hier versammelte er — bereits „das alte Orakel" genannt — die Elite der Nation um sich; und es war nur natürlich, daß Minister Bach diesen einflußreichsten Mann Ungarns gern für sich gewonnen hätte. Man pries ihm das Glück, das Ungarn erwarte, wenn es in Österreich aufgehe. „Um wieviel größer" — entgegnete er — „ist die himmlische Glückseligkeit, und dennoch will niemand sterben." Als man ihm vorhielt, man könne doch vollzogene Tatsachen nicht mehr ungeschehen machen und noch einmal ganz von vorne beginnen, erwiderte der „Weise seiner Nation" wieder mit einem Gleichnisse:

„Warum denn nicht? Wer seinen Rock schlecht zugeknöpft hat, muß damit von vorne anfangen." — „Wir schneiden einfach den Knopf ab," wurde ihm entgegengehalten. — „Dann," meinte Deák, „wird man erst recht nicht zuknöpfen können."

Vergeblich waren alle Versuche Bachs, den alten Táblabiró (Komitatgerichtsrat) zu bekehren, der das auf schwachen Grundlagen beruhende System des bis dahin allmächtigen Ministers zusammenstürzen sah. Nach den Niederlagen auf den Schlachtfeldern Italiens im Jahre 1859 war die Willkürherrschaft nicht mehr aufrechtzuerhalten. Auf Betreiben der ungarischen Altkonservativen, besonders des Grafen Emil Dessewffy, erließ jetzt Kaiser Franz Josef das Diplom vom 20. Oktober 1860, das Ungarn, unter teilweiser Berücksichtigung

[1]) A modern Magyarország (1848—1896) irták Márki Sándor és Beksics Gusztáv. Budapest 1898. A magyar nemzet története X. kötet. (Das moderne Ungarn. 1848—1896. Verfaßt von Alexander Márki und Gustav Beksics im X. Band der nationalen Geschichte Ungarns. Den uns hier interessierenden Teil schrieb Beksics mit dem Untertitel: „Die Jahre der Willkürherrschaft". S. 470.

[2]) Falk Miksa, „Kor-és jellemrajzok" (Max Falk, Zeit- und Charakterzeichnungen). S. 64.

der Gesetze von 1848, eine neue Verfassung oktroyieren wollte[1]). Mit der Verkündigung des Oktoberdiploms hatte der Wiener Hof, dem Absolutismus entsagend, wohl den Weg des Konstitutionalismus betreten, aber Ungarn wäre mit seiner eigenen Zustimmung zu einer österreichischen Provinz geworden, wenn es die neue Verfassung anerkannt und seine Abgeordneten in den sogenannten „Verstärkten Reichsrat" entsandt hätte, der die ganze Monarchie umfassen sollte. Als Graf Emil Dessewffy, dem der Löwenanteil an dem Zustandekommen des Oktoberdiploms gebührt, am 21. Oktober 6 Uhr morgens mehrere Exemplare der „Wiener Zeitung" mit dem darin befindlichen Diplom zu Gesichte bekam, reiste er sofort nach Pest. Hier angelangt, begab er sich zu Deák, dem er in Gegenwart der Barone Josef Eötvös und Siegmund Kemény den neuesten kaiserlichen Erlaß mitteilte. Deák verwarf ihn vom ersten Augenblick an. Ungarn, das noch niemals, nicht einmal stillschweigend, seiner geschichtlich gewordenen Verfassung entsagt hatte, konnte sich einer Oktroyierung nicht fügen. Deák, der auf dem Standpunkt der Rechtskontinuität[2]) stand, mußte sich daher jedem Versuch widersetzen, der nicht mit der Wiederherstellung der unter Zustimmung der gesetzlichen Vertreter Ungarns geschaffenen Verfassung von 1848 begann. Das Oktoberdiplom fiel. Den Kaiser erbitterte es, wie einem Briefe des ungarischen Vizehofkanzlers Ladislaus von Szögyény-Marich zu entnehmen, daß ihn gerade die Personen zur Aufgabe des Oktoberdiploms drängten, die an dessen Zustandekommen am meisten beteiligt gewesen[3]). Bevor jedoch der Monarch sich zu einer neuen Änderung des Verhältnisses zu Ungarn entschloß, wollte er mit Deák selbst sprechen, der hierauf in Begleitung des Barons Eötvös am 26. Dezember 1860 nach Wien reiste. „Ich habe mir" — sagte Deák nach seiner Begegnung mit Franz Joseph zu Baron Vay — „den Kaiser ganz anders vorgestellt. Er hat Verstand und Herz." Vor allem war er von dessen gründlicher Sachkenntnis und der Gewissenhaftigkeit überrascht, mit der er die Dinge behandle. Der Kaiser seinerseits äußerte sich über „das ungarische Orakel" gegen Vay: „Das ist aber ein vom Scheitel bis zur Sohle ehrlicher, von starken Überzeugungen durchdrungener Mann. Und wie ist erst seine Logik! Nur daß er vieles für ausführbar hält, dem kaum zu überwindende Schwierigkeiten entgegenstehen." In einem höchst interessanten Brief vom 9. Januar 1861 hat Deák selbst den Inhalt seiner Unterredung mit dem Kaiser für die Nachwelt aufbewahrt. Man ersieht daraus, daß er, mit voller, offener Männlichkeit vor den Stufen des Thrones, als erste Bedingung des Ausgleichs die unverletzte Wiederherstellung der Gesetze von 1848 verlangte. Deák hatte seine guten Gründe, mit aller Zähigkeit an dieser Forderung fest-

[1]) Über die Geschichte des Oktoberdiploms enthält der zweite Band Könyis von S. 411 bis 512 äußerst wertvolle und durch die zweite Auflage vermehrte Aufschlüsse, auf die wir hier nur verweisen können

[2]) Darunter verstanden Deák und mit ihm die Ungarn, daß die 1848er Verfassung auch durch den Freiheitskampf von 1849 gegen Österreich nicht außer Kraft gesetzt werden konnte, somit die verfassungsmäßige Wirksamkeit nie eine Unterbrechung erlitten habe.

[3]) Könyi a. a. O. Dritter Band, S. 64. Neue Mitteilung der zweiten Auflage.

zuhalten. Die legislatorische Schöpfung der Märztage von 1848 repräsentierte das Ergebnis der Kämpfe der letzten dreißig Jahre. Sie faßte in sich die Verwirklichung von Ideen, die so lange niedergehalten worden waren. In ihr kamen zum erstenmal die liberalen Tendenzen zum Ausdruck, die aus dem ständischen Ungarn einen wahrhaft konstitutionellen Staat mit parlamentarischer Vertretung des ganzen Volkes machten. Daraus erklärt sich, warum der Bauer für die Verteidigung dieser 1848er Gesetze die Waffen ergriffen hatte und auch jetzt mit voller Liebe an ihnen hing. Von Anerkennung der Rechtskontinuität war man jedoch in Wien noch weit entfernt. Auf liberaler Grundlage, oder wie Deák sagt, „unter der Maske der Freiheit", wurde vom neuen Minister Schmerling an Stelle des Oktoberdiploms das Patent vom 26. Februar 1861 erlassen, das in Ungarn wieder nur als Oktroyierung angesehen wurde. Schmerling beging den großen Fehler, daß er sich Ungarn gegenüber auf den Standpunkt der Theorie der Rechtsverwirkung infolge der Ereignisse von 1849 stellte — einer Theorie, die niemals mit dem Prinzip des Konstitutionalismus, sondern nur mit einer sich auf die Macht der Waffen stützenden absoluten Herrschaft vereinbar ist. Schmerling wollte den Einheitsstaat, der eben unter dem absoluten Regime fallit geworden, auch jetzt noch aufrechterhalten. Für ihn sollte Ungarn das Opfer seiner durch eine vielhundertjährige Verfassung und durch die pragmatische Sanktion garantierten nationalen und staatlichen Selbständigkeit bringen. Der nur für die Regelung innerer Angelegenheiten berufene ungarische Reichstag sollte 85 Vertreter in den von Schmerling geplanten Wiener Reichsrat, als dem Ausdruck der Idee des Gesamtreiches, entsenden. Wie man den österreichischen Erbländern eine Verfassung schenkte, so wollte Schmerling eine solche auch mittels des Februarpatentes den Ungarn verleihen. Deák aber mochte nichts von einer gegebenen Verfassung wissen, sondern beharrte auf Wiederherstellung der alten, 1848 verbesserten Konstitution, die, gleich der englischen, kein Geschenk, sondern das Produkt nationaler Entwicklung ist[1]).

Die Ungarn weigerten sich natürlich, den Wiener Reichsrat zu beschicken, den man spottweise auch das „Schmerlingtheater" genannt hat. Charakteristisch für die Stimmung Deáks in jenen Tagen ist das Tagebuch Lónyays, des nachmaligen ungarischen Finanzministers, das einen hervorragenden Bestandteil der Kónyischen Publikation bildet. Man ersieht daraus, wie sehr das Februarpatent Deáks Vertrauen zu den Wiener Kreisen erschüttert hatte: er zürnte Vay, daß er ihn vor den Kaiser zitiert, zu dem er nur gegangen war, weil er auf die Möglichkeit eines Ausgleichs rechnete. In seiner gewaltigen Rede vom 13. Mai 1861[2]), so klar, so einfach, so beredt, wie sie

[1]) Diese Ideen erörterte Deák in seiner Rede vom 13. Mai 1861 bei Kónyi a. a. O. Dritter Band, S. 35.

[2]) Deák hätte seine Rede schon am 8. Mai halten sollen. Der an diesem Tage erfolgte Selbstmord des erst kurz zuvor nach Ungarn zurückgekehrten Grafen Ladislaus Teleky bewirkte die Verzögerung. Zur psychologischen Erklärung des seinerzeit das größte Aufsehen erregenden Selbstmordes des Grafen enthält der vorliegende dritte Band des Kónyischen Werkes höchst wertvolles Material.

nur einem Kopf von der Bedeutung Deáks entspringen konnte, hat er vor der Nation, aber auch vor ganz Europa, die Motive dargelegt, die ihn und mit ihm das Land zur Ablehnung des Februarpatentes bewogen. Seinem nur auf das erreichbar Mögliche gerichteten Sinn widerstrebte es, das noch unter den Nachwirkungen des verunglückten Freiheitskampfes leidende Volk von neuem auf die Bahn gewaltsamer Erhebung zu führen. Im Gegensatze zu der von Koloman Tisza, dem Vater des jetzigen ungarischen Ministerpräsidenten, geführten Partei, die keine Adresse an die Krone gelangen, sondern nur einen Beschluß über ihre Forderungen fassen wollte — daher „Beschlußpartei" genannt — nahm das Unterhaus mit einer, als „Adreßpartei" bezeichneten Majorität von nur drei Stimmen (155 gegen 152) die von Deák vorgeschlagene Adresse als Form seiner ersten Äußerung auf die Thronrede an. Wegen des in der Adresse verweigerten Titels: „Ew. kaiserliche und königliche Majestät", wofür man den ungekrönten König nur: „Majestät" ansprach, lehnte Franz Josef die Entgegennahme dieses Schriftstückes ab. Aus der Feder Ghyczys, der als Präsident des Abgeordnetenhauses in Gemeinschaft mit Georg Apponyi, dem Präsidenten der Magnaten, die Adresse überbrachte, teilt Könyi Aufzeichnungen über dessen Wiener Aufenthalt mit. Schmerling drohte mit seiner Demission für den Fall der Annahme der Adresse, während die damals am Ruder befindlichen ungarischen Staatsmänner dem Kaiser sagten, daß sie ihre Stellen verlassen würden, wenn er sie zurückweise. Die österreichischen Minister berieten unter dem Vorsitze Erzherzog Rainers, des Präsidenten des Ministeriums, und sprachen schon von Erlassung eines Manifestes und Auflösung des ungarischen Reichstages. Immer wieder hieß es, die Hauptschwierigkeit bestehe in der Verweigerung des gebührenden Titels.

„Meines Erachtens," schreibt Ghyczy, „bildet alles, was man anführt, nur einen Vorwand; der wahre Grund ist, daß das deutsche Ministerium weitere Verhandlungen des ungarischen Reichstages unmöglich machen will, indem es von der Grundlage des 20. Oktobers, sogar vielleicht von der des 26. Februars, nicht weichen, die 1848er Gesetze überhaupt nicht bewilligen mag und die gegenwärtige Lage zum Bruche für günstig erachtet, indem sie die veranlassende Ursache hierzu uns auf den Hals laden können . . . Ich glaube," fährt er fort, „die Adresse wird nicht angenommen, der Reichstag aufgelöst, die an der Regierung befindlichen ungarischen Herren danken ab oder werden entfernt und es kommt ein Provisorium."

Nach dieser pessimistischen Äußerung schreibt Ghyczy am 28. Juni an Koloman Tisza, daß man von seinen niederschlagenden Mitteilungen absehen möge, „denn hier (in Wien) herrscht Aprilwetter". An einem Tage besitzen die Freunde, am folgenden wieder, wie er berichtet, die Gegner der Adresse das Ohr des Kaisers. Am 30. Juni weiß er zu melden, daß die Zurückweisung der Adresse eine vollendete Tatsache sei, „welcher die gesamte auswärtige Diplomatie sekundiert". Ghyczy war gut unterrichtet, als er in diesem Sinne an seinen Freund Tisza schrieb. Erst als es den Bemühungen des Grafen Julius Andrássy, des späteren ungarischen Ministerpräsidenten und Ministers des Äußern, gelang, den Reichstag zu einer Änderung der Anrede in der Deákschen Adresse zu bewegen, konnte Ghyczy diese dem Kaiser in der Privataudienz vom 8. Juni 1861 überreichen. Ghyczy hat den Inhalt seiner fast

mehr als halbstündigen Unterredung mit dem Kaiser sofort aufgezeichnet und in dieser Dialogform liegt sie nun in der neuen Auflage der Könyischen Sammlung veröffentlicht vor. Der Kaiser wünschte, daß die von ihm in diesem Gespräche geäußerten Ansichten zur allgemeinen Kenntnis gelangen sollten. Er betonte, von der Zentralisierung der Finanzen, der Gemeinsamkeit des Heerwesens wie der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nicht ablassen zu können. Als er bemerkte, daß die 1848er Gesetze revidiert werden müßten und das Festhalten an denselben nur einer künstlichen Agitation entstamme, die keine Wurzel im Volke habe, entgegnete Ghyczy: „Gerade das Volk hänge an diesen Gesetzen." „Schade", meinte auch der Monarch, „daß die Ungarn bisher nicht mehr Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten genommen haben". Den Einwurf Ghyczys, daß sich das Land vor der Einschmelzung (in Österreich) fürchte, suchte Franz Josef mit den Worten zu entkräften: „Dazu ist gar keine Veranlassung vorhanden; von Germanisierung ist nicht die Rede; Ihre Rechte werden auch so gesichert."

Nach dieser Erklärung des Kaisers war man in Pest auf das königliche Reskript, als Antwort auf die Adresse des Reichstages, sehr gespannt. Die ungarischen Altkonservativen suchten deren Abfassung in ihre Hand zu bekommen, allein in der Konferenz, die hierüber beriet, drang Schmerling mit seinem Texte durch. Baron Vay, die Grafen Szécsen, Apponyi und Mailáth überreichten hierauf dem Kaiser eine Protestschrift gegen das Schmerlingsche Reskriptprojekt und verlangten, daß der Monarch es nicht unterzeichne. Vergebliche Mühe[1]). Die kaiserliche Antwort bestand in der Entlassung des Hofkanzlers Vay und des Ministers ohne Portefeuille Grafen Széchen. Der vormalige Statthalter von Böhmen, Graf Anton Forgách, wurde zum Hofkanzler und Graf Moritz Esterházy zum Minister ohne Portefeuille ernannt. Sie unterschrieben das Reskript vom 21. Juli 1861, das alle wesentlichen Forderungen der Adresse ablehnte. Wenn Eötvös schon nach dem Erscheinen des Februarpatentes sagte, Deák werde dagegen mit einem solchen „Fulminatorium" hervortreten, wie seinesgleichen nicht existiere, so schien der „alte Herr" jetzt, nach Erlaß des Reskriptes vom 21. Juli 1861, dieser Prophezeiung gerecht werden zu wollen. In wahrhaft gewaltig ausklingenden Akkorden verdolmetschte er den Protest der Landesvertretung, ohne Unterschied der Partei, gegen die Beschlüsse der Wiener Regierung, die hartnäckig auf ihrer zentralistischen Basis beharrte.

„Wenn die Nation dulden muß, so wird sie dulden," schloß Deáks zweite große Adresse vom 8. August 1861, „um den Nachkommen die verfassungsmäßige Freiheit zu retten, die sie von den Ahnen ererbt hat. Ohne Kleinmut wird sie dulden, wie ihre Ahnen duldeten und litten, um die Rechte des Landes verteidigen zu können, denn was Gewalt und Macht fortnehmen, vermögen Zeit und ein günstiges Geschick wiederzubringen; worauf aber die Nation aus Furcht vor Leiden selbst verzichtete, dessen Wiedergewinnung ist schwer und stets zweifelhaft. Die Nation wird dulden in der Hoffnung auf eine schönere Zukunft und im Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache."

[1]) Könyi a. a. O., Bd. III, S. 160. Diese Mitteilungen bilden ein neues, interessantes Stück der vorliegenden Publikation.

Da man in Wien mit diesem Reichstag nicht fertig werden konnte, wurde am 22. August 1861 dessen Auflösung verfügt. Der hierzu bestimmte königliche Kommissär, General Graf Haller, hatte, wie aus Ghyczys nachgelassenen Aufzeichnungen zu ersehen, den bestimmten Befehl, im Falle der Widersetzlichkeit, selbst mit Anwendung von Waffengewalt, die Abgeordneten auseinanderzutreiben. Der Auflösung des Reichstages folgte auf dem Fuße — 5. November — die Einführung des „Provisoriums" mit der Einsetzung von militärischen Gerichtshöfen und der Maßregelung der munizipalen Verwaltungskörper. Graf Moriz Pálffy wurde zum Statthalter von Ungarn ernannt, der, ein gefügiges Werkzeug Schmerlings, durch seine Zensoren für Erstickung des politischen Lebens sorgte. Unterdessen suchten die Altkonservativen, freilich in ihrem Sinne, an dem Ausgleich zwischen König und Nation zu arbeiten. Doch waren selbst sie genötigt, den „alten Herrn" im Hotel zur „Königin von England" als den Hauptfaktor in dem großen Versuch zur Entwirrung zu bezeichnen. Der alte Herr aber schwieg, ließ höchstens den „Pesti Napló" nach seinen Anleitungen mit den Wiener Organen Schmerlings polemisieren, der noch immer nicht der Hoffnung entsagt hatte, die Ungarn in seinem Reichsrat vertreten zu sehen. Nur auf Wenzel Lustkandels bereits 1863 erschienenen Buch: „Das ungarisch-österreichische Staatsrecht", antwortete er mit einer in der ungarischen Zeitschrift „Budapesti Szemle" („Budapester Revue") veröffentlichten Abwehr[1]). In scharfer Weise bekämpfte er die Ansicht des Wiener Professors, die 1848er Gesetze seien als null und nichtig zu erkennen und die Realunion zwischen Österreich und Ungarn wäre schon in den alten ungarischen Gesetzen begründet. Bemerkenswert ist, daß Deák in dieser Schrift noch nicht den Weg der Verhandlungen betreten hat und mit keiner Silbe den Modus berührte, wie die gemeinsamen Angelegenheiten zwischen Österreich und Ungarn zu regeln seien. Eötvös und Trefort[2]) machten Deák auf die Gefahr aufmerksam, daß die Altkonservativen, die im Geheimen arbeiteten, ihn leicht überflügeln und die Einleitung des Ausgleiches an sich reißen könnten, was um so bedenklicher gewesen wäre, als sich diese Partei, im Gegensatz zu Deák, auf die Basis *vor 1848* stellte und, mit Ausnahme des Grafen Apponyi, bereit war, dem Rufe Schmerlings in den Reichsrat zu folgen. Wie Falk aber erzählt, beruhigte Deák seine Freunde mit folgenden Worten:

„In Österreich hängt alles von den Umständen ab. Sobald es diese wünschenswert machen, wird man *geben* oder wenigstens *versprechen*, wenn wir auch nichts verlangen und uns nicht nähern. Sobald sich jedoch die Verhältnisse, wenn auch nur scheinbar, zum Bessern wenden, wird man uns, wenn wir verlangen, noch weniger, eigentlich nichts geben. Auch die Konservativen wird man abfertigen, wenn die Zeit des Versprechens und dessen Nötigung nicht vorhanden ist; wird diese aber gekommen sein, dann wird man auch uns aufsuchen[3])."

Nach Deáks Meinung hatte die Stunde der gegenseitigen Annäherung noch nicht geschlagen, zumal Schmerling noch immer auf ein Nachgeben der Ungarn

[1]) Der Titel lautet: „Adalékok a magyar közjoghoz". Auch deutsch erschienen als: „Ein Beitrag zum ungarischen Staatsrecht". Pest 1865.

[2]) Trefort war später einer der bedeutendsten Kultus- und Unterrichtsminister Ungarns.

[3]) Falk a. a. O.

rechnete und dieser seiner politischen Überzeugung in dem berühmt gewordenen geflügelten Wort: „Wir können warten" Ausdruck gab[1]). Aber schon war Schmerlings Stellung sowohl durch die innere wie die äußere Lage der Monarchie erschüttert. Ihm standen als Feinde die ungarischen Konservativen ebenso wie die österreichischen und böhmischen Feudalherren gegenüber. Die Liberalen Österreichs wünschten immer lebhafter den Ausgleich mit Ungarn. Zu gleicher Zeit erlitt auch Schmerlings großösterreichische Politik schwere Schläge und, wiewohl nur erst von ferne, zeigte sich doch schon am Horizonte das drohende Gewölk eines möglichen Zusammenstoßes zwischen Österreich und Preußen. Mochte Schmerling hundertmal sagen: „Wir können warten": das damalige Österreich befand sich nicht mehr in der Lage, noch länger auf die Entwirrung warten zu können. Den ersten mächtigen Anstoß zum Sturze Schmerlings und zur Lösung der Krisis gab der am 16. April 1865, dem zweiten Ostertage, im „Pesti Napló" erschienene berühmte Osterartikel Deáks, den er selbst, von 9 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags, wohl langsam und jedes Wort erwägend, aber doch ohne Unterbrechung dem Historiker Franz Salamon in die Feder diktiert hatte[2]). Deák erachtete jetzt die Zeit gekommen, um ein ernstes Wort direkt an die Krone zu richten und war der Ansicht, daß man den Einfluß der konservativen, bei Hof in großem Ansehen stehenden Magnaten für das Werk der auf der Basis der 1848er Gesetze beruhenden Partei benützen könne. Mit völliger Ignorierung der Minister betonte Deák in seinem Artikel, daß es im Verlauf der ungarischen Geschichte immer die Fürsten selbst waren, „die mit tieferer Einsicht und strengerer Gewissenhaftigkeit die gegen die ungarische Verfassung gerichteten Erlässe beseitigten, die verletzten Gesetze wieder herstellten, das Vertrauen und die Hoffnung der Nation wieder aufrichteten". Ein ungarischer Baron gab dem Kaiser den Osterartikel zu lesen, und der Monarch war freudig erregt, als er vernahm, daß Deák ihn geschrieben habe. Eine ebenso große Sensation erregte der Artikel bei der Nation; seine Wirkung bewies, daß schon allerseits die zur Aussöhnung vorhandene Neigung ihre Früchte trug.

„Der alte Herr," schreibt Lónyay in seinem Tagebuch, „ist doch eine unendliche Macht. Die Antwort auf seinen Osterartikel war, daß der Kaiser herabkam — nach Pest — und daß dieser Artikel die Losung zu dessen gutem Empfange gab."

In der ungarischen Hauptstadt unterzeichnete Franz Josef am 8. Juni 1865 das Handbillett, mittels dessen die Wirksamkeit der bisher tätigen militärischen Gerichtshöfe eingestellt und an Stelle von Graf Hermann Zichy, einem blinden Werkzeug Schmerlings, Georg Mailáth zum ungarischen Hofkanzler ernannt wurde. Dieser, ohne Wissen und Befragen des Staatsministers, vollzogene Wechsel in der Leitung der ungarischen Angelegenheiten veranlaßte Schmerling, um seine Entlassung zu bitten, die ihm auch bewilligt ward. Alle diese Ereignisse versetzten Deák in gehobene Stimmung, aber man sah es ihm nach

[1]) Max Falk erzählt a. a. O., S. 67, daß selbst Graf Anton Forgách in einem Kreise, wo auch Freunde Schmerlings anwesend waren, in unverfälschtem Wiener Dialekte bemerkte: „Ah ja, warten kann er scho', aber kommen wird nix".

[2]) Kónyi a. a. O., Bd. III, S. 399.

der Versicherung Lónyays an, wie sehr er trotzdem in Gedanken mit den möglicherweise kommenden Dingen und mit der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit beschäftigt war. Ungemein mag ihn auch der von Koloman Tisza, dem Führer der Opposition, auf ihn in Komorn ausgebrachte Toast erfreut haben, der ihn mit den Worten kennzeichnete: „Der große Patriot, der zu schweigen weiß, wenn geschwiegen werden, zu reden, wenn gesprochen werden muß, er möge handeln, wenn es nötig ist, zu handeln."

Dieser Zeitpunkt persönlichen Eingreifens ließ nicht lange mehr auf sich warten. Am 17. September 1865 ward der ungarische Reichstag wieder einberufen und vom Kaiser selbst am 14. Dezember eröffnet. Die Thronrede, die der Monarch an diesem Tage hielt, zeigte deutlich die an höchster Stelle eingetretene Wandlung. Die unglückselige Idee der durch den Freiheitskampf von 1849 bewirkten Rechtsverwirkung war hier bereits fallen gelassen und die pragmatische Sanktion, so wie es Deák angestrebt, als Grundlage der Verständigung gewählt. Gleichsam wie aus diesem Staatsvertrag fließend, legte die Krone auch weiter wie vorher das größte Gewicht auf die Anerkennung der zwischen Österreich und Ungarn bestehenden gemeinsamen Angelegenheiten, aber sie negierte nicht mehr die 1848er Gesetze, sondern wünschte nur deren sofortige Revision. Um diesen Punkt drehten sich von nun an die Verhandlungen zwischen Krone und dem von Deák geführten Reichstag. Der „Weise der Nation" lehnte in der von ihm verfaßten Adresse als Antwort auf die Thronrede zwar nicht die Revision ab, doch forderte er als erste Bedingung des zu beginnenden Ausgleichswerkes die Herstellung jener Gesetze; in deren Sinne verlangte er die Ernennung eines verantwortlichen ungarischen Ministeriums und in Verbindung damit die Krönung Franz Josefs I. Aus dem dritten Bande des Kónyischen Werkes erfahren wir, wie heiß der Kampf war, den Deák in der Adreßdebatte gegen die Altkonservativen zu führen hatte. Diese wollten gerade die Stellen ausgemerzt sehen, die sich auf die sofortige Reaktivierung der 1848er Gesetze mit allen ihren Folgen bezogen. In der unmittelbaren Umgebung Deáks selbst gab es Männer, die mit seiner Politik nicht ganz einverstanden waren und meinten, daß diese den allseitig so sehnsüchtig gewünschten Ausgleich gefährde. Nur des Führers ganz gewaltiges Ansehen und ihr persönliches Verhältnis zu ihm hielt die Unzufriedenen vom offenen Auftreten gegen ihn ab. Deák fühlte, daß er dieser kritischen Situation ein Ende machen müsse; aus dieser Erwägung heraus entsprang — ein wahres Meisterstück — seine Rede gegen die Opportunisten. Je erregter er war, desto gemäßigter pflegte er zu sprechen; dann aber mit der vollen Wucht aller ihm in der größten Fülle zur Verfügung stehenden Argumente. Seine Ausführungen machten einen derart tiefen Eindruck, daß nicht nur die Unzufriedenen verstummten, sondern auch die Opportunisten. Mit diesen, den Altkonservativen, hatte er jetzt vor den Augen der Nation abgerechnet: indem er sie als die eigentlichen Urheber des Oktoberdiploms und des Februarpatentes hinstellte, vernichtete er sie als noch weiterhin maßgebenden politischen Faktor. „Ich habe die Rede gelesen" — sagte der Kaiser auf einer Hofunterhaltung in der Ofner Burg zu Andrássy — „ich sage nicht, daß darin keine Annäherung

enthalten ist; aber ich finde doch, daß er (Deák) viel von den Ansichten der Linken angenommen hat. Ich gebe zu, daß darin Türlein, aber nur Türlein sind." — „Tore, Majestät", entgegnete rasch Andrássy. Aber der Kaiser wollte durch dieses, wie Andrássy meinte, weitgeöffnete Tor der faktischen Anerkennung der Rechtskontinuität nicht eintreten. Man war wieder einmal bei einem toten Punkt angelangt. Ein Fortschritt war aber doch zu erkennen. Auf Deáks Antrag war vom Reichstag eine Kommission — der 67er Ausschuß mit seinem fünfzehngliedrigen Subkomitee — zur Feststellung und Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten eingesetzt worden. Schon im sogenannten, von ihm selbst inspirierten „Maiprogramm" von 1865 hatte Deák seine Geneigtheit zum näheren Eingehen auf die zwischen Österreich und Ungarn bestehenden gemeinsamen Angelegenheiten zu erkennen gegeben. Durch die Einsetzung des 67er Ausschusses sollte dies jetzt in noch entschiedenerer Weise bekundet werden. Man darf jedoch nicht glauben, daß Deák damit von seinem ursprünglich in der Adresse von 1861 eingenommenen Standpunkt abgegangen sei. Er blieb sich konsequent. Nur hat er 1861 gegenüber den zentralistischen Bestrebungen der Wiener Minister aufs nachdrücklichste betont, daß Ungarn im Sinne seiner Gesetze ein von Österreich vollkommen unabhängiger Staat sei, der nicht mit jenem verschmolzen werden dürfe. Erst jetzt, nachdem diese im Oktoberdiplom und Februarpatent zutage getretenen Tendenzen überwunden waren, glaubte er einen Schritt weiter gehen und die Natur der zwischen Österreich und Ungarn bestehenden gemeinsamen Interessen berühren zu sollen.

Während jedoch das fünfzehngliedrige Subkomitee an der Arbeit war und am 25. Juni seinen Entwurf fertigstellte, war der Krieg zwischen Österreich und Preußen ausgebrochen, der den Verhandlungen des Reichstages ein Ende machte. Der Kaiser wäre wohl geneigt gewesen, diesen noch weiter in Wirksamkeit zu belassen, doch verlangte er durch Vermittlung des Hofkanzlers Mailáth von Deák Bürgschaft dafür, daß der Reichstag sich zu keinem den Monarchen vor seinen Feinden kompromittierenden Schritte hinreißen lassen werde. Die staatsmännische Weisheit Deáks offenbarte sich in der Ablehnung, eine solche Bürgschaft zu übernehmen. Mit Recht mochte er besorgen, daß die Wechselfälle des Krieges auf der einen wie auf der anderen Seite Entschlüsse zeitigen könnten, die sein bis zur jetzigen Stufe gereiftes Versöhnungswerk über den Haufen werfen würden. Auch dem Andrängen seiner Freunde, die eine entgegengesetzte Ansicht vertraten, hielt er stand. Nannte doch selbst Andrássy die Zustimmung zur Auflösung des Reichstages einen politischen Selbstmord. Damit jedoch für alle Fälle ein der Nation richtunggebendes Werk des Reichstages erhalten bleibe, wurde in Gemeinschaft mit Csengery von Deák in größter Eile das Resultat der Beratungen des Subkomitees in stilgerechte Form gebracht, von diesem auch am 25. Juni unverändert angenommen und der Druck angeordnet. An dem Tage, als Maueranschläge die Nachricht vom Siege bei Custozza verkündeten, wurde das Elaborat des fünfzehngliedrigen Subkomitees der Öffentlichkeit übergeben, — jenes Elaborat, das die Grundlage für die nachmalige Gestaltung Österreichs und Ungarns als österreich-ungarische Monarchie bildete.

Klar standen vor Deáks Seele die eventuellen Ergebnisse des Feldzuges von 1866. Siegte Österreich, so befürchtete er das Emporkommen der Militärpartei, die dann den Kaiser von jeder Versöhnung mit Ungarn abzuhalten versuchen werde. Dieser Partei gegenüber wollte Deák ein Dokument geschaffen wissen als sprechenden Zeugen dafür, daß das alte Österreich auf neuer Basis rekonstruierbar sei. Gleichzeitig sollte es aber auch den Militärs als gründliche Widerlegung ihrer vorauszusehenden Behauptung dienen, daß der Reichstag absichtlich nichts getan und nur die Zufälle des Krieges abwarten wollte, um seine Forderungen zu steigern oder die gänzliche Lostrennung Ungarns von Österreich auszusprechen. Aber auch für den Fall der Niederlage, wenn nach Besiegung des Heeres der Feind gemeinsam mit den Emigranten ins Land dränge, sollte der Nation die Wahl zwischen diesem Staatsakt und der Revolution gelassen werden. Deák wollte dadurch sein Gewissen vor dem Vorwurf bewahren, als hätte er Ungarn in dem kritischesten Moment ohne Rat gelassen. Es ist das große Verdienst dieses Staatsmannes, daß er alle diese Möglichkeiten rasch in seinem eben so klar wie hell blickenden Geiste gegeneinander abwog und dann mit entschiedener Tatkraft den in diesem Augenblick einzig allein richtigen Ausweg fand, wie er sich in der Veröffentlichung des Elaborates zeigte. Deák bewies damit, daß er sich auf der Höhe der Situation befinde, wie er davon auch eine Probe gab, als er nach der Schlacht von Königgrätz nach Wien in die Hofburg berufen wurde. Noch ehe dies geschah, fragte im allerhöchsten Auftrage der Tavernikus Sennyey den Grafen Julius Andrássy, was unter den jetzigen Umständen sein Programm wäre? „Der erste Punkt meines Programmes ist" — antwortete der Graf — „daß Ihr anderen Platz machet, solchen, die das Vertrauen der Nation besitzen; da ist Deák, bekleidet ihn mit der Verantwortlichkeit und die Sache wird gehen." In größter Erregung erwiderte Sennyey: „Du sagst: Ihr könnt gehen! Und Ihr denkt, daß der Kaiser Euch annehmen soll? Soweit sind wir noch nicht!" Die Sache war aber tatsächlich bereits fast so weit gediehen. Als Beweis hierfür galt das Erscheinen Deáks in Wien, der am 18. Juli unter dem Namen „Advokat Ferenczi" im Hasen-Gasthof zu Meidling abgestiegen war. Von dort fuhr er am nächsten Tage in einem Einspänner, nachdem er seinen kleinen Koffer auf dem Bocke des Kutschers untergebracht, zu früher Morgenstunde in die Burg, wo er sofort vom Kaiser empfangen wurde. Dem vom Schicksal schwer betroffenen Monarchen tat es ungemein wohl, daß Deák in der Stunde des Unglückes nicht mehr für Ungarn forderte, als er zur Zeit des Friedens verlangt hatte. Die vorzunehmende Änderung des herrschenden Regierungssystems empfahl er bis nach dem Friedensschluß zu verschieben. Aufs entschiedenste lehnte er dagegen die auf ihn entfallende Wahl des Kaisers zum Ministerpräsidenten von Ungarn ab. Für diese Stelle schlug er als die hierzu geeignetste Persönlichkeit den Grafen Julius Andrássy vor. Unmittelbar nach Deák wurde Andrássy vom Kaiser empfangen; er hatte keine Ahnung davon, daß Deák kurz vorher dem Monarchen von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden. In dieser Audienz sagte der Graf dem Kaiser: „Die Monarchie hat zwei führende Nationalitäten: die

deutsche und die ungarische. Ihre Zusammengehörigkeit bildete die Grundlage, auf der die Monarchie entstand, und auf derselben Basis kann sie wieder aufgebaut werden." Nunmehr beauftragte Franz Josef I. den Grafen, sich nochmals mit Deák über die Lage zu besprechen. Das Resultat seiner Unterredung überreichte Andrássy dem Kaiser in einem Vortrag vom 28. Juli 1866, in dem er erklärte, daß Deák an seinen bereits kundgegebenen Ansichten unverbrüchlich festhalte. Alle diese Vorgänge machten auf Andrássy den Eindruck, daß der Monarch noch nicht geneigt sei, auf die Wünsche des Landes, wie sie Deák formuliert hatte, einzugehen. Unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz schien man in Wien mit beiden Händen nach den Vorschlägen des fünfzehngliedrigen Subkomitees greifen zu wollen; jetzt, im Monat August, fingen die Nörgeleien der Wiener Minister wieder an.

Graf Belcredi wollte sich den Einfluß auf Ungarn nicht ganz entreißen lassen; anderseits widerstrebte es seiner absolutistischen Gesinnung, den Österreichern, wie es Deák forderte, gerade soviel Freiheiten zu geben, als man deren in Ungarn besaß. Die ungarischen Staatsmänner nahmen aus allen Unterhandlungen, die sie damals auf Befehl des Kaisers mit den österreichischen zu pflegen hatten, den Eindruck mit, daß, solange Belcredi an seinem Platze verbleibe, man nie zu einer Verständigung gelangen werde. Zwischen Andrássy und Belcredi kam es mitunter zu sehr heftigen Auseinandersetzungen. Wie jedoch die österreichischen Verfassungstreuen bereit waren, zur Stärkung ihrer eigenen Position gegenüber Belcredi den Ungarn die Hände zu reichen, so zeigte auch der Monarch, ungeachtet der Abneigung seiner Wiener Minister, jetzt größere Bereitwilligkeit zur Verständigung. „Wenn man," sagte er zu Lónyay, „die Frage des Kriegs- und Finanzwesens mit Rücksicht auf die Stellung der Monarchie glücklich zu lösen vermag, so sind naturgemäß auch alle anderen Fragen von selbst erledigt; dann sehe ich kein Hindernis gegen die Erfüllung Ihrer Wünsche." Trotz dieser Äußerung trat wieder eine Verschlimmerung der Lage ein. Nun waren es die Altkonservativen, die, krampfhaft an ihren Ämtern haltend, gegen die Ernennung eines ungarischen Ministeriums intrigierten. Wie Baron Orczy in seinem Tagebuch verzeichnet, wehte jetzt in Wien ein für Ungarn böser Wind. Die Deák-Partei, erbost über diese fortwährenden Verzögerungen, schien entschlossen, das Feld ihrer bisherigen Tätigkeit zu räumen und es gänzlich der auf eine Trennung von Österreich hinarbeitenden Linken zu überlassen. Eine Wendung zum Bessern trat erst mit der Ernennung des Freiherrn von Beust zum österreichischen Minister des Auswärtigen ein. An dem Tage, da diese erfolgte, wurde — war es zufällig oder absichtlich? — auch der ungarische Reichstag für den 19. November einberufen. Am 20. Dezember 1866 traf Beust in Begleitung des ungarischen Hofkanzlers Mailáth zum Besuche Deáks in Pest ein. Die Aufzeichnungen über diese Begegnung widersprechen einander[1]). Soviel scheint aber sicher zu sein, daß Beust aus dem Gespräch mit Deák die Überzeugung gewann, daß nur der von dem ungarischen Staatsmann empfohlene Weg

[1]) Kónyi, S. 142—153. Vergl. damit Beust, Aus Dreiviertel Jahrhunderten. Bd. II, S. 84.

aus dem Labyrinth der endlosen Wirren herauszuführen vermöge. Immer mehr offenbarte sich die Wahrheit des Ausspruches, daß, solange Belcredi die Geschäfte als Staatsminister führe, die angestrebte Versöhnung nie zustande kommen werde. Er fiel über der ungarischen Frage, die nicht länger ungelöst bleiben konnte. Belcredi gab seine Entlassung, worauf Deák und Andrássy zum Kaiser nach Wien berufen wurden. Damit war der Sieg entschieden. Was Deák 1861 in seinen berühmten Adressen und dann wieder 1865 gefordert: die Anerkennung der Rechtskontinuität auf Basis der Wiederherstellung der 1848er Gesetze mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen, ward jetzt zur Tat. Nachdem er wieder die Übernahme des Ministerpräsidiums abgelehnt und dafür den „providentiellen" Mann Andrássy vorgeschlagen hatte, erfolgte dessen Ernennung zum Präsidenten des verantwortlichen Ministeriums. Der „große Fels", wie Deák den Absolutismus nennt, der an Stelle der Verfassung lag, war aus dem Wege geräumt. In seiner großangelegten Rede vom 28. März verteidigte er dann das Elaborat des 67er Ausschusses, in welchem das Prinzip der gemeinsamen Angelegenheiten zwischen Österreich und Ungarn seinen gesetzlichen Ausdruck erhielt; und am 30. März erklärte sich die Majorität des Reichstages durch Annahme des Elaborates für die neue Staatsform, die in der Geschichte den Namen des Dualismus führt[1]). Nicht ohne einen gewissen pikanten Beigeschmack ist es, daß Max Falk, als er gegenüber der zentralistischen Richtung Schmerlings zum erstenmal im Wiener „Wanderer" den Ausdruck „Dualismus" im Sinne eines politischen Begriffes anwandte, zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Keine Wiener, noch irgend eine ungarische Zeitung durfte sich bei strenger Ahndung der Bezeichnung: „Dualismus" bedienen — eines Wortes, das einige Jahre hierauf seine offiziell anerkannte staatsrechtliche Geltung erlangte[2]). Aber auch das, durch die Abstimmung vom 30. März 1867 zur Bedeutung eines Staatsaktes erhobene Dokument, durch das die Anerkennung des Dualismus erst proklamiert ward, hat seine eigene, nicht minder eigentümliche Vorgeschichte. Auf den ersten Blick muß es nämlich befremden, daß einzelne Paragraphen des Gesetzartikels XII: 1867, der die gemeinsamen Angelegenheiten zwischen Österreich und Ungarn regelt, eigentlich gar nicht in ein Gesetz gehören, weil sie keinerlei gesetzliche Verfügung, sondern nur eine Motivierung enthalten. Diese auffallende Erscheinung findet ihre Erklärung in folgendem Umstande. Wie mir nämlich von einer sehr wohlinformierten und außerordentlich verläßlichen Persönlichkeit der politischen Welt Ungarns mitgeteilt wurde, hatte der Kaiser, nachdem er sich prinzipiell zum Ausgleich bereit erklärt, Andrássy ersucht, ihm ein konkretes Bild dessen zu liefern, wie man sich die Ordnung der gemeinsamen Angelegenheiten in Ungarn vorstelle. Auf Grundlage dieses Auftrages entstand ein Memorandum, das Andrássy nach Wien mitnahm. Nachdem es der Monarch zwei Tage bei sich behalten, stellte er es, mit seinem Namenszuge

[1]) Rónyi a. a. O., Bd. IV, S. 465. Der Gesetzartikel XII vom Jahre 1867 ist in deutscher Sprache abgedruckt bei Dr. Gustav Steinbach, Die ungarischen Verfassungsgesetze. Zweite Auflage. S. 86; desgleichen bei Radó-Rothfeld, Die ungarische Verfassung. S. 190.

[2]) Falk a. a. O., S. 69.

unterfertigt, an Andrássy zurück. Freudig eilte dieser damit nach Pest. Hier nun wollten Deák, Csengery und andere ungarische Politiker auf Grund dieses Memorandums ein eigenes Ausgleichsgesetz ausarbeiten. Dem aber widersetzte sich Andrássy. Er sagte seinen Freunden: „Von dem, was der ritterliche Monarch einmal unterschrieben, wird er auch nicht ein I-Tüpfelchen verleugnen. Wenn man ihm jedoch ein dem Wesen nach wohl gleiches, in der Form jedoch abweichendes Schriftstück vorlegt, könnte er mit Recht sagen, das sei nicht dasjenige, das er mit seiner Unterschrift gutgeheißen habe." Überzeugt von diesem Argumente, begnügten sich Deák und die Anwesenden, die einzelnen Absätze des Memorandums mit fortlaufenden Nummern als Gesetzesparagraphen zu versehen und in dieser Gestalt dem fünfzehngliedrigen Subkomitee vorzulegen [1]). Im Jahre 1867 wurde dann dieses in Gesetzesparagraphen eingeteilte Memorandum mit den von dem genannten Komitee als nötig erachteten Veränderungen dem Parlament zur Anerkennung und der Krone zur Sanktion unterbreitet. Damit hatte Deák sein großes Ziel: die Versöhnung zwischen König und Nation erreicht, wie dies in ähnlichem Maße nur 1608 der Fall war. Gegenüber der pragmatischen Sanktion von 1722/23, die den Grundsatz der gemeinsamen Verteidigung im allgemeinen verkündete [2]), und gegenüber den 1848er Gesetzen, die nur in einem einzigen Paragraphen von den gemeinsamen Angelegenheiten handeln [3]), bedeutet das Ausgleichsgesetz von 1867 einen immensen Fortschritt. Deutlich verweist dieses Gesetz die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten [4]) und des Kriegswesens [5]) in den Kreis der gemeinsamen Angelegenheiten. Die Lücke der 1848er Gesetzgebung, die gerade dadurch Anlaß zu erbittertem Kampf gab, ist damit beseitigt. Ihren glänzendsten und erhabensten Ausdruck fand diese Versöhnung in der unter dem Jubel der Bevölkerung am 8. Juni 1867 stattgefundenen Krönung Franz Josefs I. zum gesetzlichen Herrscher von Ungarn. Deák aber lehnte für das von ihm vollbrachte große Werk, das seinen Namen in der neuesten Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie für immer verewigt, jede Auszeichnung oder Belohnung ab. Er wies die seltene Ehrung zurück, am Tage der Krönung an Stelle des Palatins zur Seite des Thrones zu stehen. Nichts wollte er sein, als der einfache, dem Wohl des Landes und der Krone dienende uneigennützige Bürger.

[1]) Andrássys Memorandum muß jedenfalls der Zeit vor der Schlacht von Königgrätz angehören. Denn das von dem fünfzehngliedrigen Subkomitee des 67er Ausschusses am 24. Juni 1866 veröffentlichte Elaborat beruht vollkommen auf dem allerdings bisher nicht publizierten Memorandum, das zum Leitfaden für das Ausgleichsgesetz XII: 1867 wurde. Dies beweist ein Vergleich jenes Elaborates (Kónyi, Bd. III, S. 738) mit dem definitiven Gesetz XII: 1867. Auf dieses Memorandum als Grundlage des Elaborates des fünfzehngliedrigen Subkomitees hat auch der ungarische Reichstagsabgeordnete Gabriel Ugron in seiner Reichstagsrede vom 10. Dezember 1903 hingewiesen.

[2]) Gesetzartikel I vom Jahre 1722/23. In deutscher Sprache abgedruckt bei Steinbach a. a. O., S. 2.

[3]) Gesetzartikel III vom Jahre 1847/48, § 13. Abgedruckt bei Steinbach a. a. O., S. 12.

[4]) Gesetzartikel XII vom Jahre 1867, § 8. Abgedruckt bei Steinbach a. a. O.

[5]) Ibid. § 9.

„Seine Majestät", ließ er dem König sagen, der ihn auszeichnen wollte, „wird mich wahrscheinlich überleben. Wenn ich sterbe, möge er an meinem Grabe sagen, daß Franz Deák ein ehrlicher Mann war. Dies erbitte ich zur Belohnung." In diesem Bewußtsein wies er denn auch die gegen ihn öffentlich erhobene Anklage Kossuths zurück, daß der durch ihn bewirkte Ausgleich den Tod der ungarischen Nation bedeute. Der gewaltige Aufschwung, den Ungarn unter der Herrschaft des Dualismus genommen hat, konnte ihn auch wirklich darüber beruhigen, daß sein Werk nicht den Tod, sondern vielmehr das frisch pulsierende Leben der Nation bedeute. Der fünfte und sechste Band der Könyischen Publikation, auf die wir hier nur verweisen können, geben reichlich Zeugnis davon, mit welcher Hingabe sich Deák auch weiter an den öffentlichen Angelegenheiten beteiligte. Sein Ansehen war so groß, daß ohne seinen Rat kein wichtigerer Schritt unternommen wurde. Schon schwer leidend, trat er noch einmal in den letzten Jahren seines Lebens — am 28. Juni 1873 — gleichsam als Bannerträger religiöser Freiheit und Gegner religiöser Unduldsamkeit in die Schranken. Es war das letztemal, daß man sein, des siebzigjährigen Mannes, Wort in den Hallen des ungarischen Reichstages vernahm, dort, wo er seine glänzendsten Reden gehalten. Drei Jahre später — am 28. Januar 1876 — schloß er für immer seine Augen, und wir erinnern uns noch der wahrhaft fürstlichen Art, mit der er zu Grabe getragen wurde. Die ganze Nation, ohne Unterschied der Partei, gab ihm, in dem es seinen Führer und seinen Weisen verehrt hatte, das letzte Geleite. Jetzt allerdings, gerade in den Tagen der Zentenarfeier seines Geburtstages, erhob sich die große Frage an die Zukunft, ob das von ihm begründete System des Dualismus erschüttert worden. Uns will es dünken, daß ungeachtet aller entgegengesetzten Erscheinungen sein Werk doch fester in der politischen Überzeugung der Ungarn begründet ist, als man einerseits glaubt und anderseits gar zu gern glauben machen möchte. Auch die letzten gewaltigen Stürme, die eben an uns vorüberrauschten, vermochten den Dualismus nicht zu entwurzeln. Man wird sicher nicht untätig bleiben, um nach Kräften den Boden abzugraben, auf dem Deáks politisches System beruht. Allein die Staatsnotwendigkeit, aus deren Erkenntnis heraus Deák den Dualismus schuf, besteht auch noch heute fort, und der Druck dieses natürlichen Zwanges ist der beste Bürge dafür, daß Österreich und Ungarn, wollen sie ihr politisches Dasein sichern, stets genötigt sein werden, sich auf den Boden des 1867er Ausgleiches zu stellen. Beide Staaten sind durch ihre vitalsten Lebensinteressen aufeinander angewiesen[1]). Wenn ein französischer Staatsmann einmal geäußert haben soll: „existierte nicht bereits ein Österreich, es müßte eigens erfunden werden," so kann man diesen Ausspruch, unter veränderten Umständen, auf die gegenwärtigen Verhältnisse anwenden und sagen: Österreich-Ungarn müßte erfunden werden, wenn der Dualismus es nicht schon begründet hätte.

[1]) Siehe das erste interessante Kapitel: „Ungarn bedarf eines ständigen Staatsbündnisses, und zwar mit Österreich", in Graf Julius Andrássys Buch: „Ungarns Ausgleich mit Österreich im Jahre 1867". Leipzig 1897.

Ernst Haeckel.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Von

Wilhelm Bölsche.

In Goethes biographischen Bekenntnissen ist mir immer eine Stelle als besonders rührend erschienen: wie er aus dem wilden Abenteuer der Kampagne sich zu Jakobi nach Pempelfort rettet. „Mich verlangte aus der fremden, gewaltsamen Welt an Freundesbrust.“ Und nun kommt er hin, und es versteht ihn niemand mehr. Alles, was er in den letzten Jahren „durch manche Stufen der Prüfung, des Tuns und Duldens“ sich errungen und bezwungen, vom Tag der Abreise nach Italien bis auf diese schaurige Heimkehr aus einem verunglückten Feldzuge, die ganze Entwicklung, die uns den Goethe erst noch einmal in verklärterer Form neu geschenkt hat, — sie ist dort Abfall vom besseren Selbst in seiner Persönlichkeit. Man toleriert ihn gerade nur noch achselzuckend als Freund, der früher auch einmal sonst noch etwas war. Die ganze Vereinsamung des Menschen, dessen Größe in unbeirrter Entwicklung liegt, die ganze Tragik des Emporwachsens, wo „in eben der Person verharrend“ immer wieder „ein ganz anderer Mensch“ wird, spricht aus dem schlichten Bericht, wie er „die Freunde nicht sonderlich erbaute“.

Aber in dieses erschütternde Stimmungsbild mischt sich noch eine andere, eine besondere Farbe, und zwar ein starker positiver Zug, der nicht aus der Welt der Mißverständnisse stammt. Mit Begeisterung erzählt Goethe von seinen naturwissenschaftlichen Studien. Scheu sehen die ästhetisierenden Zartgeister des Jakobischen Kreises auf diesen unerhörten Schachzug des Genius. Im ersten Augenblick scheint es möglich, ihn auch nur als eine müßige Spielerei anzusehen. „Sie hielten dieses löbliche Bestreben für einen grillenhaften Irrtum.“ Aber es war unendlich viel mehr, und das ist offenbar gleich damals im weiteren Gespräch auch schon heftig durchgebrochen. Goethes Wendung zur Naturwissenschaft in den letzten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts war eine große Tat. Zum erstenmal fühlte ein ganz hoher Geist, der aus dem Ästhetischen kam, aber ins Universale wollte, sich ergriffen von einer neuen Notwendigkeit, — der Notwendigkeit einer neuen Voraussetzung zu diesem höchsten Wege. Die Naturwissenschaft war, ganz in der Stille, aber

unaufhaltsam wirkend und sich selbst entfaltend, eine solche Voraussetzung geworden. Nicht was Goethe damals im engeren etwa beim Zwischenkiefer oder in der Metamorphose der Pflanzen tatsächlich als Naturforscher geleistet, ist das Entscheidende; sondern daß er erfaßte: zum Menschen, der auf das Ganze ging, gehöre fortan auch ein Schritt hierher. Es war das 19. Jahrhundert, das anklopfte, und Goethe steht nicht umsonst auf der Brücke zweier Jahrhunderte. Aber indem er klar bewußt den Schritt tat, sah er zugleich noch etwas anderes, — noch einmal das Tiefere in ihm selbst.

Goethe ist auf sein erstes naturwissenschaftliches Arbeitsfeld geraten, als er sich amtlich um die Regulierung von Parkpfaden und Bergwerksbetrieben kümmern mußte. Aber was er innerlich mitbrachte, war philosophische Grundanschauung. Er faßte sofort, daß der Zug zur Naturforschung nicht bloß bedeuten könne: Verständnis und Mitarbeit bei einer durch Naturwissenschaft reformierten Technik. Die Naturforschung, als Macht anerkannt, trug ihr Wort selber hoch: das Wort „Natur". Natur aber war ein philosophischer Begriff. Ja, es war in gewissem Sinne ein religiöser Begriff. Alle Religionssysteme hatten zu ihm Stellung genommen. Seit mehr als anderthalb Jahrtausenden war das Wort jetzt dort für die Hauptmasse der Kultur allerdings zurückgedrängt worden. Aber wesentlich wohl, weil eben seine Vertreter selbst zu sehr im Hintergrunde geblieben waren. Wenn man sich in die Stimmung der Menschheitsseele in den ersten christlichen Jahrhunderten zurückdenkt, so empfindet wohl jeder, daß den Regungen und Sehnsuchten dieser Zeiten nicht mit den Ergebnissen der Naturforschung von damals irgend etwas gesagt und geholfen sein konnte. Nun aber nahte äußerlich in einem wahren Sturme da ein neuer Tag. Würde die erstarkte Naturwissenschaft jetzt nicht auch an das größte Tor pochen? In jenen Gesprächen von 1792 zwischen Goethe und dem Jakobischen Kreise platzt auch das bereits mit voller Wucht aufeinander. War das Wort „Natur" stark genug, jetzt endlich, um ein Universalbegriff zu werden, der alle älteren Weltworte ablöste und in sich aufnahm? Jakobis Antwort ist uns in Goethes Worten (zu dieser und einer späteren Gelegenheit) erhalten. Ihm war die Natur nur „eine tote, auf welche Art es auch sei, auf- und angeregte Materie". Die Natur, lautete seine These, „verberge Gott". Goethe aber fühlte sich „unempfindlich, ja unleidsam" gegen diese Denkweise, — „bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte." So stehen im Abendglanz des Jahrhunderts sich ein alter und ein neuer Glaube vor diesen fünf Buchstaben gegenüber, in dem stillen Hause zu Pempelfort, wohin der Kriegsschrecken der Welt, in der sich plötzlich „alles bewegte", noch nicht gedrungen war. Aus diesem Gegensatz aber sollte selber ein Krieg der Geister entbrennen, von dem das ganze 19. Jahrhundert widerhallt. Aus dem Pulverdampf dieses Kampfes taucht auch die Gestalt von Ernst Haeckel auf.

Auch da, wo wir Menschen heute schon so viel wenigstens errungen haben, daß wir mit den Waffen bloß des Geistes streiten, schwebt über unseren

Schlachtfeldern viel Pulverdampf, viel Dunst. Im Sinne gerade der Lehre, die Haeckel so beredt vertreten hat, liegt uns der alte Daseinskampf noch viel zu fest als Stimmung im Blute, das alte rücksichtslose Schlagen und Geschlagenwerden. Nirgendwo ist die Zuversicht jeder Partei, daß ihr Schild absolut blank sei, so groß wie in unseren Geisteskämpfen. Und nirgendwo doch kann unerbittlicher das alte Gesetz vorwalten, daß im Staube der Schlacht überhaupt kein völlig blanker Schild möglich sei. Aus dem Getümmel des Kampfes selbst heraus läßt sich im Moment ein Bild von Haeckel für den Zweck einer freundlichen Feststunde gar nicht entwerfen.

Er hat das merkwürdige Geschick erlebt, noch zwischen seinem fünfundsechzigsten und siebzigsten Lebensjahre in die heftigste Fehde seiner ganzen Bahn verwickelt zu werden. Im Sinne eines hübschen Gedichts von David Strauß, das er selbst gern im Munde führt, würde das ja als Glück zu rechnen sein; der Geisteskämpfer wird dort glücklich gepriesen, solange er Dinge schreibe, daß „selbst der Freund, der Kamerad" ihm „schaudernd aus dem Wege geht"; doch „wenn man endlich Ruh' dir gönnt und noch ein Stückchen Ruhm dazu: dann, Alter, hat's mit dir ein End', dann ist die Welt so klug wie du." In fünfzig Jahren wird man das wohl auch einmal so würdigen. Heute aber sind die Dinge noch zu herb. Man fühlt doch mit, was es heißt, wenn einer in weißen Haaren in stiller Stube seine Bekenntnisse niederschreibt, und aus diesem Buche entsteht ein so ungeheurer Hader, daß er plötzlich ganz vorne im dichtesten Kampfgewühl als Parteiführer stehen soll — und drüben stehen zum Teil wirklich Leute, die er bis auf seine alten Tage für seine Kameraden gehalten hat — und es stehen dort so und so viel Leute, die plötzlich alles, was er früher geleistet, für gar nicht mehr vorhanden nehmen, weil er diesmal mit ihnen nicht zusammenstimmt. Gerade der letztere Standpunkt ist in der geistigen Polemik und Kritik heute ja ein ganz besonders mächtiger, auch im ästhetischen Gebiete; es schreibt etwa einer mehrere treffliche Dramen, das vierte oder fünfte aber mißlingt nach Ansicht des Kritikers; man sollte meinen, die starke vorhandene Leistung müßte bedingen, daß das Versagen im Einzelfalle milde toleriert würde; man liest statt dessen, daß der Dichter jetzt endlich im ganzen als Stümper entlarvt sei, als habe der Mißerfolg rückwirkende Kraft und sei der Dichter verpflichtet, sich selber beständig zu überbieten. Doch in den Dampf dieser Dinge kann man, ob so, ob so, wirklich heute noch nicht eintreten. Man möchte auch mit Haeckel flüchten in ein stilles Pompelfort. Der letzte, größte Gegensatz, wie er Goethe und Jakobi schied, bleibt ja dann auch dort. Stehe er aber hier einmal wie eine Notwendigkeit, als ein Gegebenes. Und prüfen wir, was Haeckel zu der einen Seite gegeben hat, — einerlei jetzt, ob es für sich die weiße oder schwarze sei. Was er gegeben hat nicht in einem Bekenntnisbuche seines Alters, in dem er wesentlich nur angab, wie ihm selber bewußt die Dinge erschienen, sondern intuitiv in der Arbeit eines Menschenlebens. Ein Menschenleben von *solcher* Energie der Arbeit ist *nie* umsonst gewesen, solange Menschen schaffen und ernten, — das möchte ich auch dem wildesten Gegner zurufen; dafür ist das Geistesleben der Menschheit viel zu kompliziert, viel zu sehr ausgeliefert dem Unberechen-

baren, den unerwartetsten Umschlägen und Wiedergeburten, dafür leben wir alle miteinander viel zu sehr in einer bewegten Welt und Zeit, in der, um ein in anderem Zusammenhang gebrauchtes Wort des alten Uhland anzuwenden, „doch, wie man auch über Schuld und Unschuld urteilen mag, weder ein einzelner noch irgend eine öffentliche Gewalt sich aufrichtig wird rühmen können, den einzig richtigen Weg verfolgt zu haben."

Über die Grundfrage, nach welcher Seite Haeckel gehört, ist kein Zweifel. Er selbst hat sich stets als Schüler Goethes gefühlt und bezeichnet. Und im Prinzip war dabei entscheidend immer der Anschluß an Goethes einheitliche Naturauffassung im ganzen. Nicht ein von außen stoßender Finger und daneben eine an sich tote Materie. Nicht Geist neben oder hinter der Natur. Sondern alles in einem, und in allem menschlichen Streben der große Gedanke: die Natur wieder einzufangen in das Göttliche und dem Worte „Gott-Natur" einen wahren Sinn zu geben. Was Haeckel in allen ganz klaren Momenten als seinen „Monismus" bezeichnet hat, ist im Kern nie etwas anderes gewesen als Goethes Gottwelt: die Stimmung im Gegensatz zu Jakobi und der ungeheuren Linie, die hinter ihm steht. Wie Haeckel Natur und Geist verknüpft hat, ist eine Frage für sich, — genug zum Ganzen, daß er sie verknüpft suchte.

Im engeren hat dann Haeckel noch einmal einen besonderen Goetheanschluß gesucht in einem bestimmten Vor-Darwinismus Goethes. Er hat die unbestrittene Priorität, diese Frage schon 1866 in Fluß gebracht zu haben. Seitdem ist unsere Kenntnis der Absichten und Versuche Goethes so viel reicher geworden, daß nicht verlangt werden kann, es solle noch jede damals benutzte Stelle so passen; andere sind dafür hinzugekommen, die aber zum Teil das Problem auch nur verwickelter gemacht haben. Bei alledem bleibt aber eine feste Basis. Der Begriff des Werdens, des Wechsels, der Entwicklung in der Natur war für Goethe ebenfalls ein „Grund seiner ganzen Existenz", an dem er nie gerüttelt hat. Gerade wenn die Natur als ein einheitliches Wesen dastand, woher die unendlichen Verschiedenheiten? Es blieb nur das Bild des Menschen, der in seiner Person verharrte, aber gleichzeitig durch unabläßiges Tun und Dulden in immer neue Wandlungen verfiel, immer neuen Metamorphosen unterlag. So ergab sich die Idee des Werdens auch für die Ganznatur. Weil es aber in der Natur war, außer der nichts war, so mußte es ein „natürliches Werden" sein. Das Wort war dabei gleichgültig: man konnte ruhig auch von einer „Schöpfung" reden, bloß daß es die Natur selbst war, die sich in sich selber schaffend verwandelte. So ist Goethe recht eigentlich der geistige Vater des Wortes „Natürliche Schöpfungsgeschichte", das Haeckel volkstümlich gemacht hat. Auch das ist sicher und durch alle (besonders gegen Haeckel gerichtete) heftige Zwischenpolemik nicht in einem Tittelchen erschüttert, daß Goethe diesen Begriff der natürlichen stufenweisen Umwandlung auch in das Bereich der organischen Wesen, in das Belebte der Pflanze und des Tieres übertrug. Ganz scharf hat er den einen Grundgedanken Darwins hier in der Tat schon gehabt: daß ein gewisser gegebener Typus des Lebens sich je nach den Anforderungen des Milieus in unzählige

verschiedene Anpassungen auseinanderspalten muß. Innerhalb dieses Gedankens aber hat er dann gespielt mit einer ganzen Masse von Ideenbausteinen, zum Teil solchen, die abermals auf Darwin deuten, zum Teil aber auch solchen, die tatsächlich erst jetzt da und dort wieder in den verschiedenen neueren Schulen hinter Darwin auftauchen. Ihm stand fest, daß über alle jene Anpassungen mit ihren hohen Spezialisierungen niemals der Weg laufen könne zu einer Steigerung und Weiterentwicklung des Typus selbst. Es ist die Idee, die allmählich im Darwinismus immer mehr erstarkt ist: daß hochspezialisierte Formen tatsächlich stets tote Seitenäste des Stammbaums seien; es ist die Idee, die entscheidend geworden ist für die (so oft fälschlich Darwin und Haeckel zugeschriebene) Unmöglichkeit, den Menschen von einem hochspezialisierten Affen, wie etwa dem Gorilla, abzuleiten; die Idee, die heute wieder bestimmend ist für Hermann Klaatschs Versuche, diesen Menschen von einer noch ganz urtümlichen, unspezialisierten Säugetiergruppe fast direkt ausgehen zu lassen. Wenn aber Goethe über das größte Werdewunder des Lebens grübelte, die Möglichkeit einer Metamorphose des Typus selbst, so mußte er allerdings (da die Anpassung *hier* nicht in Betracht kam) auf gewisse innere Umwandlungsgesetze raten, die mehr in der Art einer Kristallformung wirkten, bei der von innen her etwas mathematisch Strenges den Weg bestimmt gerade im Gegensatz zu äußeren Einwirkungen. Goethes Studien gingen ja aus von dem individuellen Zyklus fortschreitender Umwandlungen, der sich bei der höheren Pflanze innerhalb des Typus zeigte, und der zunächst das darstellt, was er als „Metamorphose der Pflanzen" bezeichnet. Hier aber, im Individuellen, beherrschte diesen kleineren Zyklus ein unverkennbares innerlich gegebenes Bildungsgesetz. Da es sich im großen nun um eine Typusumwandlung handelte, so lag es nahe, daß Goethe auch dort das Walten eines solchen Innengesetzes, allerdings gar nicht von mystischer, sondern bloß etwa kristallinischer Art, voraussetzte, das aus der großen (phylogenetischen) Entwicklung von Typus zu Typus einen (höheren) Metamorphosenzyklus ebenso mathematisch streng von innen heraus machte, wie er in der individuellen Metamorphose innerhalb des Typus sich vollzog. Der Kenner moderner, nachdarwinistischer Entwicklungshypothesen wird bemerken, wie diese Ideengänge bald hier, bald dort anklingen, bald bei der Schule der Entwicklungsmechaniker, die bloß nach mathematisch strengen Formgesetzen suchen, bald wieder bei dem kristallhaft jähen Umkippen der Artformen in neue Arten der de Vriesschen Mutationstheorie. So reichte Goethes Gedankenreichtum weit hinaus, — wenn man will, bis über Darwin hinweg. Ruhig mochte er viele Wege versuchen, mochte das Werden der Organismen anschauen wie eine ungeheuere Kristallbildung oder wie sonst: in dem einen war er ja fest, daß er nicht aus der „Natur" im ganzen herauskam. Blieb nur im ganzen kein unvereinbares Zweierlei im Sinne Jakobis, so konnte uns im einzelnen nichts hindern, der Natur so viel Möglichkeiten zuzutrauen, wie nur immer eine von der Analogie und Logik geleitete Phantasie sich ersinnen mochte.

Betrachten wir nun in diesem Sinne Haeckels Lebenswerk als ideelle Nachfolge in Goethes Leitgedanken, so ist nicht zu leugnen, daß er uns von

diesen Naturmöglichkeiten und Naturwahrscheinlichkeiten eine ganze gewichtige Reihe mehr erschlossen hat, als wir vor ihm besaßen. Von Geburt war ihm eine ungemein starke Phantasie zuteil geworden. Phantasie ist aber hier ein Wort, das eine nähere Auflösung fordert. Was bei ihm weit über jedes Mittelmaß hinaus ins Intuitivgeniale entwickelt war, das war die Assoziationskraft. Jedermann weiß, daß diese Assoziationskraft eine Grundlage jeder dichterischen Begabung ist. Leichter übersehen aber wird die Leistung des Assoziationsgenies in der Forschung, obwohl sie dort eine ebenso wichtige Unterströmung bildet. Der Schritt bei Goethe von der Dichtung zur vergleichenden Anatomie, der dem Jakobischen Kreise, wie anderen, eine barocke Unmöglichkeit dünkte, war in Wahrheit gerade für den Kenner ein sehr naheliegender. Auch in der Knochensammlung des anatomischen Museums galt es sozusagen Reime finden, Knochenteile, die sich reimten, die eine geheime Melodie des Skelettes ergaben. Wie die Reime und Rhythmen in der Natur alle dem Material nach herumlagen, aber erst zusammenkamen und einen Sinn ergaben durch das Assoziationsgenie des Dichters, so waren auch die Knochen ein wüstes Beinhaus des Zufalls geblieben, bis der Assoziationssinn eine vergleichende Anatomie aus ihnen erstehen ließ. Bekanntlich ist Goethe, wenn man ihn selbst sonst nirgendwie als Forscher gelten lassen wollte, unbestritten ein Klassiker und Mitbegründer der vergleichenden Anatomie geworden. Haeckel aber trat, nicht ganz ein Jahrhundert nach Goethes Anfängen, mit dem Werkzeug des Assoziationsgenies vor die von Darwin reformierte Deszendenzlehre und das von hier in Bewegung gebrachte System der organischen Wesen.

Die erste starke Tat Haeckels war, daß er das ganze System aus einem künstlichen, nachträglichen Menschenwerk, geschaffen zu ordnenden Museumszwecken, zurückzuverwandeln suchte in einen wahren Ausschnitt der großen fließenden, wachsenden, bewegten Natur wieder selbst.

Er zeichnete zum erstenmal das Schema des Systems, die Tabelle, wieder um in das wunderbar anschauliche Bild des vielästigen Stammbaums. Mit einem höchsten Aufwande von Assoziationsgenie wurden die Verwandtschaften neu gruppiert, wurde das ganze System gleichsam in eine neue Ebene hinein projiziert. Und der große Gedanke war dabei, daß das jetzt endlich die wahre Ebene der Natur selbst sei, das Wegnetz ihrer wirklichen geschichtlichen Bahn vom einzelligen Urwesen bis zum Menschen herauf. Mit einem besonderen Blick wurden dabei noch einmal zwei Gebiete assoziiert, die schon in Goethes späteren Tagen gelegentlich zu assoziativen Versuchen gemahnt hatten, ohne doch zur Klarheit zu führen, nämlich die individuelle Metamorphose im Keimesleben und die große Metamorphose in der Geschichte, im Stammbaum. Ontogenie taufte Haeckel die eine Linie, Phylogenie die andere, womit endlich der Metamorphosenbegriff sozusagen zwei Pole bekam, die man fortan nicht mehr im gleichen Wort verwechselte. Die Assoziation zwischen den beiden Linien, die Haeckel als ein echtes Kausalverhältnis auffaßte, ergab das berühmte biogenetische Grundgesetz.

Es besteht heute in den jüngeren Fachkreisen vielfach eine Neigung, den Wert dieser großen systematischen Leistung Haeckels von 1866 (in der

„Generellen Morphologie“) bloß daran zu messen, was heute noch von seinen ersten Stammbaumentwürfen sicher haltbar ist. Das ist an sich kein gerechter und auch kein sachlich richtiger Maßstab. Das Entscheidende, mit dem Haeckel eine neue Ära der ganzen biologischen Systematik und morphologischen Biologie eingeleitet hat, war damals das Assoziationskunststück eines ersten, programmhaften Hinzeichnens der ganzen Sache, des ganzen neuen Forschungsgebiets auf einen Wurf. Mit genialster Kraft riß er die ganze Perspektive auf. So sollte unser System einmal aussehen, wirkliche Projektion der großen Stammbaumarabeske des Naturwerdens, ein Grundriß des Werdens der organischen Natur. Die Details zu berichtigen und einzuzeichnen, war ja erst die Aufgabe, zu der gelockt werden sollte. Ein Ideal hat Haeckel damals hingeworfen. Immer aber sind die großen Wendepunkte bezeichnet durch solche Idealaufstellungen. Mit ihnen wird die Welt hinübergerissen über den toten Punkt, — werden die Kurzsichtigen, die keine Perspektiven sehen können, mitgerissen von dem Genie, das schon die ganze Kette des Kausalen weithin überfliegt und so die Kraft des Finalen, des Ziels mit in die Wagschale des Anfangs wirft. Im Moment aber, da zum erstenmal in einem Menschengeiste die ganze Möglichkeit auftauchte, daß die Zoologie und Botanik dieses Stück echten Naturhergangs wirklich einmal so erobern könnten, da mußte nach außen, für die ganze Macht und Wucht des alten Einheitsbildes der Welt- und Gott-Natur im Sinne Goethes, ein unberechenbar großer Fortschritt sich einstellen. Diese Idee eines natürlichen Stammbaums von der Monere bis zum Menschen war das größte Bild, das das 19. Jahrhundert in den Naturbegriff hineingebracht hat. Vergebens sucht man das fortzudisputieren, indem man darauf hinweist, wie vieles im einzelnen darin bis heute problematisch geblieben ist. Darauf kommt es auch in dieser philosophischen Außenwirkung nicht an. Diese Sachen waren eine Macht vom Moment, da ein Mensch sie überhaupt sich denken konnte. Man sage nicht, das sei früher auch möglich gewesen, phantastische Schöpfungsgemälde habe es von je gegeben, warum sollte eine Phantasie nicht auch diesen Weg gefunden haben. Tatsächlich war es nicht möglich. Selbst Goethe konnte gerade an diese Linie noch nicht heran. Es war die ganze Anatomie, Paläontologie, Embryologie der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dazu nötig, es war Darwin selbst nötig, es war die neue Auffassung vom Menschen nötig, die die prähistorischen Funde, die Gehirnphysiologie und anderes gaben, — es war zu allem neuen Stoff eine ganze Masse Mut nötig, eine besondere, jetzt erst erwachte kühne Stimmung im Selbstbewußtsein der Menschheit. Nun aber zu alledem das Genie, das den großen Bau plötzlich hinzeichnete, als sei er etwas ganz Selbstverständliches — und die Wirkung mußte eine kolossale sein.

Nehmen wir einmal für einen Moment an, Haeckel habe nie einen kleinsten Satz selbsttätig beigesteuert zur modernen Philosophie, so ist auch dann schlechterdings nicht abzulehnen, daß mit seinem „Stammbaum des Menschen“ (wie er ihn allein von der ganzen Schule Darwins so plastisch herausgebracht hat, lange vor Darwin selbst) tatsächlich eine der stärksten Wenden im philosophischen Denken der Menschheit angebahnt worden sei. Jede Spekulation

über die Natur hat seitdem ein anderes Gesicht, — geben wir uns doch schlicht gerechterweise darüber keinen Zweifeln hin. Haeckel hat der Philosophie ein Material geliefert wie kein zweiter Arbeiter in seinem ganzen Jahrhundert. Seit vierzig Jahren rund setzt sie sich jetzt damit auseinander, so und so, wie es ihr gutes Recht ist. Haeckels Rolle in der Philosophie spielt, vergessen wir doch das nicht wirklich noch ganz im allgemeinen Pulverdampfe, nicht erst seit vier Jahren, seit die kleine Bekenntnisschrift über die „Welträtsel" in der Welt ist, — sie spielt jetzt fast genau seit dem Zehnfachen, seit beinahe vierzig Jahren. Hier in der „Deutschen Rundschau" hat vor langen, langen Jahren Eduard von Hartmann schon einmal in einem glänzenden Essay Haeckel als eine bahnbrechende Gestalt für die moderne Philosophie gefeiert[1]). Es wird niemand in die Versuchung kommen, Hartmann als Anhänger speziell Haeckelscher Philosophie ausspielen zu wollen; die beiden sind ferne Gegenpole. Aber was Hartmann damals, vor Jahren, als sich zum erstenmal das Stärkste, was Häckel geleistet, sachlich überschauen ließ, an ihm erfaßte und mit seiner nie verleugneten unbefangenen Ehrlichkeit auch offen zum Ausdruck brachte, das war das Gefühl der Dankbarkeit gegen eine Kraft, die so viel reinen Stoff in jede philosophische Debatte, und sei es die extremste selbst der anderen Seite, hineingetragen hatte.

Ich betone dabei ausdrücklich noch einmal: Haeckel hatte Dinge denkbar gemacht, die bisher als Möglichkeit nicht existierten. Er hatte einen natürlichen Stammbaum aller Organismen und eine Ableitung des Menschen über so und so viel tierische Stufen fort von einer Urform dieses Stammbaumes soweit plausibel gemacht, daß man fortan sah: hier war ein Forschungsprogramm, eine Direktive, die die echte Wissenschaft aufnahm. Nicht eine bereits gegebene Erfüllung. Davon ist keine Rede. Aber die Macht der Naturforschung ist eben in unseren Tagen so stark, daß schon ihre Programme, ihre abgesteckten Absichtsgebiete eine außerordentliche Fernwirkung besitzen. Wie sehr ist unsere ganze Physik heute Programm, — und wie riesig ist doch die Wirkung, der Druck und Sporn für alle Geistesgebiete von ihr aus! Wer von hier die Berechtigung großer Wirkungen nach außen leugnen will, weil sie von unfertigen Gebäuden ausgehen, der muß überhaupt den Einfluß der Naturwissenschaft auf unser modernes Denken als eine Scheinwirkung verwerfen; wir kochen da überall mit Wasser unter dem Siedepunkt. Das Wahre ist eben, daß die ganze Naturforschung vom Moment ab ins Weite wirkt und wirken soll, sobald sie Denkmöglichkeiten von einer gewissen Kraft, mit der sie selber weiterarbeiten kann, geschaffen hat. Goethe hat diesen Standpunkt immer vertreten. In der vielgelesenen Stelle über Holbachs „Système de la nature" in „Wahrheit und Dichtung" ist es förmlich, als stelle er in diesem Sinne schon einmal als Forderung, was Haeckel mit seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" so viel später erfüllt hat. Er gibt Holbach einen gewissen Grundzustand einmal gleichsam leihweise zu und meint, es hätte ihm genügt, wenn Holbach bloß wirklich „aus seiner bewegten Materie die Welt vor unsern Augen aufgebaut hätte"; aber er habe nichts der Art gekonnt,

[1]) Deutsche Rundschau, 1875, Bd. IV, S. 7 ff.

selbst wenn man ihm auch noch die Freiheit zuließ, die verwegensten Dinge zu sagen, die den gemeinen Mann, die Geistlichkeit und den Staat beunruhigen könnten. Die Worte sind im Alter von Goethe gesagt, und man fühlt, daß er den Mann auch später nicht gefunden, der ihm jenes „bloß" erfüllte. Bei Haeckel ist es getan, und man braucht die beiden Bücher nur zu vergleichen, um den ganzen Abstand zu fühlen zwischen der angeblichen Denkmöglichkeit eines abstrakten französischen Materialisten von 1770 und der Denkmöglichkeit des darwinistischen Naturforschers von 1868 (dem Jahr der ersten Auflage der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte").

Was Goethe mindestens in seinen reifen Jahren auch an den Voraussetzungen einer natürlichen Schöpfungsgeschichte in Holbachs Stil sich nicht hätte aneignen können, war die Ableitung der Empfindung von reinen Bewegungsvorgängen einer Urmaterie. Für ihn war allerdings das Geistige restlos auch in seiner Gott-Natur mit enthalten. Aber es führte in dieser Natur keine Brücke von einer mechanischen Bewegung zu einem Empfindungsakt, also zu dem Urphänomen des Geistigen. So blieb nur der eine Weg übrig, dem Grundwesen der Natur (mochte das Wort Materie denn einmal selber fortgelten) ebenfalls schon die Empfindung als eine Grundeigenschaft zuzuschreiben; keine Materie ohne Geist! Es war der gleiche Weg, den unter anderen ein so feiner Kopf wie La Mettrie im 18. Jahrhundert eingeschlagen, um seinen Materialismus zu retten. Was sich im 19. Jahrhundert Materialist nannte, die Schule, die etwa bei Karl Vogt gipfelt, war in diesem Punkte dagegen sehr viel skrupelloser. Da wurde mit aller Ruhe der logische Schnitzer gemacht, ohne weiteres von der objektiven Bewegung zur subjektiven Empfindung zu springen. Die Materie wurde beschrieben als reine Maschine aus nicht empfindender Kraft und nicht empfindendem Stoff; — bei der Urzeugung, der ersten Entstehung eines Belebten auf der Erde, sollte aber die Empfindung sich plötzlich aus der Bewegung entwickelt haben. Dieser Leichtsinn wurde dann von anderer Seite wieder benutzt, um den ganzen einheitlichen Naturbegriff als solchen hart zu berennen. Dubois-Reymond erklärte es mindestens für ein ewig unlösbares Rätsel, sich logisch zu denken, wie eine nicht empfindende Materie jemals habe anfangen können zu empfinden.

In dieser ganzen Linie ist Haeckel stets auf der Seite Goethes geblieben. Er hat nie im engeren materialistischen Schulsinne gelehrt, daß die empfindende organische Zelle das Erzeugnis einer empfindungslosen Materie sei. Die Materie ist ihm von je ausgerüstet mit der Eigenschaft der Empfindung. Jedes Atom besitzt sein Maß von Empfindung. In diesem konsequenten Gedanken war ihm die Urzeugung nicht Entstehung der Empfindung, sondern bloß sozusagen der soziale Akt der Vereinigung empfindender Atome zu einer empfindenden Zelle. Goethes „Materie nie ohne Geist" ist in diesem Sinne stets sein Bekenntnis geblieben. Über gewisse speziellere Definitionen ließ sich ja dann streiten. Haeckel hat mit Nachdruck von einem Seelenleben der Zellen gesprochen, auch der Wesen, die nur aus einer Zelle bestehen. Wie sollte er bei seinem Standpunkt nicht? Setzt man Empfindung gleich Seelenleben, so blieb das Recht für ihn, noch weit darüber hinaus von einer Atom-Seele zu sprechen. Es fragte sich nun bloß, wie es mit dem „Bewußtsein" stehe. In älteren

Werken schreibt Haeckel den Einzelzellen auch Bewußtsein zu; nachher ist er in dieser Definition schwankend geworden. Bei den Atomen hat er stets das Seelenleben auf unbewußte, obwohl noch geistige, empfindende Vorgänge eingeschränkt. Anderseits läßt sich aber wirklich nicht gut leugnen, daß jede Empfindung irgendwie ein Subjekt, das empfindet, voraussetzt und damit auch irgend etwas wie Bewußtsein dort fordert. Ich glaube für mein Teil, daß die Unterscheidung statt zwischen „Bewußt" und „Unbewußt" lieber in das Wort Bewußtsein selber verlegt werden sollte. Bewußt ist jeder Empfindungsakt, aber es braucht bloß das mitzuspielen, was ich intuitives Bewußtsein nennen möchte im Gegensatz zum reflektierenden Bewußtsein. Ein einzelliges Urtier empfindet intuitiv bewußt, aber es ist allerdings weit entfernt, sich noch einmal denkend selber als „Ich" zu setzen; ich möchte paradox sagen: es hat noch kein Bewußtsein seiner Bewußtheit. Nimmt man das an, so kann man ruhig auch noch von einem Bewußtsein der Atome sprechen, vorausgesetzt eben, daß man mit Haeckel dort bis zur Empfindung geht. Es ist sehr wichtig, diesen Punkt der vergeistigten Materie bei Haeckel zu betonen. Einmal, weil er uns auch hier das große Naturbild Goethes im ganzen Umfange zu erhalten, ja, zu vertiefen versucht hat. Dann aber auch, weil er an dieser Ecke keineswegs in der großen materialistischen Woge der Naturforschung des 19. Jahrhunderts kritiklos mitgeschwommen ist. Seine Zellseelen- und Atomenempfindungstheorie stieß von Anfang an sogar auf den heftigsten Widerspruch gerade seiner mechanistisch denkenden Fachgenossen; er befand sich hier in einer Lage, wie wenn er den Physikern gegenüber Goethes Farbenlehre hätte verteidigen wollen. Heute, in der großen Polemik, verschwimmt das alles erst ineinander; Haeckel wird mit Vogt zusammengeworfen, von dem er doch in solchen Kardinalpunkten dergestalt abwich, daß Vogt nicht böse Witze genug hatte — und er hatte deren ein reiches Repertoire —, um Haeckel als Antipoden von sich abzuschütteln, — und das nicht etwa, weil ihm Haeckel zu „materialistisch" war, sondern weil er in ihm einen ganz unmaterialistischen Naturphilosophen mit Allbeseelungstheorien und dergleichen „unwissenschaftlichen" Anwandlungen sah, mit einem Wort: weil Haeckel, horribile dictu für ihn, von Goethe kam statt von Holbach.

Es ist in hohem Grade interessant, zu verfolgen, wie selbst Haeckels extremer Standpunkt in der Frage nach der Unsterblichkeit der menschlichen Seele mit einigen Umwegen auf eine Goethe-Linie zurückführt. Der Umweg berührt dabei gleichzeitig wieder eine der stärksten positiven Leistungen Haeckels für die Klärung des Naturbildes. In der Einleitung zu Goethes morphologischen Heften findet sich jene wunderbare Stelle, wo Goethe sagt, jedes Lebendige sei kein einzelnes, sondern eine Mehrheit; „selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen, selbständigen Wesen". Diese Stelle, selber, wie ich bestimmt glaube, von Buffon wieder beeinflußt, enthält bekanntlich eine glücklichste Vorwegnahme der späteren Zellentheorie, die uns gezeigt hat, daß mit Ausnahme der niedrigsten Lebewesen tatsächlich alle lebendigen Individuen, der Apfelbaum wie der Mensch, wieder zusammengesetzt sind aus Millionen einzelner Zellen, deren jede in der Tat bis zu gewissem Grade auch wieder ein eigenes Wesen,

ein Individuum für sich, darstellt. Diese Lehre, allgemein heute angenommen, hat aber tatsächlich den ganzen Begriff des Individuums auf einen neuen Boden gestellt. Und Haeckel war es, der das 1866 zuerst aufgriff und nun wirklich zu einer großen neuen Durch- und Umarbeitung der Individualvorstellung verwertete. Klar schied er die verschiedenen Stufen der also ineinandergeschachtelten Individualitäten: zuerst die Zellen selbst, dann die aus diesen Zellen aufgebauten Verbände, die Gewebe, Organe, endlich ganzen Personen (wie unser menschliches Individuum in jedem von uns eine ist). Er stieg dann noch höher; zeigte, wie selbst solche Personen nochmals in Verbände eingehen, Stöcke bilden (z. B. die Genossenschaft eines Korallenstocks), bis zu jenen märchenhaften Gebilden der Siphonophorenquallen (ein Spezialfeld Haeckelscher Fachstudien), wo Hunderte von solchen Person-Individuen wieder zu gemeinsamem Haushalt dergestalt verwachsen, daß ein wahres Übertier entsteht, das im ganzen wieder als ein echtes „Individuum" erscheint. Diese Definitionen sind seither zu einem Grundstamm der fachwissenschaftlichen Forschung geworden, und eine glücklich gewählte Terminologie hat sich überall eingebürgert; kein Lehrbuch kann sie mehr entbehren.

Für Haeckels philosophische Spekulation aber ergab sich hier eine ganz bestimmte Konsequenz. Ging er nach unten weiter, so löste sich auch die Zelle mindestens hypothetisch in noch tiefere Individuen auf, in Plastidule, wie er das nannte: die Plastidule spalteten sich in anorganische (d. h. doch immer noch empfindende!) Moleküle auseinander und die endlich in die Urbestandteile der Materie: die Atome. Erst das empfindende Atom war das endgültige, wirklich unteilbare Individuum. So kam Haeckel zu der Idee, alle höheren Individuen wären in Wahrheit nur Sozialverbände, — auch unsere eigene menschliche Person. Unsere „einheitliche Seele" sei nur eine komplizierte „Volksseele". Wenn ein Volk sich auflöst, zerfällt aber seine Volksseele mit. Das schien ihm doch eine allgemein zugestandene Logik. Folglich konnte aber auch im Tode, der selbst die Zellen in sich auflöst, alles bis zum Molekül zurückwirft, nichts von unserer Seele übrig bleiben. Ich zeige hier nur den Weg. Aber ich denke, man sieht, daß vielleicht kein zweiter Naturforscher je so scharf aus seinen eigensten Neustudien heraus auf Zweifel an der Fortexistenz unserer Seele nach dem Tode gedrängt worden ist wie Haeckel. Es war weder Leichtsinn und Freude an verblüffenden Skeptizismen noch Nachbeten fremder Weisheit, was gerade Haeckel hier in seine Position drängte: es war die einfache heilige Bedrängnis, aus einem Konflikt von Tatsachen und Ideen herauszukommen. Einem aufmerksamen Leser von Goethes Werken kann es nicht entgehen, daß sich schon bei Goethe selbst, der ja eben den Sachkern der dämmernden Frage bereits erfaßt hatte, ein oft wiederholtes, schweres Ringen äußert, mit seinen eigenen Einwürfen hinsichtlich der Ewigkeit oder Endlichkeit des Individuums im Wandel der Natur ins reine zu kommen. Den letzten Ausschlag gab aber hier wie dort schließlich die Persönlichkeit, die bei Goethe und Haeckel ja in Hinsicht ihrer weiteren Einflüsse und vor allem des Temperaments denn doch eine wesentlich verschiedene war. Aber sicher ist, daß auch Haeckel in sich seine reine Bahn abgeschritten hat wie irgendeiner, bloß mit dem schlichten Gefühl der Verantwortlichkeit vor Logik

und Ehrlichkeit in sich selbst. Könnte es aber an dieser Stelle so scheinen, als habe die Vertiefung des Naturbegriffes durch Haeckel etwas im Naturbilde verschoben und kleiner gemacht, dem Goethe wenigstens die Duldung des absoluten Geheimnisses zugestand, so sehen wir Haeckel in einer neuen Linie seiner Tätigkeit wieder bemüht, gerade das wettzumachen. Ein beträchtlicher, räumlich der beträchtlichste Teil geradezu seiner Lebensarbeit gilt dem Kampfe um eine Grundeigenschaft der Natur, die noch niemals ein reiner Naturforscher so verteidigt hatte: die Schönheit.

Wenn irgendwo, so kam hier ein echter Leitgedanke Goethes zum Ausdruck, zum Nachdruck. „Die Kunst, o Mensch, hast Du allein!" sagte Schiller. Aber der Mensch Goethes war ja nicht das Fabelwesen zwischen zwei Welten des Natürlichen und des Mystischen. Er war ein Stück Natur, war selbst Natur. Wenn diese Natur in ihm ihr Meisterstück gewebt, so war es wenig Wunder, daß auch die Kunst in ihm in unerhörter Herrlichkeit zur Blüte sich öffnete. Aber wie der Knochenbau dieses Menschen tief unten schon dämmerte im Tierreich, wie der Lebensodem bis zum punkthaften Infusorium ging, wie der Geist nicht abließ, solange Materie gegeben war: warum nicht auch ein Ahnen, Dämmern, Vormorgenrotsweben der ästhetischen Triebe annehmen im blauen Ozean der ganzen Schöpfung schon unterhalb des aufgetauchten Lichtsohnes Mensch? Die Herrlichkeit einer Pfauenfeder, einer Orchideenblüte stand vor jedermanns Augen. Darwin hatte gezeigt, daß auch sie wohl entstanden sein könnten durch Züchtung, durch Auslese seitens gewisser höherer Tiere, Vögel, Insekten, deren bereits geweckter Geist tatsächlich primitive Schönheitsempfindungen besitze. Haeckel sollte es beschieden sein, diesen Gedanken unvergleichlich zu erweitern. Er beschrieb die wunderbaren, mehrtausendfach verschiedenen Kunstformen, die einzellige Urtiere der fast niedrigsten Art, die Radiolarien, in der meilendicken Wassersäule der tiefsten Ozeane aus Kieselsäure herstellen, entzückende Ornamente, unsere menschlichen Erfindungen erreichend und überbietend. Und das alles gebaut, „ausgeschieden" in irgend einer kristallhaft zwingend waltenden, triebhaften Tätigkeit des einfachsten lebendigen Organismus, in der Finsternis, unterhalb aller Organbildung, die ein Auge, eine Hand hätte liefern können, — kein Gedanke hier an jene Wege, die Darwin noch für Pfau und Schmetterling gemutmaßt —, hier endlich erschien die Natur als tiefstes kunstbildendes, rhythmische Gebilde schaffendes Grundwesen selber, eine sicherste Probe der großen Einheit in Goethes Sinne, die unten Radiolarien ihre Ornamente „ausscheiden" und oben den Menschen den Faust „dichten" ließ. Die großen Folianten der Haeckelschen Radiolarien-Monographie sind gewiß einer der merkwürdigsten Beiträge zu der Frage: Was steckt in der Natur? — die je geliefert worden sind. In diesem Werke, in dem kein Wort vorkommt von der Abstammung des Menschen, ist für mein Gefühl stärker als in allen anderen, verfänglicheren Büchern Haeckels die tiefe Grundwahrheit erwiesen, zu der alle jene Ideen vom Menschenursprung nur ein eingeordneter Untersatz sind: die Grundwahrheit Goethes von der Einheit der Natur.

In dieser Einheit liegt alles, auch das Schöne. Wenn man sich Haeckel vergegenwärtigt, in dem großen hellen Arbeitszimmer seines Instituts zu

Jena mit dem Blick auf den Hausberg, wie er, über seine Mikroskope gebeugt, aus den Proben von Tiefseeschlamm, den die Challengererexpedition heimgebracht, die viertausend einzelnen Kunstformen seiner Radiolarien entziffert, so erscheint wie ein lichter Plan, auf den die Sonne lacht, die ganze eine Seite seiner Persönlichkeit. Es erscheint die brennende Sehnsucht, die große Liebe des Künstlers, der seine Natur schauen wollte in ihrer äußersten Herrlichkeit. Als Maler zieht er durch drei Erdteile: an alle Küsten des Mittelmeeres, in die afrikanische Wüste, die russische Steppe, die blühenden Palmenhaine von Ceylon, an die Vulkanessen von Lanzarote, die Korallengärten von Tur und in die Urwälder von Java und Sumatra. Er schwelgt in der Erhabenheit der großen Landschaft vom Gipfel des Piks von Teneriffa, des Ätna, des Adamspiks auf Ceylon, und er bringt dann mit seinem Mikroskop ein in den Bau winziger glashelle pelagischer Tiere; er malt und beschreibt unnachahmlich die ungeheure Pflanzenansammlung im Urwald, wo ein Wald auf dem Walde sich türmt, und er verweilt mit derselben Inbrunst bei dem mikroskopischen orangeroten Sternchen eines Urtiers auf der am Strande angeschwemmten Sepiaplatte eines Tintenfischs. Die Qualle, einer unwissenden Ästhetik das Sinnbild des widerlich Zerfließenden, gallertig Formlosen, reizt ihn zu einer zweiten großen Monographie, weil er als Künstler ihre blumenhafte Schöne, wie sie sich fern vom Lande als freies Seekind vom blauen Kristallmeer dahin tragen läßt, in ihrem ganzen Zauber erlebt. Eine leidenschaftliche Natur, geschaffen, sich selbst in ihrem Ungestüm zu verzehren, wird er doch auf seinen unablässigen Wanderungen wie verklärt von dem großen Frieden der Natur, sobald er sich diesem reinen Schauen hingeben kann. In dieser Stimmung gelingen ihm Blätter selbst von hinreißender Schönheit, Reiseskizzen, die weit über die Grenzen wissenschaftlichen Beobachtungsreferats hinausgehen in das Gebiet jener Naturwanderer vom Schlage Rousseaus, die, von der Menschenwelt abgestoßen, ihr Herz zur Natur als einer idealen Heimat retteten. In solchen Momenten erlebt man mit Haeckel das Höchste, was der Begriff „Gott-Natur" seinem Anhänger geben kann: das stille Gefühl friedevollen Aufgehens in einer Macht, die nicht Herrin, sondern Heimat ist; mehr hat auch der strengste Glaube sonst seinen Anhängern nicht gewähren können.

Aber eng beieinander wohnen im Menschengeist die Gegensätze. Indem dieser Mann doch noch einmal seinen Blick auf das Ganze der Natur heftet, scheint sie ihm in all ihrer strahlenden Schöne, mit ihrer tiefinnerlichen Durchgeistigung unten und ihrer prangenden Menschenblüte oben doch nicht dem zu entsprechen, was wir eine sittliche Weltordnung nennen müßten. Er sieht im Sinne Darwins den furchtbaren Kampf, der alle Erfolge begleitet. Sein weiches Herz lehnt sich auf gegen die unaufhörlichen Qualen der Entwicklung. Seine Lehre tritt hinzu von dem notwendigen Untergang aller höheren Individualitäten. Es mischt sich ein, was ein an Aufregungen, Schicksalsstürmen und Resignationen überreiches eigenes Leben als stiller Chor zu allem spricht. So kommt er zu dem Schluß, daß die Natur keinen Glückssinn kennt. Und damit fällt im großen ihr Sinn für uns überhaupt.

Es ist keine Frage, daß sich über diesen äußersten Ausblick streiten läßt. Es steckt Temperamentssache wieder darin. Es läßt sich auf der gleichen Tatsachenbasis ganz gewiß auch eine mildere Ansicht verfechten. Aus dem einfachen Prinzip, daß das Harmonischere, Rhythmischere sich erhält gegenüber dem Disharmonischen bei freier Konkurrenz — also dem Grundgesetz, zu dem Darwins ganze Ideen ein Spezialfall sind — läßt sich eine Entwicklungsfolge immer größerer Harmonien denken, bei der immer mehr die rohen Kämpfe verfeinert, die Glückssummen und die Glücksdauer erhöht werden. Es läßt sich dieser Gedanke fortführen über noch so viel zerfallende Weltsysteme, wenn man nur jenem Gesetz eine ewige Dauer gibt, — es muß und muß die Welt im ganzen immer physisch harmonischer mahlen und, was bei Allbeseelung der Natur gleichbedeutend damit wäre, geistig immer glücklicher. Und es ließe sich dann doch sagen, daß die Gott-Natur, eben weil denn doch in ihr ein solches Läuterungsgesetz als ein innerster Zug ihres Selbst waltet, in einem allerletzten Sinne und auf dem ungeheuersten Umweg auch für diesen Standpunkt zurückkehre unter den Begriff des Sittlichen, als eine ewig wachsende Annäherungskurve an das höchste Harmonie-Ideal, das doch zuletzt auch das höchste Sittlichkeits-Ideal sein muß. So ließe sich, meine ich, immerhin ein letzter optimistischer Ausblick und Anblick gewinnen auch für den, der gewillt bleibt, fest auf der Natur zu verharren.

Aber es ist ebenso sicher, daß an dieser alleräußersten Wegscheide gewisse Imponderabilien des Temperaments und der persönlichsten Lebenserfahrung zu entscheidenden Richtkräften werden. Hier fängt das „Bekenntnis" an. Das Bekenntnis Haeckels, daß er nach einem halben Jahrhundert einer Hingabe an den Dienst der Natur, wie sie kein Adept seinem Heiligtum je inniger und treuversunkener gewährt, diese seine Gott-Natur nicht im Bilde einer „sittlichen Weltordnung" sehen könne, — ich meine, es sollte uns ein Dokument sein, das wir ernst zu den anderen legen, gewärtig der Entscheidung dermaleinst durch das große Scherbengericht der Erfahrung immer neuer Menschen, — immer neuer großer Menschen.

Denn eine große Gestalt hat Haeckel in unserer Zeit gestanden. Während ich diese Zeilen schreibe, verweilt mein Blick ab und zu auf einer kleinen, sprechend ähnlichen Porträtstatuette in ganzer Figur, von Gustav Herold in Frankfurt modelliert. Sie zeigt ihn, wie er, auf der Höhe seines Lebens, Ceylon durchwandert, mit Tropenhemd und Flinte, die Stiefel über die Knie heraufgezogen, die wundervolle hohe Stirn frei, und das Auge mit seinem hellen Blick einfach und klar in die Weite spähend. Es liegt etwas über dieser Gestalt, diesem Blick wie eine helle Sonnenlandschaft, deren gleichmäßiges Licht den Dingen einen Zug der ruhigen, bunten Fläche gibt; vielleicht vermißt man etwas das Violett der Schatten, der Winkel, der Tiefen, wo es in das Geheimnisvolle geht, der verborgenen dunkeln Augen der Welten, die noch nicht geklärt sind und das Ganze tief machen; aber es ist doch die Sonne, die auf allem liegt. Und ich denke daran, wie über allen „Kunstformen der Natur" doch die eine größte steht, das vollkommene Meisterstück der Natur: die harmonische menschliche Persönlichkeit.

Aus dem Tagebuche des Grafen Joseph Alexander von Hübner[1].

Oktober 1851.

Samstag, 11. — Bei meiner gestrigen Rückkehr von meinem Ausflug nach Korsika fand ich Paris leer, aber in voller ministerieller Krise. Es handelte sich um das Wahlgesetz vom 31. Mai 1850, dessen Widerruf der Präsident verlangt. Vielleicht handelt es sich darum, verläßliche Männer zu finden, verläßlich für den Fall, daß er seinen Staatsstreich wagen sollte. Ich lese jetzt die Geschichte des Konvents von Barante. Dieses Buch läßt auch die große Revolution begreifen, nicht etwa durch die Behauptungen des Autors, die schwach sind, aber durch die sehr ausführliche Wiedergabe der Debatten des Nationalkonvents. Die Ähnlichkeit zwischen der damaligen Lage und der, in der man sich heute befindet, ist verblüffend. Wie soll man sich da wundern, daß Frankreich ängstlich wird?

Dienstag, 14. — Heute morgen begegnete ich Changarnier im Garten der Tuilerien. Er befindet sich in einem unbeschreiblichen Zustand von Überreizung. Er sagte mir: „Ich werde alles daran setzen, um den Staatsstreich scheitern zu lassen." Ich frage mich, wie ein so hochgestellter und gewiß verdienstvoller Mann, der in den großen Geschäften geübt ist und daher wissen muß, daß die Ungebundenheit der Sprache nur seiner Sache schade — ich frage mich, wie er, der frühere Kommandant der Armee von Paris, es nicht begreift, daß er seinem Verderben entgegengeht.

---

[1] Wir sind durch die Freundlichkeit Sr. Exzellenz des Herrn Feldmarschall-Leutnants Grafen Alexander von Hübner in den Stand gesetzt, einige Abschnitte aus dem hinterlassenen Tagebuche seines Vaters, des Grafen Joseph Alexander von Hübner, mitzuteilen, das dieser während seiner Tätigkeit als österreichischer Botschafter in Paris 1851—1859 geschrieben hat und das demnächst gleichzeitig in Paris (französisch) und Berlin (deutsch) erscheinen wird. Es ist unnötig, zu sagen, daß Baron, nachmals (seit 1888) Graf Hübner (geb. 1811, gest. 1892) nicht nur hervorragender Diplomat und Staatsmann, sondern auch ein ausgezeichneter Schriftsteller war, von dessen Werken an erster Stelle die „Geschichte Sixtus' V." und der in vielen Auflagen erschienene „Spaziergang um die Welt" zu nennen sind. Die von uns hier zum erstenmal veröffentlichten Stücke seiner Aufzeichnungen beziehen sich auf die Ereignisse unmittelbar vor und nach dem Staatsstreich Louis Napoléons. Die Redaktion.

Donnerstag, 22. — Der Herzog von Noailles und H. Berryer, die ich bei der Fürstin von Lieven[1]) traf, sagen mir, daß der Bruch der legitimistischen Partei mit dem Präsidenten eine vollendete Tatsache sei.

Montag, 27. — Der „Moniteur" bringt heute die Verordnungen über die Zusammensetzung des neuen Ministeriums. General St. Arnaud (Krieg), Turgot (Äußeres), Thoriguy, Casabianca, Corbin ꝛc., wenig oder gar keine bekannten Namen, außer St. Arnaud, und das ist eben das bedeutungsvolle daran. Louis Napoleon will etwas Neues schaffen, er braucht also neue Männer. Fould, den ich mit Berryer heute abend bei der Fürstin Lieven getroffen habe, spricht ohne Groll, aber mit dem seiner Rasse eigenen ätzenden Geiste über seinen Sturz.

Kossuth ist der Löwe des Tages in London. Trotz der toten Saison wird das Haupt der ungarischen Insurrektion von der hohen Gesellschaft, die noch in der Stadt weilt, mit allerlei Artigkeiten überhäuft. Diejenigen, die England kennen, wissen, was das wert ist; in Wien aber hat man es übelgenommen, und Buol erhielt den Befehl, London einstweilen zu verlassen. Er ist soeben in Paris eingetroffen. In Wien organisiert man einen gegen die englische Regierung gerichteten Feldzug. Ich bedauere es, denn um etwas zu erreichen, müßte unsere Entente mit Berlin und St. Petersburg eine vollkommene sein. Dieses Einverständnis wird aber nicht zustande kommen.

November 1851.

Dienstag, 4. — Des Morgens beim neuen Minister des Äußeren, Grafen Turgot, der die denkbar konservativste Sprache führte. Man findet sie wieder in der Botschaft des Präsidenten an die Nationalversammlung, die heute eröffnet wurde. In dieser Botschaft verlangt aber Louis Bonaparte die Aufhebung des Gesetzes vom 31. Mai 1850, d. h. die Wiederherstellung des unbeschränkten allgemeinen Wahlrechtes. Dieser Passus der Botschaft wurde mit Hohngeschrei von der Majorität und mit rasendem Applaus von Emil Girardin und vom Berge aufgenommen. Molé und Berryer, die ich heute abend bei der Fürstin Lieven traf, waren außer Rand und Band, aber hinter ihrem Zorne steckt Bestürzung.

Samstag, 8. — Die Quästoren beantragen: Der Präsident der Nationalversammlung oder die Quästoren oder keiner von ihnen haben das Recht, die bewaffnete Macht zum Schutze der Nationalversammlung in Anspruch zu nehmen. Es ist Thiers, der diesen Vorschlag erfunden hat. — Er ist aufs Elysée gemünzt. Molé ließ sich hinreißen, ihn zu unterstützen.

Dienstag, 11. — Jeder Tag verbreitet mehr Licht über die Stimmungen im Lande. Es hat Angst, es will keine Redekünstler mehr. Das aber macht eben die Kraft des Elysées aus.

---

[1]) Über die Rolle, welche die Fürstin Lieven in der politischen Welt spielte, vgl. Ernest Daudet, Une vie d'ambassadrice au dernier siècle. La princesse de Lieven. Paris, Plon. 1903; und „Das Leben einer Botschafterin". Von M. von Brandt. Deutsche Rundschau, 1903, Bd. CXVII, S. 138 ff. Die Redaktion.

Großes Diner bei mir: Turgot, der Nuntius, Normanby, Valdegamas, der Herzog von Broglie, Buol, Montalembert, der alte General Fagel, Viel-Castel, San Giaccomo ꝛc., ein Gastmahl von Desorientierten, Bestürzten und Neugierigen. Bei der Fürstin Lieven die Bekanntschaft der berühmten Gräfin Woronzoff-Daschkoff, Tochter der Frau Narischkin, die ich mehr pikant als schön finde, gemacht.

Donnerstag, 13. — Die Nationalversammlung verwarf mit sieben Stimmen Mehrheit den Vorschlag der Regierung bezüglich der Aufhebung des Wahlgesetzes vom 31. Mai. Piscatori[1]) und Werner von Mérode[2]) speisten bei mir, der Philosoph, der weint, und der Philosoph, der lacht. Je mehr Piscatori die tragische Saite aufzog, desto mehr kam der unverbesserliche Lacher Mérode in Schwung. Man kann unmöglich mehr Geist bei Besprechung einer Lage, die mir zum Scherzen wenig geeignet erscheint, vergeuden.

Montag, 17. — Der Vorschlag der Quästoren wurde, da der Berg mit den Elyseern stimmte, mit einer Mehrheit von 108 Stimmen verworfen.

Dienstag, 25. — Molé, Falloux, Guizot, La Hitte, Kisseleff[3]) und Buol speisen bei mir. Die meisten dieser Herren kamen aus dem Olympischen Zirkus der Champs Elysées, wo der Präsident gelegentlich einer Preisverteilung eine revolutionäre, nach der Ansicht einiger meiner Gäste (der maßgebendsten) „geschmacklose, um nicht zu sagen dumme Rede" gehalten hat. Dieser unglückselige Louis Bonaparte wurde auf die schönste Weise gerichtet, verurteilt und exekutiert. Es gab nur eine Stimme über seine Unfähigkeit.

Dezember 1851.

Dienstag, 2. — Um 8 Uhr früh stürzt mein Kammerdiener in mein Zimmer. „Die Straßen," schreit er, „sind voll von Truppen und abgesperrt, die Nationalversammlung militärisch besetzt." Trotz einer furchtbaren Migräne wandere ich in den Straßen von Paris umher und sende zwei telegraphische Depeschen und einen langen Bericht, den ein preußischer Kurier mitnahm, an den Fürsten Schwarzenberg[4]) ab.

Obgleich noch zu Bette, empfing mich doch die Fürstin Lieven, um unsere Nachrichten gegenseitig auszutauschen. In den späteren Stunden des Tages waren ihre Salons ein förmliches Hauptquartier. Hier kreuzten sich die von verschiedenen Parlamentariern einlaufenden Informationen mit denen ihrer Freunde aus dem Elysée. Als ich mich bei einem milden Regen nach Hause begab, fand ich die Place Louis XV abgesperrt und war gezwungen, den Umweg über die Invalidenbrücke zu machen. Buol, der mich auf der Botschaft erwartete, beschwor mich, trotz meiner heftigen Kopfschmerzen an dem Diner, welches Herr von Turgot diesen Abend dem diplomatischen Korps gab, und das er trotz der Ereignisse des Tages nicht abgesagt hatte, teilzunehmen.

---

[1]) [2]) Deputierte der Nationalversammlung.
[3]) Der russische Gesandte.
[4]) Österreichischer Ministerpräsident.

Die Stadt bot das Bild eines wahren militärischen Aufstandes. Es erinnerte mich an Lissabon zur Zeit der Pronunciamientos[1]). Überall Massen von Truppen, die Soldaten heiter und gutmütig mit dem Ausdrucke des Bewußtseins, daß sie die Herren seien. Die Vorübergehenden, das Publikum im allgemeinen ruhig und gleichgültig. In den Straßen wimmelte es von Neugierigen; zuerst waren es anständig gekleidete Leute. Später tauchten Blusenmänner und unheimliche Gestalten an Stelle der Bürger auf. Gegen Abend leerten sich die Gassen, und den Aufregungen des Tages folgte tiefe Ruhe. Der Präsident erschien zu Pferde auf den Boulevards. Es kam zu keiner Demonstration, weder für noch gegen ihn. Obwohl seit einem Jahre nur vom Staatsstreiche gesprochen wird, schienen doch alle Leute, „die guten wie die bösen", vollkommen überrascht worden zu sein oder eher den Anschein von Menschen, die es gar nicht begreifen können, zu haben.

Einer von denen, die davon sicher keinen Begriff haben, war Herr von Turgot, unser Amphitryon. Wir hatten Passierscheine erhalten, was mir ermöglichte, die Brücken zu passieren und ungehindert ins Ministerium des Äußern zu gelangen. Man erwartete den Präsidenten, aber Louis Napoléon litt an einer Migräne, was wohl nicht zu verwundern ist, war zu Bette gegangen[2]) und hatte vergessen, sich entschuldigen zu lassen. Nach einer Stunde vergeblichen Wartens setzte man sich zu Tische. Ich befand mich neben dem Hausherrn, dessen nicht fingierte, sondern reelle Heiterkeit und Sorglosigkeit seine Gäste in Erstaunen setzte. Hingegen konnte Frau von Turgot, die mir gegenüber zwischen dem Nuntius und dem englischen Botschafter saß, ihre Unruhe nicht verbergen. Die Missionschefs erforschten gegenseitig ihre Mienen. Normanby, der ernst dreinschaute, fand mich heiter, der neapolitanische Gesandte, Antonini, jubelte, Roger, der belgische Gesandte, machte kein Hehl aus seinen Besorgnissen. Er weiß, daß Louis Napoléon die Orléanisten verabscheut, haßt und fürchtet. Nach dem Gastmahle bei der Fürstin Lieven. Ich finde daselbst nur Guizot und Werner von Mérode. Später kamen der Herzog von Noailles, Frau von Kalergi und Buol. Die Fürstin, ganz außer sich, weiß nicht, ob sie hoffen oder fürchten soll. Ich bringe nachstehend die Ereignisse des Tages. Gestern, Montag abends, empfing Louis Napoléon, wie gewöhnlich, im Elysée. Kein Wort, keine Gebärde, kein Blick, die die Gemütsbewegungen des Verschwörers hätten verraten können. Persigny, Morny, Flahaut, der neue Kriegsminister General St. Arnaud, der neue Polizeiminister Herr von Maupas, wahrscheinlich auch Carlier, der sich in letzterer Zeit dem Präsidenten genähert hat, waren allein in das Unternehmen eingeweiht.

Morny und St. Arnaud, der eine der Kopf, der andere der Arm, spielten dabei die Hauptrolle. Gegen 1 Uhr morgens brachte ein Adjutant des Präsidenten das Manuskript in die Nationaldruckerei. Berittene

[1]) Herr von Hübner war 1841—1844 Gesandtschaftssekretär in Lissabon gewesen. Die Redaktion.

[2]) Später erfuhr man, daß der Prinz gänzlich demoralisiert war, und daß Morny und Persigny, über diese Schwäche erschrocken, ihn dazu bewogen haben, sich zu Bette zu begeben.

Gendarmerie und ein leerer Fiaker folgten ihm. Die Arbeiter wurden streng überwacht. Um 4 Uhr früh verließ der Fiaker mit dem ersten Stoße gedruckter Anschlagezettel die Druckerei. Während dieser Zeit wurden die Generäle Changarnier, Cavaignac, Bedeau, La Moricière und Leflô, die Herren Thiers, Roger (du Nord), Charras von der Bergpartei und andere Mitglieder der Nationalversammlung arretiert, nach Mazas gebracht und in Einzelhaft gesetzt. Zu seiner großen Überraschung erfuhr das Publikum heute früh, daß die Pforten der Nationalversammlung geschlossen und die Rue de Bourgogne, sowie die Brücke und die Place Louis XV militärisch besetzt seien. Um seine gerechtfertigte Neugierde zu befriedigen, brauchte es nur die an den Mauern angeschlagenen Proklamationen zu lesen: „Da die Nationalversammlung aufgelöst ist und das allgemeine Wahlrecht hergestellt wurde, wird die Nation aufgefordert, Louis Napoléon zu autorisieren, auf Grundlage der Verfassung vom Jahre VIII (1800) eine neue Konstitution, die seine Befugnisse als Präsident der Republik ꝛc. auf die Dauer von zehn Jahren festsetzt, auszuarbeiten." Den Volksrepräsentanten erschien es wie ein Traum. Der alte Dupin, ein Schlaukopf, ließ sich fangen und in seiner Wohnung unter Aufsicht stellen. Im Elysée hatte man gar keinen Grund, ihn zu schonen. Etwa zweihundertundfünfzig legitimistische, orléanistische und andere Deputierte, darunter Berryer, Fallour, Montebello, Oudinot, Laurestan, Jules de Lasteyrie, der Herzog von Broglie, Piscatori und viele vom Berge, versammelten sich, nachdem sie vergebens versucht hatten, in die Nationalversammlung einzudringen, im zehnten Bezirk (Rue de Grenelle) und erklärten den Präsidenten für abgesetzt. Vom General Espinasse arretiert und provisorisch in der Kavalleriekaserne am Quai d'Orsay eingesperrt, wurden sie in der Nacht in den für Verbrecher bestimmten Zellenwagen, die reinigen zu lassen man nicht einmal der Mühe wert fand, nach dem Mont Valérien, nach Vincennes und Mazas gebracht. Der Herzog von Broglie und zwei andere Deputierte wurden in Freiheit gesetzt. Herr Molé, der des Morgens erfuhr, daß seine Kollegen auf dem Bürgermeisteramt in der Rue de Grenelle arretiert worden seien, und daß sie sich noch daselbst befänden, eilte dahin, um ihr Los zu teilen. Der wachthabende Offizier aber, dem das Handwerk eines Gefängniswärters, das man ihm aufgebürdet hatte, nicht zu gefallen schien, verweigerte seine Aufnahme, indem er sagte: „Hier geht man weder ein noch aus." Dieser erste Tag wird als günstig für den Prinzen angesehen. Die Physiognomie der Stadt ist (von ihrem Standpunkt aus) eine gute. Louis Napoléon hat sich in den Straßen gezeigt. Man behauptet, daß ein Schuß gegen ihn abgefeuert worden ist, und daß die Kappe seines Adjutanten Fleury von einer Kugel durchlöchert wurde.

Mittwoch, 3. — Sehr zeitig morgens bei der Fürstin Lieven. Ich finde daselbst Guizot und andere Freunde. Es ist ein fortwährendes Kommen und Gehen. Die Fürstin wächst dem Anscheine nach mit den Umständen. Wir lachen ein wenig im geheimen über sie, sie ist aber eine „Staatsfrau" und in allen Wechselfällen des Lebens eine große Dame. Seit gestern hat die Stadt ihr Aussehen verändert. Überall Blusenmänner und sehr viele unheim-

liche Gestalten. Man merkt, daß die Arbeiter feiern. Im Ministerium des Äußern ging alles drunter und drüber. Offenbar haben die Leiter im Elysée zuviel Geschäfte auf dem Halse, um sich mit dem Auslande und dessen Vertretern zu befassen.

Gestern abend suchte die Canaille das Weite, als die Truppen sich in der Nähe des Faubourg St. Antoine ansammelten. Im Mittelpunkt der Stadt wurden einige elende Barrikaden errichtet, jedoch bald von den Truppen erstürmt. Ein Mann, namens Baudin, wurde getötet und ein anderer vom Berge verwundet und gefangen genommen.

Trotz einer heftigen Neuralgie durchwanderte ich tagsüber die Straßen von Paris, zog Erkundigungen ein und schrieb Berichte. Abends bei der Fürstin Lieven. Blaß und ganz abgezehrt tritt Antonini ein, und obwohl niemand zum Scherzen aufgelegt war, wurde der Gesandte von Neapel mit lautem Gelächter empfangen. Niemand kann so gut Angst haben als die Neapolitaner. Buol, Frau von Kalergi und Miß Marion Ellice waren auch anwesend. Später kam der Herzog von Noailles mit der Nachricht, daß man hoffe, die Roten werden morgen die Schlacht aufnehmen. Das Nichtvorhandensein eines Feindes ist es, was die Lage des Elysées eher awkward und, ich füge hinzu, gefährlich gestaltet. Gegen 11 Uhr nachts trägt man auf dem Boulevard du Temple zwei Leichname auf einer von Fackelträgern umgebenen Bahre herum. Die Vorübergehenden, unter diesen Baron Ottenfels, wurden gezwungen, vor ihnen den Hut abzunehmen. Als ich ziemlich spät in meinem Wagen nach Hause fuhr, begegnete ich keiner Seele. Nur in der Rue de Grenelle, wo die Botschaft sich befindet, sah ich Truppenkolonnen und Ordonnanzen, die unaufhörlich im Galopp hin und her sprengten.

Donnerstag, 4. — Man beurteilt den gestrigen Tag als günstig für den Prinzen. Die Kleinbürgerschaft ist in Schrecken versetzt und verkriecht sich hinter ihren Buden. Die Verhaftung so vieler Deputierter mißfällt ihr. In dieser Sphäre weiß man nicht, um was es sich handelt. Bald wird man es erfahren. Die Regierung ist wegen des Mangels an einem zu bekämpfenden Feinde in großer Verlegenheit. Sollte die durch den gestrigen und vorgestrigen Tag geschaffene Lage andauern, würde ihre Stellung unhaltbar werden. Sie ist ohnehin schon sehr kritisch. Die Vorstädte scheinen wenig Lust zu haben, die Schlacht anzubieten oder anzunehmen. Sie ziehen es vor, die Soldaten zu ermüden und sie durch Märsche und Gegenmärsche, die zu nichts führen, gegen dieses Unternehmen unwillig zu stimmen. Auch beginnt man schon an dem Gelingen des Staatsstreiches zu zweifeln. Im Ministerium des Äußern macht man uns gegenüber daraus kein Hehl. Heute morgen erfuhr ich bei der Fürstin Lieven, daß die Absicht bestehe, den Insurgenten (wenn es deren gibt) Zeit zu lassen, ihre Barrikaden zu errichten, bevor man sie angreift. Es war in der Tat erst gegen 2 Uhr, als sich General Magnan, der Kommandant der Armee von Paris, in Bewegung setzte. Es handelte sich darum, die Insurgenten zwischen den Boulevards, den Straßen St. Martin und Richelieu und den Kais in der Nähe des Stadthauses einzuschließen. Auf den Boulevards wimmelte es von Spaziergängern in bürgerlicher

Kleidung[1]), Neugierigen, die offenbar gekommen waren, um zu schauen, aber nicht um zu handeln, als plötzlich das Militär, ohne augenscheinlichen Grund, an verschiedenen Punkten auf die Leute auf der Straße, auf den Balkons und an den Fenstern feuerte. Das Feuer wurde am Boulevard des Italiens bei der Einmündung der Rue Taitbout eröffnet und zuerst auf die Personen, welche das Café Tortoni und die Maison Doré füllten, gerichtet, nahm nach und nach in dem Maße, als die Kolonne vorrückte, zu und wurde auf dem Boulevard Poissonnière und neben der Porte St. Denis sehr heftig. Eine in der Nähe dieses Denkmals errichtete Barrikade wurde nach der ersten Decharge geräumt. Bei St. Eustache machte die Mobilgarde einen glänzenden Angriff. Die Aufrührer waren freilich in geringer Anzahl und leisteten nirgends ernsten Widerstand. Der Kanonendonner hielt jedoch bis gegen 4 Uhr an. Um 7 Uhr abends war der Sieg über diesen nur halb vorhandenen Feind entschieden; um 10 Uhr nachts war er ein vollkommener. Ein mildes und feuchtes Wetter und ein leicht bedeckter Himmel schienen tagsüber die Insurgenten (die wenigen, die vorhanden waren), die Truppen und die Gaffer, von denen eine große Anzahl die Neugierde, die sie nach den Boulevards getrieben hatte, mit dem Leben büßte, zu begünstigen.

Ich sprach mehrmals bei der Fürstin von Lieven vor, wo von Anhängern der beiden Lager fortwährend Nachrichten einliefen oder überbracht wurden. Eine peinliche Szene verursachten daselbst die Ausbrüche von Mathias de la Redorte, des eifrigen Parlamentariers, der unter dem Eindrucke der Ereignisse von heftiger Tobsucht befallen zu sein schien. Graf Buol und ich nahmen, als wir die Salons der Rue St. Florentin verließen, unsern Weg über die Boulevards. Bei der Rue de Grammont angelangt, wurden wir in der Menge von einander getrennt, und ich sah, wie ein Infanteriezug aus nächster Nähe auf die Gruppe, in welcher sich Buol befand, Feuer abgab. Zum Glück wurde er nicht getroffen. Etwas weiter, neben der Barrikade bei der Porte St. Denis, wollte es der Zufall, daß ich Zeuge einer burlesken Szene wurde.

Ein Straßeneckenredner, ein wahres Galgengesicht, hielt eine Ansprache an einen Haufen von Blusenmännern. Er schrie sich halbtot, indem er unaufhörlich wiederholte: „Brüder, setzen wir uns zum Bankett der Natur!" Mit offenem Maule und offenbar überzeugt lauschte die Menge seinen Worten.

Ich trachte, mich ihm zu nähern, und den britischen Akzent nachmachend — denn die Aufrührer respektieren den Engländer mehr als die übrigen Ausländer — sagte ich ihm: „Bruder, was ist denn eigentlich das: ‚Bankett der Natur'?" Der Interpellierte schien verlegen, zögerte, stammelte und wußte nichts anderes zu sagen, als daß ein Bankett ein Bankett sei, und daß es in Amerika viele Bankette gebe. Diese Antwort mißfiel seinem Auditorium. Um mich herum hörte ich sagen: „Der Engländer hat recht; er muß sich deutlicher aussprechen." Durch den Ausdruck eines einzigen Zweifels habe ich also die

[1]) Deshalb hat der 4. Dezember in der Geschichte des Staatsstreiches den Namen des „Tages der Paletots" bekommen und beibehalten. Wer hat den Truppen den Befehl erteilt, auf friedfertige Leute zu schießen? Man hat es nie erfahren. Es ist einer der unseligsten Züge der Verschwörung, die Louis Bonaparte auf den Thron von Frankreich erhoben hat.

Gläubigen zu Skeptikern bekehrt. Diesem Schreier wäre es übel ergangen, würde uns nicht in diesem Momente eine plötzlich aus der Rue St. Denis heranstrengende Reiterabteilung attackiert haben. Ich hatte gerade Zeit genug, in ein offenstehendes Tor zu springen, das alsbald hinter mir geschlossen wurde. Ich befand mich in einem Konfektionsgeschäft mit ungefähr zwanzig Näherinnen gefangen und eingesperrt. Diese jungen Mädchen empfingen mich lachend und gewährten mir, währenddessen die Dragoner „die Brüder" draußen niedersäbelten, die liebenswürdigste Gastfreundschaft.

Im Cercle de l'Union an der Ecke der Rue de Grammont wurden kurz vor meinem Eintreffen daselbst durch das Feuer aus den Reihen der vorüberziehenden Truppe die Spiegel zertrümmert. Ein Offizier drang mit einem Pikett unter dem Vorwande, daß von den Fenstern aus auf sie geschossen wurde, in das Haus ein. Herr von Bonmont mit drei oder vier anderen Mitgliedern des Klubs, darunter auch der General Ornano, hatten Mühe, diesen Offizier zu bewegen, sich zurückzuziehen, ohne Arretierungen vorzunehmen. Um die Unwahrheit dieser lächerlichen Beschuldigung zu beweisen, wollten sich die Mitglieder des Klubs auf das Zeugnis des Generals berufen; dieser war aber geheimnisvoll verschwunden. Niemand hatte ihn hinausgehen sehen. Schließlich, als die Soldaten sich entfernt hatten, fanden wir den tapferen General unter einem mit einem Teppich zugedeckten Tische. Niemand wird wohl den ausgezeichneten Ornano der Feigheit bezichtigen! Unter lautem Gelächter gestand er uns, daß er sich versteckt habe, weil er nicht in einem Klub, der als dem Prinzen Louis feindlich gesinnt gilt, hauptsächlich aber nicht mit Péquins (Zivilisten) arretiert werden wollte.

Abends bei der Fürstin Lieven. Ihr Salon hat ein anderes Aussehen. Außer Werner de Mérode keine Burggrafen mehr! Dieser lächelt wehmütig und läßt von Zeit zu Zeit scharfe Bemerkungen von unwiderstehlichem Witze gegen seine besiegten und zum Teil eingesperrten Freunde los. Sein Schwager, Herr von Montalembert, den der Präsident über seine Absichten der Kirche gegenüber beruhigen ließ, zögerte nicht, seinen Frieden mit dem Elysée zu schließen. Heeckeren, einer derer, die gestern noch am meisten gegen den korsischen Catilina schrieen, beugt sich bereits vor dem neuen Gestirn, begrüßt den Sieger des Tages, und einen gebieterischen Ton anschlagend, schnitt er Herrn Guizot kurzweg das Wort ab. Ja, der Streich ist gelungen und die Elyseer von gestern und, wie Heeckeren, von heute, haben recht, Viktoria zu rufen. Louis Napoléon ist der Herr von Frankreich geworden. Er ist es durch die Armee geworden. Im Juli 1830 war es die Bürgerschaft, die siegte; im Februar 1848 das Volk; am 4. Dezember 1851 das Heer. Nun sind wir bei Mexiko angelangt.

Freitag, 5. — Heute morgen wurden einige kleine Barrikaden im Norden des Boulevard Montmartre ohne Schwertstreich von der Truppe genommen, und die Ordnung ist nun überall hergestellt. Heute morgen diktierte ich meinen Sekretären einen langen Bericht über die Ereignisse der letzten Tage. Meine Informationen gründen sich auf das, was ich persönlich gesehen und vernommen habe, sowie auf von Ottenfels und Richard Metternich gesammelte

Erkundigungen, die, dem Beispiel ihres Chefs folgend, die Viertel, wo Zusammenstöße stattfanden, noch während man sich schlug, aufgesucht haben. So wie ich bekamen sie viele Truppen, viele Gaffer und wenig Aufständische zu sehen.

Samstag, 6. — Das feuchte und milde Wetter der vier Tage des Staatsstreiches ist nun schön und kalt geworden und auf den Boulevards wimmelte es von Spaziergängern, die begierig sind, den Kampfschauplatz, wenn man überhaupt von Kämpfen reden kann, zu sehen. Aber immerhin weisen die Häuser dieser reichen und eleganten Stadtteile Spuren eines Hagels von Gewehrkugeln und Kartätschen auf. Die Verwüstungen beginnen bei der Rue du Helder und de Grammont und erstrecken sich bis über die Porte St. Martin hinaus. Ich hatte große Mühe, mir einen Weg zu bahnen, als ich meine Schritte nach der Place St. Georges und der Rue de la Grange Batelière richtete, um Kondolenzbesuche bei zwei Damen, die der Staatsstreich ihrer Männer beraubte, Frau Thiers und Frau Roger (du Nord), zu machen. Thiers wurde übrigens heute abend in Freiheit gesetzt.

Mit Richard Metternich in einer Loge der italienischen Oper. Der Saal war fast ganz leer, und es ist hauptsächlich das elegante Publikum, das durch seine Abwesenheit glänzt. Man schätzt die Zahl der Getöteten auf zweitausendsiebenhundert. Dies ist vielleicht übertrieben; was aber keinem Zweifel unterliegt, das ist, daß die Neugierigen die Mehrzahl der Toten ausmachen und daß die Truppe in brutaler Weise und ohne jede Einsicht von der Waffe Gebrauch gemacht hat. Auch ist erwiesen, daß alle Barrikaden bei der ersten Decharge geräumt wurden. Die Sektionsführer hatten auf die Arbeiter gerechnet, aber die Arbeiter wollten nicht auf die Gasse herabsteigen.

Sonntag, 7. — Fürstin Lieven hat sich in eine eifrige Elyseerin verwandelt. Ihre Freunde von gestern, die bestürzten oder eingekerkerten parlamentarischen Führer, erscheinen nicht mehr in ihren Salons, wo man am heutigen Abend nur russische Damen in großer Anzahl und, in einer Ecke allein und verlassen, Herrn Guizot sieht. Was mich unterhält, das ist die Unbefangenheit, mit der die Fürstin ihre Unbeständigkeit gesteht, und die Ungeniertheit, mit welcher sie diese zur Schau trägt.

Montag, 8. — Aus den Departements lauten die Nachrichten schlecht. Im Zentrum (Nièvre, Somme und Loire, Cher ꝛc.) rühren sich die Roten. Im Süden (Gard, Var, Obere und Untere Alpen) Volksaufstände grausamen Charakters. Die Unterdrückung wird aber energisch und wirksam betrieben. Abends Empfang des diplomatischen Korps und von tutti quanti im Elysée. Der Präsident strahlte vor Freude. Thiers, von neuem arretiert, wurde nach Kehl dirigiert.

Dienstag, 9. — Fould hat das Finanzministerium wieder übernommen. Ich speiste bei ihm mit den beiden Helden des Tages, den Generälen St. Arnaud und Magnan. St. Arnaud hat ein ausdrucksvolles Gesicht und, bis zu einem gewissen Grade, die Manieren der Welt: der Gentleman und Abenteurer zugleich. Magnan ist ein gewöhnlicher Troupier und sieht gemein aus.

Das Panthéon wurde dem Kultus wiedergegeben. Montalembert hat sich mit dem Präsidenten ausgesöhnt. Der Klerus, mit Ausnahme der streng

legitimistischen Elemente, erklärt sich zugunsten der neuen Ordnung der Dinge. Die Koterie Broglie und die Doktrinärs im allgemeinen sind wütend, die Legitimisten verlegen, Fallour und seine Freunde schwach und unentschlossen. Lord Normanby verurteilt ganz offen den Staatsstreich und erhält deshalb von Lord Palmerston, der volles Vertrauen für den neuen Herrn von Frankreich affektiert und in jeder Weise an den Tag legt, einen Verweis. Louis Napoléons Organe, der „Constitutionnel“ und die „Patrie“ richten tagtäglich ausgezeichnete und in bezug auf Logik sehr gewichtige Artikel gegen das parlamentarische System, sind aber von einer jämmerlichen Schwäche in ihrer Verteidigung der Konstitution des Jahres VIII, mit welcher der Präsident Frankreich auszustatten gedenkt. Alle der Regierung feindselig gestimmten Blätter wurden aufgehoben. Unter den gegebenen Umständen begreife ich dies. Staatsstreich und Freiheit der Presse lassen sich nicht vereinbaren. Was aber unklug und zugleich empörend ist, das ist die giftige Polemik gegen die besiegten Parteien, denen man gewaltsam den Mund geschlossen hat.

Sonntag, 14. — Bei Valdegamas mit Montebello, Drouyn de Lhuys, dem Herzog von Broglie, dessen Sohn Albrecht und einigen Damen gespeist. Es war aber kein Diner, es war eine Schlacht. Bei gegenwärtigem Zeitlauf muß man darauf verzichten, politische Männer verschiedener Färbung an einem Tische zu vereinen.

Mittwoch 17. — Seit zwanzig Jahren hat Louis Napoléon davon geträumt, den Thron seines Onkels zu besteigen. Nun ist er seinem Ziele nahe und hat nebenbei seinen Reisesack mit Projekten als: Verfassungs- und Gesetzentwürfen aller Art, die er in seinem unruhigen, träumerischen, phantastischen Geiste während einer langjährigen Haft und Verbannung ausgearbeitet hat, angefüllt, Projekten, die samt und sonders voll imperialistischer Überlieferungen und voll revolutionärer Doktrinen jener geheimen Sekten sind, denen er noch angehört. Bei alledem mangelt es ihm aber nicht an konservativen Instinkten. Diese besitzen alle die, die jetzt ans Ruder kommen. Das erklärt den Zustand des Zögerns und der Unruhe, in welchem er sich befindet, wenn man der Schwatzhaftigkeit der ihm vertrauten Personen Glauben schenken darf. Es gibt Stunden, sagt man mir, in denen er nur von Krieg und Eroberungen träumt; dann lächeln ihn wieder die Annehmlichkeiten einer friedlichen Regierung mit all ihren Genüssen an. Dies würde aber seinerseits eine konservative Regierung voraussetzen, die danach wäre, die alten Herrscher zu beruhigen und sie geneigt zu machen, ihn als einen der Ihrigen anzusehen. In dieser Richtung hat er übrigens bereits einen Schritt nach vorwärts getan, indem er sich der Kirche freundlich gesinnt gezeigt hat. Man muß ihn daher, wie mir scheint, aneifern, auf diesem Wege weiterzuschreiten. Da er Bonaparte und Carbonaro, also ein Doppelsohn der Revolution ist, kann das Ende einer Militärrevolution wahrlich nicht die Grundlage zu einer konservativen Monarchie bilden. Man wird ihn eine Zeitlang, wenn auch nicht für die Dauer seiner Herrschaft, im Zaume halten können. In diesem Sinne arbeite ich durch Flahauts Vermittlung, der auf meine Ansichten eingeht, um ihm begreiflich zu machen, daß es in seinem Interesse liege, Europa Vertrauen

einzuflößen und vergessen zu lassen, auf welch' unregelmäßige und besorgniserregende Art er zur Regierung gelangt ist und daß es deshalb notwendig sei, seinem Lande so viel als möglich konservative Institutionen zu verleihen.

Sonntag, 21. — Der Präsident ließ mich durch Flahaut um unsere Paßvorschriften ersuchen; ich habe sie ihm übermittelt. Morny sprach mit mir lange über die Lage. Es ist der verständigste Kopf im Elysée.

Montag, 22. — Gegen Abend erhalten wir die ersten Nachrichten über das Plebiszit. Von acht Millionen Wählern haben *sieben* für den Präsidenten gestimmt.

Mittwoch, 24. — Weihnachtsabend. Ein ereignisreicher Tag. Ich resumiere denselben in nachstehender telegraphischer Depesche an den Fürsten Schwarzenberg: Die Wahl des Präsidenten gesichert, Lord Palmerston demissioniert, die Königin von Spanien von einer Thronerbin[1]) entbunden.

Januar 1852.

Das neue Jahr bringt dichten Nebel und Frost, sowie eine Proklamation Louis Napoléons, den siebeneinhalb von acht Millionen Wählern in seiner Würde bestätigt haben. Um das Ergebnis des Plebiszits zu konsekrieren, wurde ein Tedéum in Notre Dame angestimmt. Viel Pomp, viele militärische Uniformen. Das diplomatische Korps: der Nuntius Gariboldi, Normanby, Antonini, ich ꝛc. wohnten an der Seite des Prinzen der Zeremonie bei, Hatzfeld[2]) und Kisseleff waren durch Unwohlsein daran verhindert. Der Prinz ist ruhig und träumerisch.

Mittwoch, 7. — Tagtäglich bringt der „Moniteur" neue Dekrete des Auserwählten des Volkes. Heute wurde der Wahlspruch „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" von den Fronten der Kirchen und öffentlichen Gebäude, die er verunstaltet hatte, beseitigt.

Donnerstag, 8. — Die Freiheitsbäume, die noch stehen geblieben sind, wurden beschnitten. Das Land sehnt sich nach Autorität, leert mit Wollust den Kelch, den ihm die Säbelherrschaft hinhält, und tröstet sich darüber, wenn es überhaupt eines Trostes bedarf, indem es sich sagt, es sei die Nation, die sich einen Herrn gegeben habe. Die Parlamentarier suchen nicht, ihre Bestürzung zu verbergen oder vermögen dies nicht. Gestern noch die Herrscher, kehren sie heute zum Nichts zurück. Und weil sie an die Souveränität des Volkes glauben, so haben sie, außer ihrem persönlichen Leid, noch die kränkende Überzeugung zu tragen, daß die erdrückende Majorität, die für Louis Napoléon gestimmt hat, die französische Nation darstellt, und daß diese Nation Louis Napoleon freispricht, um sie zu verurteilen, die dieser Meineidige verjagen, einkerkern und in Schubwagen durch die Straßen von Paris schleppen ließ. Der Präsident ist somit Herr des Landes. Bisher hat ihn sein Stern gut geleitet. Seine Macht stützt sich auf die Armee. „Mit ihr, durch sie und für sie" muß künftighin sein Wahlspruch sein. Er ist durch das Recht der

[1]) Die Infantin Isabella, 1868 mit dem Grafen Girgenti vermählt. Seit 1871 Witwe.
[2]) Der preußische Gesandte.

Eroberung Herr von Frankreich geworden. Oder Frankreich ist vielmehr in die Falle geraten, die er und seine Mitarbeiter ihm gestellt haben. Das ist es aber gerade, was er nicht sieht, denn er ist gläubig, er ist ein durchdrungener Revolutionär. Er erkennt die Legitimität an, gleichgültig, ob sie von oben oder von unten kommt. Das „vox populi, vox Dei" bildet seinen politischen Katechismus. Er glaubt nicht an den Parlamentarismus, er hat niemals daran geglaubt, in Wirklichkeit glaubt er nur an seinen Stern. Das ist es, was seine Kraft ausmacht. Er ist schlau und besitzt in hohem Grade die Kunst zu konspirieren. Die Weisheit, die Anlage zu gründlichen Kombinationen, das Geschick, diese ins Werk zu setzen, alle diese für einen Regenten notwendigen Tugenden und Eigenschaften sind ihm gänzlich fremd.

Samstag, 10. — Der „Moniteur" bringt eine Liste von siebzig Mitgliedern des Berges, die ausgewiesen werden. Die Gefangenen von Ham: die Generäle Changarnier, Bedeau, de la Moricière, Leflô ꝛc., bilden mit den Herren Thiers, Duvergier, Jules de Lasteyrie und de Remusat eine andere Kategorie und werden „einstweilen außer acht gelassen". In den Salons des Faubourg St. Germain ist man empört, gereizt, besorgt. Durch diese ganz natürliche Aufregung klingt der Ton einer geheimen Furcht durch. Eine aus einer Militärverschwörung hervorgegangene willkürliche Regierung fordert Unruhen heraus und rechtfertigt sie, das begreift sich. Was mir aber auffällt, ist, daß die neue Generation den Begriff von einer starken Macht, die sich Gehorsam verschaffen will und kann, verloren zu haben oder vielmehr nie gehabt zu haben scheint. Wenn man die Dekrete liest, mit welchen uns der „Moniteur" überschüttet, wenn man sieht, was vor unseren Augen vor sich geht, ist man ganz verblüfft; man meint zu träumen, man will seinen Augen nicht trauen. Die neue Präsidentschaft nimmt die Allüren des Kaiserreiches an, dessen sich freilich nur noch Greise erinnern können.

Montag, 12. — Das offizielle Blatt publiziert das Gesetz bezüglich der Nationalgarde. Die Gegner dieser Institution meinen, daß es eine halbe Maßregel sei.

Galadiner beim Polizeipräfekten, Herrn von Maupas. Um den großen Tisch herum sah man nur zufriedene oder vielmehr solche Leute, die auf allerlei Benefizien rechnen. Es ist dies der Vorteil der neuen Gewalten, alle möglichen fetten Pfründen schillern lassen zu können. Es ist ihr Honigmonat. Jedermann hofft. Von Maupas zur Herzogin von Galliera. Welch gewaltiger Wechsel in der Atmosphäre!

Donnerstag, 15. — Bei gänzlicher Gleichgültigkeit des Publikums wurde heute die neue Verfassung verkündet. Es ist eine Nachahmung der Konstitution vom Jahre VIII, mit der Beschränkung jedoch, daß der gesetzgebende Körper durch das allgemeine Wahlrecht erwählt wird. Unmittelbar nach dem Staatsstreich sagte mir Louis Napoléon, daß er der Bekräftigung durch das Volk, durch ein Plebiszit bedürfe, daß er sich jedoch wohl hüten werde, dieses Prinzip in die Verfassung aufzunehmen, die er seinem Lande zu geben gedenke. „Ich lasse mich meinetwegen mit dem Wasser des allgemeinen Wahlrechtes taufen; es fällt mir aber nicht ein, mich zu binden." In demselben Sinne äußerte er sich auch Montalembert gegenüber.

Ich sehe, daß er sich in letzter Stunde eines anderen besonnen hat.

Beim Diner bei der Marquise von Caramon begegnete ich Duchatel und ich konnte wieder einmal den gesunden Verstand und die Ruhe des ehemaligen Ministers des Königs Louis Philipp bewundern.

Samstag, 17. — Rechberg schreibt mir, daß Fürst Felix Schwarzenberg einen Schwindelanfall gehabt hat[1]). Diese Nachricht hat mich für den Rest des Tages tief erschüttert.

Sonntag, 18. — Großes offizielles Diner bei mir: Der Marschall Excellmans, Morny (Minister des Innern), Fould (Finanzminister), Fortoul (Unterricht), Baroche (Vizepräsident des Staatsrates), Drouyn de Lhuys, d'Argout, Herzog von Mouchy, Hatzfeld, Kalimaki, Thouvenel, Persigny, Maupas (Polizeiminister), Thayer (Post), Gretin (Zoll) ꝛc. Morny, der schweigsam und gedankenvoll war, vertraute mir zum Schluß an, daß er Grund habe, mit dem Prinzen, der daran denke, Persigny ins Ministerium zu berufen, unzufrieden zu sein. Letzterer ist hingegen von ausgelassener Heiterkeit, was die Befürchtungen seines geheimen Feindes zu rechtfertigen scheint.

Dienstag, 20. — Bei Drouyn de Lhuys gespeist und den Abend bei den St. Aulaire und der Herzogin von Istrien verbracht. Überall spricht man von einer Ministerkrise. Turgot, den ich heute morgen sah, war sehr verlegen.

Donnerstag, 22. — Mit St. Aulaire und mehreren Elyseeern, darunter Baroche und die Generäle d'Hautpoul und La Hitte, beim Herzog Decazes gespeist. Morny hat seine Demission eingereicht; das ist die Neuigkeit des Tages.

Freitag, 23. — Die allgemein, selbst von Freunden des Präsidenten, getadelte und von Morny energisch, aber vergebens bekämpfte Beschlagnahme der Güter der Familie von Orléans hat die Veranlassung zum Ministerwechsel, der heute Tatsache ist, gegeben. Persigny, der in administrativen Sachen ganz unerfahren ist, ersetzt Morny im Ministerium des Innern, Abbatucci wurde zum Siegelbewahrer und Casabianca zum Staatsminister ernannt.

Samstag, 24. — Ball in den Tuilerien, die ich seit der Regierung Louis Philipps mit keinem Fuß mehr betreten hatte. Daselbst habe ich 1837 und 1838, bei Beginn meiner diplomatischen Laufbahn, getanzt und gespeist, und während des Winters 1846 auf 1847 hatte ich oftmals den Hofkonzerten beigewohnt. Zur Zeit meines ersten Besuches herrschte das bürgerliche Element vor. Man sah viele Deputierte, von denen mehrere, war es bewußt, war es unbewußt, durch ihre wenig anständige Kleidung Zeugnis von dem vorgeschrittenen Grad ihrer politischen Gesinnungen ablegten.

Die Nationalgardisten erschienen immer in sehr großer Anzahl. Zu dieser gemischten Gesellschaft paßte Louis Philipp in keiner Weise, dessen Züge eine erstaunliche Ähnlichkeit mit denen Ludwigs XIV. hatten, paßte nicht die königliche Haltung der Königin Amélie und ihrer Tochter, der Prinzessin Klementine, sowie die natürliche Vornehmheit der Herzogin von Orléans. Die schöne und imposante Erscheinung des Gemahls dieser Prinzessin blieb meinem Gedächtnis tief eingeprägt. Diese ganzen Soireen rochen aber noch nach dem Pulver der Julibarrikaden. Im Jahre 1847 hatte sich die Szene geändert. Der ein

[1]) Er starb am 5. April.

wenig gealterte und ein bißchen dickleibig gewordene König fühlte sich fester auf dem Throne. Dank seiner Weisheit hatten die alten Höfe des revolutionären Ursprunges seines Königtums vergessen. Er besaß in der Person seines Schwiegersohnes, des Königs Leopold, der häufig sein Gast war, einen pfiffigen und geschickten Vermittler bei den Monarchen und bei den Staatsmännern des alten Europas und in Herrn Guizot, der über die Kammern und über die Wähler von Frankreich verfügte, einen Ministerpräsidenten, der dazu bestimmt zu sein schien, sein Ministerium bis an sein Lebensende zu führen. Die Gesellschaft, die man in den Tuilerien antraf, war eine gewähltere und sah weniger demokratisch aus. Thiers allein gefiel sich darin, in schwarzer Krawatte bei Hofe zu erscheinen.

Die Höflinge aber lächelten und flüsterten sich ins Ohr: „Er ist nicht so böse, als er scheinen möchte." All diese Erinnerungen verfolgten mich heute abend. Es war mir wie ein heller Traum, der mir gestattete, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen. Die Gegenwart, das waren die Tuileriensäle, die mir einer Reinigung und Auffrischung sehr bedürftig schienen; eine große Anzahl sehr schöner junger Frauen in eleganten Toiletten, zahlreiche Uniformen, viel mehr als schwarze Fräcke, und keine Nationalgarde, die de facto zu bestehen aufgehört hat. Zweimal zog mich der Prinz-Präsident, wie man ihn seit dem Staatsstreiche nennt, beiseite, um mit mir über die Lage Frankreichs zu sprechen. Er scheint es nicht erwarten zu können, seinem Werke die Krone aufzusetzen.

Sonntag, 25. — Großes Diner bei mir: Graf Molé, Herzog und Herzogin d'Ayen, Herzog von Richelieu, Marquis und Marquise Jumilhac, Fürst und Fürstin von Léon, Gräfin Alexander Girardin, Graf Stanislaus von Blacas ꝛc. Die Konfiskation der Güter der Familie Orléans hat in der hohen Gesellschaft und in der parlamentarischen Welt einen wahren Sturm entfesselt. Montalembert, der einzige unter den Führern der ehemaligen Nationalversammlung, der den Staatsstreich begrüßt hatte, sagt sich nun in aufsehenerregender Weise von Louis Napoléon los. Ich begreife dies; was ich aber nicht begreife, das ist, daß die Fürsten der Sprache nicht verstehen, daß der Prinz, indem er ihnen den Mund schließt, sie entwaffnet hat.

Februar 1852.

Sonntag, 1. — Lord und Lady Douglas (Prinzessin von Baden), Graf und Gräfin Montessuy, der Kriegsminister und Frau St. Arnaud, Fürst und Fürstin von Beauveau, Frau Narischkin, Frau von Kalergi, Miß Marion Ellice, Herzog von Beaufremont, Fürst Poniatowski, die Sekretäre und Attachés der Botschaft haben bei mir gespeist. Das ist ein Diner von puren Elyseeern.

Dienstag, 3. — Das Kaiserreich wird sich machen, das Kaiserreich macht sich, das Kaiserreich hat sich gemacht. Das sagen sich alle Leute, die einen seufzend, die anderen voll Hoffnung, die Fremden mit einer von Neugierde gemischten Gleichgültigkeit. Man hat die Augen auf den Auserwählten des Volkes gerichtet, man erforscht seine Züge, die nichts sagen, seinen Blick, der matt und schläfrig, nicht beredter als seine Lippen ist. Öffnet er diese, so geschieht es nur, um gleichgültige Dinge zu sagen. Während der ersten Präsidentschaft,

vor dem Staatsstreich, beschuldigten ihn die parlamentarischen Führer der Albernheit, der Unwissenheit, der Dummheit. Als er zum erstenmal sprach oder vielmehr stammelte, rief Montalembert aus: „Das ist ja die Rede eines Schweizers!“ [1]) Heute ist er im Range gestiegen: man heißt ihn nicht mehr dumm, man nennt ihn Sphinx.

Heute abend machte ich Besuche bei Turgot (noch Minister des Äußern), bei Roger (du Nord), einem fanatischen Orléanisten, bei der Fürstin von Lieven, bei Frau von Circourt und beim Grafen von Molé, wo sich die Damen des Faubourg St. Germain Rendezvous gegeben hatten. Überall derselbe Gesprächsstoff: Die Sphinx, oh die Sphinx!

Sonntag, 8. — Hier herrscht eine wahre Dinerepidemie; heute bei mir: die Herzogin von Istrien, Fürst und Fürstin Wittgenstein (geborene Bariatinsky), eines der reizendsten Geschöpfe, Fürst und Fürstin Mentschikoff, Graf und Gräfin Woronzoff, Fürst und Fürstin Kurakine, Marquis und Marquise von Nadaillac, Fürst Lichnowski und mein diplomatisches Personal.

Montag, 9. — Seit dem Staatsstreich beschäftigen sich die Freunde und Feinde Louis Napoléons mit nichts anderem als mit Diners, mit Bällen und mit Fahrten im Bois de Boulogne, wo sie ihre schönen Equipagen anschauen lassen. Heute abend war ich in der Oper, auf dem Balle der Frau von Pomeren und auf dem Balle im Elysée. Welche Überfülle an Unterhaltungen, und wie wenig unterhält man sich!

Dienstag, 10. — Mit Frau Narischkin und den Fürstinnen Galitzin und Mentschikoff im Vaudeville-Theater, um ein Stück von Alexander Dumas Sohn, „Die Kameliendame“, zu sehen. Ganz Paris läuft hinein. Der Autor, obwohl er nicht an seinen Vater hinanreicht, besitzt nichtsdestoweniger Talent, was um so schlechter ist, da er in Versuchung führen will.

Samstag, 14. — Als ich heute die Antwort meines Monarchen auf die Notifikationsbriefe Louis Napoléons über seine Wahl zum Präsidenten der Republik für zehn Jahre überreichte, hatte ich Gelegenheit, ausführlich mit ihm zu sprechen. Er setzte mir die hauptsächlichsten Bestimmungen des neuen Preßgesetzes auseinander, deren wichtigste darin besteht, daß der Regierung das Recht eingeräumt ist, die Zeitungen zu suspendieren, ja, sogar gänzlich zu unterdrücken, eine Befugnis, die wahrscheinlich auch den Zwang in sich schließt, dem Lande Stillschweigen aufzuerlegen. Wird sich dieses aber den Zwang gefallen lassen? Das weiß ich nicht; sicher ist nur eines, daß die neue Regierung einer näheren Untersuchung nicht wird standhalten können.

Dienstag, 17. — Zwischen Frau de La Ferté und Gräfin de Vogüé diniert, danach Besuche im vornehmen Viertel gemacht und den Abend im Elysée, wo uns der Präsident einen kleinen Ball gab, beschlossen. Die Fürstinnen Schatowskoi und Mentschikoff, die Gräfin Woronzoff und die Marquise de Contade tanzten die Mazurka mit einer unerhörten Lebhaftigkeit. Heeckeren führte den Tanz und machte hierbei Kreuz- und Quersprünge, die die allgemeine Heiterkeit erregten. Er dürfte daher in der nächsten Senatorenliste stehen.

[1]) Suisse werden in Paris diejenigen genannt, die in den Kirchen die Ordnung zu überwachen haben, oder auch der Portier in einem Palais.

Freitag, 20. — Abends bei Frau Thiers auf der Place St. Georges. Seit dem Tage nach dem Staatsstreich hatte ich sie nicht wiedergesehen. Ihr noch immer verbannter Gemahl befindet sich in London, wo er zu den Löwen der Saison zählt. Ich traf bei ihr Frau Dosne und ihre Tochter Fräulein Felicie und an Herren die zwei treuen Freunde des Hauses Mignet und Roger (du Nord). Als ich eintrat, herrschte tiefes Stillschweigen im Salon. Und doch ist Roger nicht schweigsam, und fehlt es Mignet, Gott weiß es, nicht an Geist noch an Lebhaftigkeit. Sie schienen aber in Gedanken versunken. Die Abwesenheit des Hausherrn macht sich fühlbar. Die Damen schlummerten, jede in ihrem Lehnstuhl. Der Salon mit seinen grünen Tapeten, mit der „Pietà", einer verkleinerten Kopie des Meisterwerkes von Michelangelo in St. Peter, über dem Kamin, das die Pendeluhr ersetzt (was mir immer mißfallen hat), alle Möbel, alle Bilder und kleinen Kunstgegenstände befanden sich auf ihrem Platz. Nichts war in dieser Wohnung verändert außer der Seelenstimmung ihrer Besitzer und Stammgäste, die plötzlich zu politischen Besiegten geworden sind.

Samstag, 21. — Ministerkrise in England. John Russell, von Palmerston, der einen Zusatz zur Milizvorlage votieren ließ, geschlagen, gab seine Demission. Man war auf dieses Ereignis gefaßt. Ich beschließe den Abend auf dem Balle der Fürstin Charles von Beauvau. Als sie mich einlud, hatte diese reizende Sarmatin vergessen, daß ich bei ihr die gesamte polnische und ungarische Emigration treffen würde. Ihr Mann, der ein Schlaukopf, sarkastisch und ein vortrefflicher Ehemann ist, hat die Gewohnheit, jedes Gespräch mit den Worten zu beschließen: „Heiraten Sie ja keine Polin." Es ist dies sein ceterum censeo, Carthaginem esse delendam.

Montag 22. — Prinzessin Mathilde (Demidoff), Tochter des Prinzen Jérôme, Marquis und Marquise de la Grange, Frau Varin geb. Bassano und ein großer Teil des diplomatischen Korps speisen bei mir. Nach dem Diner spielte Fräulein Clauß, eine vorzügliche Pianistin[1]).

Montag, 23. — Beim offiziellen Empfang des neuen englischen Botschafters Lord Cowley. Nachher Riesenball in den Tuilerien. Man sah viele neue Ziviluniformen und eine Menge schäbiger Militäruniformen. Während des Tanzes erfahren wir die Bildung des neuen englischen Kabinetts: Derby, erster Lord-Schatzmeister; Disraeli, Kanzler der Schatzkammer, und Malmesbury, Minister für auswärtige Angelegenheiten.

Sonntag 29. — Die Wahlen für den gesetzgebenden Körper finden bei gänzlicher Gleichgültigkeit des Publikums statt. Heute habe ich die Elite des Faubourg St. Germain bei mir zu Tische: Marquis und Marquise von La Ferté, Marquis und Marquise von Vogüé, Graf und Gräfin Pozzo di Borgo (geb. von Crillon), Graf und Gräfin von Beaufort (geb. Chateaubriand), eines der poetischesten Wesen der Schöpfung, Graf und Gräfin Xaver von Blacas, Guizot, Graf von Nadaillac, Imre Szechenyi ꝛc.

[1]) Seit 1857 vermahlt mit dem Publizisten Fr. Szarvady.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Wilhelm von Polenz.

Ein Nachruf.

Vor mir liegen Aufzeichnungen von der Hand Wilhelms von Polenz, die er mir kurz vor seinem Hingang zum Zwecke einer Studie über ihn mitgeteilt hatte. Er schreibt dort von seinem letzten vollendeten Roman „Wurzellocker“: „Damit ist Polenz mit vollem Bewußtsein bei einem Abschnitt seines Schaffens angelangt. Eine fünfmonatige Reise nach Nordamerika brachte das auch äußerlich zum Ausdruck.“ Dieser Worte mußte ich gedenken, als wir in der zweiten Novemberwoche des abgelaufenen Jahres die Nachricht von des Dichters frühem Tod erhielten.

An einer Epoche glaubte er angekommen zu sein. In Wahrheit stand er am Ende seiner Bahn. Zum Glück war es dem rastlos schaffenden Manne noch vergönnt, die Eindrücke, die er von jenseits des Ozeans mitgebracht hatte, in seiner großzügigen Monographie „Das Land der Zukunft“ [1]) niederzulegen. Allein ehe er die Amerikareise angetreten hatte, waren von ihm bereits die Furchen zu neuer dichterischer Aussaat gezogen worden. Mit einem Roman — Polenz nannte ihn mit vorläufigem Titel „Glückliche Menschen“ — gedachte er den Reigen einer neuen Reihe von Werken zu eröffnen. Über dieser Arbeit, die er zu drei Vierteln vollendet hatte, ist die Feder seiner fleißigen Hand entsunken. Dies Werk sollte zuerst in der „Deutschen Rundschau“ erscheinen, wie bereits ein Teil des Amerikabuches hier zuerst veröffentlicht worden war [2]). Wir erfüllen daher eine zwiefache Pflicht der Pietät, wenn wir Wilhelm von Polenz an dieser Stelle ein Blatt dankbarer Erinnerung weihen.

In jenen Aufzeichnungen treten drei Lebensperioden deutlich auseinander: die Jugendjahre, die Zeit des werdenden Mannes und Schriftstellers, endlich die zehn Jahre nach außen und innen erfolgreicher Arbeit, gefestigter Lebensstellung als Gutsherr und Dichter.

Nicht ohne leisen Stolz hebt es Polenz, der am 14. Januar 1861 zu Ober-Cunewalde in der sächsischen Oberlausitz geboren ist, hervor, daß die historisch verbürgten Urkunden seiner Familie bis zum Jahr 1180 zurückreichen. Ohne alle Prätensionen hat er dem aristokratischen Grundgefühl, das in ihm lebte, doch immer kräftigen Ausdruck gegeben. Auch die mancherlei erzieherischen Einflüsse, die keine einheitlichen waren, der vierjährige Aufenthalt in einem evangelischen Pfarrhaus, der kurze Besuch einer Realschule in Dresden, die er alsbald mit dem Vitzthumschen Gymnasium vertauschte, der fast ausschließliche Verkehr mit Schülern, die älter waren

---

[1]) Berlin 1903. Vergl. die Besprechung des Buches im Novemberheft des laufenden Jahrganges der „Deutschen Rundschau“ durch M. von Brandt.

[2]) „Deutsche Rundschau“, Jahrgang 1902/3, Aprilheft.

als er selbst, seine gründliche Abneigung gegen den Schulunterricht und eine vorzeitige Beschäftigung mit Autoren der verschiedensten Geistesrichtungen wirkten bestimmend auf die Entfaltung seines Charakters ein. Zu den traditionellen Elementen einer streng konservativen, streng kirchlichen, wohl auch streng aristokratischen Erziehung gesellten sich schon früh solche, die ganz moderner Gefühls- und Anschauungsweise entstammten. Wie es so oft der Fall ist: des Jünglings erwachender Geist wendete sich mißmutig von der Schule ab und suchte vor allem in eigener schriftstellerischer, insbesondere dramatischer Produktion Befriedigung. Konflikte mit der eigenen Familie, mit den Idealen einer älteren Zeit, die dort sorgfältig gepflegt wurden, mögen schon damals nicht ganz ausgeblieben sein. Tieferes Verständnis fand er einzig bei seiner fünf Jahre älteren Schwester, nach seinen eigenen Worten „ein genial veranlagtes Mädchen stürmischen, widerspruchsvollen Temperaments von äußerst vielseitiger Begabung".

Militärzeit und Studienjahre in Dresden, Breslau, Berlin und Leipzig brachten eine Fülle von Anregungen. Verehrung für Bismarck und das Reich, Begeisterung für die Bestrebungen des „Vereins deutscher Studenten", juristische Fachstudien, die er ohne Neigung dem Vater zuliebe betrieb, und die eifrige Beschäftigung mit moderner Kunst und Literatur gingen scheinbar friedlich nebeneinander her.

Ohne ein klares, inneres Verhältnis zu Beruf und Leben gewonnen zu haben, trat er in Dresden in die juristische Praxis als Referendar ein. Sein Dasein gestaltete sich hier im höchsten Gade unerquicklich. Persönliche Verhältnisse intimer Art, literarische Neigungen, seine freigerichteten Ansichten brachten ihn in empfindlichen Gegensatz zu den Kreisen, denen er von Geburt angehörte. Zu den Widersprüchen seines äußeren Lebens kam die Spannung, in der sich sein Inneres befand, und die aus dem Mangel einer einheitlichen Geistes- und Willensrichtung stammte. Aus dieser Gärung sind seine ersten veröffentlichten Schriften hervorgegangen: der Roman „Sühne", die Skizzen „Versuchung" und „Unschuld", etwas später das Drama „Heinrich von Kleist".

Es ist bezeichnend für Polenz' starke Natur, die im Grunde durchaus dem Positiven zustrebte, daß er den Bruch mit seiner bisherigen Lebensweise wagte. Der Abschied vom Staatsdienst, die Begründung seiner Existenz auf sein schriftstellerisches Schaffen — für so manchen eine verderbliche Klippe — wurden für ihn zur Rettung. Seine glückliche Verheiratung mit einer jungen Engländerin, Beatrice Robinson, half ihm über manches Peinliche hinweg, was dieser Schritt im Gefolge brachte. Er zog nach Berlin und suchte sich in dem sozialen und literarischen Treiben der Großstadt zu orientieren. Allein, weder Sozialismus noch Naturalismus, die ihm beide als Zeiterscheinungen interessant waren, vermochten ihn auf die Dauer zu befriedigen. „Der Naturalismus in seinen Extremen" — dies sind seine eigenen Worte — „widerte ihn ästhetisch an, und um an die sozialdemokratischen Ideologen zu glauben, war Polenz doch zu sehr mit dem praktischen Leben in Berührung gekommen." Überhaupt stieß ihn, der doch immer Aristokrat in seinen Anforderungen an Lebensgewohnheiten und Umgangsformen geblieben war, „das Zigeunerdasein der Berliner Jüngstdeutschen" ab. In seinem letzten Roman „Wurzellocker" hat er die Eindrücke der damaligen Zeit, sowie seine eigene Beteiligung an ihren geistigen Kämpfen darzustellen versucht. Erfreulicher und auch folgenreicher für seine schriftstellerische Entwicklung gestaltete sich sein Verkehr im Hause M. von Egidys. Schon in Dresden hatte der Einjährige verehrungsvoll zu der Männlichkeit und Selbstzucht seines Rittmeisters emporgeschaut. Inzwischen waren die „Ernsten Gedanken" erschienen, die ihrem Verfasser die bittersten Erfahrungen eintrugen und ihn zum Gegenstand heftiger Anfeindungen werden ließen. Polenz nahm „aktiven Anteil an den Sorgen und Kämpfen der Familie", wenngleich sich seine eigenen religiösen Anschauungen mit denen Egidys nicht deckten.

Das Drama „Andreas Bockholdt", welches das Los eines menschenfreundlichen, hyperidealistischen Gefängnisarztes behandelt, ist wohl unter dem Eindruck der

Persönlichkeit Egidys entstanden. Auch der Roman „Der Pfarrer von Breitendorf" trägt starke Spuren dieser Beziehungen.

Die wichtigste Wirkung Berlins war für ihn die Sehnsucht nach der Heimat, das Verständnis, welches ihm in der Millionenstadt für den Wert ländlichen Lebens und ländlicher Kultur aufging. Nach dem Stammsitz seiner Familie zurückgekehrt, nahm er das väterliche Gut in eigene Bewirtschaftung. Hier verbrachte er die letzten zehn Jahre seines Lebens, teils dem Beruf eines Landwirtes, teils seiner schriftstellerischen Arbeit obliegend. Reisen nach England, Frankreich und Amerika wurden vorwiegend zu nationalökonomischen und landwirtschaftlichen Studien unternommen, trugen indessen auch wesentlich dazu bei, das Weltbild des Dichters und Schriftstellers zu erweitern. Nun endlich war jene gefestigte Lebensstellung gewonnen, welche für Polenz' Natur tiefstes Bedürfnis sein mußte. In den Mittelpunkt einer reichverzweigten praktischen Tätigkeit gestellt, von Kreis und Gemeinde in Ehrenämter berufen, überaus glücklich in seinem häuslichen Leben, ließ Polenz Buch auf Buch hinausgehen, alle großen Zeit- und Daseinsprobleme in den Bereich seines Schaffens ziehend.

Die Linie seiner Entwicklung ist im ganzen, trotz mancher Schwankungen im einzelnen, in sich vollkommen geschlossen und abgerundet. Denn auch jener erwähnte Bruch mit mancherlei überkommenen oder unbedacht übernommenen Beziehungen bedeutete im Grunde nur die Rückkehr seiner ursprünglichen Natur zu sich selbst. So sind auch die Tendenzen seiner schriftstellerischen Lebensarbeit mehr fortbildender, klärender, erzieherischer Art, als daß in ihnen ein dunkles Ringen, ästhetischer Spürsinn und geniale Intuition zum Ausdruck kämen.

Unter seinen Werken stehen die seiner ersten Schaffensperiode im Werte obenan. Es sind die drei Romane, in denen er, entgegen der Vorliebe seiner literarischen Mitkämpfer für die Großstadt, mit starker Hand in das Landleben Ostelbiens hineingreift: die Romane „Der Pfarrer von Breitendorf" (1893), „Der Büttnerbauer" (1895) und „Der Grabenhäger" (1897).

Evangelischer und christlicher Sozialismus, Stöcker und Naumann, der Kampf ums Bekenntnis, die Gegensätze der Richtungen innerhalb der protestantischen Kirchen gaben der kirchlichen Lage anfangs der neunziger Jahre das Gepräge. Der Wellenschlag dieser allgemeinen geistigen Strömungen ist in Polenz' „Pfarrer von Breitendorf" fühlbar. Mit ausgesprochener Sympathie steht der Dichter auf seiten seines sozial und dogmatisch freigerichteten Helden. Am besten sind die Partien des Werkes, in denen uns der junge Landpfarrer inmitten seiner Gemeinde gezeigt wird, voll tätiger Anteilnahme an ihren Sorgen und Leiden, freilich auch vielfach mißverstanden und in seinen lauteren Absichten verkannt.

Prägnanter noch als in diesem ist die Eigenart des ostelbischen Bauerntums, seine Lage und sein Ringen um die Existenz in dem folgenden Roman „Der Büttnerbauer" herausgearbeitet. Wir sehen ein altes, seit Jahrhunderten im Boden der Heimat fest eingewurzeltes Bauerngeschlecht dem langsam näherkommenden sicheren Verderben anheimfallen. Sorgfältig werden die Ursachen aufgedeckt, welche die Katastrophe herbeiführen. Eine unerbittliche Logik waltet in dieser Dichtung. Mit der Gestalt des alten Traugott Büttner, des Helden dieser Bauerntragödie, hat Polenz einen vollgültigen Beweis seiner Kunst scharfer, kraftvoller Charakteristik erbracht. In seinen starken und guten Eigenschaften, seiner treuen Anhänglichkeit an die ererbte Scholle, seinem unbeugsamen Pflichtgefühl, seiner zähen Ausdauer, seiner wortkargen Liebe zu seiner Familie, tritt der Büttnerbauer uns ebenso lebenswahr entgegen wie in seinem hartköpfigen Konservatismus, seiner Weltunkenntnis, dem bornierten Trotz, mit dem er sich den einzigen Ausweg aus dem Verderben selbst verbaut. Sein Ende durch Selbstmord ist in seinem Charakter ebensogut motiviert wie all sein früheres Tun. Und doch, so viele individuelle Züge in sein Bild verwoben sind — Traugott Büttner vertritt einen ganzen Menschenschlag: den deutschen Bauern, wie er bis in unsere Tage sich erhalten hat, wie er aber bald nicht mehr sein wird. Der Niedergang

des Bauerntums, den u. a. Rosegger in „Jakob der Letzte“ auf Grund der Zustände in den österreichischen Alpen geschildert hat, wird hier mit voller Sachkenntnis und bewundernswürdiger Objektivität im Hinblick auf das nordöstliche Deutschland behandelt. Mit ehrlichen Farben, massiven, sicheren Strichen, mit einem Stil, dessen Vorzüge Schlichtheit und Plastik sind, erreicht Polenz hier eine Wirkung, die seinem „Büttnerbauer“ bleibenden Wert verleiht.

Eine Ergänzung zu den zwei genannten Romanen gibt der „Grabenhäger“. Neben Pfarrer und Bauer tritt hier der Junker. Wie Erich von Griebow aus einem flotten Welt- und Lebemann durch seine Tätigkeit als Gutsherr und in seiner Ehe mit der vornehmen, klugen, charaktervollen, wenn auch etwas prüden und kühlen Klara zu einem tüchtigen, seine Zeit und seinen volkspädagogischen Beruf als Junker klar erfassenden Mann wird — dies bildet den Inhalt des Buches, in das viel aus Polenz' eigenen Ober-Cunewalder Anfängen übergegangen sein mag. Ein Sittengemälde entrollt auch dieses Werk durch die breiten, figurenreichen Schilderungen des ostelbischen Adels, in denen Polenz seinen Standesgenossen ein Spiegelbild von ihrem Tun und Treiben vorhält, um daran Mahnungen zu sittlichem Ernst und intensiver sozialer Arbeit zu knüpfen.

Mit der Frauenfrage beschäftigt sich eine zweite Gruppe von Werken, zu denen die Novelle „Wald“ (1899) und die Romane „Thekla Lüdekind“ (1900) und „Liebe ist ewig“ (1901) zu rechnen sind. Einer „rückhaltlosen Frauenverehrung“ wollte er in diesen Büchern Ausdruck geben. Und in der Tat zeigt insbesondere der zweibändige Roman „Thekla Lüdekind“ viel feines Verständnis für die weibliche Eigenart, richtigen Blick für das Berechtigte der heutigen Frauenbewegung und insbesondere eine vorurteilsfreie, tief sittliche Auffassung der Ehe. Ästhetisch gewertet steht das kleine Buch „Wald“, eine Geschichte aus einem Forsthause, um seiner geschlossenen Form und seines Stimmungsgehaltes willen wohl über „Thekla Lüdekind“, da sich hier die Erzählung oft zu sehr ins Breite, Farblose verliert. Mit dem Roman „Liebe ist ewig“ hat sich Polenz das einzige Mal auf süddeutschen Boden (München) gewagt. Er gibt hier die Geschichte eines Mädchens aus wohlhabendem Kaufmannshaus, das, mit reicher Phantasie ausgestattet, tief unbefriedigt von dem schalen Genußleben seiner Umgebung sich nach reicherem Lebensinhalt sehnt und ihn in der Verbindung mit einem genialen Künstler findet. Milieu und Thema des Buches haben einige Verwandtschaft mit Helene Böhlaus „Rangierbahnhof“. Doch entspricht die Lösung in „Liebe ist ewig“ der optimistischen Grundstimmung des Dichters, der in der glücklichen, auf geistiger Grundlage ruhenden Verbindung von Mann und Weib die Beantwortung der Frauenfrage erblickt.

Daß Polenz' letzter Roman „Wurzellocker“ ein Bekenntnis des Dichters ist, ward bereits hervorgehoben. Er wollte sich damit über „gewisse Irrfahrten seiner Jugend“ selbst Rechenschaft geben.

Zu den „schwersten Enttäuschungen“ seines Lebens rechnete Polenz seine geringen Erfolge auf dramatischem Gebiet. Von vielen ausgeführten und unausgeführten Entwürfen wurden nur drei der Öffentlichkeit übergeben: „Heinrich von Kleist“, „Andreas Bockholdt“ und „Junker und Fröner“. Der „Kleist“ fand bei der Aufführung in Dresden Beifall, wurde aber „von der Kritik in Grund und Boden rezensiert“. Er scheint mir von den dramatischen Arbeiten die beachtenswerteste zu sein und ist jedenfalls ein interessantes Dokument für des Autors Eigenart, die ihn gerade zu dem großen aristokratischen Dichter besonders hinzog. Seine Hauptbegabung lag ohne Zweifel auf dem Felde der Erzählung. Hier hat er einigemal Bedeutendes, immer aber Tüchtiges geleistet. Zumal auch in kleinen Novellen, die er in mehreren Einzelbanden herausgab („Karline“ 1894, „Reinheit“ 1896, „Luginsland“ 1901). Polenz ist Realist, etwa im Sinne Gustav Freytags, mit dem er, abgesehen von seiner Vorliebe für ein ideales Junkertum, vieles in Welt- und Lebensanschauung gemein hat. Obwohl seinen Büchern die Beschäftigung mit der außerdeutschen Literatur, insbesondere mit Ibsen, Zola und Tolstoi, wohl anzumerken

ist und ein moderner Hauch durch alle hindurchweht, ist er im Grunde seines Wesens deutsch und konservativ. Ersteres natürlich nicht im Sinne des Chauvinismus. Sein Deutschtum ist Liebe zur Heimat, zum Volk, zur deutschen Geisteskultur. Sein Konservatismus hat keinen Parteigeschmack. Er ist vielmehr von liberalen und sozialen Elementen stark durchsetzt. Auch sein religiöses Bekenntnis zeugt, außer von der Ehrfurcht für das Göttliche, von einem freien, dem kirchlichen Dogma gegenüber selbständigen Erfassen des Christentums.

Das Pathos und der Ernst seiner ethischen Persönlichkeit verleihen seinen Büchern einen hohen erzieherischen Wert. Wo immer sie gelesen werden, wird man sich dem klaren und praktischen Geiste, der aus ihnen spricht, nicht verschließen können. Diese in sich gegründete, harmonische, reichgebildete Natur wird auch dort aufrichtige Verehrer und Bewunderer finden, wo kritisches Urteil an manchen Hervorbringungen starke Phantasie und künstlerische Durchdringung des Stoffes bis ins kleinste vermißt. Denn gerade auf die spezifisch dichterische Seite der Produktion ist bei Polenz nicht das Hauptgewicht zu legen. Er wollte mit seinen Schriften in erster Linie Ideen und Idealen dienen. Und seiner Anlage war dies Streben auch vollkommen entsprechend. Mangelt darum auch mancher seiner Schöpfungen das feinste Arom einer besonderen Lebens- oder Stimmungssphäre, so entschädigt dafür der reine, gute, weitsichtige, umfassend gebildete Mensch, der ritterliche, hochherzige Mann, die im besten Sinne moderne Individualität, mit der geistigen Zwiesprach zu halten nie ganz ohne Interesse und Anregung ist. Mit Polenz in persönlicher Beziehung zu stehen, war eine Freude und eine Bereicherung fürs Leben. Die wenigen Briefe, die ich von ihm zu empfangen das Glück hatte, bestätigten in jeder Zeile den Eindruck, den man aus seinen Schriften von ihm gewinnt. Wir beklagen seinen Heimgang tief. Denn ein Mann ist mit ihm aus unseren Reihen geschieden, der impulsiv und nachdrücklich und klug und besonnen zugleich die Forderungen vertrat, von deren Erfüllung unsere und unserer Nation Zukunft abhängt. Möge sein Name und sein Werk unvergessen bleiben im deutschen Volk!

Otto Frommel (Karlsruhe).

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Die internationale Frage, die im Vordergrunde des allgemeinen Interesses steht, ist der Konflikt zwischen Japan und Rußland. Vor allem war es die englische Presse, die den unmittelbaren Ausbruch eines Krieges ankündigte. In einer an die russische Regierung gerichteten Note hatte Japan sowohl hinsichtlich Koreas als auch in bezug auf die Mandschurei seine Forderungen geltend gemacht, die jedoch keineswegs in die Form eines Ultimatums gebracht worden waren. Die russische Antwort auf die Note ist am 6. Januar in Tokio überreicht worden. In unterrichteten Kreisen bestand jedoch von Anfang an kein Zweifel darüber, daß diese Antwort in versöhnlichem Sinne gehalten sein würde. Charakteristisch für den japanisch-russischen Konflikt ist die Tatsache, daß Rußland selbst keine neuen Forderungen erhebt. Was zunächst die Mandschurei betrifft, so hat Rußland zwar früher Erklärungen in dem Sinne abgegeben, daß die Räumung unter gewissen Voraussetzungen erfolgen würde. In diplomatischen Kreisen ist jedoch längst angenommen worden, daß diesen Erklärungen keine ernsthaftere Tragweite beigemessen werden dürfte als den früher von Großbritannien in bezug auf Ägypten erteilten. Die Mandschurei gehört eben zur unmittelbaren Interessensphäre Rußlands. In Korea glaubt anderseits Japan seine eigenen Lebensinteressen wahren zu müssen. Ob eine Lösung der bestehenden Schwierigkeiten in der Weise gefunden werden wird, daß Japan im südlichen Korea seine Interessensphäre festsetzt, wird sich in absehbarer Zeit zeigen. Aus sicherer Quelle geschöpfte Informationen stimmen darin überein, daß Rußland in der Besetzung südkoreanischer Häfen durch Japan keinen casus belli erblicken würde.

Hierdurch wird die Annahme widerlegt, daß japanische Schiffsbewegungen, deren Ziel süd- oder westkoreanische Küstenpunkte wären, den Beginn des Krieges bedeuten würden. Man wird denn auch annehmen dürfen, daß in der am 6. Januar in Tokio überreichten Antwort Rußlands auf die japanische Note die Eventualität einer Aktion Japans in Südkorea nicht außer Betracht geblieben ist. Da diese Antwort durchaus nicht unmittelbar zu einer Kriegserklärung von seiten Japans geführt hat, lag die Vermutung nahe, daß bei den Beratungen des Kabinetts sowohl als auch bei denen des Rats der alten Staatsmänner die Auffassung überwog, der Charakter der russischen Antwort wäre derartig, daß sie als Grundlage für weitere friedliche Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen dienen könnte.

An den friedlichen Gesinnungen des Kaisers Nikolaus II. und seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Lamsdorff, kann nicht gezweifelt werden. Die leitenden Staatsmänner Frankreichs und Englands können gleichfalls nur den dringenden Wunsch auf Erhaltung des Weltfriedens hegen, weil andernfalls ihre eigenen Länder in kriegerische Wirren hineingezogen werden könnten. Dies wird von einem Teile der englischen Presse, der im Gegensatze zu dem englischen Auswärtigen Amte sich in beunruhigendem Sinne vernehmen läßt, übersehen. Richtig ist,

daß der zwischen Großbritannien und Japan geschlossene Bündnisvertrag über China den casus foederis nicht dann festsetzt, wenn Japan nur in einen Krieg mit Rußland verwickelt würde. Doch würde Großbritannien, sobald Japan in einem solchen Kriege zu Boden geworfen würde, vor die Frage gestellt werden, ob es nicht im eigenen Lebensinteresse trotzdem zu Gunsten Japans intervenieren müßte. Würde dann nicht aber auch Frankreich zu Gunsten Rußlands auf den Plan gerufen werden, obgleich durch den Inhalt des Zweibundvertrages ein solcher casus foederis nicht vorgesehen ist? Man begreift daher das hohe Interesse, das französische und englische Staatsmänner an der Aufrechterhaltung des Friedens im äußersten Orient haben müssen. Nicht nur daß englische Staatsmänner ihre Bestrebungen gerade darauf richteten, zu einem Einvernehmen mit Rußland zu kommen; vielmehr würde auch die Annäherung an Frankreich, die unter anderem in dem abgeschlossenen Schiedsgerichtsvertrage zum Ausdrucke gelangte, sogleich wieder problematisch werden, falls der japanisch-russische Konflikt sich verschärfte.

Die friedlichen Wünsche der französischen und englischen Staatsmänner entspringen daher zugleich den eigenen Interessen, während Deutschland, das ebenfalls die versöhnliche Lösung der ostasiatischen Frage anstrebt, nur der Stellung treu bleibt, die es stets einnimmt, sobald es darauf ankommt, kriegerische Verwicklungen zu verhüten. Irrig erscheint anderseits die Annahme, daß die friedlichen Wünsche der Leiter der auswärtigen Politik Großbritanniens und Frankreichs zu einer „Vermittlung" im diplomatischen Sinne oder auch nur zum Anerbieten „guter Dienste" führen könnten. Davon könnte nur dann die Rede sein, wenn Rußland und Japan eine Vermittlung der beiden europäischen Westmächte in Anspruch nehmen würden. Weder Rußland noch Japan verspürt jedoch auch nur die geringste Neigung, die eigene Stellung gleichsam herabzudrücken, indem fremde Hilfe zugelassen wird. Die Machtstellung Rußlands könnte sonst nur beeinträchtigt werden, und das gesteigerte Selbstgefühl Japans läßt ebensowenig fremde Vermittlung und „gute Dienste" zu.

So darf an der zuversichtlichen Erwartung festgehalten werden, daß Rußland und Japan auf dem Wege weiterer friedlicher Verhandlungen zu einer Lösung des Konflikts gelangen werden. Wofern die Anzeichen nicht trügen, wird diese Lösung darin bestehen, daß die Mandschurei und Nordkorea die Interessensphäre Rußlands, Südkorea jedoch von einer bestimmten Grenzlinie ab die Interessensphäre Japans bildet.

Unerwartete Ereignisse und Zwischenfälle könnten allerdings den friedlichen Erwartungen verhängnisvoll werden. Von hervorragenden Militärschriftstellern werden deshalb die Aussichten jeder der beiden in Betracht kommenden Parteien in Erwägung gezogen. Bemerkenswert sind die von einem ausgezeichneten französischen Sachverständigen, Charles Malo, jüngst im „Journal des Débats" veröffentlichten Ausführungen. Ohne die gewaltigen Hilfsmittel zu verkennen, die für das verbündete und befreundete Rußland zur Verfügung stehen, verhehlt Charles Malo doch nicht eine Reihe von Bedenken. Die Entfernung der „Operationsbasis" Rußlands wird namentlich in den Vordergrund gerückt, und diesem Mangel könnte auch durch die sibirische Eisenbahn zunächst nicht abgeholfen werden. Japan müßte freilich noch ganz andere Schwierigkeiten überwinden. Die japanische Armee, wie sehr sie sich auch gegenüber den Chinesen bewährt hat, würde doch im Kriege gegen Rußlands erprobtes Heer eine ganz andere Aufgabe zu bewältigen haben. Nur warnt Charles Malo die Russen davor, ihren Gegner, sollten kriegerische Verwicklungen wider Erwarten eintreten, zu unterschätzen. Es könnte sonst geschehen, daß Rußland, nach einer fehlerhaften Gewohnheit, die übrigens nicht ihm allein anhaftet, nicht sogleich die notwendigen Anstrengungen mache, um sicher zu triumphieren.

Betont werden muß, daß es eine berufene französische Stimme ist, die solche Mahn- und Warnungsrufe an Rußland richtet. Leise klingt in den Ausführungen Charles Malos auch die Besorgnis durch, daß andere Mächte in kriegerische Komplikationen im äußersten Osten hineingezogen werden könnten.

Da von China ausdrücklich abgesehen wird, können wohl nur England und Frankreich ins Auge gefaßt sein. Durch die Möglichkeit, Frankreich in Ostasien in einen Krieg verwickelt zu sehen, läßt sich auch der lebhafte Ton erklären, in dem Charles Malo Rußland zur Vorsicht mahnt. Frankreich hat eben, als es das Bündnis mit Rußland abschloß, an geographisch weit nähere Eventualitäten gedacht als an kriegerische Verwicklungen im äußersten Orient. Wenn daher im Gegensatze zu den beunruhigenden Meldungen der englischen Presse die französische eine durchaus maßvolle Sprache führt, so erklärt sich dies auch aus der Tatsache, daß ein nicht geringer Teil des französischen Nationalvermögens in russischen Werten angelegt ist. Die friedliche Wendung, die die Verhältnisse in Ostasien genommen zu haben scheinen, entspricht jedoch, auch abgesehen von finanziellen Rücksichten, den gesamten Kulturinteressen, die durch einen langwierigen Krieg schwer gefährdet werden müßten.

Die französischen Kammern sind am 12. Januar zu ihrer diesjährigen ordentlichen Session eröffnet worden, die nach der Bestimmung der konstitutionellen Gesetze am zweiten Dienstag des Januars beginnt. Wird der „bloc“, die Gesamtheit der entschieden republikanischen Fraktionen, sich auch ferner als geschlossene Regierungsmehrheit bewähren, oder wird durch die von Méline geführte Gruppe der sogenannten „progressistes“ Bresche in diesen „bloc“ gelegt werden? Was die monarchistisch gesinnten Oppositionsparteien, die Orléanisten und die Bonapartisten, betrifft, so haben in jüngster Zeit zwei Vorgänge stattgefunden, die einen gewissen Einfluß auf die bezüglichen Parteiverhältnisse ausüben könnten. Einer dieser Vorgänge spielte sich am 6. Januar in dem Konsistoriumssaale des Vatikans ab und bezeichnete eine wesentliche Phase in der von der römischen Kurie eingeleiteten Prozedur der Seligsprechung der Jungfrau von Orléans. Nicht ohne Grund hegen die Royalisten in Frankreich die Hoffnung, daß es ihrer Sache, dem Kampfe für Thron und Altar, zu statten kommen werde, wenn die Heiligsprechung der Jeanne d'Arc erfolgen wird. Dann werden dieser Vorkämpferin des französischen Königtums Kapellen gebaut werden können, so daß die royalistische Propaganda auf kirchlichem Boden in wirksamerer Weise sich vollziehen könnte. Nur ist bis zur Heiligsprechung, der Kanonisation der Jungfrau von Orléans noch ein weiter Weg, da es sich am 6. Januar noch nicht einmal um die endgültige Seligsprechung, die Beatifikation, sondern nur um eine Phase dieser Vorbedingung der Heiligsprechung handelte. Immerhin hat der jüngste Vorgang im Konsistoriumssaale des Vatikans seine Bedeutung, weshalb sich auch der Bischof von Orléans, Monsignor Touchet, in Rom eingefunden hatte; und beachtenswert war die Ansprache des Papstes, der nicht unterlassen konnte, nachdem er das neue Gestirn begrüßt hatte, das am Horizont der Kirche aufgehe, eine Anspielung auf den Kulturkampf in Frankreich zu machen. „Trotz den gegenwärtigen Trübseligkeiten,“ äußerte Pius X., „erteilt der Kultus der tapferen Lothringerin den Katholiken eine Lehre des Mutes und der Opferwilligkeit, wie er denn auch den Freunden ihres Vaterlandes die Hoffnung gewährt, daß das so große Frankreich sich erinnern wird, daß sein historischer Ruhm und seine Rolle im Dienste der Zivilisation durch intime Bande an seinem Bekenntnisse des Evangeliums haften.“ Das Ministerium Combes wird, obgleich der französische Botschafter beim Vatikan, Nisard, der jüngsten Feierlichkeit im Vatikan beiwohnte, in seinem Vorgehen gegen die geistlichen Genossenschaften sich sicherlich nicht beirren lassen. Die Royalisten und die mit ihnen zum Kampfe gegen die republikanischen Einrichtungen verbündeten Klerikalen werden jedoch in den auf die Seligsprechung der Jungfrau von Orléans und dann auf ihre Heiligsprechung abzielenden Prozeduren den Ansporn für eine weitere tatkräftige Propaganda erblicken.

Auf einem weit realeren Boden bewegte sich die Prinzessin Mathilde Napoléon, deren Tod innerhalb der imperialistischen Partei eine klaffende Lücke gerissen hat. Ernest Lavisse, das ausgezeichnete Mitglied der Académie française, der zugleich einer der gediegensten Forscher der Geschichte Friedrichs des Großen ist, führte in diesen Tagen aus, daß der nun hingeschiedenen Tochter des ehemaligen Königs von

Westfalen, Jérôme, der Name Napoléon gebühre. In politischer Hinsicht beobachtete die Prinzessin Mathilde Napoléon äußerlich Zurückhaltung, obgleich es nicht an Anzeichen fehlte, daß die imperialistische Propaganda doch auf ihre, wenn auch nicht zur Schau getragene Unterstützung rechnen durfte. Der russische General Prinz Louis Napoléon, der jüngere Bruder des Prätendenten, Prinzen Viktor Napoléon, war ein häufiger Gast im Hause der nun hingeschiedenen Prinzessin. Unzweifelhaft wurden dort auch manche Fäden geschlungen, nur daß Prinzessin Mathilde allzu weltklug und erfahren war, als daß sie sich selbst in eine Intrige gegen die republikanischen Einrichtungen, unter deren Schutze sie lebte, verstrickt hätte. Aus der Pietät, mit der sie das Andenken Napoléons I. pflegte, konnte man immerhin Rückschlüsse ziehen, in welcher Richtung ihre Wünsche orientiert waren.

Die imperialistische Propaganda hat allerdings in jüngster Zeit, mit Zustimmung des in Brüssel lebenden Prätendenten, eine Form angenommen, die den in Frankreich bestehenden Institutionen besser angepaßt ist, als die Heißsporne vom Schlage Paul de Cassagnacs wünschen. Ein plebiszitäres Konsulat schwebt einem Teile der imperialistischen Partei als Ideal vor, und diese erste Würde in der Republik soll nach dem unlängst aufgestellten Programm vom Prinzen Victor Napoléon angestrebt werden. Durch frühere Erfahrungen belehrt, werden die Republikaner sich jedoch kaum bereit finden lassen, ein Konsulat einzuführen, um es einem Napoléon zu übertragen, dessen heißes Bemühen lediglich darauf gerichtet sein würde, die Wiederherstellung des Kaisertums herbeizuführen. Vielmehr ist die Annahme berechtigt, daß die imperialistische Propaganda durch politische Programme irgend welcher Art kaum eine Stärkung erfahren wird. Weit eher kann vorhergesehen werden, daß durch den Tod der Prinzessin, deren Name die Partei noch mit einem leuchtenden Schimmer, einem Nachglanze aus der Zeit Napoléons I. ausstattete, der Zerfall der imperialistischen Partei in Frankreich gefördert werden wird.

In Spanien ist es gerade die republikanische Oppositionspartei, die durch die Fehler der Regierung in jüngster Zeit sich verstärkt sah. Freilich werden sich die Republikaner auch diesmal enttäuscht sehen, wenn sie in der Wahl des ehemaligen Erzbischofs von Manila, Fray Nozaleda, zum Erzbischof von Valencia einen so verhängnisvollen Vorgang erblicken, daß er zum Sturze der bestehenden monarchischen Einrichtungen führen müßte. Richtig ist, daß der frühere Erzbischof von Manila zum großen Teil für den Verlust der Philippinen verantwortlich gemacht werden darf. Er war es, der in seinem blinden Fanatismus die Abberufung des liberalen Generals Blanco durchsetzte, als es noch Zeit gewesen wäre, den Frieden wiederherzustellen. Die aufständische Bewegung auf den Philippinen war denn auch nicht am wenigsten durch die Übergriffe der geistlichen Orden hervorgerufen worden. Wenig patriotisch, vom spanischen Gesichtspunkte aus betrachtet, war dann das Verhalten Nozaledas nach der Besitzergreifung der Philippinen durch die Vereinigten Staaten von Amerika. Und nun soll dieser Günstling des klerikalen Parteiführers Pidal zum Erzbischof von Valencia ernannt werden. Man begreift daher die Entrüstung eines nicht unbeträchtlichen Teils der spanischen Bevölkerung, der bisher vergebens umfassende Reformen in der gesamten Staatsverwaltung erwartete, und die öffentlichen Kundgebungen gegen die Ernennung Nozaledas können nicht überraschen.

In der österreichischen Delegation gab der Leiter der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns, Graf Goluchowski, am 11. Januar sehr beruhigende Erklärungen über die Politik auf der Balkanhalbinsel ab. Nachdem er betont hatte, daß der Dreibund auch in Zukunft die Grundlage der Politik Österreich-Ungarns bilden werde, da diese Konstellation sich so „herrlich bewährt" habe, führte er aus, daß die Reformen in Mazedonien tatsächlich verwirklicht werden sollen. Früher allerdings seien Programme aufgestellt, Konferenzen einberufen und Vorschläge gemacht worden, an die sich die Türkei nicht gekehrt habe, wie denn auch tatsächlich nichts geschehen sei. Da nun die „Entente-Mächte", Rußland und Österreich-Ungarn, einsähen, daß die Türkei, vielleicht nicht immer durch ihre eigene Schuld, zur Durch-

führung der von den Mächten in dem früheren Reformprogramm aufgestellten Forderungen sich unfähig zeigte, hätten sie sich entschlossen, selbst Maßregeln zu treffen und eine aktivere Kontrolle herbeizuführen, für deren Dauer ein Zeitraum von zwei Jahren in Aussicht genommen sei. Durch eine solche Fristbestimmung wird zugleich der Einwand entkräftet, Mazedonien solle gleichsam mit Beschlag belegt werden. Ein sehr glücklicher Gedanke war es auch, daß der italienische General de Giorgis mit der Leitung der in Mazedonien neu zu organisierenden Gendarmerie betraut worden ist. In Italien, das an der Ordnung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel lebhaft interessiert ist, regten sich berechtigte Empfindlichkeiten, die jetzt Genugtuung erhalten haben. Graf Goluchowski erinnerte deshalb an die Erfolge, die von der Gendarmerie auf der Insel Kreta erzielt worden sind, Erfolge, die als das wesentliche Verdienst der Italiener angesehen werden müssen. So darf gehofft werden, daß wie im äußersten Orient auch auf der Balkanhalbinsel dank der friedlichen Gesinnung aller beteiligten Mächte in absehbarer Zukunft Beruhigung eintreten wird.

Kaiser Wilhelm hat am 16. Januar die erste Session der neuen Legislaturperiode des preußischen Landtages mit einer Thronrede eröffnet, in der er zunächst auf Anlaß seiner Genesung seinen Dank auch an das Volk richtet, „das in allen seinen Schichten voll inniger Teilnahme seinem Landesherrn die Treue bewährte, die in guten und bösen Tagen Preußens König und Volk untrennbar verbindet". Über die Finanzlage Preußens äußert sich die Thronrede günstig, indem hervorgehoben wird, daß ein neuer wirtschaftlicher Aufschwung in der Wiederbelebung des Verkehrs bei den Staatseisenbahnen und in der Hebung der Staatseinnahmen sich zeigt. So soll sich für das Rechnungsjahr 1903 ein Überschuß ergeben; auch war es möglich im Entwurf des Staatshaushaltsetats für 1904 das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Mit besonderem Interesse mußte den sogenannten „Wasservorlagen" entgegengesehen werden. Durch die großen Überschwemmungen in Schlesien ist die Notwendigkeit erwiesen worden, vor allem neuen Hochwassergefahren vorzubeugen. Ein Gesetzentwurf, worin für eine Verbesserung der Vorflut an der unteren Oder und Havel, sowie an der Spree die erforderlichen Mittel gefordert werden, soll dem Landtage zunächst zugehen. Ein weiterer Gesetzentwurf für die Regelung der Hochwasserverhältnisse an der oberen und mittleren Oder ist in Vorbereitung. Was aber den vielerörterten Mittellandkanal betrifft, so sollen im Hinblick auf die erheblichen Staatsmittel, die der unaufschiebbare Schutz gegen Hochwassergefahren erheischt, die Forderungen sich auf den Ausbau der dringlichsten Wasserstraßen im Osten und Westen der Monarchie beschränken. Die angekündigte Herstellung einer Schiffahrtstraße vom Rhein bis nach Hannover kommt für den Westen in Betracht. Die Tatsache, daß der Kaiser in der Ausführung dieser Vorlagen eine der volkswirtschaftlich wichtigsten Aufgaben unserer Zeit erblickt, darf als Gewähr dafür gelten, daß der Bau des Rhein-Elbekanals, an den sich ja auch so viele Interessen knüpfen, nicht lediglich ein frommer Wunsch bleiben, sondern in absehbarer Zeit in Erfüllung gehen wird.

Literarische Rundschau.

Trojans „Berliner Bilder".

Berliner Bilder. Hundert Momentaufnahmen. Von Johannes Trojan. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1903.

Es sind viele Jahre her, daß Johannes Trojan, noch kein Dreißiger damals, nach Berlin kam. Von seinen Fachstudien, erst der Medizin, dann der Philologie, war er frühzeitig schon der Neigung zur Literatur gefolgt, die bald sein Beruf werden sollte: durch einige humoristische Beiträge hatte der bis dahin ziemlich unbekannte junge Mann die Aufmerksamkeit von Ernst Dohm, dem Chefredakteur, und A. Hofmann, dem Verleger des „Kladderadatsch", auf sich gelenkt, als dessen regelmäßiger Mitarbeiter er demnächst herangezogen ward. Lange schon ist diese erste Generation des berühmten Witzblattes dahin; aber Trojan, der von seiner bescheidenen Anfangsstellung seit auch nunmehr bald zwanzig Jahren zu dessen verantwortlichem Leiter emporgestiegen, hat die bewährten Traditionen mit Takt, Festigkeit und persönlichem Mut wohl zu wahren gewußt. In diesem zuweilen recht scharfen und immer ehrlichen, überzeugungstreuen Kritiker unserer öffentlichen Zustände steckt aber auch, wie männiglich weiß, ein liebenswürdiger Privatmensch, sozusagen, der, unbekümmert um Politik und Parteihader, seine friedlichen Wege wandelt, sich zur Lust und anderen zum Vergnügen, ein gemütvoller Lyriker und Anakreon des Moselweins, ein amüsanter Plauderer und unter der Chiffre „Tr." als Berliner Spaziergänger den Lesern der „Nationalzeitung" längst ein alter Bekannter und guter Freund. Es gab alte Herren, die sich diese Blättchen, wie sie nacheinander erschienen, ausschnitten und sammelten, sich stets auf jedes neue freuten und im voraus wunderten, welches Bild aus dem vielbewegten, unerschöpflichen Leben dieser Stadt nun an die Reihe kommen werde. Jetzt hat der Verfasser selbst sie zusammengestellt in einer sinnvoll geordneten Auswahl, die das vorliegende schmucke Bändchen umfaßt.

Es sind meistens ganz kurze Skizzen, aber jede mit einer Pointe, bei der man ausrufen möchte: „Mein Gott, das hätte dir doch auch einfallen können," oder: „Das hast du doch selber auch schon gesehen," oder: „Das passiert doch alle Tage!" So natürlich und lebendig erscheint, was sich hier gleichsam vor unseren Augen zuträgt. Man meint, den trefflichen Mann zu sehen, wie er durch die Straßen Berlins geht und mitten im Gedränge stehen bleibt, um mit seinem Kodak, was ihn gerade interessiert — und ihn interessiert eigentlich alles — rasch und unauffällig zu fixieren. So täuschend wie Photographien gleichen seine „Momentaufnahmen" der Wirklichkeit, aber es umschwebt sie doch der eigentümliche Duft und Hauch, immer des Humors, und nicht selten der Poesie, der sie von jenen unterscheidet. Denn jedes Ding, auch das kleinste, das geringste, hat ja seine humoristische oder poetische Seite; aber nicht jeder sieht sie, oder — wenn man an unsere Modernen denkt — will sie sehen.

Johannes Trojan dagegen ist ein liebevoller Beobachter, der mit freundlichem offenem Blick in die Welt schaut, ein Optimist, der auf seinen Wanderungen die Sonnenseite bevorzugt und seine Freude hat an jeglicher Kreatur, der ein gutes Wort hat sogar für die Schnorrer, und dem Portier, wenn nicht gerade mit Hochachtung, doch mit einem gewissen Respekt begegnet. Wenn er, als Humorist, die Fehler und Schwächen seiner Mitmenschen in aller Harmlosigkeit geißelt, so ist es doch erstaunlich, von wie vielen seiner Bemerkungen man sich persönlich getroffen fühlt, ohne darum im mindesten verletzt zu sein; wie viel alltägliche Erlebnisse er schildert, bei denen man sich selbst über einer Torheit ertappt, ohne daß man dem gutmütigen Spötter darüber gram werden möchte. Denn so ist ja nun einmal das Leben, und nicht in Berlin allein, obwohl das spezifisch Berlinische ihm etwas ganz Apartes verleiht, was wiederum in Trojan einen ausgezeichneten Interpreten gefunden hat. Denn, wenngleich nicht mit Spreewasser getauft — er ist 1837 in Danzig geboren — hat er doch, ganz und gar zum Berliner geworden, vor den Autochthonen den Vorteil voraus, daß er die Berliner besser kennt als sie sich selber kennen; und jedenfalls weiß er mehr von der Vergangenheit Berlins als die meisten von denen, die sich heute Berliner nennen. Er hat diese Stadt, so verschieden von der, die sie vor dreißig, vierzig Jahren war, wachsen und werden sehen; er hat sie gekannt zu einer Zeit, wo es noch keine „Elektrische", keine Zweiräder, keine „Kraftwagen", keine Pferdebahnwagen, ja kaum noch Omnibusse und nur Droschken „zweiter Güte" gab. Aber von allen Eigenschaften des alten Berliners hat er sich vornehmlich die Gemütlichkeit bewahrt, mit der er die Dinge betrachtet, auch die neuesten und „allerneuesten". Er erkennt in ihnen immer noch — oder sucht vielmehr und findet ihn — jenen unverwüstlichen, dem Sandboden Berlins innewohnenden Grundzug der Assimilation, der alles, auch das Fremdartige, bald berlinisiert; der in allem Wechsel und Wandel der Zeiten derselbe geblieben ist und derselbe bleiben wird, der er war. Das ist es, was man in diesem Buche verfolgen kann; was diese „Berliner Bilder" so anziehend, so echt und so lehrreich macht.

Wir sprachen von einem „Sandboden", und hätten ebensogut sagen können „Sandwüste"; denn eine solche waren, noch in der Erinnerung der Älteren von uns, viele Stücke des heutigen Berlins, wie z. B. der Königsplatz, der jetzt im Schmucke seiner Anlagen, seiner Denkmäler prangt, und mit der Siegessäule in der Mitte, dem Generalstabsgebäude zur einen, dem Reichstagsgebäude zur anderen Seite, gleichsam die Geschichte des neuen Deutschen Reichs erzählt und seine Machtfülle repräsentiert. Sand waren die meisten Wege des Tiergartens, die jetzt mit schönem Mosaikpflaster versehen, der Luft, dem Licht, der Sonne — wenn sie scheint — geöffnet sind und des Nachts im Glanze der elektrischen Lampen strahlen. Sand war die Kreuzberggegend, wo heute der Viktoriapark die Wunder seiner Efeuschlucht und seines Wasserfalls entfaltet; Sand war fast der ganze Westen, jetzt einer der bevölkertsten Stadtteile mit den breitesten Straßen, den großartigsten Plätzen, den prächtigsten Häusern. Der Sand ist fast zur Tradition geworden, und man muß jetzt weit außerhalb des Weichbildes gehen, um ihn noch in seiner Alleinherrschaft zu sehen. Aber das andert nichts an der Tatsache, daß Berlin auf Sand gebaut und daß es in all seiner gegenwärtigen Herrlichkeit eine Schöpfung der Kunst und des Fleißes seiner Bewohner ist. Daraus erklärt sich auch die fast leidenschaftliche Liebe, mit der die Berliner in ihrer unfruchtbaren Umgebung jedes grüne Fleckchen hüteten und, wenn sie nichts anderes hatten, jedes Blumentöpfchen pflegten. Einst, in der Nikolaischen Zeit und darüber hinaus, gab es rings um das, was damals Berlin war, große Gärten und hübsche Sommerhäuschen. Aber dieser Besitz der Reichen und Vornehmen ist bis auf den letzten Rest verschwunden, und, wenn sie jetzt Parks und Villen haben wollen, müssen sie schon in den Grunewald oder an den Wannsee ziehen. Dafür aber ist Berlin selbst eine Gartenstadt geworden, wie kaum eine zweite, mit so viel Rasenflächen, Baumpflanzungen und Blumenanlagen, daß auch der Ärmste sich daran erfreuen kann; und hier wiederum sind es die „Berliner Bilder", die uns in an-

mutigster Weise zeigen, mit welchen Reizen der Natur dieses ungeheuere Konglomerat von Backstein und Mörtel geschmückt ist. Denn gerade dafür hat Trojan ein feines Auge, ein warmes Herz und eine ungewöhnliche Sachkenntnis. Nicht umsonst hat er in seinen jungen Jahren Medizin und Philologie studiert. Jeden Baum, jeden Strauch, jedes Pflänzchen weiß er wissenschaftlich zu bezeichnen; und wenn er über den Ursprung des Namens im Zweifel ist, sucht er eine Parallelstelle im Homer oder schlägt Diez' „Wörterbuch der romanischen Sprachen" auf. Aber man glaube darum nicht, daß er uns trockene Zitate zumutet, er setzt die Natur gewissermaßen in Szene, läßt sie sprechen, so die Aprilsonne, wenn sie zum erstenmal wieder in unsere Fenster scheint, so den Storch, wenn er sich neben der brütenden Gemahlin wichtig macht. Wie Frühling, Sommer, Herbst und Winter in Berlin aussehen und wie die verschiedenen Phasen des Berliner Lebens im Haus und auf der Straße sich darnach gestalten, schildert Trojan in diesen „Berliner Bildern", die sich dadurch, so mannigfach auch die behandelten Gegenstände sind, doch zu dem innerlich zusammenhängenden Ganzen eines Jahresverlaufs abrunden. Es ist ein sympathisches Buch, aus dem man den Verfasser lieb gewinnt; denn wenn er schon von den Jesuiten, die sich mit Botanik beschäftigt haben oder noch beschäftigen, sagt, daß sie als gute Menschen angesehen werden müssen, um wieviel mehr wird man es von ihm selbst sagen dürfen.

J. R.

Eine neue Biographie der Königin Luise.

Königin Luise von Preußen. Ein Lebensbild nach den Quellen. Von Alwin Lonke. Mit 70 Abbildungen und 2 Beilagen. Leipzig, E. A. Seemann. 1904.

Die „Quellen", aus denen dies neue „Lebensbild" der Königin Luise geschöpft ist, fließen in den Tagebüchern der Gräfin Voß, soweit sie in dem bekannten Buche „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe" bearbeitet vorliegen, in der „Deutschen Rundschau", im „Hohenzollern-Jahrbuch", und wo sonst der Schreiber dieser Zeilen und andere neuerdings Aufzeichnungen oder Briefe der Königin veröffentlicht haben. Unbekannte Quellen sind nicht erschlossen, archivalische Nachsuchungen überhaupt verabsäumt. Dabei beklagt der Verfasser zuweilen, wie bei den dürftigen Angaben über die Mutter Luises (S. 6) und über die Reise der fünfzehnjährigen Prinzessin nach Holland (S. 29) die Mängel der Überlieferung, ohne doch den Versuch zu machen, sie durch eigene Forschungen zu ergänzen. Seine Darstellung im einzelnen mit Quellennachweisen zu begleiten, wie anfänglich beabsichtigt, hat der Verfasser vorsichtig unterlassen, unvorsichtig aber am Schluß ein Quellenverzeichnis beigegeben, dessen klaffende Lücken nun die Beschränktheit seines Wissens und die Flüchtigkeit seiner Arbeit anklagen. Von der deutschen Literatur fehlen wichtige Stücke; die gesamte ausländische, mit Ausnahme der „Correspondance de Napoléon Ier", ist ganz unberücksichtigt geblieben; die einzigen Zitate dieser Art, die sich finden, die Schilderungen der Königin nach Segur und Jackson (S. 120 f.), sind dem Artikel „Königin Luise" in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" schweigend entnommen. Diejenigen Quellen dagegen, auf die der Verfasser einmal gestoßen ist, werden erbarmungslos ausgeschöpft, Zusätze aus Eigenem, vielleicht nicht mit Unrecht, sorgsam gespart. Des Verfassers Grundsatz ist, „die authentischen Quellen" — oder die er dafür hält — „möglichst oft im Wortlaut anzuführen". So reihen sich Briefauszüge an Briefauszüge, Zitate an Zitate: keine Seite — buchstäblich keine — ohne Gänsefüßchen.

Sind diese „Quellen" nun wirklich immer auch „authentisch"? Für eine Hauptquelle des Verfassers muß ich das entschieden verneinen. Die Publikation „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe", die dem hier besprochenen Buche den chronikalischen Unterbau liefert, soll bekanntlich die Tagebücher der Gräfin Voß wiedergeben, entstellt aber, teils aus bloßer Unkenntnis, teils aus bestimmter Tendenz, deren Wortlaut so oft und so stark, daß wir nur selten die „authentischen" Aufzeichnungen der Gräfin erhalten. Der Verfasser, dem dies nicht unbekannt sein sollte, hat gleichwohl die auf die Königin Luise bezüglichen Abschnitte der „Neunundsechzig Jahre" in breitester Ausführlichkeit großenteils wörtlich wiederholt.

Wenn er daneben noch meine neueren Veröffentlichungen besonders bevorzugt hat — wie sollte gerade ich ihm deswegen einen Vorwurf machen? Es ist wahr, daß er darin zuweilen etwas weit geht. Ich spreche einmal zum Jahre 1793 davon, daß Prinzeß Luise ihren damaligen Bräutigam, den Kronprinzen, zu ernster Lektüre zu veranlassen gesucht, und deute an, daß sie dies später wiederholt habe (wie ich künftig zu zeigen denke); der Verfasser übernimmt unbesehen diese ganze Stelle, einschließlich von „später", kommt aber mit keinem Sterbensworte wieder auf diese Versuche zurück. Man sieht, er akzeptiert bereitwillig einen Wechsel von mir, ohne ihn freilich „später" einlösen zu können.

Mehr aber als diese unbegrenzte Vertrauensseligkeit muß es mich verdrießen, wenn der Verfasser einige Male meinen führenden Arm verläßt und eine andere Stütze sucht — wobei er denn freilich gleich zu Falle kommt. Er verschmäht z. B. meine Schilderung der „gefaßten und ruhigen" Stimmung Friedrich Wilhelms III. nach der Niederlage von Friedland 1807 und läßt vielmehr den König „ganz gebrochen" sein. So steht es freilich zu lesen in „Neunundsechzig Jahre", allein diese „Gebrochenheit" ist eben wieder eine Erfindung der Herausgeber; die Gräfin Voß selbst spricht nur von der Ruhe des Königs („calme").

Diese ganze Sammlung mehr oder minder authentischer Aufzeichnungen, Briefauszüge und anderer Zitate gibt nun zwar ein buntfarbiges und oft interessantes Mosaik, sicher aber kein „Lebensbild", um so weniger, da wesentliche und unentbehrliche Teile eines solchen Bildes hier gänzlich fehlen. Zu einer Schilderung der Königin finden sich gelegentlich schwache Ansätze — die Gattin, die Mutter, die Schwester, die Freundin lernen wir gar nicht kennen. Oder sollen Briefauszüge und immer wieder nur Briefauszüge uns diese fehlenden Schilderungen ersetzen? Zu einem Bilde gehört auch ein Rahmen. Da sind die Geschwister der Königin, vor allem ihr Bruder Prinz Georg, die Geschwister ihres Gemahls und die Prinzessinnen Marianne (Wilhelm) und Luise Radziwill, ferner ihre Freundinnen, namentlich Frau von Berg, — sie alle und manche andere gehören zu einem Bilde der Königin Luise, und doch erfahren wir von ihnen allen nichts oder so gut wie nichts. Fehlt es doch selbst an einer Charakteristik König Friedrich Wilhelms III. Und ganz ebenso ungenügend wie die Personen werden Zustände und Ereignisse behandelt, die schweren politischen Krisen z. B. der Jahre 1808 und 1809, der Anteil der Königin an den Bestrebungen für die Regeneration Preußens nach 1807 und anderes. Freilich wäre eine solche Arbeit nicht ganz so leicht gewesen, wie „die authentischen Quellen möglichst oft im Wortlaut anzuführen".

Endlich noch eine persönliche Bemerkung.

In der langen Aufzählung derjenigen, denen der Verfasser im Vorwort für irgend welche Förderung und Unterstützung dankt, vermisse ich meinen Namen, der ich ihm doch die gute Hälfte seines Buches vorgearbeitet habe.

Paul Bailleu.

βλ. **Six mois d'Histoire révolutionnaire** (Juillet 1790—Janvier 1791.) Par Marius Sepet. Paris, Douniol 1903.

Diese Studie des in der Revolutionsgeschichte wohlbewanderten Verfassers beschäftigt sich mit den sechs Monaten, während welcher die religiöse Frage das Schicksal der gallikanischen Kirche und der Dynastie entschied. Über diese wichtigste Angelegenheit sagt Herr Sepet zu wenig. Er berührt sie nur am Ende seiner Untersuchung, die vor allem über die Persönlichkeit des königstreuen Kommandierenden in Metz, Marquis de Bouillé, manches Wissenswerte bringt. Im übrigen ist das kleine Buch zu oberflächlich gehalten, um von wirklichem Nutzen zu sein. Trotz der massenhaften Produktion über die Revolutionszeit fehlt immer noch die Lösung einer ihrer wichtigsten Aufgaben, nämlich eine umfassende Biographie von Lafayette. Auch Sepet hat das Thema nur gestreift. Es verdiente, ihn zu fesseln.

γ. **La société française pendant le consulat.** Par Gilbert Stenger. Paris, Perrin. 1903.

Ein angesehener Romanschriftsteller ist diesmal unter die Historiker gegangen und hat aus Zeitungen und Denkwürdigkeiten ein reiches Material zusammengebracht, das er zu einer kraftvollen und anschaulichen Schilderung verarbeitet. Die Summe ist, zu zeigen, daß das Frankreich, das im Sommer 1799 auf den aus England zurückgekehrten Chateaubriand einen so trostlosen Eindruck machte, wenn er die rastlose Tätigkeit des englischen Handels und Gewerbfleißes mit der Verwahrlosung seiner Heimat verglich, durch Bonapartes schöpferisches Genie eine wahre Wiedergeburt feierte. Das war freilich nur möglich, weil unter aller Verlotterung der Regierenden das Volk selbst seine Lebenskraft bewahrt hatte und es vor allem galt, ihr wieder freie Bahn zu schaffen und sie in die richtigen Wege zu leiten. Individuelles Genie und volkstümliche Kraft haben zusammen neues Leben aus den Ruinen blühen lassen.

βλ. **Napoleon I.** Von Karl Ritter von Landmann. Mit 119 Abbildungen. („Weltgeschichte in Charakterbildern. Die Vollendung der Revolution.") München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung. 1903.

F. Kircheisens vortreffliche, kritisch gesichtete Bibliographie Napoleons, ein starker Band, führt etwa 2000 Quellen an. Sie geben eine annähernde Vorstellung der Schwierigkeit, nach Meisterwerken, wie vor allem immer noch, und trotz aller Mängel, Thiers und Taines Napoleon gewidmetem Band der „Origines", sich an den Gegenstand zu wagen. Mit weiser Beschränkung hat Herr von Landmann Raum gespart und im Literaturverzeichnis nebst allgemeinen Geschichten nur ein paar Dutzend — meist militärische — Quellen genannt. Es blieb ihm die Wahl zwischen einer Biographie Napoleons und einer Wiederholung der Zeitgeschichte. Er wählte letzteres. Seite 13, nach einem historischen Überblick, tritt sein Held mit siebenundzwanzig Jahren als Oberbefehlshaber der Armee von Italien in die Schranken. Damit beginnt die Enttäuschung derjenigen, die ein liebevolles Bild erwartet hatten und eine blasse Kopie finden. Aus Napoleons Jugendgeschichte gibt Landmann nur einige allgemeine Züge. Er spricht von seinem ausgeprägten Familiensinn, von seiner Sorge für den Bruder Joseph. Der junge Bonaparte erhielt aber nach Kräften seine ganze Familie um den Preis am Leben, seine schäbige Uniform selbst zu bürsten und mit Brot zu Abend zu essen. Diese Aufopferung „verhärtete vielleicht sein ohnehin nicht zu stark entwickeltes Gemüt" nicht. Denn an seinem Familiensinn ging er zum Teil zugrunde, und das ist ein wesentliches Moment in seiner Geschichte! Die Einzelheiten geben Jung u. a. Der Verfasser erwähnt nichts vom Eindruck, den der 20. Juni 1792 auf den jungen Leutnant machte. Er war Zeuge des Einbruches der Horden Dantons in die Tuilerien und ballte die Faust: „In politischen Dingen übersteht man Erniedrigungen nicht," war der Schluß, den er damals zog. Die wahre Rolle Bonapartes am Vendémiaire, das historische Wort, mit dem er den Konvent rettete: „Attendez-vous que le peuple vous donne la permission de tirer sur lui?" sind nicht erwähnt. Brumaire wird in zehn Zeilen abgetan, die nichts davon verraten, daß Napoleon ohne Lucien an jenem Tage verloren gewesen wäre, nicht weil er das kühne Spiel wagte, sondern weil sein Mut versagte. Die Heirat mit Josephine „war nicht unzweckmäßig," sagt der Verfasser. Gewiß nicht. „Barras," schreibt Lucien, „übernimmt die Ausstener, den Oberbefehl über die Armee in Italien!" Scherer, sagt Landmann, „erklärte, den Operationsplan Napoleons nicht ausführen zu können". Die Sache verlief ungleich dramatischer. Scherer erklärte: „Der Wahnsinnige, der diese Pläne entworfen hat, möge kommen und sie lieber selbst ausführen." Wir müssen uns versagen, dem Verfasser weiter zu folgen. Der Militärschriftsteller legt den Nachdruck auf die Kriegsgeschichte, und das ist sein gutes Recht. Fachleuten kommt es zu, über seine Behandlung derselben zu urteilen. Aber auch den Laien enttäuscht sein „Waterloo"; er sehnt sich u. a. nach Houssaye zurück, denn hier erfährt er nichts. „Den herrlichsten Genius, den Gott auf die Erde geschickt hat", aus dem historischen Marmor herauszumeißeln, ist dieses Mal nicht gelungen.

γ. **La Prusse et la révolution de 1848.** Par Paul Matter. Paris, Alcan. 1903.

Ein neuerdings auch in Deutschland durch Nachfahl, Hermann Oncken u. a. viel verhandeltes geschichtliches Thema wird hier von einem französischen Gelehrten, der eigentlich den Juristen, nicht den Historikern angehört, in Angriff genommen, und zwar bereits unter Benutzung dieser neuesten deutschen Literatur. Matter entwickelt die Reaktion, die sich gegen die autoritären Prinzipien von 1815 überall regt, die Hoffnungen in Preußen, die nach 1840 lebhafter werden, aber nicht in Erfüllung gehen, den erneuten Optimismus, wie der König den vereinigten Landtag beruft, und den abermaligen Rückschlag. Aus solchen Wechselfällen erwuchs notwendig eine revolutionäre Stimmung. Nicht ohne Grund hebt Matter auch hervor, daß Berlin mit damals 420000 Seelen sehr viele neue, aus Sachsen,

dem Rhein, den slawischen Ländern zugezogene Elemente enthielt, die sich mit den alten Berlinern noch nicht verschmolzen hatten und eine sehr zuchtlose Masse bildeten. Im großen und ganzen erhalten wir eine für uns Deutsche nicht viel Neues bietende, aber wohlabgewogene und brauchbare Darstellung des Stoffes. Die Frage, wer denn der eigentliche Träger der Verantwortung für den Befehl des Rückzuges der Truppen am 19. März ist, beantwortet Matter S. 145 im Anschluß an Busch und Sybel: Der König ließ sich durch die Erschöpfung einer schlaflosen Nacht, das Zureden der Deputationen und Arnims Gutachten bestimmen. Damit ist aber die Frage nicht erschöpft, wie auch die Einzelheiten des Herganges einer viel schärferen Beleuchtung bedurft hätten.

λ. **Journal et Correspondances intimes de Cuvillier-Fleury.** Par Ernest Bertin. Paris, Plon. 1903.

Der erste Band der Erinnerungen an die Familie Orléans, die vom Erzieher der Söhne Louis Philipps stammen, ist an dieser Stelle bereits besprochen worden. Dieser zweite Band bezieht sich auf die Regierungszeit des Julikönigs und die Verbannung der Orléans. Das Zeugnis Cuvillier-Fleurys, der von 1827 an in intimen Beziehungen zum jüngeren königlichen Zweig der Bourbons stand und stets als Augenzeuge berichtet, ist von höchstem Wert. Obwohl ein überzeugter Bewunderer des Königs selbst, ist der Verfasser der „Erinnerungen" ein scharfer und keineswegs nachsichtiger Beurteiler der Verhältnisse. Er berichtet von Thiers, dieser optimistische Staatsmann habe 1834, angesichts der Lage und der Stimmung in der Kammer, beinahe den Mut verloren. Cuvillier-Fleury bekämpfte vergebens den Entschluß des Königs, der radikalen Politik vom Jahre 1843 an Konzessionen zu machen: „Vous ne voyez que la presse," erwiderte Louis Philipp, „les journaux ne sont pas tout. Il y a la chaire, le confessional, l'influence occulte. C'est par là qu'ils nous ruinent." Aber sein bürgerlicher Ratgeber war und blieb ein entschlossener Antagonist der katholischen Reaktion. Cuvillier-Fleury erlebte den Schmerz, am Sterbebette des Herzogs von Orléans, der bekanntlich infolge eines Sturzes aus dem Wagen zugrunde ging, die Hoffnungen der Dynastie zu begraben. Für ihn selbst war dieser Verlust wie der Schmerz eines Vaters. Er hatte den Thronfolger mit aller Liebe und Sorge herangebildet. Von 1844 an, zwei Jahre nach der Katastrophe, bricht das Tagebuch ab. An seine Stelle treten Briefe an die Gemahlin. Sie schweigen über die traurige Rolle, die Frankreich, und Guizot an seiner Spitze, in der Angelegenheit der spanischen Heiraten spielte. Aber sie geben zu verstehen, daß auch der Briefschreiber verblendet war. Im Gefolge des Herzogs von Montpensier war er bei der Doppelheirat in Madrid anwesend und glaubte in Don Franz de Assisi „l'étoffe d'un roi" zu erkennen! Die Geschichte der Februarrevolution fehlt. Mit dieser Einschränkung ist das Buch, für das erste Jahrzehnt der Julimonarchie besonders, von großem Wert.

γ. **Pages de l'histoire du second empire,** d'après les papiers de Mr. Thouvenel, ancien ministre des affaires étrangères (1854—1866). Par L. Thouvenel. Paris, Plon. 1903.

Der Sohn des Ministers Thouvenel, der frühere Gesandtschaftssekretär L. Thouvenel, hat aus den Papieren seines Vaters schon mehrere Bände veröffentlicht, die auf die Geschichte des zweiten Kaiserreiches viel neues Licht werfen. Dasselbe ist auch mit diesem Bande der Fall, der sich vor allem auf den Krimkrieg und die römische Frage bezieht. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Drouyn de l'Huys, war der Ansicht, daß die Verträge von 1815, die sich ursprünglich gegen Frankreich richten sollten, in Wahrheit zum Nutzen Frankreichs ausgeschlagen seien, weil sie Frankreichs Nachbarn, Italien und Deutschland, zerstückelt und geschwächt hatten. Es galt also, das System von 1815 aufrechtzuhalten, was um so leichter anging, als die Siege in der Krim „avaient rompu le deuil de nos drapeaux et relevé le prestige de nos armes". Der Schlüssel des Systems von 1815 war aber Österreich; seine Allianz mußte Frankreich suchen; dann blieben Italien und Deutschland zerrissen und ungefährlich; 1859, 1866 und 1870 wurden verhindert oder doch hinausgeschoben. Aber Napoleon III. näherte sich Österreich nicht so, daß er dessen Forderungen betreffs des Schwarzen Meeres (Gleichheit der Flotte Rußlands daselbst mit der Stärke eines türkisch-österreichisch-englisch-französischen Geschwaders) für hinreichend befunden und auf dieser Grundlage Österreich in den Krieg hineingezogen hätte. Er schloß lieber mit Sardinien ab, das frischweg seine besten Truppen gegen Rußland anbot; und damit geriet er in eine verhängnisvolle Bahn, welche zu der Einheit Italiens und Deutschlands und zu Frankreichs Niederlage führte. Thouvenel hat sich dann als Minister bemüht, durch Roms Räumung Italien zum Verzicht auf Rom zu bestimmen: er ist der eigentliche Vater der Konvention vom September 1864, welche freilich eine wirkliche Lösung der römischen Frage nicht gebracht hat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alberti. — Erlebtes und Erlauschtes. Eine Handvoll kurzer, aber wahrer Geschichten. Von Conrad Alberti. Berlin und Leipzig, Friedrich Luchhardt. 1904.

Arend-Denart. — Christus kein Welterlöser. Eine unkirchliche Studie. Von Max Arend-Denart. Berlin, Hugo Schildberger. O. J.

Aschenbach. — Fräulein Ebef. Roman von Hanna Aschenbach. Dresden, E. Pierson. 1904.

Becker. — Der einige Trost im Sterben. Von W. Becker. Dritte, vermehrte Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1902.

Beloch. — Griechische Geschichte. Von Julius Beloch. Dritter Band. Die griechische Weltherrschaft. Erste Abteilung. Strafsburg, Karl J. Trübner. 1904.

Bennstein. — Des Kindes Spiel und Beschäftigung. Ein Ratgeber für Eltern. Erster Teil. Von Alexander Bennstein. Berlin, G. Winckelmann. 1904.

Bibliothek literarischer und kulturhistorischer Seltenheiten. — Nr. 3b. Goethe. Das Tagebuch (1810). — Vier unterdrückte römische Elegien. — Nicolai auf Werthers Grab. Wortgetreue Neudrucke. Mit einer literarhistorischen Einleitung unter Benutzung eines bisher noch unbekannten Briefwechsels herausgegeben von Max Mendheim. — Nr. 4—5. Rheinischer Most. Erster Herbst. O. O. 1775. — (J. J. Hottinger.) Menschen, Thiere und Goethe. Eine Farce. 1775. — (Ch. Leop. Wagner.) Confiskable Erzählungen. 1774. Wien. Bey der Bücher-Censur. Wortgetreue Neudrucke der seltenen Originalausgaben. Mit einer literarhistorischen Einleitung von M. Desceltes. Leipzig, Adolf Weigel. 1904.

Bley. — Die Schwestern von Mdusini. Geschichtlicher Roman. Von Fritz Bley. Dresden, E. Pierson. 1904.

Bock. — 1870—71. Feldzugserlebnisse und Erinnerungen eines Einjährig-Freiwilligen im 3. Garderegiment zu Fuß. Von Arnold Bock. Mit 29 Illustrationen. Wien und Leipzig, Carl Konegen. O. J.

Brandt. — Kaufmännischer Fachunterricht in den Mittelschulen oder niederen Handelsschulen. Vortrag von Dr. Brandt, Geschäftsführer der Handelskammer Düsseldorf. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1903.

Brun-Barnow. — Im Kampf mit Idealen. Zeitroman von J. von Brun-Barnow. Dresden, E. Pierson. 1903.

Dietz. — Mosait. Wachen und Träumen. Meiner Gedichte zweiter Teil. Von Paul Dietz. Leipzig, B. Elischer Nachf. 1904.

Dill. — Lo's Ehe. Roman von Liesbet Dill. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson. 1904.

Egidy. — Mensch unter Menschen. Roman von Emmi von Egidy. Dritte Auflage. Dresden, E. Pierson. 1904.

Ehrmann. — Das Streichquartett. Phantasien eines Musikers. Herausgegeben von Alfred von Ehrmann. Mit Randzeichnungen von A. D. Goltz. Linz, Wien, Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Engel. — Shakespeare-Rätsel. Von Eduard Engel. Leipzig, Hermann Seemann. 1904.

Ermatinger und Haug. — Schweizerisches Dichterbuch. Herausgegeben von Emil Ermatinger und Eduard Haug. Frauenfeld, Huber & Co. 1903.

Eröffnungsfeier, Die, der königlichen Akademie zu Posen am 4. November 1903. — Bericht mit sämtlichen Reden und Ansprachen. Posen, Merzbachsche Verlagsanstalt. 1903.

Fischer. — Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung. Von Wilhelm Fischer in Graz. München und Leipzig, Georg Müller. 1904.

Flach. — Les origines de l'ancienne France. Par Jacques Flach. X^e^ et XI^e^ siècles. III. Paris, L. Larose. 1904.

Foà. — Il Faust di Wolfgang Goethe. — Il Parsifal di Wolfram d'Eschenbach. Studi critici di Augusto Foà. Firenze, Successori le Monnier. 1904.

Fraga. — Krach! Por Ventura Fraga. Valparaiso, Imprenta Gillet. 1903.

Freytag. — Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894. Von Gustav Freytag. Herausgegeben von Ernst Elster. Zweiter Band. Leipzig, S. Hirzel. 1903.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe. Einundzwanzigster Band. Die Wahlverwandtschaften. Mit Einleitung und Anmerkungen von Franz Muncker. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

delle Grazie. — Sämtliche Werke von M. E. delle Grazie. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Groller. — Wie man Weltgeschichte macht. Ein Roman aus der Wiener Gesellschaft. Von Balduin Groller. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Gutheil. — Eine Frühlingsfahrt nach Süden. Reisebriefe von Arthur Gutheil. Berlin und Leipzig, Friedrich Luchhardt. 1904.

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Erster Band: Michael Kohlhaas. Nach einer alten Chronik. Von Heinrich von Kleist. Mit einem Bildnis Kleists, Vollbildern von Ernst Liebermann und Einleitung von Dr. Ernst Schultze. — Zweiter Band: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Von J. W. von Goethe. — Dritter Band: Deutsche Humoristen. Eine Auswahl humoristischer Erzählungen. I. Hamburg-Großbarstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1903.

Haushofer. — Bevölkerungslehre. Von Max Haushofer. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Hebbels ausgewählte Werke. — In sechs Bänden herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Vierter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Herrmann. — Zur Frage über die Beschießung von Paris im Feldzuge 1870 71. Von Otto Herrmann. Berlin, A. Bath. 1903.

Hirsch. — Der Aberglaube. Ein Beitrag zur vaterländischen Kultur- und Sittengeschichte. Von J. D. Hirsch. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Huch. — Von den Königen und der Krone. Roman von Ricarda Huch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Jellinghaus. — Ossians Lebensanschauung. Von H. Jellinghaus. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1904.

Joan. — Das Nürnberger Bilderbuch. Von Joan. S. L. van Lovy, Amsterdam und Leipzig.

de Jonge. — Höret Rathenau und Genossen! Kritik des Dogmas von der assimilatio gojica. Von M. de Jonge. Berlin, Hugo Schildberger. 1903.

de Jonge. — Jerusalem oder Mombassa? Eine ungehaltene Rede zum sechsten Zionistenkongress. Von M. de Jonge. Berlin, Hugo Schildberger. 1903.

Jüngst. — Flammenzeichen. Ausgewählte Zeitgedichte. Von Hugo E. Jüngst. Dresden-Blasewitz, Verlag der Deutschen Literatur- und Kunstzeitung. O. J.

Kienzl. — Richard Wagner. Von Wilhelm Kienzl. Mit einer Beilage und 91 Abbildungen. München, Kirchheim. 1904.

Kinkel. — Gedichte von Walter Kinkel. Giefsen, J. Ricker. 1904.

Klob. — Beiträge zur Geschichte der deutschen komischen Oper. Von Karl Maria Klob. Mit einem Porträt von Albert Lortzing. Berlin, „Harmonie". O. J.

Kohlrausch-Cartmell. — F. Kohlrausch. Das Jahr 1813. Edited by J. W. Cartmell. Cambridge, University Press. 1903.

Kronenberg. — Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von M. Kronenberg. Zweite, neubearbeitete und erweiterte Auflage. Mit einem Porträt Kants. München, C. H. Beck. 1904.

Krückemeyer. — Die Mischehe in Theorie und Praxis speziell in Preußen. Von Krückemeyer. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1904.

Landsberg. — Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Bearbeitet und eingeleitet von Hans Landsberg. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1904.

Lauris. — Benjamin Constant et les idées libérales. Par Georges de Lauris. Paris, Plon. 1904.

Lemcke. — Universität und Volksschullehrer. Von Hermann Lemcke. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Levy. — Richard Wagners Lebensgang in tabellarischer Darstellung. Herausgegeben von Gustav Levy. Berlin, „Harmonie". 1904.

Löbl. — Kultur und Presse. Von Emil Löbl. Leipzig, Duncker & Humblot. 1903.

Loisy. — Evangelium und Kirche. Von Alfred Loisy. Autorisierte Übersetzung nach der zweiten, vermehrten, bisher unveröffentlichten Auflage des Originals von Joh. Grière-Becker. München, Kirchheim. 1904.

Mandach. — Le comte Guillaume de Portes. 1750 bis 1823. (D'après des lettres et documents inédits.) Par Conrad de Mandach. Paris, Perrin & Cie. 1904.

Mantcuffel. — Helmuth von Lonsen. Roman von Ursula Zöge von Mantcuffel. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson. 1904.

Mazedonien und die Reformen. — Eine Denkschrift des mazedonischen Vereins in Athen. Übersetzung aus dem Griechischen. Athen, P. D. Sakellarios. 1903.

Meerheimb. — Treue. Historischer Roman aus den Jahren 1810—1814. Von Henriette von Meerheimb. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Meusch. — Auf Vorposten. Roman aus meiner Züricher Studienzeit. Von Ella Meusch. Leipzig, Verlag der Frauen-Rundschau. O. J.

Moriz-Eichborn. — Das Soll und Haben von Eichborn & Co. in 175 Jahren. Ein schlesischer Beitrag zur vaterländischen Wirtschaftsgeschichte. Von Kurt Moriz-Eichborn. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. 1903.

Morold. — Der Totentanz. Ein Tanz und Singspiel in drei Aufzügen. Nach einer schlesischen Sage. Von Max Morold. In Musik gesetzt von Josef Reiter. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1903.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Achter Jahrgang bis zur zwanzigsten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Mutter und Kind. — Wie man heitle Gegenstände mit Kindern behandeln kann. Nellie schrieb's holländisch, J. Grimm hat es verdeutscht. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. 1904.

Najmajer. — Kaiser Julian. Trauerspiel in fünf Akten. Von Marie von Najmajer. Wien, Carl Konegen. 1904.

Otto. — Ein innerer Feind. Von Berthold Otto. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1903.

Otto. — Fürst Bismarcks Lebenswerk. Den Kindern und dem Volke erzählt von Berthold Otto. Drittes Tausend. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1903.

Pfeifer. — Des Kindes Sterben. Ein Trostbüchlein. Von Ernst Pfeifer. Dritte Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. O. J.

Plate. — Die Geschäftsordnung des preußischen Abgeordnetenhauses, ihre Geschichte und ihre Anwendung. Von A. Plate. Berlin, Max Pasch. 1903.

Ribot. — Psychologie der Gefühle. Von Th. Ribot. Aus dem Französischen übersetzt von Chr. Ufer. Altenburg, Oskar Bonde. 1903.

Rosegger. — Gabriel Heidepeter. Scènes de la vie styrienne. Par Peter Rosegger. Traduit de l'Allemand. Paris, Albert Fontemoing. 1904.

Rosen. — Jungfrau Königin. Roman von Franz Rosen. Dresden, E. Pierson. O. J.

Runge. Neues deutsch-spanisches und spanisch-deutsches Taschenwörterbuch. Mit einer kurzgefaßten Grammatik für Reise und Schule. Von Heinrich Runge. Zwei Teile. (Collección Feller). Leipzig, B. G. Teubner. O. J.

Schamann. — Faßion. In vier Akten. Von E. F. Schamann. Leipzig, Julius Werner L.-G. 1903.

Scheerbart. — Machtspäße. Arabische Novelle mit Federzeichnungen von Paul Scheerbart. Groß-Lichterfelde-Berlin, E. Eisner. 1904.

Schenck zu Schweinsberg. — Zeitcosa. Eine Familiengeschichte aus dem Siebenjährigen Kriege. Von Carl, Freiherrn von Schenck zu Schweinsberg. Frankfurt a. M., Carl Jügels Verlag (W. Abendroth). 1903.

Schnellbach. — Lieder eines Schiffknechtes auf dem Rhein. Zusammengestellt und herausgegeben von Peter Schnellbach. Mannheim, H. Haas. 1903.

Schoenaich-Carolath. — Gedichte von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Leipzig, G. J. Göschen. 1903.

Schoepp. — Auf roter Erde. Roman von Meta Schoepp. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1903.

Schubin. — Torschlußpanik. Erzählung von Ossip Schubin. Fünfte, neu durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Sénac de Meilhan. — L'Emigré. Publié par Casimir Stryienski et Frantz Funck-Brentano. Orné d'un portrait. Paris, Albert Fontemoing. 1904.

Spielmann, Der deutsche. — Eine Auswahl aus dem Schatz deutscher Dichtung für Jugend und Volk. Herausgegeben von Ernst Weber. Vierter Band: Hochland. Ein Ausflug ins Land der Berge voll Alpenzauber und Höhenluft. — Fünfter Band: Meer. Die weite See, das Ziel deutscher Sehnsucht, wie es lockt und schreckt. — Sechster Band: Helden. Ein Buch des großen und des schlichten Heldentums, wie es sich abspielt vor der lauten Welt oder auskämpft im stillen Herzen. — Siebenter Band: Schalk. Der deutsche Humor, wie er sich zu geben pflegt, wenn er weint und wenn er lacht. München, Georg D. W. Callwey und Carl Haushalter. 1903.

*****.** — Das heutige Frankreich. Von ***. Hamm i. W., Breer und Thiemann. 1903.

Strasburger. — Streifzüge an der Riviera. Von Eduard Strasburger. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage mit 87 farbigen Abbildungen. Illustriert von Louise Reusch. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1904.

Strzygowski. — Der Dom zu Aachen und seine Entstellung. Ein Protest. Von Jos. Strzygowski. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1904.

Suttner. — Die Nire. Roman von A. Gundacar von Suttner. Dresden, E. Pierson. 1904.

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Erster Jahrgang, erstes Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Warden. — The Mis-rule of Three. By Florence Warden. London, Leipzig, Paris, T. Fisher Unwin. 1904.

Weigand. — Gedichte. Von Wilhelm Weigand. Auswahl. München und Leipzig, Georg Müller. 1904.

Weininger. — Über die letzten Dinge. Von Otto Weininger. Mit einem biographischen Vorwort von Moriz Rappaport. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1904.

Welt-Panorama, Das große. — Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Witting. — Künstlerisches aus Briefen Friedrich Prellers des Älteren. Herausgegeben von Walter Witting. Mit dem Atelier Prellers in Dreifarbendruck. Weimar, Hermann Böhlau Nachf. 1903.

Wolff. — Grundriß der preußisch-deutschen sozialpolitischen und Volkswirtschaftsgeschichte von 1640 bis 1900. Von Emil Wolff. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1904.

Wozu leben wir? — Fragt ihr euch das nicht? Ein Buch für kleine und große Kinder, nur deutschen Männern zu empfehlen. Von einem Lebenden. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt. 1903.

Wundt. — Ethik. Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Von Wilhelm Wundt. Dritte, umgearbeitete Auflage. Zweiter Band. Stuttgart, Ferdinand Enke 1903.

Zahn. — Schattenbild. Drei Erzählungen von Ernst Zahn. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Semiramis.

Eine Erzählung

von

Ernst von Wildenbruch.

II.

Die Morgensonne blitzte durch die Vorhänge des Schlafzimmers. Frau Leontine stieg vom Lager — eine Frühaufsteherin war sie immer gewesen — und vom Bette aus ins Bad.

Jeder Tag im Dasein von Frau Leontine Schellram begann mit einem Bade, mit einem Untertauchen, Brausen und Plätschern in einer nur mäßig erwärmten Flut. Heut hätte sie das Wasser am liebsten ganz kalt gehabt, so heiß fühlte sie das Leben in ihren Adern. Sonst, wenn sie die Stufen in die tief in den Fußboden eingelassene marmorne Badewanne hinunterstieg, geschah es mit züchtig-vorsichtigen Schritten — heut hüpfte sie ins Wasser hinein wie ein junges Mädchen, beinah wie ein übermütiges Kind. Solch ein verhaltenes Jauchzen, solch ein Kraftgefühl erfüllte und durchströmte sie. Woher und warum? Weil sie Schöpferwonne in sich fühlte, weil sie sich sagte, daß sie einem gefesselten Geiste die Schwingen lösen, einen halbfertigen Mann zum ganzen und den ganzen Mann zum Dichter erschaffen würde. Und heut, als sie das Wasserbecken verließ, geschah etwas, was sonst nie geschah: in der Ecke des Badegemachs war ein hoher, die ganze Gestalt wiedergebender Spiegel angebracht. Ein Vorhang von weißem Flor hing davor, der eigentlich nie aufgehoben wurde — heute, als die von Wasserperlen rieselnde und glitzernde Frauengestalt an dem Spiegel vorbei zu der Bank schritt, auf der ihre Kleidungsstücke lagen, blieb sie plötzlich vor dem Spiegel stehen, der Schleier flog zur Seite, und aufgerichtet zu voller Höhe leuchtete ihr die unverhüllte eigene Frauenherrlichkeit aus dem Spiegelglase entgegen. Wenn außer ihr jemand zugegen gewesen wäre und sie gefragt hätte: „Warum tust du so?“ — ob sie selbst es gewußt hätte?

Nur einige Augenblicke aber dauerte diese schweigende Selbstschau, dann flog die Gardine, hastig, wie sie zur Seite geschoben worden war, wieder vor

das Glas. Frau Leontine setzte sich auf die Bank, trocknete sich und kleidete sich an. Während sie das tat, versank sie in Nachdenken, in tiefes, verzehrendes. Ein Ziel war vor ihr aufgestanden, und wenn vor dieser Natur, deren gesamtes Seelenmaterial Energie war, ein Ziel aufstand, dann ging kein Gedanke mehr rechts oder links vom Weg, sondern alles wie eine Heersäule, geradeaus. Ein Ziel — und welches? Nun, sehr einfach, diese beiden Menschen Martisius kennen lernen, gründlich, und dann vielleicht — an sich heranziehen. Beide? Ja gewiß, beide. Wenn sich, wie ja leider zu befürchten stand, bei der Prüfung ergeben sollte, daß die Frau minderwertig war — nun — daß sie sich mit minderwertigen Persönlichkeiten umgab, das konnte man freilich nicht von ihr verlangen. Aber gab es etwas Unparteiischeres als dieses Verfahren, das sie sich vorgesetzt hatte? Merkwürdig nur, daß, als sie nun im Laufe des Tages an die Ausführung ihres Vorhabens schritt, es ihr so schwer fiel, den Weg dazu zu finden, daß ihr zu Mute war als trüge sie etwas Verborgenes in sich, das nicht herauskommen durfte, so daß sie den Ton ihrer Stimme zu beobachten anfing, als ob sie fürchtete, daß er nicht genügend gleichgültig sein und sie verraten möchte. Was hatte sie denn für eine Veranlassung, Komödie zu spielen? Und doch war ihr als spielte sie Komödie. Übrigens bot sich ihr die Gelegenheit, von Edgar Martisius anzufangen, wie von selbst, als der Redakteur erschien, um die Zeitungsnummern mit der Erzählung wieder abzuholen.

Er beklagte sich, daß jetzt so wenig gute Erzählungen angeboten würden. Weil die Arbeit von Martisius nicht besser und nicht schlechter gewesen wäre als alle übrigen, hätte er sie angenommen. Offenbar empfand er das Bedürfnis, sich seiner Prinzipalin gegenüber zu rechtfertigen, daß er ihre Zeitung einem mittelmäßigen Erzeugnis geöffnet hatte.

Frau Schellram hörte ihm in gereiztem Schweigen zu. Alles, was der Mann sagte, war ja doch ihr eigenes Urteil gewesen; trotzdem ärgerte es sie, daß er es sagte. Sie hatte die sonderbare Empfindung, als dürfte sie selbst wohl die Erzählung schlecht finden, ein andrer aber nicht.

„Ich bin der Ansicht," erwiderte sie nach einiger Zeit, indem sie an dem Redakteur vorbeisah, „die Erzählung ist allerdings nicht vollkommen, aber es steckt Zukunft darin." Sie hatte mit beinah übertriebener Gleichgültigkeit gesprochen; trotzdem fühlte sie, wie sie errötete. Was sie da sagte, war ja auch eigentlich geradezu unwahr; als sie die Erzählung aus der Hand legte, hatte sie nicht das mindeste von Zukunft darin verspürt. Das alles verstimmte sie immer mehr.

„Ich bin der Ansicht," fuhr sie fort, „von einem jungen Mann kann man doch nicht gleich Meisterwerke verlangen. Man muß abwarten, daß er sich entwickelt. Dazu muß man ihm Gelegenheit geben."

Der Redakteur machte eine aufmerksame Verbeugung — ob Frau Schellram beföhle, daß er Herrn Martisius zu weiteren Einsendungen auffordern solle?

Jetzt spielte sie wirklich Komödie; denn allerdings wünschte sie das, aber sie tat als überlegte sie. Erst nach längerem Schweigen meinte sie, daß sie ihren Redakteuren grundsätzlich Befehle solcher Art nicht erteile, daß es ja

aber geschehen könne, und dann, als der Redakteur sich zurückziehen wollte, hielt sie ihn mit den Augen fest: „Wer ist denn eigentlich dieser — dieser Herr" — „Martisius!" beeilte sich der Redakteur einzuhelfen, weil er annahm, daß ihr der Name entfallen wäre. „Dieser Herr Martisius? Kennen Sie ihn? Wissen Sie etwas von ihm?" Der Redakteur kannte ihn nicht, wußte auch nichts von ihm; ein namenloser Schriftsteller, wie es deren ja viele in Berlin gibt. „Haben Sie ihn nicht kennen gelernt," forschte sie weiter, „als Sie sein Manuskript erwarben?" — Nein, es war durch einen Vermittler angeboten worden. Frau Schellrams Gesicht nahm einen Ausdruck an, der an Unzufriedenheit grenzte. Es wäre ihr immer wünschenswert erschienen, meinte sie, daß zwischen der Leitung eines Blattes und den Mitarbeitern ein persönlicher Zusammenhang bestände. Ein solches Behandeln der literarischen Beiträge lediglich vom Standpunkte des Warenangebotes, das — das — — den Rest ihres Satzes verschluckte sie, der andre aber hatte sie auch ohnedies verstanden. Er versicherte noch einmal, daß er dem Verfasser der Erzählung seine Aufmerksamkeit zuwenden und versuchen würde, ihm persönlich näherzukommen, dann zog er sich, weil Frau Schellram ihn zu längerem Verweilen nicht aufforderte, zurück. Indem er sich aber verneigte, bemerkte sie das Erstaunen in seinem Gesicht, das er trotz allen Bemühens nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Das vermehrte ihren Mißmut, und so blieb sie, als er gegangen war, in einem ihrer Natur für gewöhnlich ganz fremden Zustand von unklarer Unzufriedenheit allein. Der literarische Teil der Zeitung war nicht deren hauptsächlicher; daher hatte sie dem Redakteur desselben ziemlich freie Hand gewährt. Jetzt fing sie an, sich darüber Vorwürfe zu machen. Bis heut war sie mit dem Redakteur durchaus zufrieden gewesen — heut zum ersten Male fand sie, daß sie zu leicht befriedigt gewesen war, daß der Mann zu wenig Eigenart und eigenes Urteil besaß, daß er nicht eifrig genug war. Sobald sie sich für irgend etwas oder irgendwen interessierte, war es seine Pflicht, Bescheid darüber zu wissen, nicht aber ein erstauntes Gesicht zu machen, daß sie sich interessierte. Wohl erhob sich ihr Verstand und flüsterte ihr zu, daß das Despotenlaune wäre — aber was weiter? Durch eigene Kraft, ohne Beihilfe derer, die jetzt als ihre Untergebenen an der Zeitung tätig waren, hatte sie ihr Königtum gegründet; so hatte sie das Recht, Selbstherrscherin zu sein. Und diese Leute, diese Leutchen, die sie selbst erst entdeckt, herangeholt, in ihre Stellungen gesetzt hatte, was wußten denn sie von dem Blicke, der Menschen entdeckt? Was verstanden sie von der großen Kunst, die ein mächtiges Leben sie gelehrt hatte, aus dem Nichts etwas zu schaffen?

In solcher von dumpfem Unmut durchzitterter Stimmung kam sie, wie das alle Tage geschah, am Nachmittag mit den Damen ihrer Redaktion zusammen. Für gewöhnlich war dies eine ganz reizende Stunde, die Stunde, in der sich die reiche Natur der bedeutenden Frau mit all ihren Herrschergaben und ihrer angeborenen Güte in liebenswürdigster Weise entfaltete. In einem geräumigen, nach dem Garten gelegenen Hinterzimmer fand man sich ein. Mehrere große, viereckige Tische waren aufgestellt, so weit voneinander

entfernt, daß die Damen sich um jeden der Tische, auf deren einem Stickerei- und Modenentwürfe, auf deren anderem Illustrationsproben ausgebreitet lagen, in Bequemlichkeit zur Besichtigung und Beratung versammeln konnten. Denn hier wurde beraten, hier war eigentlich die geistige Küche, in der die Zeitung, die große Mahlzeit hergestellt wurde, nach der da draußen die Tausende lechzten.

Da war nichts von bureaukratischer Abgemessenheit, von beamtlicher Vorgeordnetheit und Untergebenheit, das Ganze war wie eine kleine Republik mit einem leitenden Oberhaupt. Und dieses Oberhaupt wurde so willig in seiner überhöhenden Würde anerkannt! So aus herzlicher Hingebung, aus sachlicher Überzeugung! Die Verehrung, die beinah schwärmerische, deren sich Frau Leontine bei ihrem Personal, insbesondere aber bei ihren Damen erfreute, wurde eigentlich in diesem Zimmer und zu dieser Stunde täglich neu geboren.

Auch heut, als sie den hübschen, gemütlichen Raum betrat, in dem sich schon eine leichte Dämmerung wie ein feiner, grauer Nebel verbreitete, waren die Damen bereits vollzählig versammelt und die Stimmung nicht nur angeregt wie immer, sondern eher noch lebendiger; das gestrige große Abendfest bot Unterhaltungsstoff. Das erste beinahe, was Frau Schellram, als sie eintrat, aus der durcheinander schwirrenden Unterhaltung entgegentönte, war der Name Martisius. Wie ein Zucken durchfuhr es sie; sie wandte den Kopf. Aus der Ecke drüben, wo auf einem Nebentische der große Teekessel summte, war der Name gekommen. An dem Teekessel machte sich Fräulein Charlotte Ussner zu schaffen, die junge, blonde Unterredakteurin, deren Amt als Jüngster es war, den Tee zu bereiten und die andern damit zu versehen. „Eine gewisse Frau Martisius ist es gewesen," so hatte sie, offenbar auf eine Frage, die man an sie gerichtet, hinübergerufen.

Als jetzt Frau Leontine erschien, brach die Unterhaltung ab; alles drängte auf sie zu, sie zu begrüßen. Sie erwiderte freundlich, aber man sah ihr an, daß der gestrige Abend sie angegriffen hatte; sie zeigte nicht ganz die gleichmäßige Heiterkeit, die ihr sonst zu eigen war.

In dem breiten, tiefen Fenstererker, von dem aus sie den ganzen Raum überblickte, ließ sie sich in ihrem gewohnten Armstuhl nieder. Dienstbereite Hände schoben ihr ein Fußkissen unter die Füße, andere rückten den kleinen Tisch heran, auf dem ihre Teetasse stehen sollte; jeder Handreichung und Bewegung sah und fühlte man an, wie alles sich beeiferte, der verehrten, heut offenbar etwas ermüdeten Frau hilfreich zu sein. Alsdann erschien Fräulein Charlotte Ussner, eine gefüllte Tasse in der einen, die Zuckerdose in der andern Hand, ihr beides mit einer anmutigen Verbeugung anzubieten.

Frau Schellram ließ den Blick auf dem jungen Mädchen ruhen. Charlotte Ussner war eigentlich ihr Liebling; sie mochte sie gern wegen ihrer jugendlich-lieblichen Erscheinung und schätzte sie wegen ihres Geschmacks.

„Sprachen Sie nicht eben von einer — Frau Martisius?" fragte sie, indem sie ihr die Tasse abnahm. Ein allgemeines Gelächter aber machte es der Gefragten unmöglich, sogleich zu antworten.

Ganz verwundert sah sich Frau Leontine um — was war denn an der Frage so komisch gewesen?

Fräulein Charlotte, so wurde erklärt, hatte gestern wieder einmal die barmherzige Samariterin gespielt und sich der Einsamen und Verlassenen angenommen.

„Der Einsamen und Verlassenen —? War das —?"

Jetzt aber kam Charlotte Ussner zu Wort: Ja, sie hätte, nachdem die Tafel aufgehoben war, in einer Ecke, wie ein Mauerblümchen, eine junge Frau bemerkt, die offenbar niemanden kannte, und um die niemand sich bekümmerte. Darum hätte sie Mitleid mit ihr gefühlt und sich an sie gemacht, sich ein wenig mit ihr zu unterhalten. Im Gespräch hätte sie dann erfahren, wer es gewesen sei, nämlich eine Frau Martisius, Leonore Martisius, und da — die Berichterstatterin unterbrach sich kichernd, und das Kichern wurde von einigen der Umstehenden aufgenommen — hätte sie ihr erst recht leid getan —

„Wieso erst recht?" Frau Schellram war es, die ihr dazwischenfuhr, und der Ton, in dem sie fragte, schnitt das Kichern ab.

Ein kurz aufflackerndes Erröten ging wie ein spitzes Flämmchen über Charlotte Ussners kindliches Gesicht; sie war durch Frau Schellram etwas verwöhnt worden, jedenfalls nicht gewöhnt, daß diese ihr so beinah barsch in die Rede fiel und so unzärtlich von ihrem Sitze zu ihr aufschaute, wie sie es in diesem Augenblick tat.

Ja — weil — sie war wirklich etwas verlegen geworden — weil sie doch also erfahren hätte, daß es die Frau von diesem Herrn Martisius gewesen wäre, und da — hätte sie so das Gefühl gehabt — von diesem Herrn Martisius, von dem doch neulich die — die sonderbare Erzählung in der Zeitung gewesen wäre.

Frau Schellram hatte den Kopf gesenkt und blickte vor sich hin.

„Sonderbar — finden Sie die Erzählung?"

„Ja, aber wüst," platzte Charlotte Ussner mit schnellfertiger jugendlicher Entschiedenheit heraus, „geradezu wüst!"

Ein wortloses Summen, das, wenn auch keine unbedingte Zustimmung, so doch noch viel weniger eine Ablehnung des eben vernommenen Urteils enthielt, ging durch den Kreis der Damen. Frau Schellram, deren Ohr sich im Lauf der Zeit für jede Kundgebung öffentlicher Meinung bis zur äußersten Feinhörigkeit geschärft hatte, vernahm und verstand die Stimmung wohl, und wieder erging es ihr, wie heute früh dem Redakteur gegenüber: sie ärgerte sich darüber. Wenn es doch nur möglich gewesen wäre, aus eigener Überzeugung dem allen entgegenzutreten und zu sagen: die Erzählung ist gut!

„Liebe Charlotte," hob sie nach einiger Zeit an, „ich will mich hier über die Erzählung nicht auslassen, aber" — der zuerst gleichgültige Ton ihrer Stimme nahm einen schärferen, beinah gereizten Klang an — „aber daß Sie literarische Sachen, die bei uns erscheinen, als wüst bezeichnen, das will mir denn doch nicht als richtig erscheinen. Und jedenfalls möchte ich Sie bitten, derartige Urteile nicht über unsere vier Wände hinausdringen zu lassen und — und etwas vorsichtig damit zu sein."

Ein allgemeines Schweigen folgte diesen Worten, und das Schweigen hatte etwas Peinliches. Daß Frau Schellram als Gebieterin ihrer Zeitung berechtigt war, für deren Inhalt einzutreten und abschätzige Kritiken abzulehnen, ließ sich ja gar nicht bestreiten — aber man war es von ihr nicht gewöhnt. Der wundervolle Freimut, mit dem sie allen Meinungsäußerungen ihren Lauf ließ, war ja eben das seltene an dieser Frau; daß man in diesen Nachmittagszusammenkünften frei von der Leber weg alles aussprechen durfte, was einem an der Zeitung verbesserungsbedürftig erschien, das eben machte ja diese Zusammenkünfte zu einer Art geistigen Republik.

Die hastige Röte, die vorhin über Charlotte Ussners Gesicht geflackert war, hatte einer tieferen und bleibenden Platz gemacht; wie mit Blut übergossen stand sie da. Das war ja eine regelrechte Zurechtweisung, was sie da bekommen hatte. Es fehlte nicht viel, so traten ihr die Tränen in die Augen.

Frau Schellram trank langsam ihren Tee aus. Sie schien kein Mitleid mit ihrem sonst so verzogenen Liebling zu empfinden.

„Also — da haben Sie sich mit ihr unterhalten?" fing sie nach längerem Schweigen wieder an.

Da hatte sie sich mit Frau Martisius unterhalten.

„Und haben eine unbedeutende Person kennen gelernt!"

Charlotte Ussner riß beide Augen weit auf — was war denn das? Wie ein Pistolenschuß war das Wort herausgekommen, nicht nur so jäh, sondern auch so feindselig, beinah gehässig, wie ein angesammelter Groll, der zischend ausfährt. Aber — Groll? Gegen eine völlig Unbekannte?

„Nein, das" — sie stammelte beinah, indem sie antwortete — „das — kann ich wirklich nicht finden. Zu bedeutenden Gesprächen — nun — da war wohl gerade nicht die Gelegenheit danach; aber ich muß sagen, sie hat mir einen — ganz verständigen, ich kann wohl sagen angenehmen Eindruck gemacht."

Frau Schellram sah die Sprecherin nicht an. Das junge Mädchen kam ihr heute selbst unbedeutend, beinah albern vor, mit ihrem Gekicher vorhin, jetzt mit ihren wohlwollenden Alltagsphrasen. Gutmütiges Inschutznehmen minderwertiger Leute — gibt es etwas Einfältigeres?

„Daß sie hübsch angezogen gewesen wäre," sagte sie dann mit einem Lächeln, „wird wohl unser Fräulein Mode la princesse selbst nicht behaupten."

„Fräulein Mode la princesse" war der zärtliche Spitz- und Kosename, den sie der blonden, kleinen Charlotte beigelegt hatte, an deren graziöser Gestalt sie mit Vorliebe neue Erfindungen probierte, und die, mit einem außergewöhnlichen Blick für Kleidung und Schmuck begabt, ihr zu mancher solchen Erfindung selbst den Anstoß gegeben hatte.

Heut aber kam der Spitzname mit einer Schärfe heraus, in der von Zärtlichkeit wenig zu spüren war, und auch das Lächeln, das ihn begleitete, war so, daß das unbehagliche Schweigen, das die umstehenden Damen gefangen hielt, immer drückender wurde. Hatte der gestrige Abend Frau Schellram so nervös gemacht? Man fand sich ja heut gar nicht zurecht mit ihr! Hatte sie etwas gegen diese Frau Martisius? Aber sie kannte sie ja gar nicht!

Charlotte Ussner aber, die sich durch die letzte Bemerkung ein bißchen da getroffen fühlte, wo bei ihr die Eitelkeit saß, an ihrem Urteil in Geschmacksachen, nahm nun, auch ihrerseits etwas gereizt, noch einmal das Wort.

„Ich weiß nicht, Frau Schellram," entgegnete sie, „ob Sie sie so genau angesehen haben, aber ich kann nur sagen, sie hatte ihrem billigen Kleidchen durch eine Stickerei, die sie darauf gesetzt hatte, einen ganz besonderen, ich kann wohl sagen reizenden Akzent gegeben." Sie beschrieb dem aufhorchenden Kreise das, was sie an Leonore Martisius wahrgenommen hatte, mit sachlicher Genauigkeit. „Und die Stickerei," fuhr sie dann fort, „hat sie, wie sie mir sagte, selbst erfunden und gemacht. — Selbst erfunden und gemacht," wiederholte sie mit verschärftem Nachdruck, als sie Frau Schellram ungläubig-spöttisch dazu lächeln sah. „Das hat sie mir gesagt; sie müßte also geradezu gelogen haben, und das kann ich nach ihrer ganzen Art durchaus nicht von ihr annehmen." Sie hatte sich ganz in Eifer, beinah in Feuer geredet; die junge Frau hatte ihr wirklich gefallen; Frau Schellram erschien ihr so unbegreiflich ungerecht. „Daß das Kleid eben ein billiges war," fuhr sie mit glühenden Wangen fort, „das gebe ich natürlich zu; aber das kann man ihr doch nicht zum Vorwurf machen. Die Frau und ihr Mann, der Herr Martisius, sind ja ganz arm — das haben Sie mir doch gesagt, Fräulein Klara?"

Die so ins Gespräch gezogene Fräulein Klara Weinkens besorgte den Teil der Zeitung, der die persönlichen Nachrichten enthielt. Nicht das eigentliche Lokalreportertum — dieses war einem Jüngling anvertraut, der sich mit männlichen Ellbogen durch die Tages- und Straßenereignisse durchzudrängen verstand — die Nachrichten aus dem, was man die Gesellschaft nennt, waren ihr Gebiet. Und wie jede berufsmäßig ausgeübte Tätigkeit auf Charakter und äußere Erscheinung des Menschen abzufärben pflegt, so erging es auch Fräulein Weinkens; weil ihr Beruf ihr das Horchen, Wittern und eigentlich Spionieren zur Aufgabe machte, hatte ihr Gesicht etwas Lauerndes, Schnüffelndes angenommen. Frau Schellram, deren großer Natur alles Derartige völlig fernlag, liebte daher Fräulein Klara nicht übermäßig; sie erschien ihr wie ein Anhängsel an ihrem Blatt, beinah wie ein notwendiges Übel, notwendig, weil nun einmal der weibliche Leserkreis der Zeitung nach derartigen Nachrichten verlangte. Heute, zum ersten Male vielleicht, nahm Frau Schellrams Gesicht einen wohlwollenderen Ausdruck an, als es sich fragend zu Klara Weinkens erhob. Die wußte also Bescheid über die beiden Leute, und darauf kam es ihr an. Mit einer gewissen Geflissentlichkeit, als wenn sie gewußt hätte, daß jetzt endlich einmal die Stunde gekommen sei, wo sie wichtig wurde, schob sich Fräulein Weinkens durch den Kreis der Damen hindurch zu Frau Leontine heran, und als sie deren Auskunft begehrendes Auge auf sich gerichtet sah, fing sie voll Eifer an zu berichten:

Sie hätte es immer für ihre Pflicht gehalten, sich über die Persönlichkeit und die persönlichen Verhältnisse der Mitarbeiter an der Zeitung zu unterrichten, und so hätte sie denn über Herrn und Frau Martisius in Erfahrung gebracht — und nun kam eine ziemlich wahrheitsgetreue Schilderung vom früheren Leben der beiden in Berlin, ihrem anfänglichen Wohlstand, dem

darauffolgenden Bankerott des Vaters der jungen Frau und ihrer gegenwärtigen Abgerissenheit.

Lautlos, mit keiner Miene ihren Anteil verratend, aber mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte Frau Schellram dem Bericht. Indem sie zuhörte, gestaltete sich vor ihrer inneren Anschauung das Leben der beiden Menschen, ihre Art und ihr Verhältnis zueinander, und alles, was sie da vernahm, stimmte ja Wort für Wort mit ihren Vermutungen: der Vater der Frau ein Spekulant, der ein Vermögen erschwindelt hatte und dann schmählich zusammengebrochen war; die Tochter eines solchen Vaters — nun — doch aller Wahrscheinlichkeit nach von ziemlich gleichem Kaliber, ein verwöhntes, in der verdorbenen Atmosphäre des unlauteren Überflusses aufgewachsenes Persönchen, das jeder Laune und jedem Gelüst nachgeben durfte und nachgab.

„Aus einem kleinen Orte, da oben im Osten, nicht wahr, da waren sie hergekommen?"

Da waren sie hergekommen — Fräulein Weinkens wußte den Namen des Ortes nicht, aber ganz, wie Frau Schellram gesagt hatte, so war es in der Tat.

Frau Schellram hatte so gesagt, weil sie sich innerlich zurechtlegte, wie denn wohl die beiden Menschen zueinander gekommen sein möchten. Und nun hatte sie es auch schon: jedenfalls war der schöne Mensch mit den dunklen, merkwürdigen Augen der interessante junge Mann des Örtchens gewesen. Noch dazu ein Dichter. Da hatte denn das reiche Mamsellchen, das die ganze Stadt wie seine Domäne betrachtete — man kennt ja so etwas in kleinen Nestern — die üppige Sultaninnenlaune gehabt, daß dieser interessante Edgar Martisius auch ihr gefallen sollte. Verzogene Kinder, denen etwas gefällt, wollen den Gegenstand bekanntlich auch gleich haben; also hatte sie den jungen, schönen Menschen nicht nur ansehen, sondern auch haben wollen, so wie sie bei anderen Gelegenheiten ein Paar hübscher Ohrringe oder eine Brosche haben wollte. Bei den Unterhaltungen mit ihren Backfischfreundinnen drehte sich das Gespräch natürlich um ihn — der Stolz nun, wenn sie eines Tages den neidgelähmten Freundinnen erklären konnte: „Dieser unser gemeinsamer Held und Abgott gehört jetzt mir allein, wird mein Mann!" Vater und Mutter, zwei Protzen, die keinen höheren Gedanken kannten, als ihrer Puppe schöne Kleider umzuhängen und Leckereien einzustopfen, natürlich sofort bereit, dem lieben Töchterchen, das nun einmal seinen Kopf darauf gesetzt hatte, einen Leibsklaven zu besitzen, diesen Sklaven anzuschaffen. Und er selbst —? Nun, mein Gott, solch ein junger, unpraktischer, unerfahrener Mann, solch ein armer Poet, der vor lauter Phantasie die Wirklichkeit nicht sieht, dem ein steinreiches, damals vielleicht auch noch ganz hübsches Mädchen nachläuft, sich an den Hals wirft: „Heirate mich! Heirate mich!" — Was Wunder, wenn er schließlich sagt: „Na, so komm her!" Und dann, nachdem er ihr den Gefallen getan und sie zu seiner Frau gemacht hat, bricht die erlogene Herrlichkeit wie ein Kartenhaus zusammen, und nun sitzt der arme Mensch mit einem verpfuschten Leben da! Wahrhaftig — er konnte einem leid tun, der arme, geblendete Singvogel, konnte einem leid tun!

Wäre er ledig geblieben — wer weiß, wie sein Genius sich aus Einsamkeit und Armut emporgeschwungen hätte! Aber eine solche Täuschung, solch ein Sich-versehen in Menschen, man weiß ja, wie das in die Seele schlägt und darin liegen bleibt und die Flügel lähmt! Da entstehen dann solche Sachen, die lebensunerfahrene Gänschen, wie die einfältige, kleine Charlotte da, einfach „wüst" nennen!

Aus ihren Gedanken auffahrend wandte sich Frau Schellram noch einmal an Klara Weinkens, ob sie wüßte, wie und auf welche Art die beiden sich zusammengefunden hätten?

Das hatte Fräulein Weinkens noch nicht in Erfahrung gebracht, aber sie beeilte sich, hinzuzusetzen, daß sie es erfahren würde. Und als wenn sie die Lücke in ihren Kenntnissen wieder wettmachen wollte, fing sie an, sich in Schilderungen über den unglaublichen Luxus zu ergehen, den sich das Ehepaar Martisius gestattet hatte, solange es noch bei Kasse gewesen war. Der lachsfarbene Teppich kam daran, der ganz besonders eingerichtete Schreibtisch, der Lederstuhl vor dem Schreibtisch und vor allem die Gobelins. Geradezu sinnlos wären die Einkäufe gewesen, die die junge Frau gemacht hätte; sinnlos.

„Die Einkäufe und die Einrichtung der Wohnung hat sie gemacht? Die Frau?"

Frau Schellram war es, die mit aufzuckendem Gesicht die Frage an die Erzählerin richtete.

Jawohl, die hatte die Frau gemacht. Fräulein Weinkens, der der schnüffelnde Instinkt verriet, in welcher Weise die Antwort gewünscht wurde, beeiferte sich, in diesem Sinne zu erwidern. Zwar — der Mann wäre ja wohl bei den Besichtigungen der verschiedenen Warenhäuser meistens mit dabei gewesen, aber die kleine, törichte Frau wäre diejenige, die besehen und ausgesucht und bestellt hätte. Sie wäre schon in den Magazinen zu einer bekannten Gestalt geworden, und die Angestellten hätten sich heimlich angestoßen, wenn sie gekommen wäre, und sich lächelnd gefragt, wie lange die Herrlichkeit mit dem Gänschen aus der Provinz wohl noch dauern würde.

Frau Schellram ließ sich noch einmal die Tasse füllen, und während sie sie in langsamen Zügen austrank, versank sie in ein Nachdenken, das sie vollständig von ihrer Umgebung absonderte. Wie sie doch unter all diesen Leutchen die einzige war, die Menschen zu erkennen vermochte. Wie unbedeutend doch in Wahrheit diese ihre ganze Umgebung war! Merkwürdig, daß sie das eigentlich bis heute noch nie so recht empfunden hatte! Und wie all ihre Kombinationen zutrafen — geradezu zum Staunen! Dieses traurige, so häufig wiederkehrende Schicksal phantasiebegabter junger Dichter und Künstler, die in einer unglücklichen Stunde die Unrechte zur Frau nehmen und dann mit dem Leben dafür büßen müssen! Und diese alberne Person, diese Tochter des reichen Spekulanten, die den Mann ruiniert hatte! Einen Dichter hatte sie sich geheiratet, und ein Spielzeug für ihre kindischen Gelüste, eine Puppe hatte sie sich daraus gemacht! Statt daß sie ihm, wie er es gebraucht und jedenfalls gewünscht hätte, ein trauliches, zu ruhigem Schaffen

geeignetes Heim bereitete, sperrte sie ihren Leibsklaven, den sie sich auf den Leim gelockt hatte, in einen goldenen Käfig und legte ihn an eine vergoldete Kette! Bis daß dann der Rückschlag kam, der scheußliche Bankerott, und da hing sie sich nun an den armen Menschen wie eine Klette — ah, was Klette! — wie ein schwerer Stein, ein Bleigewicht, wie ein Ertrinkender, der sich an den Schwimmer klammert: „Nun schaffe und schreibe, damit ich zu leben habe! Schreibe um Geld! Um Geld!"

So tief war ihre Erregung, so zornig ihre Empörung über das untergeordnete, schädliche Weib, daß sie an sich halten mußte, um ihrer Empfindung nicht durch eine körperliche Bewegung Ausdruck zu verleihen. Aber ihre Nasenflügel blähten sich auf, und indem sie jetzt das gesenkte Haupt erhob und die Augen im Kreise ihrer Damen rund umhergehen ließ, war eine dumpfe Glut, ein heißes, wartendes Fragen in ihren Augen. Was sie da eben gehört hatte, das alles hatten ihre Damen doch auch mitangehört — würde jetzt nicht eine wenigstens kommen und „du hast recht" sagen? „Es ist wirklich eine unbedeutende Person, diese Frau Martisius." Das war es, worauf ihre fragenden Augen warteten — aber sie warteten vergebens; alles blieb stumm. Mit einem unwillkürlichen Kopfschütteln ließ sie den Blick wieder sinken. Das war ja geradezu wie eine Verschwörung — denn daß sie wirklich nicht begriffen haben sollten, wie die Dinge standen, das war doch absolut nicht denkbar — die bekannte, erbärmliche Verschwörung der Mittelmäßigkeit gegen die Begabung. Traurig, daß ihr so etwas in ihrem Hause, unter ihren Leuten begegnen mußte! Wirklich traurig! Aber Hand in Hand mit diesem Bewußtsein kam ein anderes, und dieses wurde zum Beschluß: „Hier muß etwas geschehen!" So in Gemütsruhe zusehen, wie eine, vielleicht edle Kraft zugrunde ging — unmöglich! Und wenn ihre Damen und Herren zu indolent, zu geistesstumpf waren, um das mitzufühlen, um ihr zu helfen — nun, mein Gott — hatte sie diese Damen und Herren denn früher etwa nötig gehabt, wenn es galt, etwas ins Leben zu rufen, woran niemand geglaubt hatte, etwas möglich zu machen, was allen unmöglich erschienen war? Im Gegenteil — unter dem dumpfen Widerstand, der ihr entgegentrat, reckte sich ihre leidenschaftliche Energie doppelt straff empor; gerade weil alle nichts von dem Manne wissen wollten, befestigte sich ihr die Überzeugung, daß an dem Manne etwas war, etwas Besonderes, und im voraus genoß sie ihren trotzigen Triumph, wenn sie vor diese alle da hintreten und: „Da habt ihr das Genie," sprechen würde: „Ich habe es euch entdeckt."

„Adieu, meine Damen!" Mit einem plötzlichen Ruck stand sie aus ihrem Armstuhle auf, und ohne sich noch einmal umzusehen, ging sie hinaus, in ihr Kabinett. Die Damenrepublik blieb völlig ratlos, beinahe bestürzt zurück — einen solchen Abschied, so kurz, so schroff, hatte man noch nie erlebt, wußte man sich nicht zu erklären.

Frau Leontine aber fragte nicht danach. Unter allen Menschen war in diesem Augenblick nur ein einziger für sie vorhanden; das war der, gegen den sich alles verschwor, der verfolgte Mann. Jawohl — ein Verfolgter! Vom Schicksal und von den Menschen verfolgt. Es war etwas wie ein Fieber in

ihr; daher kam es, daß alle Verhältnisse in ihrer Vorstellung abenteuerliche Umrisse annahmen, und daß die Bilder ihrer Phantasie mit körperlich greifbarer Sinnfälligkeit vor sie hintraten. Immerfort sah sie den Mann vor sich, immerfort seine Augen auf sich gerichtet, und diese Augen wurden immer mächtiger, das Feuer darin immer verzehrender, der Ausdruck flehender und immer flehender. Das Herz pochte ihr so stark, daß sie sich setzen mußte. Sie stützte den Arm auf den Tisch, das Haupt in die Hand und schloß die Augen. Sobald sie die Augen geschlossen hatte, war sein Bild mit zwiefach verstärkter Deutlichkeit vor ihr; als ob er ihr zu Füßen läge, so war ihr, und bei dieser Vorstellung ging ein rieselnder Schauer durch alle ihre Nerven, ein träumerisches Wohlgefühl, wie sie es noch nie im Leben empfunden hatte. Gewaltsam riß sie die Augen wieder auf — als wenn sie in eine Narkose versänke, so war ihr zu Mute, und dazu war doch jetzt keine Zeit, jetzt, wo sie ihm helfen mußte.

Sie stand vom Stuhle auf und ging im Zimmer auf und ab. Alle ihre Gedanken schossen zu dem einen zusammen, was war in dieser Sache zu tun?

Los mußte er von dem Weibe — das stand für sie fest.

Aber wie?

Scheidung? Das war natürlich das einfachste.

Aber immerhin — trotz aller Aufregung mußte sie beinah lachen — sie konnte doch nicht die Scheidungsklage für ihn einreichen? Noch dazu, bevor sie ein Wort mit ihm von dem allen gesprochen hatte, bevor sie wußte, ob er an so etwas überhaupt dachte, darauf eingehen würde. Mit einer gerichtlichen Scheidung sind ja auch so viel fatale Äußerlichkeiten und Umstände verbunden; für einen Menschen von empfindlicher Seele, wie Dichter es doch zu sein pflegen, beinah tödliche.

Etwas andres also: sie mußte ihn sprechen. Ihn sprechen, nicht damit sie ihn kennen lernte, denn sie kannte ihn ja; nach allem, was sie gehört, was sie sich im Geiste zurechtgelegt hatte, kannte sie ihn jetzt ganz genau, ihn und das Weib.

Aber wie war das zu machen? Ohne daß es Aufsehen erregte? Denn so stolz sie sich über ihre Umgebung hinwegsetzte, so eindringlich sie sich wiederholte, daß es sich um ein ideales Unternehmen, um die Befreiung eines Geistes aus lähmenden Verhältnissen handelte, in ihrem verschwiegensten Innern war bei dem allen etwas — wenn nur das nicht gewesen wäre! Wenn nur bei dem Gedanken, daß er zu ihr kommen, ganz allein mit ihr sein, sie aus nächster Nähe mit den lodernden Augen verzehren würde, nicht dieses heiße Aufwallen ihres Blutes, dieses hilflos-wonnige Erbeben ihrer innersten Organe, dieses durch alle Nerven prickelnde körperliche Wohlgefühl gewesen wäre! Ja — körperlich. Sie wollte es nicht Wort haben, wollte es sich ableugnen, wehrte, bäumte sich dagegen, und dennoch war es nicht wegzuleugnen und fortzuschaffen, dieses verhaßte, erniedrigende, dieses körperlich wonnige Wohlgefühl.

Alle möglichen Entwürfe schwirrten ihr durch den Kopf: eine Herrengesellschaft wollte sie geben; dazu konnte sie ihn einladen ohne die Frau.

Aber zu einer solchen mußten auch noch andere geladen werden — wer sagte ihr, daß sie Gelegenheit finden würde, mit ihm unter vier Augen sich zu unterhalten? Außerdem — ihn jetzt schon wieder einladen, den fremden Mann, das mußte Aufsehen erregen. Namentlich jetzt, wo Aufpasser lauerten. Denn das fühlte sie ja, daß Aufpasser lauerten — ein Gefühl, das sie früher nie gekannt hatte, Mißtrauen, kroch sie an.

Dann wieder kam ihr der Gedanke, ihn in die Redaktion der Zeitung zu berufen. Das konnte ihr niemand verwehren, natürlich, aber wundern konnte man sich, wundern würde man sich, das war gewiß. Also wieder Aufsehen, und Aufsehen sollte nicht sein.

Und nachdem sie so einen Plan nach dem andern gefaßt und wieder verworfen hatte, kam am nächsten Tage auf die allereinfachste, darum unerwartetste, ganz unauffällige Art die Lösung: Herr Edgar Martisius machte Besuch. Er war bei Frau Schellram zu Gast gewesen — als höflicher Mann kam er am zweiten Tage, seine Karte bei Frau Schellram abzugeben. Seine Frau hatte er natürlich zu Hause gelassen, hatte ihr überhaupt gar nichts von seinem Vorhaben gesagt. Wozu sollte er? Sie war ja doch bloß als Anhängsel von ihm, gar nicht um ihrer selbst willen eingeladen worden. Ursprünglich hatte er auch wirklich nur seine Karte abgeben wollen; erst im letzten Augenblick, als er sie dem Diener bereits eingehändigt hatte, war es ihm eingefallen, zu fragen, ob die gnädige Frau empfinge. Der Diener, der noch nicht lange im Hause war und nicht Bescheid wußte, hatte erwidert, daß er fragen würde.

Frau Leontine war in ihrem Kabinett, als die Karte gebracht wurde. Indem sie den Namen darauf las, stieg ihr das Blut wie eine Flutwelle zu Kopf; in ihren Ohren entstand ein solches Sausen, daß sie die Frage des Dieners, ob er den Herrn einlassen solle, zuerst gar nicht verstand. Erst nachdem er noch einmal gefragt hatte, kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie unmittelbar vor die Entscheidung gestellt war, und die sonst so rasch entschlossene Frau war im ersten Augenblick wie gelähmt. Sie mußte das Gesicht abwenden, damit der Diener die Bestürzung darin nicht sah; ein lautloser Kampf durchwühlte sie. Allem zum Trotz, was sie gestern gedacht, erwogen und geplant hatte, erhob sich ihr Instinkt zu einem kreischenden Schrei: „Nimm ihn nicht an! Laß ihn nicht herein!“ Dann kam wieder ihr Stolz empor und entrüstete sich über die feige Nervenschwäche, der sie unterlag; ihr Verstand sagte ihr, daß nicht das mindeste geschehen sei, was sie nicht selbst gewollt und gewünscht hatte. Nur das Unerwartete, daß er gekommen war, statt daß sie ihn hatte rufen lassen, hatte sie so überrascht. Daher dieser jähe Schreck, dieser törichte Schreck. Warum denn ihn nicht empfangen? Da es sich doch um eine ganz ideale Sache handelte. Jawohl. Beinah laut sprach sie das vor sich hin: „Eine ideale Sache.“ Und dann, als wenn sie dem unerträglichen Zustande kurz entschlossen ein Ende machen wollte, warf sie das Haupt zu dem harrenden Diener herum: „Lasse bitten!“ sagte sie.

Draußen hatte unterdessen Edgar Martisius gewartet. Auch er, so sehr er sich den Anschein zu geben bemühte, keineswegs ruhig, sondern höchst erregt.

Er hatte den Diener in den inneren Gemächern verschwinden sehen. Er zählte die Sekunden. Es dauerte lange, bis daß er wiederkam. Je länger es dauerte, um so stärker wuchs seine Spannung. Jetzt mußte sie seine Karte in Händen haben, und jetzt, das sagte ihm der Instinkt, wütete da drinnen ein Sturm: „Soll ich ihn einlassen oder nicht?" Endlich klappte die Tür; der Diener kam zurück. Edgar Martisius war an das Flurfenster getreten und beschaute, anscheinend mit größter Aufmerksamkeit, die Glasmalerei des Fensters; nur sein ohnehin bleiches Gesicht war noch um eine Tönung bleicher geworden.

„Gnädige Frau lassen bitten." Edgar Martisius trat vom Fenster zurück, nickte leicht mit dem Kopfe und ließ sich von dem Diener beim Ablegen des Überziehers behilflich sein.

Während das geschah, schlug ihm das Herz an die Rippen. Eigentlich war ihm unheimlich zu Mute, eigentlich hatte er beinah Angst, aber in all das beklemmende Gefühl mischte sich ein triumphierendes: „Also doch!" Solange gerungen, solange aufbegehrt, aber die Witterung seiner Nähe war dennoch mächtiger gewesen als Stolz und Trotz und alles. In seinen Ohren läutete es wie von Stimmen, und aus dem Geläut kam wie ein einzelnes, feines Glöckchen ein Vers, den er einmal vor Jahren, da in der Buchhandlung „am Markt", als er noch „alte Schmöker" las, irgendwo aufgeschnappt hatte: „Der Zauber reißt nicht, meine Geister folgen" — von Shakespeare, wenn ihm recht war, oder irgend sonst einem Alten — aber es stimmte.

Der Diener schritt voran. Er folgte ihm. Einen ziemlich langen Weg hatte er zu machen von Zimmer zu Zimmer. Er stellte bei sich fest, daß sie ihn nicht in irgendeinem beliebigen, daß sie ihn offenbar im innersten Raum, im Allerheiligsten empfangen wollte. Dazu die dicken, weichen Teppiche, über die er dahinging, die Bilder und Spiegel, die von den Wänden leuchteten, der warme, feine Duft, der sich rings verbreitete — wirklich, als wenn er in einen Zauberpalast einträte, und drinnen, ganz drinnen saß die Märchenkönigin. Das unheimliche Bangen, das ihn vorhin erfüllt hatte, wurde zu einer wollüstigen Beklemmung. Jetzt aber, als der Diener die letzte Tür öffnete, schlug ihm das Herz wieder, als wenn es zum Halse hinausfliegen wollte — er war an ihrem Kabinett angelangt — hoch aufgerichtet stand die Gebieterin all dieser Herrlichkeit, Frau Leontine Schellram, und aus ihrem in bleicher Erregung erstarrten Gesicht sahen ihn zwei Augen an, mit einem Blick, vor dem er in unwillkürlicher Scheu die Augen senkte, während er den Rücken in tiefer Verbeugung niederbog. Sobald die Gefahr aus Traum und Einbildung heraus und leibhaftig auf sie zutrat, stand der unerschrockene Geist der Frau wieder auf; sie war gefaßt, so völlig gefaßt, daß sie die Beklommenheit, die ihn gefangen hielt, mit aller Ruhe zu beobachten vermochte. Diese seine Verlegenheit gab sie sich selbst ganz zurück; sie war die Beherrschende, die Gebende — es war alles, wie es sein sollte. Diese Schüchternheit gefiel ihr an ihm; wo war denn der Eindringling, der dreiste, der freche, vor dem sie sich gefürchtet hatte? Einbildung alles; ein armer, hilfloser Mensch stand vor ihr, seiner Hilflosigkeit bewußt. Ein großes, schönes, warmes Gefühl quoll in ihr auf und gab ihrer Stimme einen wohltuenden Klang, als sie

mit freundlicher Gebärde, auf einen Stuhl zeigend: „Bitte, nehmen Sie Platz und legen Sie ab," sagte.

An dem kleinen Tische, auf dem seine Erzählung gelegen hatte, saßen sie sich gegenüber. Edgar Martisius immer noch mit gesenktem Blick, fast hörbar atmend. Wie ein Blitz zuckte alles noch einmal in ihm auf, all die wilden, wüsten Gedanken, mit denen er die Frau da betastet hatte, die so ernst, so bedeutend vor ihm saß. Das, was ihm Kraft verlieh, der sinnliche Rausch, war für den Augenblick verflogen, niedergedrückt durch eine höhere Macht; er fühlte sich klein, fürchterlich klein. Frau Schellram machte sich klar, daß sie ihm helfen, daß sie anfangen mußte, und das war ja auch nur in der Ordnung.

„In meiner Zeitung," sagte sie, „ist eine Erzählung von Ihnen erschienen" — sie machte eine Pause — sollte sie ihm sagen, daß sie die Erzählung gelesen hatte? „Sie wird verschieden beurteilt. Aber jedenfalls hat sie Interesse erweckt."

Edgar Martisius hatte, ohne die Augen zu erheben, ihren Worten gelauscht. Anfänglich hatte er geglaubt, daß sie seinen Besuch angenommen hätte, weil es sie nach dem verführerischen Mann verlangte; als er sie dann so ruhig, beinah mütterlich sich gegenübersah, war er daran irre geworden. Jetzt merkte er, daß sie ihn als Schriftsteller gerufen hatte — da traf sie freilich seine schwächste Seite. Er wurde immer kleinlauter.

„O," versetzte er, „ich mache mir gewiß keine Illusionen über das, was ich geschrieben. Aber" — er stammelte beinah — „wenn man in der traurigen Lage ist, daß man schreiben muß, weil — weil einem das Messer an der Kehle sitzt —"

Er brach ab. Er hatte das eigentlich nur gesagt, um überhaupt etwas zu sagen, wie eine Redensart. Daß er in der Zeit, als noch der lachsfarbene Teppich unter seinen Füßen lag, weder Gutes noch Schlechtes, sondern gar nichts geschrieben hatte, das wußte er ja wohl. Die Frau aber mit dem großen, naiven Herzen nahm jedes seiner Worte als vollwichtige Münze; jedes seiner Worte war ja eine Beglaubigung dafür, daß sie richtig in ihm gesehen hatte; wenn er nach einer recht wirksamen Schmeichelei gesucht hätte, um sie zu gewinnen, er hätte keine wirksamere finden können als diese Worte, mit denen er ihr das Zeugnis ausstellte, was für eine Seelenkennerin sie sei.

„Das habe ich mir ja gedacht," sagte sie, und der Ton, mit dem sie es sagte, war so von Teilnahme durchzittert, daß er das Haupt emporhob. Ihre Augen ruhten auf ihm, und er fühlte sofort, daß sie die ganze Zeit, während er zu Boden starrte, auf ihm geruht hatten; ein Schimmer war darin, eine beinah zärtliche Weichheit, die sich, um sich nicht zu verraten, hinter einem Lächeln versteckte. Und plötzlich war ihm die Empfindung wie neulich Abend wieder wach, als er ihre Schultern angesehen und sich gesagt hatte, daß sie wie zwei Pfeiler wären, auf die man sich stützen könne. Und plötzlich kam es ihm zum Bewußtsein, daß diese Frau da, diese mächtige, reiche, ihn schützen, ihm helfen wollte, ihn nur hatte hereinkommen lassen, weil es sie danach verlangte, ihm zu helfen. Die Leidenschaft, die einzige, über die seine Natur gebot, sich in Schutz nehmen, sich füttern und beschenken zu lassen,

ſtand mit einem Schlage in ihm auf; und dieſe Bettlergeſinnung war ſeine Kraft. Sobald er wahrnahm, daß ein Menſch da war, der ihm zu geben willens und imſtande war, wurde er warm, dann entſtand ein Gefühl in ihm, das der Liebe beinah ähnlich ſah, ähnlich wie ein Similibrillant einem echten, das ihn ſelbſt betrog, ſo daß er ſich für einen Augenblick einbilden konnte, er liebte wirklich. Dies alles empfand er jetzt Frau Leontine Schellram gegenüber, und von dem Inſtinkt geleitet, der ihm bei ſolchen Gelegenheiten wie ein immer hilfsbereiter Begleiter zur Seite war, ſtreckte er plötzlich die Hand aus und ergriff ihre Hand, die auf dem Tiſche lag.

„Gnädige Frau," ſagte er, „wie gütig Sie ſind!"

Seine Stimme hatte einen weich verſchleierten Klang, als käme ſie aus tiefſter Bruſt, und als hätte ſich in dieſer Bruſt verhaltene Leidenſchaft geſammelt und gehäuft. Indem er ihre Hand ergriff, fühlte er, wie dieſe zuckte; nicht die Hand nur, er fühlte, wie der Leib, zu dem die Hand gehörte, aufzuckte, wie das ganze Weib bei ſeiner Berührung erbebte. Der dunkle Ratgeber in ſeinem Innern, der ihm zuflüſterte, wann es Zeit war, „in das Weib einzubrechen", erhob ſeinen Ruf und ſagte ihm, daß die hoheitsvolle Faſſung und Beſonnenheit, die ihm da gegenüberſaß, eine Hülle war, hinter der es glühte und ſchwelte. Frau Leontine wollte ihm die Hand entziehen; er ließ ſie nicht los; mit beiden Händen griff er danach, beugte ſich und zog ſie an die Lippen, indem er ihr die Lippen in die innere Handfläche drückte, und nicht die Lippen nur, ſondern das ganze Geſicht. Zweimal, dreimal küßte er ſie in die Hand, dann richtete er das Haupt auf; die Stirnlocke hatte ſich ihm gelöſt und hing wie eine dunkle Flocke in die weiße Stirn. In dem bleichen Geſicht brannten die düſteren Augen wie ſengende Kohlen. Er erhob die Augen zu ihr, und als die Frau den Blick empfing, wogte ihr die Bruſt auf, ſie entriß ihm die Hand, ſprang vom Stuhle und mit fliegendem Atem durchmaß ſie das Zimmer, hin und her und noch einmal her und hin.

Auch er war aufgeſtanden. Geſenkten Hauptes, wie erſchrocken ſtand er an ſeinem Platze, wie jemand, der nachträglich bereut, daß er ſich von leidenſchaftlicher Aufwallung hat hinreißen laſſen. „Verzeihen Sie," murmelte er, „meine Dankbarkeit —" und noch etwas Unverſtändliches; dann machte er eine Bewegung, als wollte er nach dem Hut greifen.

Als Frau Leontine das gewahrte, wandte ſie ſich haſtig um. „Bleiben Sie," ſagte ſie, „wir haben noch zu ſprechen."

Beide ſetzten ſich wieder einander gegenüber, ohne einander anzuſehen.

„Sie haben" — die Worte kamen, von der Erregung zerſtückt, nur ſtoßweiſe aus ihr hervor — „Sie haben früher in — anderen, in beſſeren Verhältniſſen gelebt?"

Er neigte ſchweigend, mit ſchmerzlicher Beſtätigung das Haupt.

„Der Vater Ihrer Frau — hat Bankerott gemacht?"

Er beſtätigte, ſtumm wie vorher.

„Dadurch — ſind Sie in ſolche — traurige Lage geraten?"

„Allerdings!“ erwiderte er. Er brachte das Wort kurz, laut, mit dem Ausdruck moralischer Entrüstung heraus. Er hatte sich aufgereckt, er sah Frau Schellram mit einem Blick an, in dem sich Kummer und Zorn mischten, als wollte er sagen: „Fühlst du, was man an mir getan hat?“

Sie fühlte es.

„Das ist traurig,“ sagte sie mit bedecktem Ton, „das ist sehr traurig.“

Dann trat eine Pause ein.

„Ich denke mir,“ hob sie mit etwas schwankender Stimme wieder an, „wenn Sie in weniger sorgenvoller Lage wären, würde das Ihrem Schaffen zu statten kommen; Sie würden — ruhiger, reifer anschauen und — und auch innerlich fester geschlossen schreiben.“

Edgar Martisius hörte aus ihren Worten heraus, daß sie seine Erzählung gelesen und daß sie ihr nicht gefallen hatte. Aber er äußerte sich nicht, sondern begnügte sich mit einem verständnisvollen Seufzer.

„Ich habe gehört, Sie wohnen in einer häßlichen Gegend, in einer sehr schlechten Wohnung. Ich habe ein Gefühl, das alles ist nichts für Sie, das drückt Ihre Stimmung nieder, lähmt Sie.“

Er ließ noch einmal einen Seufzer, einen noch rauschenderen, hören und beugte das Gesicht auf den Tisch, daß er mit dem Kinn beinah auf die Tischplatte stieß. „O, entsetzlich, gnädige Frau, entsetzlich!“

Abermals entstand ein Stillschweigen; in dem Gesicht von Frau Leontine züngelte ein Erröten auf:

„Es gibt ja hier draußen im Westen sehr hübsche Gartenwohnungen, sehr stimmungsvolle, wie die Herren Dichter sie brauchen“ — das Lächeln, das diesen Satz begleitete, kam etwas gezwungen heraus — „nur — es sind selten Familienwohnungen, meistens Quartiere für alleinstehende Herren oder Damen—“ sie brach ab. Es wurde ihr schwer, beinah unmöglich, weiterzusprechen. Der Gedanke, ihm eine solche Gartenwohnung gewissermaßen als Zufluchtsstätte anzubieten, war ihr ganz plötzlich, im Gespräch mit ihm gekommen. Jetzt, da sie dem Gedanken Worte geben wollte, blieben ihr die Worte im Halse stecken.

Edgar Martisius hatte, ohne mit einer Wimper zu zucken, in schweigender Demut gelauscht. Der ganze inwendige Mensch in ihm aber lag auf der Lauer wie ein Jagdhund, mit witternder Nase, mit gespitzten Ohren. Da kam ein Vorschlag, das erste handgreifliche Anerbieten. Und was für eines! Was für eines!

Er merkte der Frau die Verlegenheit an. Diese Verlegenheit machte ja alles, was sie sagte, doppelt wertvoll. Ein Geheimnis würde zwischen ihnen sein! Aber er fühlte, daß er auch seinerseits etwas tun, daß er ihr helfen mußte, damit die Regung nicht stecken blieb.

„Gnädige Frau meinen, eine solche Wohnung würde nicht genügend Raum bieten für mich und meine Frau“ — er sprach ohne jede Erregung, wie in sachlicher Erwägung — „aber ich glaube“ — ein resigniertes Lächeln glitt um seinen Mund — „meine Frau würde nicht übermäßig schwer daran tragen, wenn sie — eine Zeitlang — nun, sagen wir — ohne mich auskommen müßte.“

Frau Schellram sah ihn an. Der Ton seiner Worte, der Ausdruck seines Gesichtes, alles wieder eine Bestätigung dessen, was sie sich im stillen zurechtgelegt hatte: das Weib konnte seiner Puppe keine schönen Kleider mehr anziehen, nun war ihr die Puppe selbst langweilig geworden.

„Würde Ihre Frau vielleicht zu ihren Eltern nach Haus gehen?“ forschte sie.

Er zuckte die Achseln, als wollte er sagen: „Da ist ja nichts mehr zu holen.“

„O,“ sagte er dann, „meine Frau ist in der Beziehung ja viel glücklicher als ich; sie leidet unter der Misere, in der wir leben, viel weniger als ich. Ich glaube wirklich, sie fühlt sich in der Wohnung, in der wir wohnen, so schauderhaft sie ist, verhältnismäßig ganz wohl.“

Bei dem kalten Egoismus, mit dem er über Leonore hinweg nur auf sein eigenes Schicksal sah, war es denkbar, daß er wirklich glaubte, was er da sagte. Jedenfalls brachte er es in einem so überzeugten Tone hervor, daß Frau Schellram vollständig von der Wahrheit seiner Worte durchdrungen war.

„Wenn ich Sie recht verstehe,“ sagte sie mit einem gewissen erstaunten Zögern, „so — so ist sich Ihre Frau in ihrer Empfindung nicht recht klar darüber, in welch einer für Ihr Schaffen ungünstigen Verfassung Sie sich befinden?“

Edgar Martisius ließ wieder ein Lächeln spielen, diesmal ein etwas bitteres: „Jedenfalls habe ich bisher selten, ich muß wohl eigentlich sagen — noch nie ein Wort von ihr darüber vernommen.“

„Und doch — ist sie es eigentlich, die Sie in die Lage versetzt hat.“

Frau Schellram hatte dieses nur halblaut, gleichsam sondierend gesagt; es war die erste Anklage, die sie ihm gegenüber gegen seine Frau erhob — wie würde er es aufnehmen?

Er nahm es stumm, ohne Erwiderung, nur mit einem abermaligen tiefen Seufzer auf, der so viel andeuten mochte wie: „Du hast ja natürlich recht, aber ich wag es nicht auszusprechen.“

Ob es Berechnung bei ihm war, daß er, statt sich in Anklagen über Leonoren zu ergehen, nur den tief verletzten, aber mit seinem Urteil zurückhaltenden Gatten spielte? Ob der Instinkt ihm sagte, daß es richtiger war, wenn er die Frau dort, von der er ja immer deutlicher merkte, daß sie darauf hinaus wollte, ihn von seiner Frau loszumachen, ganz mit ihren Gedanken und Vorschlägen herausrücken ließ, statt daß er einen entgegenkommenden Wunsch äußerte und dadurch vielleicht Verdacht erweckte — jedenfalls hatte er wieder das Rechte getroffen: Frau Leontine gewann aus seiner zurückhaltenden Art die Überzeugung, daß sie es mit einem Manne zu tun hatte, der sein Schicksal mit Ernst empfand, mit Würde trug — und der in Bescheidenheit darauf wartete, daß eine hilfreiche Hand sich ihm entgegenstrecken und ihn aus den Nöten reißen würde.

Worauf also wartete sie noch? Die Stunde war da.

Wer die Helferin war, die ihm die Hand reichen konnte, ihm helfen mußte, helfen wollte, wußte sie das nicht? Daß er von dem Weibe los-

mußte, wußte sie das nicht? Daß es keine Rettung für ihn gab, als wenn er von dem untergeordneten Geschöpf loskam, das ihn ins Verderben gerissen hatte, das ihn nicht verstand, hatte sie sich das nicht wieder und immer wieder klargemacht? Und jetzt zauderte, stockte und scheute sie. Warum? Nur, weil ihr zum Bewußtsein kam, daß sie in eine Ehe, ein von der bürgerlichen Anschauungsweise für heilig erklärtes Verhältnis eingreifen wollte? Das war ja Unsinn! War ja lächerlich! Von einem albernen Kinde leichtfertig geschürzt, ein solches Verhältnis heilig? Ein Zustand, unter dem ein schaffensfreudiger Geist die Freudigkeit verlor und verwelkte, der sollte unangreifbar sein? Nur darum, weil er einmal da war? Wenn sie solcher kleinbürgerlichen Philistermoral gefolgt wäre, dann wahrlich hätte sie sich das mächtige Leben nicht gebaut, das sie sich errichtet hatte, auf dem sie jetzt thronte. Feigheit, erbärmliche, und weiter nichts! Wenn sie auf ihrem Lebenswege feige gewesen wäre, wahrhaftig, sie wäre nicht dahin gekommen, wo sie jetzt stand, wie eine Sonne stand, an deren Strahlen das Leben erwachte und Fruchtbarkeit gedieh, Nahrung spendend für Unzählige, die ohne sie verhungert wären. Und jetzt schwachmütige Rücksicht? Nimmt die Sonne Rücksicht? Dann wäre sie eine Nachtlampe, aber keine Weltleuchte! Nein, sie weiß von Rücksicht, Mitleid und dem, was man so Barmherzigkeit nennt, nichts; sie leuchtet immer und allen, und einigen zum Tode, denn manche Pflanzen verbrennen an ihr. Das ist dann deren Sache, das sind eben keine Sonnenkinder gewesen, haben in den Garten des Lebens überhaupt nicht gehört; und wenn sie verkohlt und verwelkt sind, reißt man sie aus der Erde und wirft sie dahin, wo man das Unkraut hinwirft, wo sie hingehören.

Mit einer jähen Bewegung erhob sie sich vom Stuhl. Edgar Martisius wollte ebenfalls aufstehen, aber er kam nicht dazu. Sie war einen halben Schritt auf ihn zugetreten, sie sah auf ihn herab, und von dem Blick fühlte er sich wie an den Sitz gebannt. Es war ein so merkwürdiger Blick, aus weit aufgetanen, leuchtenden Augen, der sich wie eine Last auf ihn legte; und eine Last lag wirklich darin, ihre ganze, mächtige Seele, die sie wie einen großen Reichtum auf den Mann, auf diesen Mann herniedergehen ließ.

„Ich möchte Ihnen helfen," sagte sie, und das Wort hatte einen andren Klang als alles, was sie bisher gesprochen, einen hellen, sicheren, freudigen, der sich anhörte, als öffnete sich mit dem Wort eine andre Welt, ein neues Leben.

Edgar Martisius sah zu ihr empor. Wie sie da vor ihm stand, hoch aufgerichtet in ihrem kraftvoll geschlossenen Gliederbau, überströmend von Fülle in Blick und Wort und jedem Atemzuge, die ganze Persönlichkeit wie eine Verkörperung der Gebefreudigkeit, überkam ihn ein vielleicht noch nie gekanntes Gefühl, zum ersten Male wirkliche Ehrfurcht, nicht nur sinnlicher Drang, sondern innerlicher Respekt vor einem weiblichen Wesen. Solch einer Frau war er ja noch nie begegnet! Das war ja wirklich ein ganz besonderer Mensch von höherer Art! Es wurde ihm unmöglich, so vor ihr sitzen zu bleiben, wie er saß; aufzustehen und neben sie hinzutreten, die er so hoch über sich empfand, vermochte er auch nicht; darum, wie einer dunklen Gewalt

gehorchend, ließ er sich vom Stuhle auf die Kniee herabgleiten, und so, mit beiden Händen ihre Hände ergreifend, lag er zu ihren Füßen.

„Gnädige Frau," sagte er, und diesmal war das Stammeln seiner Stimme nicht zurechtgemacht, sondern echt, „ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll."

Er hatte das Haupt nicht erhoben, er wagte nicht, die Frau in diesem Augenblick mit seinem düstern Blicke anzutasten; sein Gewissen sagte ihm, daß, wenn er es täte, er sein eigenes Bild, das sich so unverdientermaßen schön in der Seele dieser Frau widerspiegelte, verunreinigen würde. Das alles verlieh seiner in scheuer Demut niedergebeugten, beinah gebrochenen Gestalt eine eigenartige Anmut, etwas Gewinnendes, Rührendes. Und so empfand es die Frau. Wie ihr das Traumbild es vorgeführt hatte, daß er zu ihren Füßen liegen würde, so in Wirklichkeit, Hilfe erflehend, lag er da. Der dämonische Mensch so bescheiden, die gefährlichen Augen so machtlos gesenkt, das dunkle Haupt, auf dem sich die Locken verwirrt und gelockert hatten, so beinah kindlich an sie gedrückt, daß sie die Berührung seines Gesichts an ihrem Knie verspürte. Ja, sie spürte es — und plötzlich überkam sie ein rasendes, schier unwiderstehliches Verlangen, die Hände um sein Gesicht zu tun, sein Haupt emporzuziehen, ihre Lippen auf sein Haupt zu senken, in seine Locken, und — und zitternd am ganzen Leibe riß sie ihre Hände von ihm los.

„Stehen Sie auf," sagte sie, „stehen Sie auf!"

Diesmal dauerte es ziemlich lange, bis daß Frau Leontine wieder in ruhigeres Gespräch einzulenken vermochte, in ruhigeres, nicht in gleichgültiges. Das Schleusentor war aufgezogen, hinter dem der Strom der Zukunft sich gestaut hatte, nun kamen die Wellen in Gang.

„Wenn ich Ihnen vorschlüge," hob sie an, „daß Sie sich eine solche Wohnung, wie wir es besprochen haben, eine Gartenwohnung, suchten, und — wenn ich Ihnen anböte, daß ich Ihnen — die Mittel — um eine solche Wohnung zu mieten und vielleicht einzurichten, wie Sie sie für — Ihre Stimmung und Ihr Schaffen brauchten — also — kurz und gut — würden Sie mir das erlauben?"

Edgar Martisius machte vom Platze aus, wo er saß, eine tiefe Verbeugung.

„Wenn ich Ihnen etwas vormachen wollte," erwiderte er ruhigen Tones, „würde ich mir jetzt den Anschein geben, als wüßte ich nicht, was ich auf Ihren Vorschlag antworten soll. Aber Sie haben vorhin schon von mir erfahren, gnädige Frau, wie dankbar ich Ihr gütiges Anerbieten empfinde, wie es meinen tiefsten Bedürfnissen geradezu wunderbar entgegenkommt. Und also erlaube ich mir Ihnen zu erwidern: ich nehme an."

Sie atmete laut auf. Wie vernünftig er gesprochen hatte! Wie es ihr wohltat, daß er ihr durch seine einfachen Worte bewies, daß sie wirklich auf dem Wege zu einer guten Sache war, so sonderbar der Weg vielleicht auch aussah! Ihre Augen hüllten sich wieder in den sanften, beinah zärtlichen Schimmer, der sie vorhin so schön gemacht hatte.

„Wie ich mich freuen würde," sagte sie mit weicher Stimme, „wie aufrichtig ich mich freuen würde, wenn Ihnen da etwas so recht Gutes, Bedeutendes gelänge!"

Er schwieg. Jedesmal, wenn sie von seiner Schriftstellerei anfing, wenn er merkte, was für Erwartungen sie darauf setzte, wurde ihm unheimlich zu Mute. In der Stimmung aber, die ihn jetzt berauschte, bei dem Ausblick auf das neue, wundervolle Dasein, das sich vor ihm auftat, voller Reichtum, Freiheit und Behagen, überkam ihn der Taumel, der ihn wirklich an eine schaffende Gewalt in seinem Innern glauben machte.

„Ich will es versuchen," rief er laut, „gnädige Frau, ich will es versuchen!"

Er hatte ihr wieder die Hand über den Tisch hin zugestreckt. Jetzt war sie es, die ihre Hand in seine legte. Mit festem Druck hielt er sie umspannt; dabei sah er ihr in die Augen, nicht mit dem wüsten, verzehrenden Ausdruck von neulich Abend, aber mit einem festen, feurig strahlenden Blick. Ihre Augen gingen in die seinigen, und indem beide sich also ansahen, war es als tauschten sie schweigend ein Versprechen. Hinter dem, was sie versprach, stand als Bürge ein ganzes Leben mit seinem Ertrag und eine ausgereifte Natur — hinter seiner Verheißung ein enthusiastischer Augenblick, der ihn über sich selbst erhob. Ob sie sich des Unterschiedes bewußt war? Schwerlich. Wenn reife Frauen für junge Männer erwarmen, heizen sie mit ihrem Verstand.

Aber nun, nach Taumel und Rausch, hieß es nüchtern werden und zu praktischen Maßregeln kommen.

„Möchten Sie sich aufmachen," sagte Frau Leontine, „sich eine Wohnung zu suchen, die Ihnen zusagt? Da wir einmal erkannt haben, daß es notwendig ist, sehe ich nicht ein, warum wir warten sollten."

Er nickte zustimmend. Er war ganz ihrer Ansicht. Heute noch würde er sich auf die Suche begeben.

„Und werden mir schreiben, wenn Sie etwas Passendes gefunden haben?"

Er würde ihr umgehend brieflich Nachricht geben.

„Und — und —" eine schüchterne Verlegenheit erschien in ihrem Gesicht und verlieh den großen Zügen den Ausdruck beinah mädchenhafter Scheu, der ihr Antlitz, wenn er darin auftauchte, so lieblich erscheinen ließ — „und Sie werden, wenn Sie die Wohnung aussuchen und an die Einrichtung gehen, keine — falsche Bescheidenheit sprechen lassen? Denn Sie wissen, daß es falsch sein würde, daß es gern — wirklich sehr gern geschieht."

Edgar Martisius war es, als müßte er sich auf die Lippen beißen, als vernähme er in seinem Innern ein Lachen, das nicht heraus durfte. Er ließ einen streifenden Blick über sie hingehen, und als er bemerkte, daß jetzt sie das Gesicht gesenkt hatte, blieben seine Augen auf ihr ruhen. Wie sie da saß in ihrer Befangenheit, mit niedergeschlagenen Augen, sie, die ihm alles entgegenbrachte, als müßte sie es von ihm als Gnade erbitten, daß er nur annähme! O Weiber — gutmütiges Geschlecht! Wie er es ihr ansah, anfühlte, das glühende Begehren, ihm geben, ihn überschütten zu dürfen! Das war ja Fortunas Glücksbeutel, was sich da vor ihm auftat, in den man nur hineinzu-

greifen braucht, um jedesmal eine Hand voll Gold herauszuziehen. Die gierige Natur sprang in ihm auf und zuckte wie ein Blitz aus seinen Augen. In dem Augenblick aber richtete sie das Haupt auf; alles, was soeben in seinem Gesicht gewesen war, verschwand daraus; nur ein ergebenes Lächeln blieb zurück.

„Gnädige Frau," sagte er, „meine Frau hat einmal von mir behauptet, ich hätte die Bedürfnisse eines Krösus. Das war natürlich übertrieben, aber — es gibt ein Gedicht — ich weiß nicht, ob Sie es kennen — ‚Arion war der Töne Meister,' so fängt es an — ich habe nämlich in früheren Jahren sehr viel in alten Büchern gelesen — in dem Gedicht sagt Arion, als er ins Meer geworfen werden soll und noch einmal ein Lied singen will und sich dazu in seinen Sängerschmuck kleidet, ‚Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin' — und bis auf einen gewissen Grad muß ich das auch wohl von mir sagen."

Sein Lächeln war, indem er sprach, in ein behagliches Lachen übergegangen. Frau Leontine stimmte darin ein. Sie kannte das Schlegelsche Gedicht, von dem er sprach, sie erinnerte sich sogar, daß sie es einmal in der Schule deklamiert hatte. „Der Jüngling hüllt die schönen Glieder in Gold und Purpur wunderbar" — das war ihr im Gedächtnis geblieben. Unwillkürlich sah sie ihn darauf an, wie er sich wohl als Arion ausnehmen würde, im niederwallenden Talar, die Locken vom grünen Lorbeer durchflochten.

„Nun," sagte sie heiteren, beinah ausgelassenen Tones, „was Sie an Schmuck und Umgebung für nötig erachten, damit Apoll Sie hinreiße, das ist Ihre Sache. Ihnen das alles so zu besorgen, daß der Gott keinen Anstand nimmt, bei Ihnen einzutreten, das ist meine Sache. Und daß er Sie wirklich hinreißt, das ist seine Sache und die Hauptsache. So, denk ich, sind die Rollen verteilt?"

„Allerdings," erwiderte er, „und ich habe nur noch zu fragen," er ließ den heiteren Ton, in dem er gesprochen hatte, ernst werden und die Stimme sinken — „ob Sie mir, gnädige Frau, später einmal die Huld gewähren und sich das Zauberreich, das ich mir schaffen soll, zu dem Sie mir so überfreigebig die Hand bieten, selbst einmal werden ansehen wollen?"

Frau Leontine wandte das Haupt ab. Sie war so heiß errötet, daß ihr Gesicht ganz in Glut getaucht erschien.

„Das sind Fragen für später," murmelte sie, „das wollen wir jetzt nicht erörtern." Dann kehrte sie sich ihm wieder zu. „Aber wie haben Sie sich das gedacht?" fragte sie; „werden Sie die Wohnung nur benutzen, um tagsüber darin zu arbeiten, und dann — am Abend —?"

„Zu meiner Frau heimgehen?" unterbrach er sie. „Nein. Sondern ich werde überhaupt ganz und gar für mich in der Wohnung bleiben."

Er sagte dies mit einer Entschiedenheit, daß man ihm anhörte, wie völlig er sich schon mit dem Plane vertraut gemacht und sein ganzes künftiges Leben danach eingerichtet hatte.

„Also — ganz von ihr getrennt —"

Sie stockte etwas, indem sie das sagte; um so rascher aber erfolgte seine Entgegnung: „Vorläufig wenigstens allerdings. Ja." Dann richtete er den

Blick auf sie: „Wenn ich gnädige Frau richtig verstanden habe, hatten Sie es doch auch nicht anders gedacht?"

Nein gewiß, anders hatte sie es auch nicht gedacht; ihn losmachen von seiner Frau, das hatte sie ja gewollt. Und doch — als es nun kam — war es wieder die Philistermoral, die sich da regte? Oder war es das unwillkürliche Erstaunen darüber, wie schnell er ihre unausgesprochenen Gedanken aufgefaßt hatte und zu den seinigen machte?

„Nur — da Sie doch noch verbunden sind," fuhr sie zögernd fort — „ob sie nicht fragen wird — wenn Sie nicht mehr zu ihr kommen?"

Er überlegte. Sicherlich würde sie sich wundern; wahrscheinlich würde sie fragen, wo er blieb. Dann warf er den Kopf empor: „Ich werde ihr sagen, ich verreise. Als Korrespondent irgendeiner Zeitung." Er sah Frau Schellram mit einem sieghaft gewinnenden Lächeln an: „Zum Beispiel — Ihrer eigenen Zeitung, gnädige Frau."

Sie wollte etwas erwidern, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Auswärtige Korrespondenten, wie die politischen Zeitungen, hat Ihr Blatt ja eigentlich gar nicht. Aber es ist ja nur, damit wir ihr einen Grund angeben; von solchen Dingen versteht sie ja nichts."

Frau Schellram verharrte schweigend. Sie war wieder rot geworden. Er wollte also seiner Frau etwas vorlügen, und indem er ihre Zeitung hineinzog, sollte sie gewissermaßen mittun und mitlügen. Das war ihrer ehrlichen Natur zuwider, greulich, unmöglich. Und doch — da er doch nun einmal von ihr los mußte — und sie doch im Augenblick keinen andern Weg sah —

„Das mit der auswärtigen Korrespondenz," meinte sie, „können wir ja noch überlegen. Aber — wenn Sie ihr sagten — Sie wären in die Redaktion der Zeitung eingetreten und dadurch genötigt, eine näher gelegene Wohnung zu beziehen, — und wenn ich Ihnen anböte, daß Sie wirklich in die Redaktion einträten, — dann — wäre das ja nur die Wahrheit!"

Wie elektrisiert fuhr Edgar Martisius vom Stuhle auf: „Gnädige Frau, Sie sind unerschöpflich, wie an Güte so an Kombinationen! Das ist ein prachtvoller Gedanke!"

Aufgeregt durchmaß er das Zimmer: „Natürlich! Nehm ich an, nehm ich mit tausend Freuden an! Und nicht nur pro forma; nein, ich werde für Sie arbeiten. Ich habe eine grandiose Idee: Ihrer Zeitung, gnädige Frau, so famos sie ist, sie — ist ja wirklich ganz prachtvoll — Ihrer Zeitung, Sie werden mir das nicht übel nehmen, fehlt etwas: eine stehende Theaterrubrik. Sie bringt ja Notizen, aber keine ausführlichen Besprechungen, Kritiken. Gnädige Frau, ich mache Ihnen einen Vorschlag: erweitern Sie Ihr Blatt! Theater, heutzutage, ist ja von kolossalem Interesse für das Publikum, namentlich das weibliche. Gnädige Frau, erweitern Sie Ihr Blatt; vielleicht ein Beiblatt, alle vierzehn Tage vielleicht, eine dramatische Übersicht. Und mich machen Sie zum Redakteur! Das versteh ich, Sie werden sehen, das versteh ich. Werde mich wahrscheinlich selbst dramatisch betätigen, aber später. Jetzt natürlich, in dem Übergang, fehlt einem die Ruhe, die innere Sammlung.

Sie begreifen das. Bis dahin wirke ich kritisch. Aber später, wie gesagt, wenn man in die neuen Verhältnisse eingelebt und eingewöhnt ist, dann ist das was andres; da kann man produktiv werden, selbstschöpferisch. Und dann vielleicht reißt Apoll mich hin."

Er war auf sie zugetreten, stand ihr dicht gegenüber. All die Befangenheit, die ihm bisher immer noch eine gewisse Zurückhaltung auferlegt hatte, war von ihm gewichen; in seinem ganzen Wesen war etwas Fliegendes, das beinahe wie Begeisterung aussah. Aus nächster Nähe sah er ihr in die Augen, mit einem triumphierenden Lachen im Blick. Schier atemlos stand Frau Leontine vor ihm und konnte die Augen nicht von ihm wenden. Er sah jetzt wirklich aus wie ein überschäumender Mensch, war in diesem Augenblick wirklich schön.

„Wollen wir es abmachen?" rief er, und ohne weiter zu fragen, ohne sich zu bedenken und zu besinnen, faßte er ihre herabhängenden Hände und zog sie an sich, daß die Frau das Gefühl bekam, als würde er sie in der nächsten Sekunde in seine Arme und an seine Brust reißen.

Sie war völlig benommen. Es geschah ihr etwas, was ihr noch nie geschehen war, solange sie lebte: es bemächtigte sich ihrer ein fremder Wille. Der Vorschlag, die Zeitung für ausführliche Theaterbesprechungen zu öffnen, war ihr schon früher einmal, von dem Redakteur gemacht worden. Damals hatte sie ihn ohne weiteres abgelehnt, weil sie deutlich gefühlt hatte, daß eine solche Erweiterung des Blattes aus dessen bisherigem Charakter herausfallen und diesem, das ja kein eigentlich literarisches war, Schaden tun würde. Jetzt kam ihr der nämliche Vorschlag wieder, und jetzt konnte sie nicht „nein" sagen. Konnte nicht, weil er von diesem Mann dort kam. All die Gründe, die sie damals bestimmt hatten, ihre Zustimmung zu versagen, waren ihr vollkommen gegenwärtig, waren alle noch unwiderlegt — und dennoch, weil dieser Mann es wünschte, konnte sie nicht mehr sagen: „Ich will nicht." Ihr Geist war völlig klar, ihr Verstand lehnte sich mit aller Entschiedenheit auf, es war ein verzweifeltes Ringen in ihr — trotzdem, indem sie fühlte, wie seine heißen, weichen Hände ihre Hände hielten und umspannten, drang etwas wie eine dunkle, warme Flut strömend in sie ein, betäubte ihr Denken und schmolz ihre Willenskraft. Ja — als wenn in ihr etwas weich zu werden anfinge, was bis dahin hart und fest und stark gewesen war, als wenn in ihrem Organismus plötzlich ein Muskel versagte, der bis dahin wie eine nie versagende Maschine gearbeitet hatte, so war ihr zu Mut. Und während sie sich alles dessen mit Bangen, beinahe mit einer Art von Grauen bewußt wurde, verursachte ihr dieses Zusammenbrechen ihres Willens und ihrer Kraft gleichzeitig ein nie gekanntes Wonnegefühl von selbstzerstörerischer Wollust.

„Wir wollen es so abmachen," hauchte sie; „wie Sie wünschen, soll's geschehen."

Kaum vernehmbar hatte sie gesprochen, aber weil sein Gesicht dicht an ihrem Gesicht war, hatte er doch verstanden, was sie sagte. Seine Augen und sein ganzes Antlitz leuchteten wie in Feuer auf, und er zog ihre Hände, die immer noch in den seinigen ruhten, noch einmal, noch dichter an sich, so daß die Frau beinah an seine Brust taumelte.

„Von Apollo haben wir gesprochen," sagte er, „aber wer von uns modernen Menschen glaubt noch an Götter? Aber daß es Göttinnen gibt, die leibhaftig in Fleisch und Blut unter uns wandeln, glaub ich jetzt, weiß ich jetzt, und solch eine —"

Dicht an ihr Ohr hatte er den Mund gebeugt, seine Worte gingen mit heißem, leidenschaftlich erregtem Flüstern unmittelbar in ihr Ohr; sie spürte seinen Hauch an ihrem Ohr, auf ihrer Wange; sie fühlte sich in seiner Gewalt; im nächsten Augenblick würde sie seinen Kuß auf ihrer Wange, auf ihren Lippen empfinden — mit einem dumpf gebrochenen Laut entrang sie ihm die Hände, stemmte, wie im instinktiven Trieb der Selbsterhaltung, beide Hände gegen seine Brust und drängte ihn zurück. Dann, wie betäubt, wie ihrer Sinne kaum mehr mächtig, fiel sie auf den Stuhl. Edgar Martisius stand neben ihr, jetzt über ihr. Indem er auf das zusammengesunkene Weib herabsah, flackerte ein Lächeln über seine Züge. In seiner Vorstellung drängten sich ganze Reihen von Zukunftsbildern: er selbst wie ein Pascha auf seidenen Pfühlen, in Glanz und Wohlleben; demütige Schriftsteller mit tiefer Rückenverrenkung vor ihm, die ihre Bücher vor ihm niederlegten; demütiger als diese, Schriftstellerinnen, Bühnenanstreberinnen, und, das reizendste von allem, Schauspielerinnen, Sängerinnen, vielleicht gar Tänzerinnen, die zitternd um die Gunst des Gewaltigen buhlten.

Daß er nicht laut aufschrie vor übermütigem Jubel — er mußte geradezu gewaltsam an sich halten. Es würde nicht schön geklungen haben — wahrscheinlich; und sicherlich würde es sie erschreckt haben. Vorsicht, bis man Grund und Boden unter den Füßen und die Zukunft wirklich in der Tasche hatte! Trotzdem fühlte er sich dermaßen als Herrn der Lage, daß er es für nötig befand, für die hilflos gewordene Frau „etwas zu tun", ihr ein bißchen zu helfen. Er beugte sich zu ihr.

„Gnädige Frau sind erregt," sagte er mit dem tiefen Brustton, den er immer mit so viel Erfolg anwandte, wenn es galt, Frauen, die unter seiner Führung bergab zu steigen begannen, Ruhe zuzusprechen, „aber es liegt wirklich kein Anlaß dazu vor. Ich bin glücklich, daß ich Sie zu einem verheißungsvollen Gedanken habe anregen dürfen und daß es mir möglich werden wird, indem ich für Sie arbeite, einen Teil der Verpflichtungen, die mich ja sonst geradezu erdrücken würden, in tätige Dankbarkeit umzusetzen."

Indem er so wie ein Buch zu ihr sprach, beglückwünschte er sich innerlich zu seinem Redefluß und wiegte sich in der Vorstellung, daß seine Worte gewissermaßen den Eingangssatz zu den Feuilletons darstellten, die er in Frau Schellrams Zeitung schreiben würde. Frau Schellram erwiderte nichts, aber man sah ihr an, daß seine Stimme und seine Worte ihr wohltaten, und daß sie unter ihrer Einwirkung zur Ruhe kam.

„Vielleicht erleichtert es die Sache," fuhr er fort, „wenn ich gleich selbst nachher mit Ihrem Chefredakteur spreche? Ich denke es mir für Sie am bequemsten so."

Er wollte das Eisen nicht kalt werden lassen, darum hatte er diesen Vorschlag gemacht. Hier aber stieß er auf Widerstand. In einer Angelegenheit,

die das tiefste Wohl und Wehe ihrer Zeitung, ihres Lebenswerks betraf, sollte ein andrer über ihren Kopf weg ihren Angestellten Anweisungen erteilen? Aus den Trümmern, in denen ihre Selbstherrlichkeit um sie herum lag, schlug es wie eine letzte Flamme auf.

„Das, bitte, unterlassen Sie," erwiderte sie; „ich werde selbst mit ihm sprechen."

Sie hatte das kurz hervorgestoßen. Jetzt stand sie auf.

Edgar Martisius fuhr innerlich zurück. Hatte sie ihm den Vorschlag übelgenommen? hatte er sich vergaloppiert? Rasch lenkte er ein: „Es war nur — weil ich solch ein Bedürfnis fühle, recht bald für Sie tätig zu werden."

„Das wird geschehen," versetzte sie, ohne ihn anzusehen; „ich werde — vielleicht heute noch — jedenfalls sehr bald mit meinem Redakteur sprechen und ihm Weisung erteilen." Das letzte sagte sie mit verstärktem Ton, als sollte er hören, daß sie es war, die Weisungen erteile. Dann machte sie eine Bewegung — die Erregungen, die sie durchgemacht, hatten sie erschöpft, sie war mit ihren Kräften zu Ende.

Edgar Martisius bemerkte es. Er griff jetzt wirklich nach dem Hut. Noch einmal, mit tiefer Verbeugung, trat er auf sie zu. Er war jetzt wieder ganz Demut, ganz Ergebung.

„Und — wegen der Wohnung erlauben gnädige Frau, daß ich Ihnen schreibe?"

Seine Stimme hatte wieder den tiefen, zitternden Klang des bescheidenen, hilfeflehenden Menschen.

Frau Schellrams Nerven waren so durchwühlt, daß ihr beinah die Tränen in die Augen traten. Sie kehrte ihm das Gesicht zu; seine Augen kamen von unten zu ihr herauf und sogen sich förmlich mit einem langen, schmachtenden, dunkel-heißen Blick an ihren Augen an.

„Schreiben Sie mir," stammelte sie, indem sie ihm die Hand zum Abschied bot; „schreiben Sie mir bald."

Und als er nun ihre Hand ergriff und sie, ohne sie zu drücken, mit langen, weichen, warmen Fingern umtastete und umspannte, war es, als überschlüge sich plötzlich etwas in ihr, so daß sie alles vergaß, was sie eben gesagt hatte, und: „Wenn Sie mit meinem Redakteur sprechen wollen," flüsterte sie, „meinetwegen, es mag sein, es mag sein."

Edgar Martisius gab keinen Laut von sich. Mit langsamer, beinahe feierlicher Gemessenheit richtete er sich auf, in seinem Gesicht zuckte keine Miene, es war ganz starr, als er sie noch einmal mit einem stummen, festen Blick so bohrend ansah, als wollte er sie durch und durch schauen; dann machte er noch einmal eine Verbeugung und ging hinaus. Solange er in ihrem Zimmer war, auch sogar noch im daranstoßenden nächsten Zimmer trug er diesen feierlichen Gesichtsausdruck wie eine Maske vor sich her; erst als die zweite Tür zwischen ihr und ihm war, warf er den Zwang ab, sein Gesicht verwandelte sich, der Mund ging ihm auf, als müßte er nach Luft schnappen. Ihm war zu Mute, als würde in seinem Innern Fanfare geblasen, und als würde ihm die Brust platzen, wenn er den Mund nicht aufrisse, um die Luft hinaus-

zulassen. Ein Lächeln, halb blöde, halb selbstgefällig, verzerrte seine Züge. Jetzt ging er als Sieger vom Kampfplatz — wahrhaftig.

Hätte er durch die geschlossenen Türen hindurchsehen und die Frau beobachten können, die dort hinter ihm zurückblieb, er würde die Bestätigung dafür gefunden haben, daß er der Sieger und sie die Besiegte war. Die Tränen, die vorher schon herausgewollt hatten und mit letzter Willensanstrengung zurückgedämmt worden waren, ließen sich jetzt, da sie allein war, nicht mehr zurückhalten; mit elementarer Gewalt brachen sie hervor. Die starke Frau, die, ohne zu klagen, ohne zu weinen, durch bittere Prüfungen, schwerste Lebensmühe und Sorge dahingeschritten war, hatte sich auf den Stuhl fallen lassen, die Arme über den Tisch gebreitet, und indem sie Haupt und Gesicht in die Hände drückte, weinte sie fassungslos, wie eine Verzweifelte.

Was war das, was mit ihr geschah? Wer erklärte es ihr? Was war das?

Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu dem letzten Augenblick zurück. Wie war es nur möglich, daß ihr so etwas hatte begegnen können? Eben noch ganz klar und bewußt, daß er etwas beanspruchte, was sie nie zugeben durfte, weil sie sich selbst aufgab, wenn sie es zugestand, eben noch ganz fest entschlossen, ihm zu verweigern, was er verlangte — und im Augenblick darauf? — Ja, was war das nur gewesen, was da in ihr vorgegangen war? Wie ein plötzlicher Wahnsinnsanfall — wahrhaftig, nicht anders! Wie wenn sie auf ein Rad geschnallt gewesen wäre, und das Rad hätte sich mit ihr umgeschwungen, so daß alles in ihr sich umdrehte, daß ihr die Worte verkehrt aus dem Munde kamen und sie statt „nein" „ja" hatte sagen müssen! Wirklich — so war es gewesen; ihm nachgeben müssen, das hatte sie! Jetzt, da er nicht mehr vor ihr stand, da sie seine körperliche Nähe nicht mehr empfand, ihre Hand nicht mehr in der seinigen und den heißen, betäubenden Strom nicht mehr fühlte, der aus seiner Hand in sie hinüberfloß, ward ihr das alles unbegreiflich, und sie kam zu sich selbst zurück. Sie trocknete ihre Tränen, sie stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Das elende Weinen — wozu sollte denn das? Frei werden, wieder frei werden! Ihre alte, rasche Entschlußkraft richtete sich wieder auf. Sie klingelte und befahl dem eintretenden Diener, den Redakteur zu rufen. Ihre Ehre stand auf dem Spiel; sie wollte dem Menschen zuvorkommen und dennoch diejenige sein, die dem Redakteur zuerst von der Sache sprach und ihm Verhaltungsmaßregeln gab. So würde sie ihr Selbstbewußtsein retten, würde die Sache wieder gutmachen, soweit sie sich noch gutmachen ließ.

Ihre Geduld aber wurde auf die Probe gestellt: der Redakteur, der sonst, wenn sie ihn rufen ließ, geflogen kam, ließ länger auf sich warten als gewöhnlich. Ging ihr denn das Heft aus der Hand? War sie nicht mehr Herrin und Gebieterin? Ihre Nerven gerieten in einen wahren Tumult und eben wollte sie zum zweiten Male klingeln, um ihren Befehl zu wiederholen, als im letzten Augenblick der Erwartete erschien.

Er bat um Entschuldigung, wenn er hätte warten lassen, aber — Herr Martisius wäre soeben bei ihm gewesen — im Auftrag von Frau Schellram — er machte eine Pause, und in seinem Gesicht las sie deutlich die Frage: „Ist

es denn wirklich wahr?" Das Blut trat ihr zum Herzen zurück, so daß sie ganz blaß wurde. Vor Schreck geschah das. So also nahm er die Sache in die Hand! So nahm er ihr die Führung über den Kopf weg! Und jetzt der fragende Blick dieses Menschen — was sollte sie ihm sagen? Daß sie Herrn Martisius nicht zu ihm geschickt hätte? Aber freilich hatte sie ihn geschickt — nur daß sie nicht gedacht hatte, er würde gleich von ihr aus zu ihm hingehen.

Lautlos vor Erregung trat sie an das Fenster; sie mußte dem Redakteur den Rücken zuwenden, um Fassung zu gewinnen. Dann räusperte sie sich — die Kehle war ihr trocken geworden, wie verbrannt — und ohne sich zunächst umzudrehen, vom Fenster aus, mit erzwungener Gleichgültigkeit fing sie an zu sprechen: „Es wird Sie gewundert haben, daß ich den Plan, den Sie mir seinerzeit vorgeschlagen haben, und den ich damals verwarf, nun doch angenommen habe. Ja" — sie verließ jetzt das Fenster und durchwandelte die Stube, als wollte sie ihm zeigen, wie ganz unbefangen sie sei —, „Herr Martisius hat mir seinen Besuch gemacht; dabei sind wir auf das Projekt zu sprechen gekommen, und — ich kann nicht verhehlen — seine Gründe haben Eindruck auf mich gemacht." Sie sah an dem Redakteur vorbei, sie errötete bis in die Schläfen, sie wußte, daß sie log, zum erstenmal in ihrem Leben. Weil sie das fühlte, ärgerte es sie, daß der Mann sie so stumm von der Seite ansah; weil sie sich darüber ärgerte, wiederholte sie mit Nachdruck: „Wie gesagt, seine Gründe haben mich überzeugt, und ich wünsche, daß eine solche Theaterrubrik fortan bei uns geführt wird."

Wie ein Befehl kam das heraus, der jede weitere Erörterung abschnitt. Jedenfalls nahm der Redakteur es so auf; er schwieg. Beinah aber war es nun wieder, als wenn Frau Schellram eigentlich gewünscht hätte, daß er nicht schwiege, daß er etwas sagte, dem sie widersprechen könnte. Schweigen — es gibt nichts Unerträglicheres für Nerven, die sich austoben wollen. Rede und Gegenrede — da kann man widerlegen, überzeugen, den Gegner überzeugen — und vor allem sich selbst. Und überzeugen mußte sie sich, davon, daß sie noch sie selbst und nicht verrückt geworden war! Ruhelos ging sie hin und her, den stummen Mann mit flüchtigen, beinahe herausfordernden Blicken streifend. Würde er nichts sagen? Aber er sagte nichts, er machte ein ganz verdutztes Gesicht. Vielleicht erwartete er, daß sie ihm die Gründe nennen würde, durch die Herr Martisius sie bekehrt hatte.

Schließlich hielt sie es nicht mehr aus:

„Seine kritische Tätigkeit," brach sie wieder los, „wird übrigens nur zeitweilig sein."

Jetzt richtete der Redakteur das Gesicht auf: „Wenn ich ihn aber recht verstanden habe, soll er die Redaktion der Theaterkritik ganz allein und dauernd übernehmen? Und wird die Besprechungen selber schreiben?"

„Nun ja; das ist ja ganz richtig; nun ja. Wenn ich gesagt habe ‚zeitweilig', so wollte ich eigentlich sagen: ‚nur nebenbei': Theaterkritiken und weiter nichts — das ist doch keine Tätigkeit für einen schaffenden Mann. Ist doch nicht genug. Und er ist doch ein — ein selbstschöpferischer Mann!"

Selbstschöpferisch — ob sie sich bewußt war, daß sie die Redensart, die er vorhin gebraucht hatte, ohne weiteres zu ihrer eigenen machte? Jedenfalls kam es ihr wie eine Erlösung, daß ihr mit dem Ausdruck wieder einfiel, warum sie eigentlich das alles für ihn tat; daß sie es tat, weil sie einen ringenden Geist entfesseln wollte, um eines idealen Zweckes willen, und nicht etwa nur, weil sie — weil sie in ihn verliebt war!

Sie in ihn verliebt — bildete sich der Mensch da so etwas vielleicht ein? Wieder flirrte ihr mißtrauischer Blick zu ihm hinüber. Was für ein Gesicht er machte! Ein geradezu verkniffenes! Als wenn alles das, was er ihr neulich über die Erzählung gesagt hatte, darauf geschrieben gewesen wäre, all das abschätzige Zeug, wie eine spaltenlange böse Rezension. Denn was er ihr damals gesagt hatte, was er von dem Martisius hielt, daß er ihn für einen Stümper hielt, o ja, das alles hatte sie wohl behalten. Darum, wenn sie ihn jetzt selbstschöpferisch nannte, kam das dem Herrn da vielleicht komisch vor, und es war das Lachen, das er sich verkniff, was sein Gesicht so — so albern erscheinen ließ?

„Denn ich bin nicht Ihrer Ansicht," sprudelte sie von neuem auf; „ich halte ihn nicht für einen Stümper. Ich weiß, daß seine Erzählung Mängel hat — aber — aber —"

Der Redakteur blickte ganz erschrocken auf. Die klare, entschiedene Frau, die er verehrt, eigentlich bewundert hatte, und diese da, die in einer Aufregung vor ihm auf und ab ging, die er gar nicht begriff, der die Worte vom Munde liefen, so daß eines dem andern auf die Füße trat, war das ein und dieselbe?

„Gnädige Frau haben neulich schon erklärt," wagte er sich schüchtern hervor, „daß Sie in der Erzählung Zukunft erblicken."

„Und der Ansicht bin ich auch jetzt noch." Sie sprach das laut, unnötig laut, beinah, wie Menschen es tun, die sich ihrer Überzeugung nicht recht sicher fühlen und den Zweifel in sich niedersprechen, sich durch die eigene laute Stimme Glauben einreden möchten. „Sobald er sich in die neuen Verhältnisse eingelebt hat, wird er zu schaffen anfangen. Sogar dramatisch wird er sich betätigen. Und ich bin überzeugt, daß wir Bedeutendes von ihm zu erwarten haben."

Sie klammerte sich an ihre Worte, die doch nichts weiter waren als ein Nachsprechen dessen, was er ihr vorgesprochen hatte. Sie fühlte, daß sie das brauchte, mehr um ihrer selbst willen, als um den Mann da zu bekehren. Denn daß sie den nicht bekehren würde, das erkannte sie ja wohl, als sie ihn jetzt sah, wie er sich ratlos, mit einer Bewegung der Schultern verneigte, die einem durch Respekt zurückgehaltenen und doch kaum unterdrückbaren Achselzucken zum Verzweifeln ähnlich sah. Und indem sie das sah, erschien ihr ein Bild, das sie mit diesem verglich: an der Stelle, wo der Redakteur stand, der angejahrte, eckige, gliederdürre Mann, mit dem spärlichen Haar, dem grauen, am Kinn ausrasierten Bart, stand ein andrer, ein blühender, aus jugendlichen Hüften schlank aufschießender, dunkellockiger Mensch, schön wie Arion, der von Gott Apollo geküßte Poet, im niederwallenden Talar, die Stirn vom Lorbeer umflochten. Wie eine Rakete schlug ihr die Vorstellung

ins Blut; alle ihre Sinne flammten auf. Die brodelnde Stimme ihres Blutes wurde zu einem berauschenden Gesange, in dem all die Stimmen, die eben noch in ihr geschrieen, die sich gegen ihn erhoben, ihn angeklagt hatten, wie in einem betäubenden Lustgefühl ertranken. Sie sah ihn wieder zu ihren Füßen, das Gesicht an ihr Knie gedrückt, fühlte den Druck seines Gesichts an ihrem Knie, und wenn er in diesem Augenblick vor ihr gelegen hätte, dann, das fühlte sie, würde sie sich nicht zurückgehalten, würde die Arme um seinen Hals geworfen und sein Haupt an sich gedrückt haben: „Sie verfolgen dich, beneiden dich und feinden dich an, weil du jung, weil du schön, weil du genial bist, — aber komm du zu mir; ich will dich bewahren, erretten, will dich frei, dich reich und glücklich und groß machen."

Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust. Gott sei Dank — sie wußte wieder, daß sie auf dem rechten Wege und daß es nur die Scheelsucht der stupiden Mittelmäßigkeit war, die sie einen Augenblick irre gemacht hatte. Der Ausdruck ihres eben noch so zerwühlten Gesichts verwandelte sich in ruhige, beinah strahlende Heiterkeit, und sie wurde so ruhig, daß sie mit aller Gelassenheit den geschäftlichen Teil der Angelegenheit mit dem Redakteur besprechen konnte. Dann entließ sie diesen, und als er sich in der Verfassung eines Menschen, der nun wirklich nicht mehr aus noch ein wußte, zurückzog, sah sie ihm mit einem beinahe mitleidigen Lächeln nach: „Arme Papiermotte — wer weiß, was für Überraschungen dir noch bevorstehen!"

Am nächsten Tage kam ein Brief, in einer Handschrift, die sie nicht kannte. Sie riß den Umschlag auf — er war von ihm. Der Briefbogen sank ihr mit der Hand auf den Tisch — sie konnte nicht gleich lesen — das Herz schlug ihr zu heftig. Vorläufig, ohne den Inhalt zu ergründen, ließ sie den Blick über die Handschrift hingehen. Und wieder, wie gestern, stieg das zwiespältige Gefühl in ihr auf: im ersten Augenblick Auflehnung, beinahe Widerwillen — das alsdann in eine Art von Dumpfheit und schließlich in eine betäubende Lust überging. Welch eine wüste Schrift! Unausgeschrieben, unreif, beinahe schülerhaft! Wie schief die Zeilen über das Papier liefen! Die einzelnen Buchstaben alle riesengroß, aber wie Körper ohne Halt und Verhältnis; als ob sie nicht aufrecht hätten stehen können, wackelten und umfielen. Wie beschmutzt von der Schrift sah der Briefbogen aus, als wenn sich eine heiße Hand darüber hingewälzt hätte. Und indem sie das dachte — die Hand —, war plötzlich der glühende Strom wieder da, der ihre Sinne durchdrang, sobald seine Hand sie berührte. Ihm Vorwürfe machen, daß er keine Kanzleihand schrieb, — wie schulmeisterlich! Sollen Künstler, Dichter, geniale Leute wie Bureaumenschen schreiben? Wehte es sie aus dem Briefe nicht an, wie ein heißer Atemzug? Wie der feurige Hauch, der ihr gestern zum Ohre und über die Wange geweht war, so daß ihre Wangen entlodert waren? Brannten ihr die Wangen nicht jetzt auch?

Also nahm sie endlich den Bogen wieder auf, um zu lesen, was er ihr zu sagen kam.

Der Inhalt war dürftig; er enthielt eigentlich die Mitteilung, daß er eine Wohnung gefunden hatte. An der äußersten Peripherie des Westens; die

Straße war genannt. Sehr viel näher als früher wohnte er der Schellramschen Zeitung, in deren Nähe er doch hatte ziehen sollen, auch jetzt nicht, von seiner früheren Wohnung aber und von Leonore allerdings so weit entfernt, als lebten sie gar nicht mehr in ein und derselben Stadt. Die kurze Mitteilung war in einen Schwall von Enthusiasmus gehüllt: eine Gartenwohnung, durch drei geräumige Höfe, durch die man hindurchmußte, von der Banalität der Straße getrennt, im Hochparterre. In der Mauer des Gartens, der zu seiner Verfügung stand, eine besondere Tür, durch die man unmittelbar in das noch unbebaute Umland draußen hinaustrat, — man brauchte also gar nicht von der Straße aus, man konnte, wenn man den Umweg durch die Felder nicht scheute, ganz unbemerkt durch die Hintertür zu ihm gelangen. Den Schlüssel zu der Tür besaß er. Wie eine Wiege, mitten in die Arme der Natur gestellt, so wäre die Wohnung. Und gleich von heute an wollte er in der Wiege ruhen. Die Wohnung wäre noch völlig unmöbliert; gleich heute noch, das sollte das erste sein, würde er sich das Schlafzimmer einrichten. Eine Bettstelle und alles dazu Gehörige hätte er schon gekauft; heute noch würde sie aufgestellt. Dann würde er an die Einrichtung der übrigen Räume gehen; viele wären es nicht, aber sie böten die Möglichkeit zu stimmungsvoller Ausgestaltung. Und stimmungsvoll würde er sie einrichten, das würde Frau Schellram schon sehen — er rechnete also, so schien es, schon ganz bestimmt damit, daß sie ihn in seiner Wohnung besuchen würde. Abermals legte sie den Briefbogen nieder — das Herz fing ihr wieder an zu klopfen. Diese eigentümliche, in alle Einzelheiten eindringende Schilderung der Gartentür, durch die man zu ihm gelangen konnte, ohne von der Straße aus gesehen zu werden, ganz unbemerkt, ganz verstohlen, — wie eigentlich sonderbar das klang! Und wenn ein Dichter sich eine Wohnung einrichtet, so liegt es doch eigentlich in der Natur der Dinge, daß er zuerst den Platz aussucht, wo er seinen Schreibtisch aufstellen, das Fenster, durch das er beim Arbeiten hinausblicken wird —, von Schreibtisch aber und Arbeit war in dem Briefe nichts gesagt, sondern nur davon, daß er in der Wohnung schlafen würde, vom Schlafzimmer und von seinem Bett. Das waren die Dinge, an die er in erster Linie dachte, von denen er zu ihr sprach. Ja — warum er nur von solchen Dingen sprach, noch dazu mit solcher Genauigkeit? — Wieder stieg das Gefühl in ihr auf, das damals, als seine Karte ihr gezeigt wurde, instinktiv: „Laß ihn nicht ein!" geschrieen hatte. Und wieder, indem sie seine Worte noch einmal las, verbreitete sich in ihr, wie es immer zu geschehen pflegte, etwas wie eine schwere, heiße, patschuliduftende Atmosphäre, die ihr fast den Atem nahm, und in der sie doch wie in einem betäubenden Rausch erstickte. Jetzt gab es ja auch gar kein Zurück mehr; die Dinge waren im Gang, und sie selbst hatte ihnen den Gang gewiesen. Also jetzt nur Ruhe! Jetzt nur Energie und hindurch! Wie so manchmal, in kritischen Lebenslagen, hatte sie sich das gesagt, und immer war sie dahin durchgedrungen, wo es hell wurde. Dies alles war ja nur ein Durchgang, darüber mußte sie sich klar werden, Durchgang zu dem wirklichen, großen, schaffenden Leben, das ihnen beiden danach aufgehen würde.

Ihnen — beiden? Ja, es war seltsam, beinahe unheimlich: sie konnte sich in Gedanken absolut nicht mehr von ihm trennen. Wenn sie daran dachte, wie er sich entwickeln würde, dann war es ihr, als wäre es ihr eigenes Schicksal, das sich damit entschiede. Wenn etwas aus ihm würde! Rechtfertigung, Erlösung bei dem Gedanken. Und wenn umgekehrt —? Sie sprang vom Stuhl auf und stürmte durch das Zimmer. Wie durfte ihr solch eine Möglichkeit erscheinen! Warum erschien sie ihr, indem sie seinen Brief las? Als wenn sie die Arme ausbreiten und ein schreiendes Gebet hinaufschicken müßte, so war ihr zu Mut; sie wußte nicht, zu wem sie flehen sollte und um was. Wußte nicht, um was? O ja — daß von dem, was in ihr war, von dem Feuer, der Kraft, dem zwingenden „ich will" nur etwas in ihm sein möchte, ein Teil, der Bruchteil eines Teiles! daß sie doch nicht in die Börse nur, daß sie doch in ihr Inneres, ihre Seele hätte greifen und ihm geben können, mit vollen Händen: da hast du, da nimm, werde stark, werde groß, rette dich für mich und rette mich selbst!

Vorläufig aber hieß es ihre Unruhe mit guter Miene weiterschleppen. Gute Miene, das heißt ein Gesicht, das von allem, was in ihr vorging, nichts merken ließ; ein sicheres Gesicht mußte sie ihren Leuten von der Redaktion zeigen, männlichen und weiblichen.

Denn daß sich ein dumpfes, wenn auch lautloses Staunen in ihrem Personal verbreitete, das merkte sie natürlich. Merkte es nicht nur, sie spürte es geradezu körperlich. Wie eine Wand, wie ein Wall wuchs etwas zwischen ihr und ihren Leuten auf, das sie von diesen trennte. Bildete sie sich das nur ein, oder war es wirklich so, daß es in ihrem Hause viel stiller geworden war als früher? Ihre Nerven waren ja jetzt so überreizt, und vielleicht war es wirklich nur eine Nerventäuschung — aber wenn sie jetzt so einsam mit sich in ihrem Kabinett saß, dann war es ihr, als ginge ein leises, verhaltenes Wispern und Flüstern durch das ganze Haus, als huschte es von verstohlenen Schritten auf den Fluren, als guckte es mit Augen durch die Schlüssellöcher. So stark wurde das manchmal, daß sie aufstand und hastig die Tür aufriß — und dann war niemand da, weit und breit niemand. Öde und leer gähnten Zimmer und Gänge sie an. Ja — öde und leer. Und das kam eben davon, daß sie jetzt so viel allein saß. Sie ging seit Tagen schon nicht mehr in die Nachmittagsversammlung ihrer Damenrepublik. Sie brachte es nicht über sich, konnte nicht. All das anheimelnde, herzerquickende Angebetetwerden, Verwöhntwerden, das fehlte ihr, und jetzt erst merkte sie, wie sehr sie es brauchte. All die netten Frauenstimmen, die ihr so vertraut geworden waren, vor allem Charlotte Ussners niedliches Trompetenorgan, das sie so liebhatte, all das fehlte ihr, fehlte ihr.

Daneben täglich jetzt und beinahe immer zu der nämlichen Stunde die Briefe mit der großen, klierigen Handschrift, die ihr ja nun schon bekannt geworden war. Jedesmal, so oft sie den Umschlag aufriß, sprang eine Erwartung in ihr auf: „Jetzt wird er mit seiner Einrichtung fertig oder wenigstens so weit fertig sein, daß er sich in Stimmung fühlt; jetzt wird die Eingebung über ihn gekommen sein, und er wird dir von einem Werke erzählen, zu dem

sich der Plan in ihm regt" — und jedesmal war er mit seiner Einrichtung noch lange nicht fertig; jeder Brief enthielt einen ausführlichen Bericht über einen besonders „molligen" Teppich, einen hervorragend „stilvollen" Stuhl, ein außergewöhnlich „kosesames" Ruhebett, das er erstanden hatte, und weiter nichts. Man hörte es der Schreiberei ordentlich an, was für ein Vergnügen es ihm bereitete, den ganzen Tag damit zu verbringen, daß er von Geschäft zu Geschäft ging und Stück für Stück aussuchte, und wie er ganz überzeugt davon war, daß sie, indem sie es las, das gleiche Vergnügen empfinden würde. Und während er so in Behagen plätscherte, saß die Frau wie über einem glühenden Rost und verkohlte bei lebendigem Leibe. Einmal freilich geschah es, daß ihr die Hände zuckten und die Augen aufleuchteten: er schrieb, daß er nun auch schon angefangen hätte, für sie zu arbeiten. Als sie aber die Seite umschlug, erfuhr sie, worin dieses Arbeiten bestand, nämlich, daß er jetzt alle Abende ins Theater ginge und dann zu Hause Kritiken schriebe, so daß, wenn mit dem nahe bevorstehenden Quartalswechsel die dramatische Rundschau in ihrem Blatte eröffnet würde, er gleich mit einem ganzen Haufen „ausgereifter" Besprechungen würde auftreten können. Frau Leontine geriet schier außer sich: diese Theaterkritiken, die sie ihm doch eigentlich nur als Notbehelf bis zum Beginn seiner eigentlichen, selbstschöpferischen Tätigkeit hingeworfen hatte, und die er nun so zur Hauptsache machte! Unwillkürlich zerknitterte sie das Papier in der Hand, so daß sie den Schlußsatz kaum mehr las, in dem er sich für die Freigebigkeit bedankte, mit der sie ihn zum Theaterbesuch und zur Bestreitung der ersten Ausgaben in den Stand gesetzt hatte. Gleich am Tage nach ihrem neulichen Gespräch hatte sie ihm einige tausend Mark geschickt und zur freien Verfügung gestellt; gleichzeitig hatte sie ihn aufgefordert, alle Rechnungen für das Mieten und Einrichten der Wohnung ihr persönlich zugehen zu lassen. Kein Dritter, und am wenigsten die Kasse ihrer Zeitung, brauchte von diesen Ausgaben etwas zu wissen.

In diesen Tagen nun — es war kurz vor dem Ende des Vierteljahrs — gelangte neben den gewöhnlichen Posteingängen ein Brief an Frau Leontine, der ihr nicht wie die übrigen einfach auf den Tisch gelegt, sondern durch einen Sekretär der Redaktion überbracht wurde. Der Brief war nicht an sie, er lautete „an Herrn Edgar Martisius, Schriftsteller"; eine Wohnungsangabe fehlte; als Adresse war die Redaktion der Schellramschen Zeitung genannt. Da man in der Redaktion die Wohnung des Herrn Martisius nicht kannte, hatte man den Brief Frau Leontine vorgelegt, damit sie bestimme, was damit geschehen solle.

„Es ist gut," sagte sie, indem sie das Schreiben an sich nahm und es gleichgültig auf den Tisch legte. Dann, sobald der Sekretär hinaus war, warf sie alles andre beiseite und griff den Brief wieder auf. Wo kam er her? Auf der Rückseite stand es zu lesen: „Absenderin Frau Leonore Martisius" und die Bezeichnung ihrer Wohnung. Ganz steif saß Frau Leontine, steif und still. Seine Frau schrieb an ihn. Seit dem Abend, als sie die schmale, behandschuhte Hand der jungen Frau in ihrer Hand und durch den Handschuh hindurch die Kälte ihrer Hand gefühlt hatte, war sie nicht wieder mit ihr in Berührung

gekommen. In Gedanken freilich oft genug — und in was für welchen! — aber persönlich nicht. Nun hielt sie das da in Händen, eine Kundgebung ihrer selbst; denn wenn eine Frau an ihren Mann schreibt, darf man doch annehmen, daß sie sich selbst erschließt. Was mochte sie ihm schreiben? Wie mochte sie sich ausdrücken? Das Seelengesicht, das in dem Briefumschlag verborgen lag, wie mochte es aussehen?

Eine brennende, fressende, eine unbezwingliche Neugier bemächtigte sich ihrer, zu erfahren, was da geschrieben stand, den Brief zu öffnen und zu lesen.

Durfte sie das? Allem Herkommen nach natürlich nicht.

Aber was Herkommen — dann würde sie nie im Leben erfahren, was jene ihm geschrieben hatte. Denn er — das fühlte sie ganz sicher —, wenn er den Brief erhielt, würde ihn einstecken und nie im Leben mit ihr darüber sprechen. Sprach er doch schon jetzt, so oft er an sie schrieb, nie mit einer Silbe von seiner Frau.

Durfte das nun wieder sein? Es durfte nicht. War sie nicht in allem, was sein Verhältnis zu seiner Frau betraf, zu seiner Vertrauten geworden? War es nicht daher ihre Pflicht, ihre höhere, ihre wahre Pflicht, zu wissen, was die Frau von ihm wollte? damit sie sich nachher mit ihm darüber beraten konnte? Statt dessen den Brief ungelesen an ihn abschicken? Sich wieder beugen vor der herkömmlichen Philistermoral? Nein! Nein! Und indem sie noch so kämpfte, hatte sie schon den Papierschneider ergriffen und den Umschlag aufgetrennt.

Da war der Brief — und nun, als sie ihn erblickte, die staunende Überraschung: sie hatte sich auf ein langes Schreiben gefaßt gemacht —, statt dessen nur ein paar Zeilen, kaum die erste Seite des Briefbogens füllend, und diese Zeilen, über denen jede Anrede fehlte, lauteten so: „Das Quartal steht vor der Türe. Die Miete muß bezahlt werden. Ich habe kein Geld. Wo bist du? Was soll ich machen? Leonore."

Hatte sie wirklich schon zu Ende gelesen? Ja. Nichts weiter auf der nächsten Seite? Nichts.

Mit starren Augen, beinah mit offenem Munde saß Frau Leontine vor dem Brief.

Als wenn sie einen Schlag über den Kopf bekommen hätte, solchen Eindruck hatte ihr das gemacht, was sie da gelesen.

War das überhaupt ein Brief? Ein Schrei, ein verzweifelter Schrei der Not, das war es.

Alles, was sie von der Frau gedacht hatte, von dem „minderwertigen, kindischen Geschöpf, das den Mann nicht verstand, das ihn ins Verderben gezogen hatte", ging unter, versank und verschwand in dem jähen Mitleid, das wie eine brausende Woge in ihr emporschwoll. Nur das hilflose, verhungernde Weib war in diesem Augenblick vor ihrer Seele, nur die hilfsbereite, großmütige Frau in ihr lebendig. Helfen — sofort helfen — ohne sich zu besinnen, riß sie eine Postanweisung hervor und in fliegender Hast schrieb sie einen Auftrag über mehrere hundert Mark hinein. Dann aber kam ein Besinnen — auf Postanweisungen muß der Absender vermerkt sein. Wer sollte

ihr das Geld schicken? Sie selbst? Frau Leontine Schellram? Wahnsinn! Also Edgar Martisius, ihr Mann? Das war ja das naturgemäße — aber als sie seinen Namen schreiben wollte, setzte sie wieder ab. Das wäre ja geradezu eine Fälschung gewesen. Nicht nur, weil sie ihn als Absender nannte, der gar nicht daran gedacht hatte, sondern eine Lüge in die Seele der Empfängerin hinein. Also auch unmöglich. Also blieb nur die Redaktion; daß die Redaktion ihr das Geld schickte, konnte sie füglich annehmen, da ihr Mann ja bei ihr angestellt war. Also — gut. Und nachdem sie die Redaktion als Absenderin vermerkt hatte, riß sie die Postanweisung entzwei und warf sie in den Papierkorb. Die Gedanken wirbelten ihr. Wozu die Umstände? Ein eingeschriebener Brief ohne Wertangabe tat es schließlich auch. Da brauchte man keinen Absender darauf zu schreiben, brauchte überhaupt nicht so viel Handschrift zu zeigen; ein paar Hundertmarkscheine in einen weißen Bogen Papier gefaltet, ohne Zuschrift, ohne ein Wort darauf, in ein Kuvert gesteckt, Adresse drauf und fort! Mochte sie sich den Kopf darüber zerbrechen, wer es war, der ihr das Geld schickte, — jedenfalls konnte sie ihre Miete bezahlen und hatte vorläufig zu leben. Und darauf kam es an. Und also — gesagt, getan. Sollte sie den Diener mit dem Brief auf die Post schicken? Nein. Niemand brauchte zu wissen, daß sie eingeschriebene Briefe an Frau Martisius schrieb. Sie selbst machte sich auf den Weg.

Der Weg war nicht weit; das Postamt lag nahe bei ihrem Hause. Nachdem sie ihr Geschäft besorgt und den Brief aufgegeben hatte, machte sie noch einen Umweg durch einige Straßen. Der Frühlingsmorgen war so schön, die frische, würzige Luft tat so wohl; da konnte man zur Ruhe kommen, und sie kam zur Ruhe. Heute nachmittag würde die kleine, törichte Person ihr Geld in Händen haben, und dann war ja alles gut. Aus einem anderen Grunde als weil sie Geld haben wollte, hatte sie ja auch gar nicht geschrieben, andre Schmerzen schien sie gar nicht zu empfinden, und also hatte sie, Frau Leontine Schellram, sich eigentlich überflüssigerweise aufgeregt.

Jetzt aber mußte sie wieder nach Haus, wo noch mehrere uneröffnete Briefe lagen, unter andern natürlich auch wieder einer mit der bekannten, klerigen Schrift. Als sie diesen erbrach und las, mußte sie unwillkürlich lächeln; während sie hier mit dem Sturmwind gerungen hatte, der ihm galt, und ihn aufgefangen hatte, so daß er ihn nicht traf, dachte er in glücklich-unbekümmerter Rücksichtslosigkeit an nichts andres als an die Vervollständigung seiner stimmungsvollen Einrichtung. In Jubeltönen, wie ein Ereignis, kündigte er ihr an, daß er gestern, gewissermaßen als Abschluß des Ganzen, einige ganz prächtige Gobelins aufgetrieben hätte, mit denen er die Ecke in seinem Schlafzimmer, in der sein Bett stand, auszuschmücken gedächte. „Wahrhaft poetische Träume würden ihn umgaukeln".

Gobelins — Frau Leontine kam ein Erinnern — wer hatte ihr doch einmal von Gobelins in Verbindung mit dem Ehepaar Martisius gesprochen? Richtig — Fräulein Klara Weinkens. Damals, als sie von den früheren Umständen erzählte, in denen die Martisius gelebt hatten, von ihrer glänzend ausgestatteten Wohnung. Die kostbaren Gobelins, mit denen die Sofaecke im

Wohnzimmer des jungen Ehemannes ausgeschlagen gewesen war, das hatte ihr als besonderer Beweis für die kindische Verschwendungssucht der jungen Frau gegolten. Denn die junge Frau war es ja gewesen, die all die törichten Einkäufe gemacht hatte. „Um den Käfig zu vergolden, in dem sie sich ihren Leibsklaven hielt" — jawohl, jawohl — sie erinnerte sich. Und jetzt kaufte er selbst sich Gobelins und tapezierte damit sein Zimmer? Er schien also von seiner Frau gelernt zu haben, von ihrer Üppigkeit angesteckt worden zu sein — oder — —?

In Gedanken versunken hatte Frau Leontine das Schreibtischfach geöffnet, in dem sie seine Briefe verwahrte. Da war auch das Schreiben von Leonore. Beide Briefe lagen vor ihr, nebeneinander auf dem Tisch. Was sie vorhin in der Aufregung gar nicht bemerkt hatte, fiel ihr jetzt auf, der Unterschied in der äußeren Erscheinung. Dort die dicke, charakterlose Schmiererei — hier eine zusammengeraffte, fein geschwungene Schrift. Wirklich merkwürdig, daß ein solches doch wohl nur halbgebildetes, unreifes Frauenzimmerchen solch eine reife, fertige Hand schrieb. Nicht reif nur und fertig, sondern geradezu schön — trotz des verzweiflungsvollen Inhalts, geschlossen wie ein Rassengesicht und zierlich wie ein Bukett von Schriftzügen, die dem kunstgeübten Auge von Frau Leontine wohltaten.

Verzweiflungsvoller Inhalt — ja — denn, indem sie die Schriftzüge verglich, hatte Frau Leontine, beinahe ohne zu wollen, Leonores Brief noch einmal gelesen, und nun war es um die Ruhe geschehen, in die sie sich vorhin eingewiegt, als sie sich eingeredet hatte, es wäre ja nur ein Bettelbrief, wie sie deren im Laufe des Jahres viele hundert vor Augen bekam.

Das — ein gewöhnlicher Bettelbrief?

Die fünf Sätze, aus denen er bestand, wie sie nebeneinander gesetzt waren, ohne Übergang, ohne äußere Verbindung, nur zusammengeschweißt durch die Verzweiflung, die sie alle gemeinsam durchtönte! Wie ein Antlitz, in dem der Hunger, ein Auge, in dem die Trostlosigkeit wohnt, so war ja der ganze Brief.

Und vor allem dies „Wo bist du?" — wie war es möglich gewesen, daß sie vorhin so darüber hingelesen hatte über das furchtbare Wort, das ihr jetzt, indem sie es noch einmal las, eiskalt ins Rückenmark ging. „Wo bist du?" — jeder der fünf Sätze war wie ein Aufschluchzen, dieses Wort aber wie ein Schrei, wie der heulende Schrei eines in der Wüste Verlorenen und Verlassenen, der den Gefährten ruft, der ihn treulos im Stich gelassen hat.

Und das Weib, von dem der Schrei ausging, saß es nicht in der Wüste? Ja allerdings, in der schrecklichsten, die man sich denken kann, in der Steinwüste der riesigen Stadt, in die sie fremd aus ihrem Heimatstädtchen da im fernen Osten gekommen war. Mochte es Torheit, mochte es schlimmer als Torheit gewesen sein, daß sie ihn veranlaßt hatte, mit ihr nach Berlin überzusiedeln, — er war doch nun einmal unter all den Millionen der einzige Mensch, den sie kannte, an den sie sich halten konnte, halten mußte, — und nun — „wo bist du?" Wo war er? Fort, ohne ihr zu sagen, wohin, ohne ihr zu sagen, wo sie ihn wiederfinden konnte, ohne ihr auch nur Brot

im Hause zu lassen, in ihrer elenden Behausung, während er sich eine Gartenwohnung mit Teppichen, Kunstmöbeln und Gobelins einrichtete. Und nun ging die arme, suchende Stimme durch die Stadt. Und in dem ungeheuren Getöse der ungeheuren Stadt ging sie verloren, verhallte wie ein Kinderweinen, und kein Mensch, der sie hörte. Kein Mensch? Einer doch. Unter all den Millionen ein einziger, zu dessen Ohren die zitternde Stimme geweht war, der den Inhalt der Frage nun kannte und auch Antwort darauf wußte, zu sagen vermocht hätte: „Ich weiß, wo dein Mann ist. Geh in die und die Straße, in das und das Haus; da ist er, da findest du ihn" — das war die Frau, die dort in Frau Leontine Schellrams Kabinett saß, Frau Leontine Schellram selbst, die jetzt wie gefoltert vom Tische aufstand und mit stoßender Brust, wie von einem Brustkrampf geschüttelt, im Zimmer auf und ab ging, weil sie nicht wußte, was sie tun und lassen, ob sie der Frau schreiben sollte, wo ihr Mann war, oder ob sie es nicht sollte.

Beinah verwünschte sie es, daß sie den Brief aufgemacht und gelesen hatte. Aber nun war es einmal geschehen. Mußte sie der Frau jetzt nicht schreiben? War es denkbar, daß sie es nicht tat? Einer Frau, die nach ihrem Manne fragt, nach ihm sucht, wissentlich verschweigen, wo er ist? All ihr sittliches Empfinden sträubte sich empor. Die beiden Leute waren auch noch nicht geschieden. Solange Eheleute nicht geschieden sind, ist es doch eine wüste Geschichte, wenn der eine vom andren fortläuft und ihn sitzen läßt. Aber — aber — das war ja wieder die Philistermoral, die sich da regte! Doch was half es, daß sie sich das sagte, — sie empfand diese Moral nun einmal als die ihre. Wenn die Frau persönlich vor ihr gestanden und gefragt hätte: „Wissen Sie, wo mein Mann ist?", hätte sie sagen können: „Nein," hätte sie es gesagt? Ihre wahrhaftige Natur stand auf und schrie: „Nein, nein, nein!" Und also setzte sie sich an den Schreibtisch, nahm einen Briefbogen, und ohne Anrede und ohne Unterschrift schrieb sie darauf: „Herr Edgar Martisius wohnt —" und dann Straße und Hausnummer.

Als sie aber so weit gekommen war und die Zeilen verschließen wollte, kam sie nicht weiter. Sie hatte schon die Adresse von Leonore Martisius auf den Briefumschlag gesetzt; mit einem plötzlichen Zucken ergriff sie den Umschlag, zerriß ihn und warf ihn in den Papierkorb. Im nächsten Augenblick flog der Briefbogen, in Fetzen gerissen, ebendorthin. Nein! Sie konnte nicht, konnte nicht, wollte und — brauchte auch nicht. Plötzlich schlug alles wieder in ihr um, plötzlich war es ihr klar: sie brauchte nicht. Mehr als das, sie durfte nicht!

Wieder stand sie vom Tische auf, und wieder durchmaß sie das Kabinett, das ihre ruhelosen Wanderungen in letzter Zeit so oft mitangesehen hatte, mit Schritten, die sich wie der stampfende Puls ihres aus Halt und Fassung geratenen Wesens anhörten.

Die Frau hatte nicht an sie geschrieben — sie brauchte ihr nicht zu antworten — hatte sie nicht gefragt — sie brauchte ihr keine Auskunft zu geben. Brauchte nicht. Und wenn sie jetzt eben das Gefühl gehabt hatte, daß sie dennoch müsse, so war es ein übertriebenes Feingefühl, eine Sentimentalität

gewesen und weiter nichts. Ihren Mann hatte die Frau gefragt: „Wo steckst du?“ Gut — dem Mann würde sie, Frau Leontine, bestellen: „Deine Frau fragt nach dir“ — würde sie es ihm bestellen? — ja nun — wahrscheinlich — jawohl — dann mochte der Mann tun und lassen, was ihm gut schien. Zwar — daß er seiner Frau Bescheid geben würde, war eigentlich kaum anzunehmen nach allem, wie er sich bisher verhalten, nachdem er sogar von dem Haufen Geld, den Frau Schellram ihm geschickt, auch nicht einen Pfennig an seine Frau abzugeben für nötig befunden hatte, — und das hätte er wirklich tun sollen, ja, hätte er! Unwillkürlich, indem sie auf und nieder ging, ballte sie die niederhängenden Hände. Daß er sich aus der Frau nichts mehr machte, daß er von ihr fortwollte, begreiflich, begreiflich — aber daß er sie so in der Not sitzen ließ, während er helfen konnte, das war doch — war doch eigentlich —. Wie vom Schrecken gelähmt blieb sie jählings stehen — doch nur solchen Gedanken nicht! Auf ihren stummen Lippen hatte der Gedanke geschwebt, daß es gemein gewesen wäre, und von dem Manne anzunehmen, daß er einer Gemeinheit fähig gewesen, — an solche Möglichkeit durfte auch kein Gedanke nur rühren! Schon um ihrer selbst willen, ja, gerade und ganz besonders um ihrer selbst willen, die von diesem Augenblick an, seitdem sie beschlossen hatte, der Frau zu verschweigen, wo ihr Mann sei, sich mit diesem noch enger als früher, wie durch ein geheimnisvolles Band, beinah wie durch ein gemeinsames Schuldbewußtsein verknüpft fühlte. Aber keine gemeine Schuld! Nein, nein, nein! Das wäre ja unerträglich gewesen. Aber es war ja auch nicht so. Ihre Phantasie war jetzt überreizt. Ein leichtsinniger, etwas sonderbarer Gesell — nun ja, nun ja — wie nun diese Leutchen von der Poeterei einmal sind. Den Kopf von tausend Dingen voll, von seiner Wohnungseinrichtung, seinen Theaterkritiken, vielleicht sogar von dichterischen Arbeiten, hatte er einfach nicht daran gedacht, daß die Frau ohne Geld zu Hause sitzen geblieben war. Er hätte ja vernünftig sein und daran denken sollen, gewiß — aber eine Unvernunft ist doch noch kein Verbrechen. Sie machte sich Vorwürfe über ihre Heftigkeit, sie bat ihm im Geiste ab, sehnte sich danach, ihn wiederzusehen, damit sein Gesicht ihr bestätigte, daß sie es mit einem Menschen zu tun hatte, über den man meinetwegen den Kopf schüttelt, aber wie über ein Kind, nicht wie über einen schlechten Kerl. Und indem sie solches dachte, fühlte sie nun auch, daß sie wirklich recht gehandelt hatte, daß es richtig gewesen war, wenn sie es verhinderte, daß die Frau wieder an ihn herankam. Es war ja doch ein wohldurchdachter Plan gewesen, wenn sie die beiden Leute fern voneinander brachte. Und jetzt, in einer sentimentalen Anwandlung, war sie drauf und dran gewesen, ihren eigenen Plan zu vernichten. Torheit! Überwundene Torheit!

Die Frau würde ja nun freilich in ihrer Einsamkeit sitzen bleiben, wie sie bisher gesessen hatte. Und wenn denn — was weiter? Verhungern sollte sie ja nicht; dafür würde sie, Frau Leontine Schellram, schon sorgen. Also was verlangte sie noch weiter? Was durfte sie noch weiter verlangen? Daß sie des Mannes wieder habhaft wurde? Nein! Damit sie ihn noch einmal verderben könnte, wie sie ihm schon einmal zum Unheil geworden war? Nein!

Wie der Rückschlag gegen das Mitleid, das sie eben bewegt hatte, stand eine Art von Haß gegen Leonore Martisius in ihrer Seele auf, der alte Widerwille, aber jetzt bis zum Hasse verschärft. Wie eine persönliche Feindin empfand sie die Frau, die sich etwas anmaßte, was ihr nicht zukam, die ihr, Frau Leontine Schellram, etwas nehmen wollte, was dieser und nicht ihr gehörte. Was war das? Wer war das? Der Mann? Edgar Martisius? Also Nebenbuhlerschaft? Eifersucht? Lächerlich! Lächerlich! Wie oft hatte sie es sich gesagt, wie oft sollte sie es sich wiederholen, daß es sich um ein rein geistiges Interesse, daß es sich darum handelte, einen Mann von minderwertiger Lebensgemeinschaft zu befreien? Und wenn sie in diesem Augenblick das Verlangen, ja, geradezu das Bedürfnis fühlte, den Mann von Angesicht zu Angesicht wiederzusehen, seine leibliche Nähe wiederzuhaben, ihn wiederzufühlen in ihrer Atmosphäre, dann — nun, dann war das eben etwas ganz Natürliches. Über Vorgänge wie die eben erlebten müssen ernsthafte Menschen sich doch ernsthaft aussprechen. Denn freilich, daß sie ihn zu sich begehrte, daß sie ein Gefühl hatte, als müßte sie die Arme um ihn legen — nur um ihn zu schützen, natürlich —, als müßte sie ihn in Beschlag nehmen, das allerdings konnte sie sich nicht ableugnen. Konnte es so wenig, wie man sich bei vierzig Grad Hitze im Blut das Fieber ableugnen kann, indem man einfach sagt: „Ich habe kein Fieber."

Lange dauerte es denn auch nicht mehr, und er erschien.

Am ersten Tage, gewissermaßen mit dem ersten Glockenschlage des neuen Vierteljahres, kam er an. Er hatte sich das wahrscheinlich absichtlich so eingerichtet. Vielleicht, um sein Auftreten dadurch um so wirkungsvoller zu machen, daß er Frau Schellram die ersten Früchte seiner Tätigkeit zu Füßen legte. Denn indem er bei ihr eintrat, schwenkte er die soeben erschienene erste Nummer der dramatischen Rundschau in der erhobenen Rechten.

Frau Leontine lächelte, als sie die Zeitung in seiner Hand erblickte. Die Theaterkritiken! Er selbst war ihr wichtiger, und wie gut ihm die sieghafte Gebärde stand, das sah sie. Denn er sah *gut* aus — das Leben, in dem er jetzt schwelgte, tat ihm offenbar wohl. Zwar, die bleiche Gesichtsfarbe von früher hatte er sich bewahrt — er wäre ja auch trostlos gewesen, wenn er dieses Wahrzeichen des „interessanten Mannes" eingebüßt hätte. — Auch die Augen waren noch dunkel, wie sie es gewesen waren. Nur der Ausdruck hatte sich etwas geändert: es war nicht mehr das hungrige Lechzen darin, in dem sie früher, als es ihm noch schlecht ging, so hilfesuchend umhergerollt waren. Nein, von einem Schutzflehenden hatte er heute nichts mehr an sich, weder im Blick noch in der Haltung. So vorsichtig zögernd wie das erste Mal trat er heute durchaus nicht über die Schwelle, sondern im Gegenteil mit höchst selbstbewußtem Schritt; so befangen wie damals schlug er heute die Augen keineswegs zur Erde, sondern mit einem beinah herausfordernden Lächeln richtete er sie auf Frau Leontine.

Wäre er neulich so gekommen, wie er heute kam, Frau Leontine würde es vielleicht dreist gefunden haben. Heute ging es ihr anders: daß er so aus seiner Gedrücktheit herausgewachsen, das war ja doch ihr Werk; der ganze schöne,

kecke Mensch war ja eigentlich ihr Geschöpf. Der Gedanke schmeichelte ihr. Darum, als sie gewahrte, wie sein Blick auf ihr liegen blieb, sie gleichsam durchwühlend, als wenn er fragen wollte: „Wie sieht's denn in dir aus?“ empfand sie das mit einem heimlich zitternden Behagen.

Edgar Martisius ließ ihr Zeit, ihn zu betrachten. Indem er ihr ins Gesicht sah, dessen Züge so von leidenschaftlichen Kämpfen zermartert waren, in dem die Augen so fieberhaft glänzten, war es ihm, als besähe er sich im Spiegel. Wo gibt es für den Mann einen schmeichlerischeren Spiegel als das Gesicht des liebenden Weibes, das an ihm hängt? Neulich hatte er vor ihr gekniet — jetzt, das fühlte er, waren die Rollen vertauscht: ihm zu Füßen lag ihre Seele. Mit einem beinah prüfenden Blick musterte er ihre Gestalt — nun würde es ja nicht mehr lange dauern, dann würde der Leib der Seele folgen, und diese Gestalt dort würde zu seinen Füßen liegen, demütig wartend, daß er sie aufhöbe und in die Arme schlösse. Wie es in Naturen seiner Art zuzugehen pflegt: sobald die Frauen, an deren Blut er wie ein Vampyr gesogen hatte, warm und weich geworden waren, ihm gegeben und ihn beschenkt hatten, wurde der Bettler zum Despoten mit den Instinkten eines Sklavenhalters.

Die Frauen, vor denen er gekniet hatte, empfand er von nun an als sein Eigentum, mit dem er schalten und walten durfte.

Sie hatte ihm viel gegeben, diese da, aber noch nicht alles, noch nicht ihr Letztes. Sie würde ihm auch noch mehr geben, o gewiß — würde sie ihm auch ihr Letztes geben? Seine Augen bohrten sich in sie ein, als wollte er es ergründen. Wie sie da vor ihm saß, eine voll erblühte, aus dem erschlossenen Kelch duftende Blume, wortlos, als wenn seine Nähe sie des Atems beraubt hätte, mit wogender Brust, das Antlitz von der Bläße des Leidens überhaucht, die ihrer machtvollen Persönlichkeit einen solch zarten Reiz verlieh, — ja freilich, sie würde; er verstand sich auf die Zeichen; der dunkle, heiße Strom, in dem die Frauenseelen dahintreiben, an dem er so manchmal lauernd gestanden, war in ihr, hatte sie ergriffen; sie würde ihm geben, mußte ihm geben das, wodurch sie zu seiner Sklavin und er zum unumschränkten Herrn über sie wurde. Das Blut in ihm wurde wieder wild, und in seinen Augen, wie es dann immer zu geschehen pflegte, erschien wieder die sengende, fressende Glut. Es galt noch etwas zu erringen; denn in dieser Frau, das fühlte er trotz aller Siegesgewißheit, war ein Etwas, das sie doch noch zu einer andren machte, als die andren waren, ein Etwas — wie hätte er es beschreiben sollen — als wäre in ihrem verborgensten Innern ein Berg gewesen, auf den man hinaufmußte, wenn man ihr in die innersten Organe, ins Herz sehen wollte. Aber das war wohl eigentlich nur eine Einbildung, vielleicht nur eine letzte Erinnerung an den ungeheuren Respekt, mit dem er einstmals vor ihr gestanden hatte. Über so etwas kommt man hinweg, wenn man Courage hatte, — also nur Courage! Und darum, ohne viel zu fragen, rückte er einen Stuhl dicht neben ihren, setzte sich, so daß er dicht an ihrer Seite saß; dann ergriff er ihre Hand und zog sie an die Lippen.

„Gnädige Frau," sagte er, indem er ihr mit einem kecken, aber hübschen Lächeln aus nächster Nähe in die Augen sah, „ich komme, Ihnen mit schuldiger Ehrerbietung zu vermelden, daß die Gartenwohnung eingerichtet und fertig ist."

Frau Leontine zuckte unwillkürlich auf. In der Art, wie er sich neben sie gesetzt hatte, in seiner Stimme, seinem ganzen Benehmen war so etwas noch nie Dagewesenes, daß es ihr vorkam, als säße da ein ganz neuer Mensch an ihrer Seite. Aber hinter seinen lächelnden Augen erkannte sie die unheimlich-unwiderstehlichen Augen wieder, unter denen ihre Kraft bisher noch jedesmal geschmolzen war und sich auch jetzt wieder in Zittern auflöste. Darum gab sie sich nicht erst, wie neulich, vergebliche Mühe, ihm ihre Hand zu entziehen; sie fühlte daß er sie doch nicht freigeben würde. Und sie hatte recht. Nicht nur, daß er ihre Hand in der seinigen behielt, er blickte darauf herab mit einer Aufmerksamkeit, als wenn er ein Bildhauer gewesen wäre, der die schöne Hand — denn Frau Leontine Schellram besaß kräftige, aber außergewöhnlich edel geformte Hände — hätte nachbilden wollen.

„Was für eine wundervolle Hand," sagte er mit unterdrücktem Laut, indem er heißen Blicks zu ihr aufschaute, „aber wie könnte auch eine so großmütige Hand anders als schön sein."

Er strich mit den Lippen über die einzelnen Finger hin, er behandelte die Hand der Frau wie ein Liebender, der mit der Hand der Geliebten spielt und sie liebkost. Das alles mit einer Vertraulichkeit, als wäre das Verhältnis zwischen ihnen beiden von jetzt an ein ganz andres als früher, und indem er die Augen zu ihr aufhob, war in seinem Blick ein Ausdruck, der das Antlitz der Frau jählings in Glut aufflammen machte, — sie hatte plötzlich eine Empfindung gehabt, als säße sie entkleidet vor dem Mann.

Stöhnend bog sie sich zurück, soweit sie konnte; wie eine Wahnvorstellung war es in ihr, daß sie sich in unmittelbarer Nähe, beinah in den Klauen eines Raubtieres befände, eines schönen, aber gefährlichen, dessen heiße Zunge sie beleckte, und dem sie zugleich in den roten Schlund sah. Endlich, mit einer geradezu gewaltsamen Anstrengung, raffte sie sich zusammen und reckte sich auf. Ein Lächeln, zu dem sie sich zwingen wollte, ging wie ein irrer Schein über ihre Züge, und als sie zu sprechen versuchte, mußte sie sich erst zwei-, dreimal räuspern, weil ihr die Stimme in der Kehle festklebte. „Sind Sie denn wirklich nur gekommen," brachte sie schließlich heraus, „um mir Komplimente über meine Hände zu machen? Ich hatte gedacht, Sie würden mir von Ihrem neuen Leben erzählen."

„Aber das habe ich ja getan," versetzte er; „ich habe Ihnen doch gesagt, daß die Gartenwohnung eingerichtet und fertig ist."

Trotz allem, was sie eben durchgemacht hatte, kam ihr beinah das Lachen: „Eine Wohnung, das sind doch schließlich nur vier Wände — da soll das Leben und die Arbeit doch erst drin anfangen?"

„Hat es ja längst," rief er, indem er sich umdrehte und die Zeitung aufnahm, die er vorhin, als er eintrat, auf den Tisch geworfen hatte. „Gnädige Frau haben meine Arbeit nur keines Blickes zu würdigen geruht."

Er hielt ihr den bedruckten Bogen hin. „Hier, mein erstes Flügelschlagen in Ihren Diensten; meine Theaterbesprechungen."

Mit einer so lässigen Bewegung, daß es beinahe wie Widerstreben aussah, nahm Frau Schellram das Blatt entgegen. „Sein erstes Flügelschlagen", darunter hatte sie sich wohl etwas andres gedacht.

Edgar Martisins hatte ihr Zögern bemerkt und ärgerte sich darüber.

„Vielleicht erweisen gnädige Frau mir die Ehre, meine Besprechungen zu lesen," sagte er, „und dann darf ich hoffen, daß Sie finden werden, daß Sie in dem Verfasser eine immerhin annehmbare Kraft erworben haben."

Er sprach das beinah schmollend, im Tone eines Menschen, der sich nicht nach Gebühr gewürdigt fühlt. Wie einem verzogenen Kinde beeilte sich Frau Leontine Schellram ihm gut zuzureden.

„Gewiß werde ich Ihre Aufsätze lesen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß sie mir gefallen werden. Nur — damit Sie mich richtig verstehen — ich dachte an das, was Sie neulich selbst gesagt haben —" sie stockte, denn sie sah, wie er die Stirn krauszog, — „was Sie selbst gesagt haben, als Sie meinten, daß Sie später zu eigner Tätigkeit übergehen, daß Sie selbstschöpferisch werden würden."

Mit beinah ungezogener Heftigkeit stand Edgar Martisins vom Stuhle auf. Immer war es ihm langweilig gewesen, wenn die Frau von den Erwartungen anfing, die sie auf seine Schriftstellerei setzte, jetzt erschien ihm das ganz unberechtigt.

„Ich habe Ihnen doch gesagt," polterte er los, „daß ich daran erst denken kann, wenn ich ganz in die neuen Verhältnisse eingelebt, wenn ich zur Ruhe gekommen bin. Jetzt wo ich eben erst angefangen habe —" er schüttelte den Kopf, als hätte sie ihm eine unerhörte Zumutung gestellt. „Glauben Sie denn, da steckt keine Arbeit drin? Jeden Abend, den Gott werden läßt, in die Theater müssen, buchführen müssen über die dramatische Produktion, Gutes und Schlechtes, und letzteres natürlich viel öfter. Wenn man so etwas ernst nimmt — und wenn ich etwas angreife, pflege ich es ernst zu nehmen; das tue ich, das ist einmal meine Art —, dann ist das eine Tätigkeit, die einen vollständig in Anspruch nimmt, ganz und voll ausfüllt, das können Sie mir glauben, ganz und voll!"

Er hatte sich, wie das in seiner Art lag, in einen Redestrom hinein schwadroniert, über dessen Geklapper er keinen Laut aus seinem Innern mehr vernahm. Dazu kam, daß, wenn er, wie er eben getan hatte, gewisse herkömmlich-gangbare Ausdrücke, wie „buchführen über die dramatische Produktion" oder „eine voll und ganz ausfüllende Tätigkeit", gebrauchte, diese ihn geradezu hypnotisierten. Er bekam dann ein Gefühl, als hätte er allgemein gültige Wahrheiten ausgesprochen, und bildete sich, solange er sprach, wirklich ein, alles, was er sprach, wäre wahr. Daß diese „Arbeit", die er jetzt vollbrachte, dieser Zwang, „jeden Abend ins Theater zu müssen", in Wirklichkeit ein wahres Schlaraffenleben für ihn bedeutete, hatte er momentan völlig vergessen. Jeden Abend ins Theater, dann, die Taschen voll Geld, in ein gutes Restaurant, die halbe Nacht dann im Café, wo er jetzt als Kritiker an einem

angesehenen Blatte eine Respektsperson geworden war, am darauffolgenden Vormittag, nachdem er spät aus den Federn gekommen war, ein Stündchen am Schreibtisch, um seine Kritik auf das Papier zu bringen, — wenn er sich jemals eine ideale Vorstellung vom Leben in Berlin gemacht hatte, so war diese jetzt erfüllt. Statt dessen sich hinsetzen sollen, stundenlang, über einer Erzählung drucksen oder gar einem Drama? Selbstschöpferisch werden — das Schlagwort hatte er ihr jawohl neulich dummerweise selbst in den Mund gelegt? Damit er von andren verrissen würde, während er jetzt selbst ein gefürchteter Verreißer zu werden versprach? So etwas tut man eben, wenn man absolut muß, wenn man kein Geld hat und welches braucht. Aber er hatte ja Geld — freilich kam es von der Frau da — na ja, na ja — aber das gab ihr doch noch kein Recht, ihn zum Arbeitsbüffel zu machen und ihn seiner Freiheit zu berauben.

Unwillkürlich, indem er unwirsch das Zimmer durchmaß, drängten sich diese Gedanken in abgebrochenen Ausrufen über seine Lippen: „Literarisches Strebertum — nicht meine Art! Langsam ausreifen lassen! Hetzpeitsche des Verlegers!“ und Ähnliches.

Dann aber, als wenn er sich verschluckt hätte, wurde er plötzlich still; war ihm doch nicht anders, als hätte jemand ihm ins Ohr geflüstert: „Nimm dich in acht!“

Er blieb stehen und sah sich um. Niemand war gekommen; außer der Frau und ihm war niemand da. Aber die Frau — mit was für einem sonderbaren Blick sie ihn ansah! Sie saß aufrecht, beide Hände vor sich auf den Tisch gelegt, und so richtete sie die Augen auf ihn, zwei große, weit aufgerissene Augen, in denen ein ganz merkwürdiger, ganz andrer Ausdruck war als eben noch vorhin. War das nur Staunen und Verwunderung oder —? Jedenfalls überkam ihn wieder das Gefühl, das er schon manchmal gehabt hatte, als ob in der Frau ein Geheimnis sei, etwas wie ein Berg mit steilen Wänden, von denen man abstürzen konnte, wenn man nicht vorsichtig war, und den Hals brechen. Ein kalter Schreck lief ihm am Rücken herunter — hatte er die Wirkung seiner Persönlichkeit überschätzt? Hatte er etwas gesagt, was er besser nicht hätte sagen sollen? Der Blick, mit dem sie zu ihm herübersah, war ja wirklich genau so wie damals, als sie ihn zum ersten Male empfing, — so gebieterisch, daß er damals in tödlicher Verlegenheit die Augen hatte niederschlagen müssen. Und so erging es ihm auch jetzt. Wie vor den Mund geschlagen stand er da, und als er etwas sagen wollte, brachte er nur ein mühsames Stottern hervor: „Gnädige Frau — werden das — nicht falsch verstehen —?“

Frau Schellram aber gab kein Zeichen, ob und wie sie ihn verstanden hätte. Lautlos saß sie, wie erdrückt von einer Last. Ein lähmendes Angstgefühl kroch in ihr herauf; der Gedanke, der sie neulich überfallen hatte: „Nur keine Gemeinheit! Keine Gemeinheit!“ schlug ihr wieder ans Herz. Wie er da eben vor ihr hin und her gegangen war, beinah trampelnd, was er da gesagt hatte, diese unerhörten Worte, das war doch wirklich — Mit einem Ruck schob sie den Stuhl, auf dem sie saß, vom Tische zurück.

„Was haben Sie da gesprochen?“ stieß sie mit einem Tone hervor, als wenn ihr die Zunge schwer geworden wäre.

Sie machte eine Bewegung, als wenn sie sich erheben wollte, aber sie kam nicht dazu. Eine körperliche Gewalt hielt sie fest und verhinderte sie am Aufstehen. Das war Edgar Martisius, der sich ihr zu Füßen geworfen hatte, das Gesicht auf ihre Kniee drückte und sie mit beiden Armen an den Sitz fesselte.

„Nein,“ sagte er, und der eben noch so dreiste Ton seiner Stimme war zu einem klagenden Stöhnen geworden, „gehen Sie nicht fort! Seien Sie mir nicht böse! nicht böse!“

Frau Leontine erwiderte keinen Laut. Sie hätte sagen mögen: „Lassen Sie mich los,“ aber sie brachte nichts heraus; Kehle, Brust und alle inneren Organe waren ihr wie zugeschnürt. Darum konnte sie nichts tun, als daß sie seine umklammernden Arme mit den Händen ergriff und von sich zu schieben versuchte. Und so entstand zwischen dem Weibe und dem Manne ein lautloser, beinah verzweifelter Kampf. Denn er ließ nicht los. Es war ihm plötzlich zum Bewußtsein gekommen, daß er zu weit gegangen war, daß auf dem Wege zwischen ihm und dem Gipfel, den er schon für erstiegen gehalten hatte, noch Gletscherspalten waren, und daß er an einer solchen stand. Unmittelbar. Darum, mit der gleichen Geschwindigkeit, mit der ihm dieses alles klar geworden, war auch sein Instinkt wieder wach, der ihm das einzige und letzte Rettungsmittel zeigte, das es für ihn noch gab: die körperliche Einwirkung seiner Persönlichkeit. Ohne sich zu besinnen, war er ihr deshalb zu Füßen gefallen und hatte ihre Kniee umschlungen:

„Nein, nein, nicht böse sein!“

Wie ein unartiger, bereuender Knabe, beinahe wie ein Kind sagte er das. Dazu schüttelte er sein dunkellockiges Haupt. Und es war nicht etwa eine Komödie nur, die er ihr vorspielte; es war ihm aufrichtiger Ernst. Seine Natur wurde frech, sobald sie gut behandelt, und liebenswürdig, sobald sie unter die Faust genommen wurde. Und jetzt war er unter der Faust, das merkte er; in seinem Nacken, beinah wie ein Richtbeil, fühlte er den dräuenden Zorn der Frau. Darum wurde er liebenswürdig, darum wurde er weich; den Menschen, der er eben gewesen war, den aufbegehrenden, fußtrampelnden, schimpfenden, hatte er abgestreift, als wäre er es nie gewesen, und statt seiner war ein sich beugender, sich biegender, demütiger und — gefährlicher Mensch zurückgeblieben. Denn nun wieder wurde er gefährlich für die Frau, deren stolze Natur, der seinen so in allem und jedem entgegengesetzt, nur zärtlich werden konnte, wenn sie sich herabbeugen, nur lieben konnte, wenn sie geben, helfen, aufheben konnte. Nun, indem sie sich in lautlosem Ringen seiner zu erwehren versuchte, seine Arme mit den Händen faßte, seine Locken spürte, die ihr Wangen, Kinn und Lippen umspielten, indem sein Haupt sich emporhob und sie sich ringend niederbog, fühlte sie die leibliche Nähe dieses Menschen, dieses unbegreiflichen, unerhörten, dieses schönen Menschen — ja — sie mußte es sich gestehen — dieses in diesem Augenblick bestrickend schönen Menschen, so deutlich, so greifbar, so in all seiner Wärme und Glut, daß sie — daß sie —

Und also war das Ende des verzweifelten Kampfes, daß sie mit einem Seufzer, der wie ein Ächzen aus ihrer Brust stieg, das Haupt vornüber-sinken ließ, die Augen schloß und ihre Wange — nicht die Lippen, nein, davon hielt ein Letztes sie zurück, — auf seinen dunkellockigen Scheitel bettete. So blieb sie sitzen. Ohne sich zu regen, kniete er vor ihr und trug auf seinem Scheitel die Last des schönen, von so edlen Gedanken erfüllten Frauenhauptes, und wenn seine Seele dessen fähig war, mochte eine Ahnung hindurchzucken, daß hier die urewige Menschheitstragödie durchgekämpft wurde, daß eine große Seele all ihre geistigen Elemente dahinsinken fühlte unter dem düsteren Ansturm der im Menschen vorhandenen andren Gewalt, dem glühenden Atem der Sinne.

Lange verharrten sie so. Beide schwiegen. In dem Zimmer regte sich kein Laut. Es war eine Stille, wie sie einzutreten pflegt, wenn zwischen zwei Menschen sich Schicksal entscheidet. War die Stunde eine solche Ent-scheidungsstunde? Beinah mochte man es glauben, wenn man das Gesicht von Frau Leontine Schellram sah, als sie sich jetzt aufrichtete und noch ein-mal auf den zu ihren Füßen geworfenen Mann herabsah.

Er hielt sein Haupt noch immer gebeugt; darum sah er diesen Blick nicht, diesen schweren, der langsam aus ihren Augen zu ihm hinunter- und in ihn hineinging, wie ein Bergmann, der in den Schacht steigt, mit angstvoller Frage: „Ist Gold darin?“ Denn wenn es anders war? Wenn man zwecklos das Tageslicht verlassen hatte und sich nun da drunten verlief in taubem Gestein — —?

„Stehen Sie auf!“ sagte sie endlich, und sie sagte es so leise, als dürfte nach diesen Dingen nicht mehr laut zwischen ihnen gesprochen werden. „Und gehen Sie jetzt — ich werde Ihre Besprechungen lesen.“

Edgar Martisius erhob sich, trat einen Schritt zurück und blieb in ehr-erbietiger Entfernung stehen. Würde sie ihn nicht noch einmal ansehen? Aber sie hielt das Gesicht abgewendet und blickte vor sich hin; dann griff sie rasch ins Kleid und holte ihr Taschentuch hervor; eine schwere Träne floß an ihrer Wange herab; sie drückte das Tuch an die Augen.

„Gnädige Frau —“ sagte Edgar Martisius, als er dies wahrnahm, und im Ton seiner Stimme mußte wohl etwas wie ehrliche Erschütterung durch-geklungen sein; wenigstens war der Eindruck auf Frau Leontine unverkennbar. Mit einer unerwarteten Wendung trat sie auf ihn zu, so daß er beinahe erschrak; dann legte sie beide Hände auf seine Schultern, so wuchtig, daß es war, als wenn ihre Hände ihn an den Boden nagelten. Offenbar wollte sie etwas sagen, aber ihre Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen.

Und indem sie so vor ihm stand, mit den zuckenden Lippen im bleichen Gesicht, mit den leidenschaftlichen Augen, die von einer in ihrem Innern lodernden Feuersbrunst zu erzittern schienen, sah sie aus wie ein von einem einzigen Wort, einer einzigen Frage, einem einzigen Verlangen erfülltes prachtvolles Menschheitsgefäß, wie eine Verkörperung des Weibes, das immer, wenn es echtes Weib ist, erwartend vor dem Manne steht: „Ich brauche noch

etwas, das ich in mir nicht finde, weil es größer ist als ich, — werde ich es bei dir finden? Wirst du es mir geben?" Ob sie auf dem Grunde seiner Augen, in die sie hineinblickte, als wollte sie darin untertauchen, das gewahrte, was sie suchte? Oder ob sie ahnte, daß von hundert Frauen, die mit solcher Frage vor den Mann hintreten, wie sie es in diesem Augenblick tat, neunundneunzig — nichts andres zur Antwort erhalten als ein lächelndes: „Ich weiß ganz genau, was du brauchst, — da hast du meinen Kuß," — und ob sie in diesem Augenblick fühlte, daß sie das Schicksal dieser neunundneunzig teilen würde? Beinah schien es so; ihre sprachlosen Lippen gewannen Worte, ein einziges, das wie ein Schrei herausbrach: „Das ist mir nicht genug!" Wie es einem ergeht, wenn man eine Gedankenreihe stumm in sich zu Ende gedacht hat, daß man zu dem Glauben kommt, der andre müsse erraten haben, was wir gedacht haben, und darum das Schlußwort unserer Gedanken verstehen, so erging es ihr. „Ich will mehr von dir haben als den Mann mit den dunklen Augen, der verführenden Stimme, der schlanken Gestalt; eine Seele will ich haben, in der ich mich ergehen, einen Geist, zu dem ich aufblicken, einen Charakter, auf den ich mich stützen kann," — das alles hatte sie gedacht, das alles war hervorgebrochen in dem abgerissenen einen Wort, das sie dem Manne zuschrie, — und das der Mann nicht verstand.

Völlig verblüfft stand Edgar Martisius ihr gegenüber; er wußte gar nicht, was er aus dem allen machen sollte. Als sie diesen Ausdruck in seinen Zügen bemerkte, ließ sie die Hände von seinen Schultern, aber so, als wenn sie sich von ihm abstieße, so daß er unwillkürlich einen halben Schritt rückwärtswich. Dann wandte sie sich ab, und es entstand noch einmal zwischen beiden ein längeres, beklommenes Schweigen.

„Gnädige Frau sind so erregt," sagte er endlich mit trübseligem Tone, „und es tut mir so leid, zu denken, daß ich vielleicht schuld daran bin."

Daß er doch immer, auch in den größten Momenten, nur die trivialsten Ausdrücke fand! Manchmal aber tun Trivialitäten gut, um überreizte Empfindungen zu beschwichtigen. Frau Leontine mußte wirklich zu seinen Worten lächeln, und es war ein gutmütiges Lächeln.

„Gehen Sie nur jetzt," erwiderte sie; „wir haben uns für diesmal ausgesprochen."

Er stand noch und wischte mit dem Ärmel des Rockes über den neuerstandenen glänzenden Zylinderhut, den er beim Eintreten vorhin niedergesetzt und jetzt wieder aufgenommen hatte. Er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben.

„Gnädige Frau" — ein verlegenes Lächeln gab seinem von Natur hübsch geformten Munde etwas Zutulich-Niedliches — „haben mir doch zur Aufgabe gemacht, meine Wohnung so einzurichten, daß Apollo keinen Anstand nehme, bei mir einzutreten? Ich bin doch nun fertig damit. Wollen gnädige Frau sich denn nicht einmal persönlich überzeugen, ob ich Ihre Meinung getroffen habe?"

Frau Leontine hatte ihm zugehört, ohne ihn anzusehen. Jetzt drehte sie sich langsam zu ihm herum — wie er dastand — wirklich wie ein Kind,

über das man doch nur den Kopf schütteln kann. Und lächelnd schüttelte sie den Kopf.

„Wenn Apollo Sie besucht haben wird," sagte sie dann mit erhobenem Ton. „Verstehen Sie, was ich meine?"

„Ach Gott, ja," versetzte er in beinah drolliger Hilflosigkeit.

Frau Leontine hatte, indem sie sprach, den Arm wie drohend erhoben; dabei war der Ärmel ihres Kleides etwas hinuntergesunken, und das Handgelenk hatte sich entblößt. Plötzlich, indem er den Hut blitzschnell zur Seite setzte, mit einem Sprunge war Edgar Martisius heran; mit beiden Händen, als wenn er einen flatternden Schmetterling erhaschen wollte, griff er nach ihrer erhobenen Hand, riß sie an sich und drückte die Lippen mit glühendem Kuß auf ihr Handgelenk.

„Verzeihen Sie," stammelte er, „ich bin toll; aber das macht mich toll; das — ist ja zu wunderbar schön! Geradezu klassisch! Antik!"

Er hatte recht; die schöne Hand der Frau war an ein klassisch schönes Handgelenk angesetzt.

„Was tun Sie?" flüsterte Frau Leontine, deren Gesicht wieder in Purpur getaucht war, „was tun Sie?"

Aber sie bekam den Arm nicht frei. Noch einmal, indem er ihr Handgelenk mit beiden Händen umklammert hielt, drückte er die Lippen darauf; dann sah er ihr mit einem geradezu rasenden, halb wahnsinnigen Blick in die Augen.

„Werden Sie kommen?" fragte er, „werden Sie kommen?" Seine Stimme war ein unterdrücktes, kaum hörbares, aber bis in die tiefsten Nervenfasern der Frau vernehmbares Hauchen.

„Lassen Sie mich los!" erwiderte sie, zitternd in allen Gliedern.

„Werden Sie kommen?" wiederholte er, ohne sie loszulassen.

„Ja — ja — ja" — im Augenblick hatte er ihr Handgelenk freigegeben.

„Ich verlange nicht, daß Sie mir einen bestimmten Tag angeben," sagte er, indem er leise, hastig, eindringlich auf sie einsprach; „ich verlange auch nicht, daß Sie mir vorher schreiben — das alles würde es Ihnen schwer machen, das weiß ich, das begreife ich — Sie sollen ganz frei sein, Sie sollen kommen, wann es Ihnen gefällt, wie es Ihnen gefällt. Ich weiß, wie Sie das machen können. Ich werde es Ihnen sagen. Sehen Sie, hier" — er griff in seine Tasche — „habe ich den Schlüssel zur Gartentür. Den laß ich Ihnen hier. Können Sie herein, ohne daß man Sie von der Straße sieht. Habe ich Ihnen geschrieben." Er hatte einen Schlüsselring mit zwei daran befestigten Schlüsseln hervorgezogen. „Ach so," unterbrach er sich, „da ist auch der Drücker zur Wohnung daran." Er nestelte an dem Ring, um den einen Schlüssel davon loszumachen, aber die Hände flogen ihm, er wurde mit der Arbeit nicht fertig. „Das dauert jetzt zu lange," sagte er, indem er beide Schlüssel mit dem Ringe auf den Tisch legte, „also meinetwegen — laß Ihnen beide hier. Werde mir einen andren Drücker besorgen. Jetzt gehe ich. Ich weiß, Sie wollen, daß ich gehen soll. Ja, ja, ich gehe." Er griff wieder zum Hut, dann aber trat er noch einmal an sie heran, ganz nahe: „Aber

Sie werden kommen? Sie versprechen es?" Er beugte sein Gesicht zu ihr, so daß seine Augenbrauen beinah die ihrigen berührten. Mit einem gebieterischen, beinah drohenden, gewalttätigen Blick sah er ihr in die Augen. „Sie kommen? Sie kommen? Sie kommen?" Dreimal wiederholte er die Frage, und eigentlich klang es kaum wie eine Frage, sondern wie ein Befehl. Und unter diesen Worten, diesem Blick war es der Frau, als wenn sie zerbräche, als wenn es keinen Willen, keine Macht zum Widerstand und keine Auflehnung mehr in ihr gäbe; und als wenn ein Fremder es ihr vorgesprochen hätte und sie es mechanisch, mit einer Stimme, die gar nicht mehr ihre eigene war, nachsprechen müßte, sagte sie dreimal, ohne Ausdruck, mit blechernem Ton, aber laut und vernehmlich: „Ich komme — ich komme — ich komme."

Nun verließ er sie. In der Tür blieb er noch einmal stehen, drehte sich um, und mit dem Blick, mit dem er sie eben bezwungen hatte, sah er noch einmal zurück. „Ich warte," sagte er. Dann verschwand er.

(Schluß folgt.)

Herbert Spencer.

(Geb. 27. April 1820, geſt. 8. Dezember 1903.)

Von

Ferdinand Tönnies.

Herbert Spencer: A System of synthetic philosophy. Vol. 1—10. London 1860—1896. Deutſch von B. Vetter. Stuttgart 1875 ff. — First Principles. 6th edition. London 1900. — Principles of Biology. Revised and enlarged edition. 2 Vols. London 1898—99. — Essays. Vol. 1—3. 4th edition. London 1885. — Herbert Spencer. Von Otto Gaupp. Stuttgart 1897 (Frommanns Klaſſiker, Bd. V). — Harald Höffding, Geſchichte der neueren Philoſophie. Bd. II, S. 506—547. Leipzig 1896. — Ueberweg-Heinze, Grundriß der Geſchichte der Philoſophie. Dritter Teil. Bd. II, S. 403 ff. Berlin 1897. — Vorländer, Geſchichte der Philoſophie. Bd. II, § 78. Leipzig 1903.

Ein Greis von achtzig Jahren, hat der Philoſoph die Schwelle des neuen Jahrhunderts überſchritten, von dem die Nachwelt vielleicht ſagen wird, daß er den charakteriſtiſchen Ideen des verfloſſenen ihren allgemeinſten, weiteſten und einflußreichſten Ausdruck gegeben hat. Denn welcher Begriff ſtand, zumal in deſſen zweiter Hälfte, ſo im Vordergrunde der Erörterung, hat ſo umwälzend auf überlieferte Anſichten gewirkt, ſo unermeßliche Hoffnungen erregt als der Begriff der Entwicklung? Welches Wort hat einen größeren, freilich oft genug trügeriſchen Zauber ausgeübt? Man wird ſagen, an den Namen Darwins bleibe doch in erſter Linie dieſe große Wandlung, die wir wohl ſelber eine Epoche in der menſchlichen Geiſtesentwicklung nennen dürfen, geknüpft. Und mit Recht! Wer möchte die Bedeutung Darwins verkleinern? Spencer wäre der letzte geweſen, ſich daran zu beteiligen. Darwin hat dem Gedanken der biologiſchen Entwicklung, d. h. der genetiſchen Verwandtſchaft aller lebenden und ausgeſtorbenen Arten des Tier- und Pflanzenreiches, zuerſt wiſſenſchaftliche Feſtigkeit und dadurch wiſſenſchaftlichen Rang verliehen. Vorhanden war er jedoch vor ihm; Spencer ſelber hat ihn früher vertreten, ſichtlich unter indirekter Nachwirkung Lamarcks — ſpekulative Geltung hatte er bekanntlich in mehreren, beſonders in deutſchen philoſophiſchen Syſtemen ſchon beſeſſen. Vor mehr als hundert Jahren lag er ſozuſagen in der Luft; zuerſt iſt er tropfenweiſe, bald aber in vollen Strömen zur Erde gefallen.

I.

Eine Art der Entwicklung ist auch dem Ungelehrten bekannt und von jeher Gegenstand populärer Betrachtungen gewesen: die Entwicklung des einzelnen lebenden Wesens, der Pflanze, des Tieres, und die den Menschen am nächsten angehende, seine eigene. Und von altersher hat man damit ein Gebiet verglichen, das zwar nicht der Erfahrung des Individuums, wohl aber der zusammenhängenden Erinnerung der Generationen offensteht: das Wachsen, Blühen und Vergehen der Länder und Städte, der Staaten und Reiche. Viel jünger ist der Gedanke einer Entwicklung der Kultur überhaupt, und die daraus folgende Erkenntnis, daß der Kulturmensch als eine besondere Varietät aus der allgemeineren und früheren Art des wilden, rohen, des Naturmenschen hervorgegangen ist. Durch religiöse Vorstellungen immer gehemmt und niedergehalten, war dieser Gedanke doch in der antiken Wissenschaft schon mannigfach ausgebaut und gelangte zu neuer Geltung mit deren Wiederaufleben, begünstigt durch das Zeitalter der Entdeckungen, das auf allen Punkten der Erde neue Stämme der Menschen und primitive Zustände kennen lehrte. Die Philosophie, die durch Kopernikus und Galilei einen neuen Horizont gewonnen hatte, nahm den Gedanken in sich auf: er gehört zum Gemeinbewußtsein des Zeitalters der Aufklärung. Ist dies Zeitalter vergangen? Seine jugendliche Gestalt, nach der es benannt wurde, allerdings; aber sein Wesen dauert fort. Es ist im 19. Jahrhundert starken Hemmungen begegnet, aber es hat sie spielend überwunden, wobei es zugleich sich bereichert, vertieft und erweitert hat. Denn Aufklärung ist Wissenschaft, Wissenschaft ist — in erster Linie — Naturwissenschaft; die Geometrie ist ihre Mutter. Zwei Mathematiker — denn auch Kant ist Mathematiker im Kerne seines Wesens — rechneten aus, daß auch der Himmel, sonst das Sinnbild der Ewigkeit, seine Entstehung gehabt haben müsse, das Sonnensystem zunächst, das System der Fixsterne in analoger Weise. Der Gedanke der Entwicklung griff in die unermeßlichen Weltfernen über, wo er sich fest und unbestritten ansiedeln durfte. Längst hatte man sich gewöhnt an den Gedanken einer „Geschichte" der Erde; aber auch dieser Gedanke hat selbst eine lange Geschichte, bis er im 19. Jahrhundert das Stadium erreicht, worin er der Hilfsvorstellung successiver schöpferischer Eingriffe sich entschlägt und einen allmählichen, durch bekannte Naturkräfte bewirkten Fortgang dieses Entstehungsprozesses annimmt. Und diese Annahme steht in unmittelbarem Zusammenhange mit den Mutmaßungen über die Ursprünge des Lebens, durch die Betrachtung der „fossilen" Spuren untergegangener Pflanzen- und Tierformen, die sich im Gestein erhalten haben. Man erinnert sich jetzt kaum mehr, auf welchen heißen Boden — erhitzt eben durch die paläontologischen Kontroversen — Darwins kühne Neuerung fiel; bezeichnend dafür ist, daß deren erster und förderlichster Anhänger, Sir Charles Lyell, in den früheren Auflagen seiner berühmten „Geologie" mit Lamarcks Hypothese sich eingehend beschäftigt hatte, — um sie zu widerlegen. Herbert Spencer aber, der gerade aus dieser Widerlegung die Lehre kennen gelernt hatte, verfaßte im selbigen Jahre, das die „Origin of Species" ans Licht brachte (1859), einen

noch heute interessanten Aufsatz über „Illogical Geology“ (im ersten Bande der „Essays“ enthalten), worin er u. a. beflissen ist, „diejenigen, welche behaupten, daß höhere Organismen aus niederen entwickelt worden sind“, gegen die paläontologischen Argumente der „Uniformitarier“, zu denen er auch Lyell rechnet, zu verteidigen. Schon sieben Jahre früher hatte derselbe, noch wenig bekannte Autor — ein junger Eisenbahningenieur, der aber in wissenschaftlicher Arbeit allgemeiner Natur seinen eigentlichen Beruf entdeckte, nachdem er durch unfreiwillige Muße, an der die scharfen Krisen des Bahnbaus schuld waren, in die Erwerbstätigkeit des freien Schriftstellers gedrängt worden —, hatte Spencer ein paar Seiten über „The Development Hypothesis“ geschrieben und mit aller Schärfe, man darf sagen mit sicherem Blick die Frage: Entwicklung oder spezielle Schöpfung? in die Frage übersetzt: Gesetzmäßigkeit oder Mirakel? Es war keine geringe Sache, öffentlich für eine Lehre einzutreten, über die — so drückt der Philosoph im Jahre 1870 sich aus — „zu jener Zeit das große Publikum spottete und sogar die wissenschaftliche Welt die Nase rümpfte“. Spencer aber tat schon damals mehr, als daß er in Zeitschriftabhandlungen sich des Aschenbrödels annahm. Sein erstes Buch: „Soziale Statik“ (1850), vorzugsweise ethischen und sozialpolitischen Inhaltes, hatte schon auf die natürliche Gesetzmäßigkeit des Kulturfortschrittes hingewiesen. Dann aber gab er 1855 zwei Bände „Prinzipien der Psychologie“ heraus, die den bewunderungswürdigen Versuch enthalten, die komplizierten Tatsachen des menschlichen Geisteslebens durch die Entwicklungsgeschichte der Gattung zu erklären, insbesondere aber, unter Anerkennung der aprioriſchen Elemente des Denkens, diese als durch Vererbung „organisch gewordene“ Erfahrungen zu deuten, — eine Vermittlung und Synthese des Empirismus und Rationalismus, die von der Kantischen Methode sehr verschieden, doch vielleicht nicht unvereinbar mit ihr ist. Die großen Pläne eines universell gerichteten Denkers schimmern durch diesen frühen Entwurf hindurch. Spencer suchte nach einer *allgemeinen Formel* für den Begriff der Entwicklung. Die Sache sah er überall und glaubte ihre Notwendigkeit zu begreifen: er wußte, daß es vor allem darauf ankam, die *biologische* Entwicklung wahrscheinlich zu machen oder vielmehr seiner subjektiven Gewißheit den Rang objektiver Sicherheit zu verleihen. Was dafür Darwin geleistet hat, indem er eine wirkliche und beständig wirksame Ursache der Divergenz organischer Strukturen aufwies, hat Spencer sogleich erkannt und gewissenhaft anerkannt. Aber als Darwin auftrat, war sein eignes Schema, waren seine Grundgedanken fertig; nur zur Ergänzung und Bestätigung konnte ihm „natürliche Auslese“ dienen. Ihn selber beschäftigte längst, was Haeckel später den „Parallelismus von Ontogenie und Phylogenie“ genannt hat. Die Sonderbarkeit und „Groteskheit“ des Gedankens, daß ein Säugetier aus einem Infusorium sich entwickelt habe, war früh für sein weitschauendes Denken erledigt durch die Tatsächlichkeit jener allen bekannten Entwicklung — von der auch diese Betrachtung ausgegangen ist —, der Entwicklung des Einzelwesens; schon in dem Aufsatze von 1852 macht er diese als argumentum ad hominem in schärfster Weise geltend: „Die beiden Prozesse sind ihrem Wesen nach dieselben und differieren nur

nach Länge und Kompliziertheit." Aber freilich: schlicht-empirische Kenntnis und wissenschaftliches Verstehen dieser Entwicklungstatsache sind zweierlei. Und gerade die frühen, die prägnantesten Stadien dieser individuellen (ontogenetischen) Entwicklung sind auch als Tatsachen nur dem Forscherauge zugänglich. Man ermesse danach, welche Bedeutung für unseren Denker die „Metamorphose der Pflanze" und die animalische Embryologie gewinnen mußten.

Die Forschungen Wolffs, Goethes und von Baers haben die Wahrheit stabiliert, daß die Reihe von Veränderungen, die während der Entwicklung eines Samenkorns in einen Baum oder eines Eies in ein Tier geschehen, einen Fortgang von Homogenität zu Heterogenität der Struktur darstellt. In seinem primären Stadium besteht jeder Keim aus einer Substanz, die durchaus einförmig ist, sowohl im Gewebe als in chemischer Zusammensetzung. Der erste Schritt ist das Erscheinen eines Unterschiedes zwischen zwei Teilen dieser Substanz: eine Differenzierung. Jeder differenzierte Bestandteil zeigt alsbald einen gewissen Kontrast seiner Teile; und allmählich werden diese sekundären Differenzierungen ebenso bestimmt wie die ursprüngliche. Dieser Prozeß wiederholt sich ununterbrochen — geht gleichzeitig vor in allen Teilen des wachsenden Embryo; und durch solche endlose Differenzierungen wird schließlich jene komplizierte Verbindung von Geweben und Organen hergestellt, die das erwachsene Lebewesen (Tier oder Pflanze) ausmacht. Dies ist die Entwicklungsgeschichte aller Organismen schlechthin. Es ist über allen Streit hinaus festgestellt, daß organischer Fortschritt in einer Veränderung vom Homogenen zum Heterogenen besteht. Wir aber machen uns zuvörderst anheischig, zu zeigen, daß dieses Gesetz des organischen Fortschritts das Gesetz alles Fortschritts ist. Sei es in der Entwicklung der Erde, in der Entwicklung des Lebens auf ihrer Oberfläche, in der Entwicklung des sozialen Lebens, der Regierung, der Gewerbe, des Handels, der Sprache, Literatur und Künste — überall können wir diese selbige, durch successive Differenzierungen fortschreitende Evolution des Einfachen in das Mannigfache, Verwickelte konstatieren.

In diesen Sätzen, die zur Einleitung eines neuen, 1857 veröffentlichten Essays über „Gesetz und Ursache des Fortschritts" gehören, haben wir Spencers System selber in seiner Keimform vor uns. Er hatte eine Formel — selber einfach, elementar, unentwickelt —; in dieser Formel glaubte er den Schlüssel zur Weltgeschichte — im eigentlichen und im besonderen Sinne dieses Wortes — zu besitzen.

II.

Als vierzigjähriger Mann gab der zum Philosophen herangereifte Schriftsteller im März 1860 den Prospekt seines Lebenswerkes, „eines Systems synthetischer Philosophie", heraus, dessen Umrisse in diesem Prospekt schematisch klar gezeichnet werden. Kein Verleger stützte den Zuversichtlichen (der bis zuletzt sein eigener Verleger geblieben ist[1]); er hatte kein Vermögen, war von schwacher Gesundheit, erfreute sich nur eines kleinen, wenn auch qualitativ hervorragenden Kreises von Bekannten; aber er besaß Energie, Selbstvertrauen, eminenten praktischen Sinn, sehr umfassendes Wissen, durchdringendes Denken

[1]) Es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß die Kommissionsfirma Williams & Norgate um die Verbreitung der Spencerschen Werke sich verdient gemacht hat. Herr Williams sen. war in Deutschland aufgewachsen und mit deutscher Literatur vertraut. Ein Deutscher ist heute der eine Partner der Firma: ein Brudersohn von Ernst und Georg Curtius.

und den Glauben an die Wahrheit und Wichtigkeit seiner Folgerungen; er hatte viele Vorarbeiten fertig, die Grundgedanken waren in einer Reihe von Abhandlungen (deren einige hier genannt wurden) dargelegt, die Psychologie, die einen Teil des Systems bilden sollte, war schon — wenn auch nur in provisorischer Gestalt — herausgegeben und hatte große Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Vor allem aber — er besaß das Prinzip, besaß die Formel! — Der Prospekt, zur Subskription einladend, stellte zehn Bände in Aussicht — zehn Bände liegen vor; nicht ganz dieselben Bände, deren Inhalt jener Prospekt versprochen hatte, aber von den Abweichungen ist nur diese erheblich, daß der letzte Teil der Soziologie, der vom „Fortschritt in Sprache, Wissenschaft, Moral und Ästhetik" handeln sollte, ausgeblieben ist, — vor dieser Aufgabe ließ der Greis die Arme sinken. Dennoch darf das Werk um so mehr als vollendet gelten, da große Abschnitte, die nicht angekündigt waren, hinzugekommen sind und den Ausfall aufwiegen. „Wie wahnwitzig muß mein Plan Unbeteiligten erschienen sein — zumal da, noch ehe das erste Kapitel des ersten Bandes fertig war, ein Anfall meines nervösen Leidens mich nötigte, die Feder niederzulegen!" so schreibt der Verfasser, zurückschauend im Jahre 1896, dem Jahre der Vollendung.

Um die Anlage des Werkes richtig zu verstehen, muß man den Aufsatz über die „Klassifikation der Wissenschaften" (1864) nicht außer acht lassen: Spencer unterscheidet darin drei Hauptgruppen von Wissenschaften, die er abstrakte, abstrakt-konkrete und konkrete nennt; er definiert sie am kürzesten so, daß ihre Gegenstände seien: 1. die Gesetze der Formen (Logik und Mathematik), 2. die Gesetze der Faktoren, 3. die Gesetze der Produkte. Nur die dritte Klasse, der die beiden andern als Hilfsmittel dienen — Mechanik, Physik und Chemie gehören zur zweiten —, hat es pure mit den Dingen selber zu tun; daher finden die konkreten Wissenschaften ihre Vollendung in der *Entwicklungsgeschichte* der Dinge, und diese geht ihren natürlichen Weg, der Reihenfolge nach, in der die Dinge in die Erscheinung getreten sind: von den Konzentrationen siderischer Nebelmasse bis zu den korporativen Handlungen der Menschen; die fünf großen konkreten Wissenschaften sind: Astronomie, Geologie, Biologie, Psychologie und Soziologie. Allen voran soll ein allgemeiner Teil gehen: die konkrete Wissenschaft schlechthin, d. i. die Lehre von den allgemeinen Gesetzen der Veränderung der Dinge oder von der Entwicklung — mit anderen Worten: die Explikation der Formel!

Aber schon der Prospekt stellt einen Teil dieser Aufgabe zurück: nämlich die Anwendung der Formel auf unorganische Erscheinungen und zwar auf die Himmelskörper im allgemeinen, auf den Erdball im besonderen. Zwar ihren Grundzügen nach soll sie, wie alle übrige Anwendung, im Einleitungsbande, den „Ersten Grundsätzen", enthalten sein und ist darin enthalten, aber die systematische Ausführung fehlt. Dagegen ist gleichfalls schon im Prospekt eine Schlußabteilung enthalten, die über den Plan hinausweist: er nennt sie dort „Prinzipien der Moralität" (später der „Ethik"). Und der Philosoph hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß ihm an dieser „*praktischen* Weltweisheit" ganz besonders gelegen sei: sie soll das große Ergo, die Konsequenzen

der Biologie, der Psychologie und der Soziologie enthalten, als „Theorie des richtigen Lebens“ — die Angliederung macht Spencer keine Schwierigkeiten. Das gute Handeln selber ist für ihn ein Produkt der Entwicklung, es ist bedingt durch einen höheren menschlichen Typus: die absolute Ethik ist die Darstellung des vollkommen angepaßten individuellen Verhaltens in einem vollkommen angepaßten sozialen Zustande. Aber merkwürdig ist gewiß, wie dieser idealistische Gesichtspunkt gleichsam zersetzend auf den Plan eingewirkt hat; denn Spencer macht kein Hehl daraus, daß nicht das theoretische Interesse ihm diese moralischen Grundsätze und ihre Verwertung für eine „relative“, d. h. im Leben, wie es nun einmal ist, realisierbare Ethik so wichtig macht, sondern der starke und innige Wunsch, die Erkenntnis fruchtbar zu machen, ethisierend auf Mitwelt und Nachwelt zu wirken.

Was Spencer überhaupt in seinem System geleistet hat, muß durchaus als ein genialer Versuch beurteilt werden: als ein erster Versuch in seiner Art, denn ein gleicher ist vorher nicht unternommen worden. Die Fehler, Schwächen und Lücken darin sind leicht zu entdecken; aber sie weisen nicht allein auf Mängel in seinem Vermögen, sondern zum guten Teile zugleich auf Mängel im Bestande der Wissenschaften hin, deren Ergebnisse dieser Denker zusammensetzen und zusammenfügen will, in dieser Hinsicht von dem Urheber der „positiven“ Philosophie nicht verschieden, nur daß Comte selber die wissenschaftliche Soziologie erst zu schaffen meinte. Spencer stellt ausdrücklich die Vereinheitlichung des Wissens als Aufgabe der Philosophie, als seine Aufgabe hin. Und das Stärkste, was man — abgesehen von andern der Philosophie zu stellenden Aufgaben — zu seiner Kritik sagen kann, ist dies, daß die Wissenschaften noch nicht in genügender Weise angebaut waren und es auch heute noch nicht sind, um eine universale Verifikation des Gesetzes der Entwicklung von ihren Äckern zu ernten. Ob dies immer mehr möglich wird? ob es einst sich vollenden wird? ob Spencers Synthese selber das frühe Entwicklungsstadium einer Weltanschauung bezeichnet, die sich im Ringen ums Dasein zu erhalten die günstigsten Chancen besitzt? die in ihrem Kerne bestehen bleiben, unbrauchbare Teile abstoßen, neue, bessere, angepaßtere erwerben wird? Es ist wohl Grund vorhanden, sich diesem Glauben hinzugeben; die lebendigsten Gedankenrichtungen des 19. Jahrhunderts werden im 20. an Kraft und Macht zunehmen und die Widerstände immer mehr überwinden.

Welches ist nun der Kern? was ist Entwicklung und ihr allgemeines Gesetz? Die Fragen führen uns zurück auf Spencers Formel. In der Tat, wenn wir mit jener Keimform des Progreß-Essays die neue Ausgabe der „First Principles“ vergleichen, deren Vorrede „Brighton, den 27. April 1900“ unterzeichnet ist, so finden wir, daß der Grundgedanke mächtig gewachsen, verwurzelt und mannigfach verzweigt sich ausgebildet hat. Vierzig Jahre früher war der erste Entwurf dieser Einleitung niedergeschrieben; die zweite Auflage (1867) brachte eine völlige Umgestaltung des zweiten der beiden Abschnitte, aus denen das Buch besteht; die vierte (1875) suchte von neuem drei wichtige Kapitel dieses Abschnittes zu verbessern; und die neueste (sechste) weicht wiederum durch nicht geringe Zusätze und Abänderungen von allen früheren ab. Es ist interessant,

die Phasen des Prozesses zu skizzieren, die der Grundgedanke durchgemacht hat. Der Urbegriff ist, wie wir gesehen haben, Differenzierung. Er ruft gleichsam sein Gegenbild hervor und gliedert sich es an: Integrierung. Indem etwas relativ Homogenes heterogen wird, scheiden sich Teile aus — das ist Differenzierung des Ganzen; die Teile aber werden ebendadurch selber Ganze, sie integrieren sich. Allmählich gewinnt dieser neue Begriff das Übergewicht: Entwicklung ist wesentlich Werden, In-die-Erscheinung-treten, Übergang aus einem unwahrnehmbaren in einen wahrnehmbaren Zustand; dieser ist nur möglich durch Konzentration, durch Verdichtung von Materie: Integration. Hier also ist der abstrakteste Ausdruck für den Begriff der Entwicklung; die Differenzierung wird ihm gegenüber ein sekundärer Prozeß, der zwar in den meisten Fällen, aber nicht notwendigerweise mit jenem verbunden ist. Sodann werden an diesem sekundären Prozeß neue Merkmale gefunden: und zwar liegt hier wieder die Betrachtung der Embryologie zugrunde; die zusammenhangslose Masse, in der nichts gegen das andere abgegrenzt ist, scheidet sich nicht bloß in Teile, sondern diese Teile gewinnen zugleich Abgegrenztheit *gegeneinander* und Zusammenhang *miteinander*. Die Aufgabe ist nun, nachzuweisen, daß diese Prozesse, und zwar in erster Linie jener primäre, *gesetzmäßige* Prozesse sind. Um die allgemeinsten Naturgesetze zu erkennen, gilt es, das Gemeinsame in aller Erfahrung festzustellen; diese Analyse führt auf die Begriffe Raum, Zeit, Materie, Bewegung, Kraft und auf die a priori feststehenden Wahrheiten, daß Materie unzerstörbar, daß Bewegung kontinuierlich, und die dritte, worin diese Sätze ihre einheitliche Vollendung finden, daß Kraft beharrt (Spencer zieht diesen Ausdruck dem neueren „Erhaltung der Energie" vor), — die letzte, unauflösbare Tatsache unseres Bewußtseins. Andre Sätze über Kräfte und Bewegungen schließen sich an — alle lehren das Dasein als stete Veränderung, als einen notwendigen Prozeß erkennen. Alle aber sind abstrakt; da es sich für Spencer um konkrete Wissenschaft und deren Synthese handelt, so ist die Frage: gibt es auch ein allgemeines Gesetz, dem die Veränderungen *der Dinge* (oder „Aggregate") unterliegen? Die Antwort bejaht diese Frage. Ein Ding *wird* oder *vergeht*; Werden ist Vermehrung, Vergehen Verminderung seiner Masse; jene involviert Abgabe von Bewegung, diese Aufnahme von Bewegung. Wenn aber das Werden bisher als die eigentliche Entwicklung betrachtet wurde, so folgt *nun*, daß immer das Gegenteil ihr gegenübersteht, der Entwicklung die Auflösung („Einwicklung" bliebe im Bilde). Beide Prozesse gehen in jedem Augenblicke vor sich; aber einer von beiden hat immer das Übergewicht: entweder Materie wird konzentriert, Bewegung zerstreut, oder umgekehrt. Evolution bedeutet aber „in fast allen Fällen" weit *mehr* als Integration von Materie und Zerstreuung von Bewegung; sekundäre Prozesse sind damit verbunden, und diese auszudrücken dient die frühere Formel; und zwar gilt die fortschreitende Komplizierung von Bewegung — im Organischen zur Funktion werdend — wie von Materie, in der organischen Struktur gipfelnd; und alle Evolutionen sind im Grunde Teile einer einzigen Evolution oder Metamorphose des Kosmos. Nun gilt es aber, dies induktiv gefundene Gesetz *deduktiv* zu begründen,

d. h. aus Beharrung der Kraft abzuleiten; dies geschieht vermittelst der Sätze, daß das Homogene *unstabil* ist, daß alle Wirkungen von Kräften sich zu vervielfältigen tendieren, daß unähnlich gewordene Einheiten sich in Gruppen scheiden (Segregation), und daß alle diese Prozesse einem Zustande des Gleichgewichtes zustreben. Zur Ergänzung der ganzen Ansicht dient aber dann die Betrachtung der *Dissolution*, die „irgendwann einmal" „ungeschehen macht, was Evolution geschehen machte", die aber „keine jener mannigfachen und interessanten Aspekte an sich hat, welche jene darbietet" (First Principles 6th ed. p. 474). Warum wohl nicht? warum sollten nicht auch hier die sekundären Prozesse der Rückbildung vom Speziellen, Distinkten, Komplizierten zum Allgemeinen, Unbestimmten, Einfachen stattfinden? Offenbar hätte Spencer nicht gewußt, sie einzugliedern, sie auch nur so — ungenügenderweise — zu begründen, wie er die „zusammengesetzte Evolution" ableitet, nämlich aus dem „langsamen" Ablauf der einfachen. Die Erkenntnis der Entstehung eines Systems wird leicht dessen stärkste Kritik (wie andrer Dinge); und wir wissen, daß unserem Philosophen *erst*, als er seine Formel *fertig* hatte, die Wahrheit aufgegangen ist, daß Auflösung das „Komplement" der Entwicklung, m. a. W. Vergehen die *notwendige* Umkehrung des Entstehens ist. Als Folge stellt sich heraus, daß diese Kehrseite, diese Ergänzung überall zu kurz kommt. Mehr in der Sache liegt dies freilich bei den Entwicklungen, deren detaillierte Darstellung übergangen wird; Spencer nennt sie gelegentlich einfach *Astrogenie* und *Geogenie*; denn das Vergehen der kosmischen Systeme und Körper liegt in keiner Erfahrung vor, es kann nur erschlossen werden; die Ansicht ist, wie Spencer sich ausdrückt, eine bloß spekulative. Anders, wenn um Leben, Seele, Kultur — die drei großen Gebiete, denen die Einzelwerke des Systems gewidmet sind — es sich handelt. Überall in diesen Gebieten liegt ebensoviel Vergehen als Entstehen der Beobachtung vor, und gerade die Ansicht — wie plausibel, wie fest begründet sie auch erscheine —, daß mit der Abkühlung des Erdkörpers eine *im ganzen* nur aufsteigende Entwicklung der Lebensformen *und folglich* auch der Seelen- und Kulturformen verbunden sei, muß der Erfahrung gegenüber als eine spekulative Meinung bezeichnet werden. In Wahrheit ist sie es aber gewesen, die Spencers Denken beherrscht, die ihm eine so entschiedene, bedeutende Richtung gegeben hat. Kein Wunder, daß er nur nebenher, man darf sagen: ungern, mit den für ihn fast störenden, jedenfalls aber ganz eigentlich untergeordneten (weil einem höheren positiven *Zwecke* dienenden) Erscheinungen des Verfalles und Unterganges sich befaßt.

Ja, in der Psychologie, deren Grundzüge am weitesten in der Zeit zurückliegen — ehe überhaupt Dissolution in die Formel aufgenommen wurde — sind keine Spuren davon wahrzunehmen; die große Erkenntnisquelle der pathologischen Erscheinungen läßt sie sich entgehen, und das bedeutet gerade hier einen schweren Mangel. Und den Verfall des individuellen *Lebens* läßt unser Denker erst — mit dem Tode, „dieser schließlichen Gleichgewichtsbildung", beginnen. Ein Hauptsatz in der Formel sagt freilich, daß jede Evolution mit Dissolution verbunden ist und umgekehrt, und daß jedesmal nur der *über-*

wiegende Prozeß dem Ganzen seinen Namen gibt. Nun hätte aber Spencer nicht entgehen sollen, daß eben mit dem Zerfall des toten Körpers eine Evolution des „Dinges", d. h. hier des lebenden Wesens, nicht mehr verbunden ist, wenn auch zahlreiche Evolutionen neuer chemischer Verbindungen. Ein Defekt der erkenntnistheoretischen Grundlagen tritt hier klar zutage. Denn wenn Spencer das Kapitel des Einleitungsbandes, das die beiden Begriffe einführt, mit dem Satze eröffnet: „Eine vollständige Geschichte von irgendetwas muß sein Erscheinen aus dem Unwahrnehmbaren und sein Verschwinden ins Unwahrnehmbare in sich enthalten." und des weiteren diese Gedanken auf „Objekte", „Existenzen", „Dinge" anwendet, so geschieht es, ohne daß diese Namen zu unterschiedenen Begriffen in Beziehung gesetzt, ohne daß die Begriffe kritisch bearbeitet wären. Das Ding „organisches Individuum" ist, nachdem es gestorben, unwahrnehmbar geworden; an ihm ist weder Dissolution noch Evolution mehr zu beobachten. Das Sterben selber ist seine Dissolution, und wenn diese als die normale Fortsetzung der Evolution betrachtet wird, so muß sie als ein Teil des regulären Lebensprozesses selber dargestellt werden, und bekanntlich tritt sie im Stoffwechsel mit ihren zum Aufbau der organischen Moleküle gegensätzlichen Merkmalen deutlich hervor, so daß Bichat das Leben geradezu definiert als den Widerstand gegen das Sterben. Was aber die Arten betrifft, so betont Spencer gelegentlich, wie ihm selber zwar schon, ehe Darwin auftrat, die Idee des „Überlebens der Tauglichsten" (survival of the fittest) vorgeschwebt habe, aber erst durch Darwins mächtige Ausführung als beständig wirksame Ursache organischer Divergenzen klar geworden sei. Er hat aber doch die Anregung nicht daraus gewonnen, im einzelnen zu untersuchen, wie auch diese Entwicklung gleichsam über Leichen sich erhebt; wie das große Schlachtfeld des Lebens mit toten Varietäten, Arten, Gattungen besetzt ist und aller Voraussicht nach, so lange als dieser „Kampf ums Dasein" fortdauert, in noch unabsehbarer Weise ferner sein wird, wie auch hier der Tod die Bedingung des Lebens ist. Andrerseits hat er, soviel ich sehe, gar nicht die Frage aufgeworfen, ob nicht die Konsequenz des Gedankens fordere, zu prophezeien, daß einmal in der Gesamtgeschichte des Lebens der Untergang, das Sterben ein Übergewicht bekomme, daß auch in ihr die Dissolution eines Tages anhebe und das charakteristische Merkmal des Prozesses werde. In bezug auf das Weltganze, d. h. das Sonnen- und das Siderealsystem, zieht er allerdings, so entschlossen wie Thomson und Clausius, die großen Physiker, diese Konsequenz, aber nicht ohne — und gewiß mit Recht — den Ausblick auf eine neue Evolution zu gewähren, so daß auch hierin, wie in Nietzsches Wiederkunft, die alten Phantasmen Heraklits und der Stoa wiederaufleben: die Welt ein Phönix — unendliche Auferstehung! — Von besonderem Reize aber wäre es und von großem Werte, unter diesem Gesichtspunkte — des Streites zwischen Leben und Vernichtung — die Entwicklung des Menschengeschlechtes zu betrachten: die Kämpfe und Rivalitäten der Rassen und Völker, der Stämme und Staaten, die natürliche Züchtung der starken, der klugen, der harten und grausamen, aber auch der gemeinsinnigen, treuen, besonnenen, kurz: tugend-

haften Individuen und Varietäten, und wie sich zu jenen diese verhalten. Bekanntlich sind Versuche dieser Art — zumeist mit sehr einseitigen rhetorischen Akzenten — gemacht worden; auch für Spencer liegen die Gesichtspunkte nahe genug und spielen besonders in seine „Induktionen der Ethik" mannigfach hinein. In der „Soziologie" aber werden sie gekreuzt durch den nicht hinlänglich klar entworfenen, in der Spencerschen Fassung nicht durchführbaren Satz vom „sozialen Organismus" (schon ein Essay von 1859 legt den Gedanken in geistreicher Parallele der embryonischen Schichtung eines werdenden Individuums und einer werdenden „Gesellschaft" dar). Ich muß mir versagen, an dieser Stelle in eine Kritik dieses Satzes und des ganzen darauf beruhenden Systems einzutreten[1]). Es lag mir nur daran, hervorzuheben, daß der Begriff der Dissolution, jenes Komplement, wenig oder gar nicht darin zur Geltung kommt: vom Aussterben der Menschengruppen, biologischer oder sozialer — die überhaupt, wie das regelmäßig geschieht, nicht unterschieden, daher auch verwechselt werden — und dem damit zusammenhängenden, wenn auch keineswegs identischen Aussterben von Kulturen ist kaum die Rede. Übrigens ist aber Spencers Werk auch in diesem Gebiete reich an starken und feinen Gedanken, von kühner, humaner Gesinnung erfüllt, die an den Idealen des „individualistischen" (besser gesagt: gesellschaftlichen) Liberalismus festhält und deren Konsequenzen mit einer Strenge durchgeführt hat, die nahe an die Grenzen der anarchistischen Theorie führen, so daß Spencers politisches System von Hurley als „administrativer Nihilismus" charakterisiert werden konnte. Denn da Spencer allen Kulturfortschritt an der Abnahme des kriegerischen Geistes und der Minderung jeder Art von Gewalt des Menschen gegen den Menschen mißt, so verabscheut er auch die Staatsgewalt, sobald sie über das notwendige Übel, zur Vollziehung des natürlichen Rechtes zu dienen, hinaus sich erstrecken will; ebendarum alle staatliche Regulierung der Volkswirtschaft, den durch Gesetze bewirkten Sozialismus; denn sonst ist ihm an der Verewigung des Dualismus von Kapital und Lohnarbeit keineswegs gelegen. Er verfolgt in den drei großen Bänden der Soziologie die Entwicklungen des Familienwesens, der Sitte und Umgangsformen, der politischen und religiösen Institutionen, endlich der Volkswirtschaft und Arbeitsverfassung; vorausgeschickt sind große Abschnitte über die anthropologischen und psychologischen Voraussetzungen und über die allgemeine Natur des sozialen Lebens. Alle Ausführungen sind bestimmt durch den Gegensatz, worin Spencer den sozialen Typus des erzwungenen und den sozialen Typus des freiwilligen Zusammenwirkens

[1]) Dies ist geschehen in den „Philosophischen Monatsheften" 1889 und 1892 und im „Archiv für systematische Philosophie" 1895. Es waren die ersten eingehenden und kritischen Berichte über Spencers Soziologie in Deutschland. In Ueberweg-Heinzes „Geschichte der neueren Philosophie" (8. Aufl. 1897), die sich sonst auch durch ihre Bibliographie auszeichnet, werden diese Abhandlungen nicht erwähnt (der Abschnitt ist von einem Engländer verfaßt), wohl aber spätere deutsche Arbeiten, die erst durch die meinen hervorgerufen waren. Bei dieser Gelegenheit werde auch des großen Versuchs einer in Tabellen geordneten Materialsammlung gedacht, die Spencer unter dem Titel „Descriptive Sociology" unternahm, an deren fertig gewordenen Stücken ein deutscher Ethnologe, R. Scheppig, hervorragend beteiligt ist, der mit Spencer befreundet blieb und ihn nur um wenige Tage überlebt hat († 24. Dez. 1903).

erblickt: der Organisation für den Krieg, beherrscht durch Despotismus, Ständescheidung, Sklaverei, Formalismus, rigorose Gesetze, Aberglauben, Egoismus, Moral der Feindseligkeit, und dagegen der bisher nur schwach entwickelten Organisation für friedliche Arbeit und Austausch, beherrscht durch Vertrag zwischen freien Menschen und durch das Wohlwollen von Mensch zu Mensch, folglich durch lauter Charakterzüge, die mit den vorhin genannten kontrastieren. Spencers Konzeptionen datieren aus der Blütezeit einer friedens- und fortschrittsfreudigen, weltbürgerlich gerichteten Politik in England, die mit dem Glauben an Freihandel so nahe zusammenhing; kein Wunder, daß der Philosoph mit wachsendem Widerwillen von der Entwicklung der Dinge seit einem Menschenalter sich abgewendet hat. Seine Stimmung ist die der Resignation, fast die der Verzweiflung geworden. In Tönen, die an die kaum verklungene Stimme unseres Mommsen erinnern, klagt er über die Symptome wiederkehrender Barbarei und erhebt leidenschaftliche Anklagen gegen die Führer seiner Nation. Seine Worte über falschen Patriotismus gellen den Urhebern des Boerenkrieges noch in den Ohren.

III.

Als Spencer im August 1896 die Vorrede zum letzten Bande seines Systems, dem dritten der Soziologie, niederschrieb (die „Ethik", die den Schlußstein des Systems bildet, hatte er außerhalb der Reihenfolge begonnen und beendet), sprach er aus, daß er in jüngeren Jahren wohl zu jubeln geneigt gewesen wäre über diese Vollendung, „aber die Gefühle werden in hohem Lebensalter schwächer". Gleichwohl empfinde er Genugtuung in dem Bewußtsein, daß es ihm vergönnt gewesen sei, seinen Lebenszweck zu erfüllen, materiellen Verlusten, moralischen Entmutigungen und erschütterter Gesundheit zum Trotze. Merkwürdig und erfreulich ist es nun, daß der ehrwürdige Greis, dessen Gesundheit im hohen Alter fester geworden war — seine letzten Jahre verlebte er im milden Klima Südenglands an der Meeresküste —, sich noch entschlossen hat, sein Lebenswerk einer gründlichen Revision zu unterziehen. Wie schon erwähnt wurde, liegen die „First Principles" und die „Principles of Biology" in neuen Ausgaben vor. „Nach so langer Zeit kann ich jetzt meine eigene Arbeit beurteilen, als ob sie von einem andern herrührte." Dies soll nur auf die Form des ersten Werkes sich beziehen, aber in einigem Maße bewährt sich diese erhabene Unbefangenheit auch gegenüber dem Inhalte beider. Es ist falsch, Spencers System als Materialismus zu bezeichnen; Spencer ist zu tief, um nicht mit immer neuer Ehrfurcht vor dem unlösbaren Welträtsel zu stehen. Der Materialismus ist ein dogmatisches System, und Spencer — so fern und fremd ihm Kants große Gestalt geblieben ist — bewegt sich doch auf dem Boden der kritischen Philosophie, den die schottische Schule, besonders Sir William Hamilton, für ihn vermittelt hat. Aber im gewöhnlichen Sinne, wie die gesamte neuere Naturwissenschaft — abgesehen davon, daß sie gelegentlich durch naiv-zuversichtliche Metaphysik sich verstärken will — ihn darstellt, ist (oder war, als er seine Begriffe ausbildete) Spencer allerdings Materialist. Sein Prinzip, alle Tatsachen innerhalb des „Erkennbaren", d. h. innerhalb

der phänomenalen Welt, auf Materie und Bewegung zurückzuführen, kann den Lebenserscheinungen und vollends den psychischen Erscheinungen gegenüber niemals als adäquate Idee sich darstellen. Es geht darauf aus, das Leben als einen besonderen Fall der Wirkungen physikalischer und chemischer Kräfte, die Seele als einen besonderen Fall des Lebens zu erklären. In der „revidierten und erweiterten Ausgabe" der Biologie hat unser Philosoph „jenen erstaunlichen Vorgängen in Zellkernen, die das Mikroskop neuerdings enthüllt hat", ihren Platz anzuweisen unternommen. Und die Veränderungen, die dadurch in seiner eigenen Auffassung bewirkt worden sind, waren so bedeutend, daß mehrere neue Kapitel und neue Paragraphen hinzugefügt wurden. Wenn man ein gemeinsames äußeres Merkmal aller dieser Zusätze bezeichnen soll, so ist es dies, daß das starke Vertrauen des Autors in die Macht des Begriffes und den Wert der Formel einem starken Zweifel gewichen ist, der offenbarerweise nicht sowohl in Stimmung und Alter als vielmehr in neu gewonnener Einsicht beruht. Dies gilt nun ganz besonders in bezug auf das große Hauptproblem: das Leben selber; und es darf als bekannt gelten, daß jene neuen Forschungen auch unter andern Vertretern dieser Wissenschaft ähnliche Wirkungen, besonders in unserm deutschen Sprachgebiete, gehabt haben[1]); mythologische Tendenzen, die sich daran hängen, gehören nicht zur Sache. Spencers alte Definition, die durch Vermittlung Coleridges auf Schelling zurückgeht (interessant genug diese Einflüsse unserer klassischen Philosophie auf einen Engländer, der scheinbar ganz am andern Ufer steht), lautet: „Leben ist die bestimmte Kombination heterogener Veränderungen, sowohl gleichzeitiger als successiver, die äußeren Koexistenzen und Sequenzen entsprechen." Sie war auf vielen Umwegen nach sorgfältigen Prüfungen und Verbesserungen erreicht worden; Spencer hat sie lange für unanfechtbar, für einen Reingewinn seines Denkens gehalten. Jetzt heißt es in einem neuen Kapitel, das die Überschrift trägt: „Das dynamische Element des Lebens" (Princ. of Biology, 1898. I p. 13):

Die vorausgehenden Kapitel erkennen nur die Form des Lebens, nicht seinen Gehalt (the body). Während die Definition wenigstens teilweise genügt, jene auszudrücken, versagt sie völlig diesem gegenüber. Leben stellt sich in Weisen dar, die durch die Definition gedeckt werden, aber auch in vielen anderen Weisen. Wir sind genötigt, einzuräumen, daß das Element, das jenen beiden Gruppen gemeinsam ist, das wesentliche Element ist.

Und am Schlusse dieses Paragraphen:

Was unserer Idee von Leben ihre Substanz gibt, ist ein gewisses unspezifiziertes Prinzip der Aktivität. Das dynamische Element des Lebens ist sein wesentliches Element.

Und, nach Prüfung der Hypothesen, die dies erklären wollen (S. 120):

Wir müssen gestehen, daß Leben in seinem Wesen nicht erfaßt werden kann durch physikalisch-chemische Begriffe. Das gesuchte Prinzip der Aktivität kann nicht

[1]) Vgl. darüber u. a. Oskar Hertwig, Die Entwicklung der Biologie im 19. Jahrhundert. Jena 1900.

als ein unabhängiges Lebensprinzip vorgestellt werden, aber auch nicht als ein Prinzip, das der lebenden Materie inhärent wäre.

Es ist unerklärbar . . .

Wenn schon einfache Formen des Daseins in ihren letzten Beschaffenheiten unbegreiflich sind, so ist diese komplizierteste Form des Daseins gewissermaßen doppelt unbegreiflich.

Wenn auch die einzelnen Ausführungen der biologischen Lehrsätze in ihrem Werte dadurch nicht beeinträchtigt werden, so erleidet doch der Grundgedanke des Systems durch diese prachtvolle Redlichkeit des großen Denkers eine schwere Erschütterung. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß auch in den Einleitungsband Zusätze aufgenommen sind, die Spuren dieser Skepsis und nicht minder der Skepsis in bezug auf das andre heikle Problem, das der Seele, enthalten. Wäre dem Autor Lebensfrist und Kraft übriggeblieben, auch die Revision seiner „Psychologie" zu Ende zu führen, so hätten wir gespannt sein dürfen auf das Ergebnis. In dem Reichtum dieses Werkes stoßen unhaltbare Verallgemeinerungen auf, die in der den Naturforschern geläufigen Auffassung beruhen, die psychische Elementartatsache sei die (äußere) Empfindung, und diese sei eine Lebensfunktion, die auf einer gewissen Stufe — als Funktion des Nervensystems — zu den übrigen Funktionen hinzukomme. Eine solche Psychologie ist in erster Linie auf Erklärung der Erkenntnisphänomene gerichtet. Spencer verwahrt sich schon in der zweiten Ausgabe seines psychologischen Werkes gegen die Gleichsetzung von Seele und Verstand. Seele (mind) bestehe zum großen Teil, und in einem Sinne ganz und gar, aus „Gefühlen". Dieser Terminus „feeling" umfaßt zwar (wie in der Regel bei den Engländern) Gefühle und Empfindungen zugleich, gedacht wird aber hauptsächlich an Empfindungen, wenn der Satz sich anschließt: „Überall ist Gefühl der Inhalt, wovon Intellekt, wo er vorhanden, die Form." Daneben geschieht die Einteilung in Empfindungen (sensations) und Gemütsbewegungen (emotions); in der Ausführung liegt aber mehr Nachdruck auf dem Satze, daß keine Art von Gefühlen, weder jene noch diese, völlig vom Erkenntniselement frei sein könne, als auf der allerdings angedeuteten Bedingtheit des Erkenntnisaktes und des Denkens durch das, was die Franzosen das affektive Leben, was wir jetzt zumeist mit Schopenhauer Willen nennen, — in Spencers Sprache eben die Gemütsbewegung. Spätere Aussprüche Spencers zeigen aber eine sehr entschiedene Wendung in diese, neuerdings als Voluntarismus bezeichnete und begriffene Richtung. In seinem jüngsten, 1902 erschienenen Buche, das man den Schwanengesang des greisen Denkers genannt hat (eine Sammlung vermischter Aufsätze), findet sich ein Kapitel, das die Überschrift trägt: „Gefühl wider Verstand"; hier nennt er die „allgemein übliche" Gleichsetzung von Seele und Intelligenz einen enormen Irrtum, und gelangt zu dem Schlusse, daß der Teil, den wir regelmäßig ignorieren, wenn wir von Seele sprechen, ihr wesentlicher Teil sei. „Die Gemütsbewegungen sind die Herren; der Intellekt ist der Diener," ein Satz, der uns fast durch seinen Wortlaut an die „Welt als Wille und Vorstellung" erinnert. Spencers energischer Natur ist diese Wahrheit vorzugsweise wichtig wegen ihrer praktischen Konsequenzen.

Er ist im höchsten Grade kritisch geworden gegen alle Bildung als bloße Förderung des intellektuellen Elementes der Seele; er spricht von einer Bildungsmanie, die auf jenem Irrtum beruhe:

Wäre die Wahrheit völlig verstanden, daß Wille (so dürfen wir nun übersetzen) der Herr und Verstand der Diener, so würde man einsehen, wie wenig ersprießlich es ist, den Diener zu verbessern, während der Herr so bleibt wie er war.

Wir würden das Moralische weit höher, das Intellektuelle weit geringer schätzen; wir würden z. B. „aufhören mit der Bewunderung jenes transzendenten Verbrechers, Napoleons". Im Zusammenhange mit diesen Akzenten steht die reservierte Haltung, die Spencer, obwohl ein intensiv moderner Mensch, wie er sich selber nennt, gegenüber den Herrlichkeiten unserer aktuellen Kultur mehr und mehr angenommen hat.

Ich verabscheue jene Auffassung von sozialem Fortschritt, die als dessen Ziel Wachstum der Volksmenge, Vermehrung des Reichtums, Ausbreitung des Handels hinstellt. Im nationalökonomischen Ideal des menschlichen Daseins wird nur Quantität und nicht Qualität erwogen . . . das Ideal ist ein vergängliches . . . der Zustand, an dem wir unseren Fortschritt messen, hebt sich in mehrfacher Hinsicht übel ab von der Vergangenheit und ist weit entfernt von dem, der für die Zukunft erhofft werden mag. Eine seiner üblen Folgen ist der drohende Untergang der noch übrigen Spuren eines Lebens, das zwar gröber und einfacher war, aber den Vorzug hatte, daß es den Menschen einige Muße ließ, worin sie leben konnten.

Eine tief romantische Stimmung durchzieht das Kapitel, dem diese Sätze entnommen sind.

Wir lernen überhaupt aus diesem jüngsten Buche Spencers Persönlichkeit intimer kennen als aus früheren Schriften und aus biographischen Notizen. Auf Grund oberflächlicher Eindrücke wird mancher, der englisches Wesen zu kennen meint, weil er es nicht mag, unseren Philosophen als einen seichten Nützlichkeitseiferer ansehen, der für das Schöne keinen Sinn, für das Ideale kein Organ habe, ebendarum — nach dieser Kennermeinung — als einen typischen Engländer. Die zuletzt mitgeteilten Äußerungen genügen schon, diesen Schein zu zerstören. Spencers schlichte Lebensweise ward von seiner Liebe zur Kunst durchleuchtet. Er beklagt, daß jener intellektualistische Irrtum fehlerhafte Begriffe von Kunst und dem Zwecke der Kunst zur Folge habe. Der Hauptzweck aller Kunst ist ihm das Vergnügen, das sie bereitet, darum für Gebildete die Erregung der edelsten und reinsten Gefühle. Unter den Künsten steht ihm die Musik am höchsten. Über Ursprung und Funktion der Musik schrieb er vor mehr als vierzig Jahren eine Abhandlung, in deren Schlußsatze es heißt: „Dem Fortschritt der musikalischen Kultur, der mehr und mehr eins der Merkmale unseres Zeitalters wird, können wir nicht genug Beifall spenden." Von den vierzig Kapiteln der „Tatsachen und Anmerkungen" — des erwähnten letzten Buches — sind nicht weniger als sechs der Musik gewidmet. Seines unmodischen Geschmackes sich bewußt, bekennt er in einem dieser Kapitel sich zu — Meyerbeer, in dessen Opern er mehr als bei einem andern ihm bekannten Komponisten dramatischen Ausdruck und Melodie vereinigt finde. Stark sympathisch ist ihm die Würde und Erhabenheit des Orgeltons. Damit hängt Spencers religiöser Sinn zusammen. So fern er allem Glauben steht, außer dem an die Unerkennbarkeit des Weltgrundes,

worin er die Übereinstimmung von Religion und Philosophie erblickt, so erkennt er doch in allen abergläubischen Vorstellungen den Keim der Wahrheit an, „daß die Kraft, die sich im Bewußtsein offenbart, nur eine anders bedingte Form der Kraft ist, die sich außerhalb des Bewußtseins offenbart". Der Gegenstand der Religion wird durch wissenschaftliche Analyse nicht vernichtet, sondern umgestaltet, und in ihren konkreten Formen erweitert Wissenschaft sogar das Bereich des religiösen Gefühles. Die zunehmende Fähigkeit der Verwunderung begleitet stetig den Fortschritt der Erkenntnis. „Inmitten der Geheimnisse, die um so geheimnisvoller werden, je mehr man darüber nachsinnt, wird für den Denker die eine absolute Gewißheit bleiben, daß immer eine unendliche und ewige Energie um uns ist, von der alle Dinge ausgehen," — in diesem Satze endet das bei seinem ersten Erscheinen vielbesprochene Kapitel „Religiöser Rückblick und Ausblick" des Abschnittes der Soziologie, der von den kirchlichen Institutionen handelt. Auch bei Erörterung der Kultusformen stellt er die Prognose dahin, daß sie nicht untergehen, sondern sich höher entwickeln werden (und „sollen", wie man hier immer subintelligieren muß). Es werde immer ein Bedürfnis bleiben, jener allzu prosaischen und materiellen Gestaltung des Lebens, die so leicht mit dem Aufgehen in der alltäglichen Berufsarbeit verbunden ist, einen höheren Schwung zu verleihen, und so werde der Prediger immer eine dankbare Aufgabe behalten, der seinen Zuhörern eine lebhafte Empfindung für das Mysterium mitzuteilen weiß, worin Ursprung und Sinn des Alls für uns eingehüllt sind. Man dürfe vermuten, daß auch der musikalische Ausdruck für das Gefühl, das an diesem Bewußtsein haftet, nicht nur ferneres Leben haben, sondern auch fernerer Entwicklung fähig sich erweisen wird. Spencer erlebte an der Aufnahme dieser Sätze fast etwas Ähnliches wie einst Kant mit der „Religion innerhalb der Grenzen": daß nämlich manche unter seinen aufgeklärten Freunden über diese Annäherung an den gläubigen Standpunkt sich entsetzten. Indessen hat Spencer, ebenso wie Kant, niemals der Einbildung Raum gegeben, daß das „Great Enigma" (wie jener des öfteren sagt) durch die weitestgehende wissenschaftliche Erkenntnis in seinem Kerne berührt werde.

Was Spencer zu einer so anziehenden wie bedeutenden Erscheinung macht, ist der tiefe Ernst seiner Gesinnung und die darin beruhende Einheit seiner Persönlichkeit. Auch aus seinen Gesichtszügen sprach dieser tiefe Ernst, sprach zugleich die Redlichkeit und Energie seines Wesens: „Er ist einer der Männer, die unter keinen Umständen ihre Überzeugung zum Opfer bringen können." (Gaupp.) Stolz, aber anspruchslos, einsam, aber ein Menschenfreund, ohne Amt, aber in hoher Würde, hat er mit sicherem Schritte seinen Lebensweg durchmessen. Gegen äußere Ehren aller Art hat er sich ablehnend, ja, abwehrend immer verhalten. Auch von Berlin aus wurde ihm eine große Auszeichnung dargeboten. Den Weltruhm seines Namens, den tiefstreichenden Einfluß seiner Schriften hat er erlebt. Wenn ich seinen Charakter durch ein Wort bezeichnen dürfte, das zugleich andeuten soll, warum ihm die ethische Krönung seines Gedankenbaus eine Herzenssache gewesen ist, so würde ich ihn nennen „The Gentleman Philosopher".

Menander im Lichte neuerer Funde.

Von
Alfred Körte.

Jahrhundertelang hat unser Besitzstand an Werken der griechisch-römischen Literatur keine wesentliche Bereicherung erfahren. Seit jenen frühlingsfrischen Tagen der Renaissance, da die flüchtenden Byzantiner eine Fülle griechischer Handschriften nach dem empfänglichen Boden Italiens hinüberbrachten, da begeisterte Humanisten aus den Klosterbibliotheken des Abendlandes die vergessenen codices der Klassiker hervorzogen und die Gebildeten aller Nationen mit freudigem Staunen gewahr wurden, ein wie reiches Erbe der Vorzeit doch von allen Stürmen der Jahrhunderte verschont geblieben sei, seit jenen Tagen schienen die Quellen versiegt, die das große Sammelbecken der antiken Literatur gespeist hatten. Wohl kam gelegentlich ein neuer Fund hinzu: die für das Studium der Jurisprudenz so wichtigen Institutionen des Gaius sind erst 1816 von Niebuhr entdeckt worden, neue grammatische und metrische Traktate tauchen immer wieder von Zeit zu Zeit aus einem vergessenen Bibliothekswinkel auf, aber dadurch wurde dem Gesamtbild der antiken Literatur kein neuer Zug hinzugefügt. Zwar ist die Hoffnung in den Herzen vieler großen Philologen wohl nie ganz erstorben, daß uns doch noch manch verlorener Schatz wieder geschenkt werden könne, aber blasser und blasser wurde dieser Hoffnungsschimmer, je mehr im 19. Jahrhundert alle, auch die abgelegenen Bibliotheken, durchforscht wurden. Der Gelehrte in Gustav Freytags Roman, der Jahre seines Lebens daran setzt, um die verlorenen Bücher der Taciteischen Annalen zu finden, hält zuletzt statt der verlorenen Handschrift nur ihren Deckel in Händen, — das schien das Ende aller solchen Träume zu sein. Wer die Hoffnung auf neue Werke der antiken Literatur nicht aufgeben mochte, der dachte immer nur an Bibliotheksfunde, an mittelalterliche Handschriften; der Gedanke, wir könnten im Altertum selbst geschriebene Texte in größerer Zahl wiedergewinnen, ist den wenigsten Philologen gekommen. Zwar hatte man seit 1752 eine ganze Papyrusbibliothek, die in Herculaneum gefunden war, aber die starke Zerstörung und die Dürftigkeit

ihres Inhalts — es waren überwiegend weitschweifige Schriften eines obskuren Epikureers — beschränkten den Wert dieses Fundes empfindlich.

So gewöhnte sich die Philologie allmählich daran, ihren Besitzstand an Werken der Griechen und Römer als einen festen, für immer abgeschlossenen anzusehen, und das war kein Glück für sie. Nicht als ob es ihr an Arbeit gefehlt hätte, aber eine Wissenschaft muß stets *mehr* Arbeit haben als sie bewältigen kann; sie bedarf des beständigen Zustroms von neuem Material, wenn sie nicht rosten soll. So ist es kein Zufall, daß im 19. Jahrhundert diejenigen Zweige der Altertumswissenschaft die größten Fortschritte gemacht haben, die über neues Material verfügten: die Archäologie, die Epigraphik, die vergleichende Grammatik. Mit diesen mächtig fortschreitenden Schwestern hielt die Philologie im engeren Sinne, die Behandlung der antiken Schriftsteller nicht ganz gleichen Schritt. Zwar verfeinerte sich ihre Technik immer mehr, die Gesetze der Grammatik wie der Metrik wurden immer schärfer für jeden einzelnen Schriftsteller festgestellt, die Verästelungen der Überlieferung bei jedem Autor auf das sorgfältigste verfolgt, alle Schäden, die des Dichters Wort — wirklich oder scheinbar — im Laufe der Jahrhunderte erlitten hatte, wurden mit ängstlichem Fleiß aufgedeckt und wo möglich beseitigt — aber so viel Kenntnisse und Scharfsinn auch dabei entfaltet wurden, man war in Gefahr, über der Kleinarbeit das Wesentliche, über dem einzelnen Verse das ganze Drama, über den Handschriften den Schriftsteller zu vergessen. Daß die Philologie aus einer allmählich gefährlich werdenden Selbstbeschränkung herausgerissen und auf das große Ziel historischer Erfassung des ganzen Altertums gelenkt wurde, ist das Verdienst von Männern wie Hermann Usener, Erwin Rohde, Hermann Diels, Ulrich von Wilamowitz. Nicht mehr die saubere Herstellung des einzelnen Textes galt nun als Hauptaufgabe, sondern das Verständnis der ganzen schriftstellerischen Persönlichkeit und ihrer Stellung im größeren Rahmen der gesamtgriechischen Kultur. Und neben den Persönlichkeiten waren es die Kunstgattungen, die Tragödie, die Komödie, der Roman, die man in ihrer ganzen Entwicklung und in ihrer Bedingtheit durch die historischen Verhältnisse zu überschauen suchte. Je weiter die führenden Männer das Gebiet der philologischen Arbeit absteckten, um so schmerzlicher empfand man die Lücken unseres Materials, und um so wertvoller war dessen ungeahnte Bereicherung durch die ägyptischen Papyri, die nun in immer wachsendem Chore längst verstummte Schriftsteller wieder zu uns reden lassen.

Wie alle großen Erfindungen für das praktische Leben erst dann fruchtbar werden, wenn die Welt für sie reif ist, so werden auch in der Wissenschaft Entdeckungen erst dann folgenreich, wenn sie zur richtigen Zeit gemacht werden. Schon im Jahre 1847 hatte man in ägyptischen Gräbern Reste der Reden des Hypereides gefunden, 1855 hatte Mariette ebendort gegen hundert Verse des alten Lyrikers Alkman entdeckt, aber diese bedeutsamen Funde hatten niemanden veranlaßt, planmäßig in Ägypten nach Papyri zu forschen, weil eben die Philologie noch nicht reif dafür war. Erst seit etwa 1890 arbeiten Gelehrte aller Nationen, an ihrer Spitze die Engländer, daran, aus den Gräbern und selbst den Kehrichthaufen des alten Ägyptens die im trockenen

Sande so wunderbar erhaltenen Papyri zu ziehen, die neben einer schon jetzt unübersehbaren Fülle von Privaturkunden die wichtigsten literarischen Denkmäler enthalten. Schriftsteller, die für uns kaum mehr als Schatten waren, wie Bakchylides, der anmutige Rivale des großen Pindar[1]), wie Timotheos, der raffinierte Sprachvirtuose, wie Herondas, der derb-realistische Sittenschilderer der hellenistischen Zeit, sind wieder lebendige Persönlichkeiten geworden, und andre, deren Größe wir zu kennen glaubten, zeigen sich in ganz neuem Lichte. Das gilt in besonderem Maße von Menander, dem Begründer der neuen attischen Komödie.

Daß Menander einer der einflußreichsten Dichter der Weltliteratur gewesen ist, wußten wir freilich längst; die Hauptumrisse seiner Gestalt waren durchaus klar; aber es fehlte die feinere Innenzeichnung, die gerade den Reiz des Bildes ausmacht; wir kannten ihn etwa, wie wir Praxiteles kannten, bevor der Hermes gefunden wurde, aus römischen Kopien. Menander ist der Schöpfer oder mindestens der glänzendste Vertreter der sogenannten neuen attischen Komödie, und mit dieser Kunstgattung hängt alle moderne dramatische Poesie auf das engste zusammen. Das attische Drama, Komödie wie Tragödie, ist hervorgegangen aus dem Kulte des Dionysos in Athen, und solange seine Verbindung mit dem Dienste dieses Gottes lebendig war, ließ es sich nicht ohne weiteres anderswohin verpflanzen. Der wesentliche Träger des religiösen Elements im Drama, der Chor, ist selbst in der Tragödie niemals ganz mit der dramatischen Handlung verwachsen. Noch in den „Phoinissen" des Euripides gibt es ein Lied, das gar nicht in den Mund der phönizischen Jungfrauen zur Zeit des Oidipus, aber vortrefflich in den attischer Männer des Jahres 411 v. Chr. paßt. In der attischen Komödie vollends fällt der Chor gerade in seinen Hauptpartien, den Parabasen, ganz aus seiner Rolle im Stücke heraus und bespricht die Tagesfragen Athens in einer nur für dies Publikum und diese Zeit voll verständlichen Weise. Nimmt man hinzu, daß die komischen Schauspieler noch in Aristophanes' Zeit durch ein burleskes, höchst unanständiges Kostüm an die alten dionysischen Dämonen des Peloponnes erinnerten, deren Nachahmer sie ursprünglich gewesen waren, so begreift sich leicht, daß diese Kunstgattung eben nur im heimatlichen Boden gedeihen konnte. Künstliche Versuche, eine neue aristophanische Komödie zu schaffen, wie Platen sie unternahm, sind erfolglos geblieben; man kann diese glänzendste Blüte des attischen Geistes so wenig erneuern wie das ganze perikleische Athen. Erst Menander hat die attische Komödie panhellenisch und damit für alle Folgezeit verständlich gemacht, indem er alles zurückdrängte, was in ihr spezifisch dionysisch war. Wenn der Chor auch anscheinend nicht ganz beseitigt wurde, so sank er doch zu einem unwichtigen Anhängsel herab; das obszöne Kostüm der Schauspieler wurde durch die bürgerliche Tracht des damaligen Athens ersetzt, der politische Spott fiel fort, an die Stelle der phantastisch-burlesken Fabel mit ihrer übersprudelnden Laune und ihrer göttlichen Frechheit trat

[1]) Vgl. hierzu H. von Arnim, Vier Gedichte des Bakchylides. Deutsche Rundschau, 1898, Bd. LXXXXV, S. 42 ff.

eine kunstvoll abgeschlossene Handlung aus dem bürgerlichen Leben. Was die Komödie an Kühnheit und Frische verlor, das ersetzte sie durch Lebenswahrheit und Feinheit.

Diese ganze Umwandlung hat Menander keineswegs allein herbeigeführt, sie war längst im Flusse, aber er hat sie vollendet und dem neuen Gebilde den Stempel seiner Persönlichkeit aufgeprägt. Als er im Jahre 321 im Alter von zwanzig Jahren sein erstes Stück, ohne vollen Erfolg, auf die Bühne brachte, da war eben für ein politisches Lustspiel im Sinne des Aristophanes längst kein Platz mehr in Athen. Seit Philipps Sieg bei Chaironea hatte der Staat die Möglichkeit, selbständige Politik zu treiben, eingebüßt; den Versuch, nach Alexanders des Großen Tode noch einmal eine führende Rolle zu spielen, hatte Athen schwer büßen müssen, die alten Kämpfer gegen Makedoniens Obmacht, wie Demosthenes und Hypereides, waren tot, und die Stadt ergab sich allmählich in das Schicksal, auf dem großen Welttheater nur noch den Zuschauer, nicht mehr den Mitspieler zu machen. Politisch so gut wie tot, war aber Athen doch immer noch die geistige Hauptstadt der Hellenen, und vor allem die Philosophenschulen des Platon und Aristoteles vereinigten die erlesensten Geister der Nation in ihren Mauern. Die Philosophie hat nun auch einen starken Einfluß auf die neue Komödie ausgeübt, und zwar die Philosophie des Aristoteles.

Aristoteles hatte seine Ethik auf dem Satze aufgebaut, jede Tugend sei die Mitte zweier Laster, der Mut die Mitte zwischen Feigheit und Tollkühnheit, die ἐλευθεριότης (Liberalität) die Mitte zwischen Geiz und Verschwendung und so fort. Indem er nun die Art der einzelnen Extreme mit typischen Beispielen zu erläutern strebte, erweckte er ein lebhaftes Interesse für die Beobachtung der menschlichen Charaktere, und einer seiner Schüler, Theophrast, hat in höchst reizvollen Skizzen den Geizigen, den Schmeichler, den Schwätzer, den Taktlosen mit meisterhaften Strichen gezeichnet. Dieser Richtung schließt sich Menanders Komödie an: sie wird Charakterkomödie; die lebenswahre Schilderung menschlicher Schwächen in typischen Vertretern bestimmter Charaktereigenschaften wird ihr Hauptziel. Vielfach kündigt sich dies Streben schon im Namen an: „Der Schmeichler", „Der Abergläubische", „Der Murrkopf", „Der Selbstquäler", „Der Weiberfeind" sind Titel Menandrischer Komödien, und weil es stets und überall Schmeichler und Murrköpfe, Abergläubische und Weiberfeinde gegeben hat, darum konnten die von Menander geschaffenen Typen den verschiedensten Zeiten und Völkern gefallen.

Innerlich von geringerer Bedeutung, aber äußerlich von noch stärkerer Wirkung als die Ausbildung lebenswahrer Charaktere ist eine andre Neuerung des Menander gewesen. Er gruppierte seine Handlung stets um das Schicksal eines oder mehrerer Liebespaare, deren glückliche Vereinigung dann den Abschluß des Stückes ergibt, und von dieser Manier ist die Komödie bis auf den heutigen Tag nicht wieder losgekommen. Wir sind so gewöhnt, in jedem Lustspiel und auch den meisten Trauerspielen wenigstens *ein* Liebespaar auftreten zu sehen, daß es uns fast Mühe macht, uns Stücke ohne Liebespaare vorzustellen, während doch die antiken Dichter vor Menander die Liebe des

Jünglings zur Jungfrau nur ganz selten und nebenbei behandelt hatten. Daß Menander es war, der die Liebe zum Angelpunkt des Dramas machte, hat man im Altertume nicht vergessen; in Lied und Bild wird oft genug darauf angespielt.

Menander teilt mit dem ihm in mancher Hinsicht verwandten Euripides das Schicksal, daß er bei Lebzeiten viel weniger anerkannt wurde als nach dem Tode. Äußerst produktiv, wie die meisten antiken Dramatiker, hat er in seiner rund dreißigjährigen Dichterlaufbahn über 100 Stücke verfaßt, aber nur acht Siege davongetragen. Jedoch wenige Generationen später ist er der anerkannte Meister der neuen Komödie, man wird nicht müde, seine vollendete Lebenswahrheit zu preisen, man begreift nicht, daß ihn die attischen Preisrichter seinem Rivalen Philemon nachsetzen konnten, man führt ihn wieder und wieder auf, bis tief in die römische Kaiserzeit hinein ist er auf dem Theater lebendig geblieben, bis zum 5. Jahrhundert herab hat man ihn gelesen und abgeschrieben, und dann ist er doch in jenen Zeiten, die sich wesentlich mit dem Verlieren beschäftigten, zugrunde gegangen. Kein einziges Stück hat sich bis in diejenige Epoche gerettet, wo die Byzantiner das alte Erbe der Väter wieder zu ehren und abzuschreiben begannen. Dem schützenden Hafen der byzantinischen Philologie nahe, ist er doch versunken. So waren wir bisher für die Rekonstruktion von Menanders literarischer Persönlichkeit auf Material von dreierlei Art angewiesen, auf die Angaben griechischer Kritiker, wie z. B. Plutarch, der unsern Dichter glühend bewundert, auf die Nachbildungen der römischen Dichter und auf die wörtlichen Zitate aus seinen Werken.

Wichtig sind vor allem die römischen Nachbildungen. Die römische Literatur lebt ja fast ausschließlich von der Nachahmung der griechischen, und so haben denn auch die gefeierten römischen Komiker Plautus und Terenz in ihren Stücken nichts weiter gegeben als Bearbeitungen des Menander und seiner Zeitgenossen. Plautus, der Ältere und Frischere von beiden, hat freilich an Menanders feiner Kunst weniger Gefallen gefunden als an den derberen Stücken eines Philemon und Diphilos: von seinen zwanzig erhaltenen Komödien sind nur fünf mit Wahrscheinlichkeit auf Menander zurückzuführen. Aber diese fünf gehören zu seinen besten und eins, die „Aulularia", hat wieder Molières „l'Avare" als Vorlage gedient und dadurch bewirkt, daß wenigstens *eine* Menandrische Charakterfigur noch heute wenig verändert auf unseren Bühnen lebt. Ausschließlicher lehnt sich der feinere, aber mattere Terenz an Menander an, von seinen sechs Stücken sind vier sicher nach Menander gearbeitet; einen halbierten Menander nennt ihn der scharfe Kritiker Julius Cäsar, der bei ihm die Kraft des Vorbildes vermißt. Durch Plautus und Terenz ist die Menandrische Komödie für das moderne spanische, französische, deutsche Lustspiel fruchtbar geworden; ja, selbst Shakespeare gibt in seiner „Komödie der Irrungen" eine Bearbeitung von Plautus' „Menaechmi", deren griechisches Vorbild aus Menanders Schule stammt. Hätten die beiden Römer nun weiter nichts getan als Menanders Stücke übersetzt, so würde sicherlich schon dadurch viel vom Feinsten des Dichters verloren gehen, weil die römische Sprache noch

gar nicht die Geschmeidigkeit besaß, um attische Grazie wiederzugeben. Sie greifen aber viel tiefer in den Bau des Stückes ein, sie fügen Züge eigener Erfindung hinzu — so besonders Plautus — sie lassen ganze Szenen fort, die ihnen für römische Verhältnisse nicht passend scheinen; ja, sie arbeiten sehr oft zwei Stücke ineinander, wodurch natürlich die ursprüngliche Komposition empfindlich gestört wird. Terenz pflegt es im Prologe mit rühmlicher Offenheit seinen Zuschauern zu erzählen, daß seine „Andria" aus der „Andria" und „Perinthia" des Menander kontaminiert sei, daß er in desselben Dichters „Eunuchen" Personen aus dem „Schmeichler" eingelegt, ja, daß er die „Brüder" des Menander mit einer Szene aus den „Todesgenossen" des Diphilos verschönt habe. Von Terenz' Stücken gibt nur der „Selbstquäler" eine menandrische Komödie unkontaminiert wieder. Wir sehen also die künstlerische Persönlichkeit Menanders in den römischen Stücken nur wie durch einen Schleier, und dieser Schleier verbirgt nur allzuviel von seinen Zügen.

Reiner, unverfälschter ist die zweite Quelle, aus der wir schöpfen, die Fülle der wörtlich erhaltenen Zitate. Weil Menander so hoch geschätzt und so viel gelesen wurde, hat man sehr eifrig Stellen aus ihm ausgezogen, die uns teils in Sentenzensammlungen, teils bei Rhetoren, Philosophen, Grammatikern erhalten sind; mehr als tausend Nummern umfaßt die neueste Sammlung seiner Fragmente. Hier spricht der Dichter unmittelbar zu uns, und wir können die Anmut und Knappheit seines Ausdrucks, die Feinheit seines Empfindens, die milde Abgeklärtheit seiner Weltanschauung bewundern; sind doch manche seiner Sinnsprüche auch bei uns zu geflügelten Worten geworden, so das „notwendige Übel", ein Wort, das er auf die Frauen gemünzt hatte; so der Satz, den Goethe zum Motto seiner Selbstbiographie wählte: „*ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται*". „wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen". Aber aus Sentenzen lernt man den Dramatiker nicht kennen; von der Komposition seiner Stücke, der Szenenführung, der Sprache des Dialoges geben uns die tausend Fragmente so gut wie gar keinen Begriff.

Zu den Schätzen, die der Philologe am sehnlichsten erhoffte, als die Schatzkammer der ägyptischen Papyri erschlossen wurde, gehörten deshalb zusammenhängende Stücke des Menander, und wenn dieser Wunsch auch noch nicht voll erfüllt ist, so haben wir doch bereits eine Abschlagszahlung erhalten: zwei Papyrusblätter haben uns die Eingangsszenen einer Komödie und den Schluß einer andern beschert. Hinzuzufügen sind diesen Papyri zwei vor längerer Zeit entdeckte, aber erst neuerdings ganz zugänglich gemachte Pergamentblätter einer Handschrift aus einem Kloster am Sinai, die den Prolog nebst Teilen der ersten Szene einer dritten Komödie enthalten. Weitaus der wertvollste dieser Funde, das Blatt mit 87 Versen aus Menanders „Landmann", befindet sich in der Schweiz, im Besitz des verdienten Genfer Philologen Nicole. Der Landmann, „Georgos", gehörte zu den berühmtesten Stücken des Menander, wie die häufigen Zitate aus ihm beweisen, und die kleine erhaltene Partie läßt den Ruhm sehr gerechtfertigt erscheinen. Mit meisterhaften Strichen und einer Knappheit, die eine Ergänzung selbst der kleinsten Lücken schwierig macht, wird der Charakter jeder Figur exponiert und die Grundlage des Stückes so klar

hingestellt, daß der Verlauf der Handlung in den Hauptzügen daraus sicher zu entnehmen ist.

Das Theater stellt eine Straße in Athen dar. Der antike Dichter hatte ja nicht die Möglichkeit, seine Handlung in das Innere eines Hauses zu verlegen; nur ziemlich selten wagt die Tragödie, Innenräume in der naiven Form vorzuführen, daß aus der Skenenwand ein kleines Podium auf Rollen hervorgeschoben wird. Dieser Mangel des antiken Theaters war für die neue bürgerliche Komödie, die nach Lebenswahrheit strebte, natürlich viel drückender als für die phantastische Freiheit der alten Komödie, die sich über die Gesetze der Wahrscheinlichkeit keck hinwegsetzte, oder selbst für die Tragödie, die in heroischer Zeit unter Fürsten und Helden vor sich geht und dadurch naturgemäß mehr in der Öffentlichkeit spielt. Menander hat diese Fessel nicht zerreißen können, aber er hat — wenigstens in unseren Szenen — seine Komödie ungemein geschickt den Bedingungen des Ortes angepaßt, während die Römer die intimsten Vorgänge, selbst der Wochenstube, auf die Straße verlegen. Zwei Häuser sehen wir auf der Bühne, das eine gehört einem reichen Athener, das andre einer armen Bürgerin. Der Sohn des reichen Mannes steht bei Beginn des Stückes unschlüssig vor der Tür des Nachbarhauses und überlegt, ob er klopfen soll oder nicht. Er hat heimlich eine Liebschaft mit der armen Nachbarstochter begonnen, die nicht ohne Folgen geblieben ist; er hat auch die redliche Absicht gehabt, das Mädchen zu heiraten, aber während er auf einer Geschäftsreise in Korinth war, hat sein Vater anderweitig über seine Hand verfügt. Bei der Heimkehr hat er das Haus bekränzt, den Vater beim Opfer gefunden, ohne Aufschub soll er sich seiner Stiefschwester, der Tochter einer zweiten, anscheinend minderwertigen Frau des Vaters vermählen; Ehen zwischen Halbgeschwistern widersprechen der attischen Sitte nicht. Er wagt keinen offenen Widerspruch, aber er will auch die Geliebte nicht verlassen; so eilt er zu ihr und findet doch wieder nicht den Mut, ihr Haus zu betreten. Den Ausschlag gibt die Besorgnis, ihr Bruder vom Lande könne zu Hause sein. Den will er nicht treffen; darum zieht er es vor, in die Stadt zu gehen und zu sehen, ob ihm da nicht ein Ausweg einfällt. In wenig mehr als zwanzig Versen ist der Charakter des Liebhabers scharf umrissen. Dies Schwanken zwischen der Liebe zu dem verführten Mädchen und der Angst vor dem Vater, die Furcht vor einer lästigen Auseinandersetzung mit dem Bruder vom Lande und endlich der bequeme Ausweg, die Dinge vorläufig laufen zu lassen, geben ein nur allzu lebenswahres Bild des gutmütigen, aber schwachen, genußsüchtigen Jungen aus reichem Hause. Nun kommt die Gegenpartei zum Wort, noch knapper, aber ebenso kennzeichnend. Myrrhine, die Mutter des verführten Mädchens, tritt mit einer alten Freundin, Philinna, aus ihrem Haus, um sich von ihr vor der Tür zu verabschieden. Sie hat ihr drinnen ihr Leid geklagt und schließt nun ganz kurz: „Dir kann ich ja vertrauen; so also steht es.“ Diese wenigen Worte zeigen einen Fortschritt der dramatischen Technik gegenüber der klassischen Tragödie, der eine Hervorhebung verdient. Daß Myrrhine die sorglich geheim gehaltene Schande ihrer Tochter endlich, als alles verloren scheint, einer alten Freundin, wohl ihrer eigenen früheren

Amme, anvertraut, ist durchaus glaublich, aber sie tut es nicht auf der Straße, sondern im Haus, und die Schlußformel genügt doch für den Zuschauer zum Verständnis, weil der Monolog des Jünglings vorangegangen ist. Vergleicht man damit, wie noch die euripideische Iphigenie infolge banger Träume aus dem Tempel tritt und nun das Bedürfnis fühlt, sich selbst, d. h. dem Zuschauer, ihre ganze Genealogie von Pelops an zu erzählen, oder wie in Sophokles' „Trachinierinnen" Deianira einer Sklavin ihre Lebens- und Liebesgeschichte ausführlichst vorträgt, obwohl die Alte das alles genau so gut weiß wie sie selbst, so erscheint die Technik des Menander doppelt zu loben. Bekanntlich läßt noch heutigen Tages die Mehrzahl der Possen und sogenannten Lustspiele gerade in der Exposition die größten Unwahrscheinlichkeiten zu. Die alte Vertraute ist wütend, sie möchte am liebsten sofort zum Nachbar laufen und dem ungetreuen Liebhaber ihre Meinung sagen, aber Myrrhine hält sie zurück: „Laß den nur gehen." Sie ist ängstlich und resigniert; gegen den reichen Nachbar kann sie als arme Frau nicht aufkommen, zumal ihre eigene Vergangenheit, wie wir sehen werden, nicht ganz fleckenlos ist. Auch sie läßt die Dinge gehen, wie sie mögen, zu schwach, um sie zu lenken. Wenige Zeilen genügten dem Dichter, um das arme, gedrückte Weib, das vom Leben wenig mehr hofft, zu schildern, und diese Schilderung wird vervollständigt durch ihr ängstliches Zurücktreten, als nun zwei Sklaven des reichen Hauses mit Körben voll Laub und Blumen vom Lande herkommen. Sie will von den Sklaven des reichen Nachbarn, besonders von dem unverschämten Daos, nicht bemerkt werden, und er bemerkt sie auch wirklich zunächst nicht. Da haben wir wieder einen in der Folgezeit viel mißbrauchten Kunstgriff des Dichters. Es gehört zu den stehenden Gepflogenheiten der römischen und genau so der spanischen Komödie, daß neu auftretende Personen die auf der Bühne anwesenden so lange ignorieren, bis sie sich selbst mit ein paar Versen eingeführt haben. Dies fingierte Übersehen der Mitspieler wirkt, namentlich bei Calderon, oft unerträglich manieriert, ist aber ein sehr bequemes Hilfsmittel für den Dichter, um seine Figuren einzuführen. In unserer Menanderszene finden wir es zum ersten Male angewendet, und hier ist das Zurücktreten der Frauen und das Ignorieren ihrer Anwesenheit durch den Sklaven psychologisch vollkommen begründet. Dieser Sklave Daos ist eine Prachtfigur, ein Lieblingstypus des Dichters. Auf einem hellenistischen Reliefbild ist Menander dargestellt mit drei Masken vor sich, der eines Jünglings, der eines Mädchens und der eines listigen Sklaven. Das waren also die Figuren, die für ihn besonders charakteristisch schienen, das Liebespaar und der verschmitzte Sklave, der meist der eigentliche Leiter der Intrige ist. Wir kennen diese frechen, ergötzlichen Burschen zur Genüge aus Plautus und Terenz, bei Calderon fehlen sie nie, in Moretos „Donna Diana" spielt ein solcher Diener Perin die Hauptrolle, in Lessings Jugendlustspielen kehrt der alte Typus fast unverändert wieder, und in Beaumarchais' Figaro hat er seine feinste, moderne Ausprägung gefunden. Als Ahne einer stattlichen Nachkommenschaft tritt uns also dieser Daos entgegen, und man muß bekennen: er ist nicht weniger lustig als seine späten Enkel, dabei aber ein gut Teil feiner als die meisten von ihnen.

Gleich der Witz, mit dem er auftritt, ist im Altertum mehrfach wiederholt worden. Die Verse lauten in Wilamowitz' Übersetzung:

Ein so rechtschaffnes, frommes Feld wie unsres
Gibt's nicht zum zweiten Mal, das will ich meinen.
Was nur zum Schmucke der Altäre taugt,
Das trägt es, Myrtenzweige, Lorbeer, Efeu
Und so viel Blumen. Wenn man sonst was säet,
Bekommt man alles in der Ernte wieder
Reell, aufs Maß genau, kein Körnchen drüber.

Der Spott auf die unrentable Landwirtschaft ist nun keineswegs ein müßiger Witz; das eigentliche Hauptthema des Stückes wird damit leise angeschlagen. Der Mund des Sklaven spricht aus, was auch sein Herr denkt. Er hält sich wohl ein Gütchen vor der Stadt, weil das vornehm ist, aber im Gefühl seines Reichtums und seiner feinen Bildung verachtet der verwöhnte Städter den bäurischen Landwirt, der sich mit dem kargen attischen Boden so plagen muß. Das Stück heißt „Der Landmann", und wir können noch sehen, wie der gesunde Menschenverstand und der Herzenstakt des alten Landmanns die Verwicklungen löst, die städtische Sittenlosigkeit und Konvention angerichtet hatten. Wenn in mancher modernen Posse ganze Personen nur dazu da sind, um bestimmte Witze anzubringen, so werden umgekehrt in der Menandrischen Komödie die Witze angebracht, um die Charaktere zu exponieren.

Nun erst sieht Daos die Myrrhine, und damit ist die eigentliche Exposition abgeschlossen; sein Gespräch mit der von ihm gründlich mißachteten armen Nachbarin bringt das, was Freytag in der „Technik des Dramas" das erregende Moment nennt. Er hat vom Lande wichtige Neuigkeiten für sie mitgebracht. Er selbst glaubt, ihr eine Freudenbotschaft zu verkünden, aber er gefällt sich darin, mit dem Unangenehmen zu beginnen. Ich kann mir nicht versagen, das Gespräch in Wilamowitz' ausgezeichneter Übersetzung mitzuteilen:

Daos: Ah, Myrrhine, viel Glück zum Gruß!
Myrrhine: Auch dir.
Daos: Ich hab dich nicht gesehen, du hochachtbare,
Ehrsame Frau. Wie steht's? Ich möchte dir
Von einer frohen Botschaft oder besser
Von einem freudigen Ereignis, das
Mit Gottes Hilfe bald eintreten wird,
Zu kosten geben und der erste sein,
Der dir davon erzählt. Kleainetos,
Bei dem dein Junge in Arbeit steht, hat kürzlich
Beim Graben in dem Weinberg sich den Schenkel
Recht ordentlich zerschlagen.
Myrrhine: Ach, ich Ärmste!
Daos: Hab keine Sorge: höre mich zu Ende.
Infolge der Verletzung schwoll dem Alten
Am dritten Tage das Bein gewaltig an.
Das Fieber wurde hoch; es stand recht übel.
Philinna: Daß dich das Donnerwetter, schöne Freude
Bringst du uns mit.

Myrrhine: Sei stille, Mütterchen.

Daos: Da braucht er einen Pfleger. Die Bedienung,
Wie er sie hat, die Sklaven und Barbaren,
Die dachten: laßt den Alten nur krepieren.
Aber dein Sohn — als wär's sein eigener Vater,
Stand er allein ihm bei. Er rieb ihn ein,
Massiert' ihn, wusch ihn, bracht' ihm Trank und Speise,
Sprach ihm gut zu und hat mit seiner Pflege,
So schlimm es schien, ihn wieder auf die Beine
Gebracht.

Myrrhine: Der liebe Junge!

Daos: Ja, das hat
Er wirklich gut gemacht. Der Alte nämlich
Nahm ihn zu sich herein, jetzt hatt' er Muße,
Den Spaten war er los und all die Plage
(Er führt ja solche harte Lebensweise),
Und da erkundigt er sich bei dem Jungen
Nach seinen Sachen: manches wußt' er wohl
Auch vorher. Der erzählt ihm die Geschichte,
Spricht auch von dir, der Schwester und wie schwer
Du's hast; den Alten packt das Mitgefühl,
Er meinte, für die Pflege müßt' er sich
Doch unbedingt erkenntlich zeigen: einsam
Und alt fühlt er sich auch; da kriegt er denn
Ein Einsehen: euer Mädel will er freien.
Das ist der Kern von meiner langen Rede.
Gleich sind sie hier; er holt euch alle mit
Aufs Land. Ihr braucht euch mit der Armut nicht
Mehr rumzuschlagen, dieser widerspenstigen
Und unträtablen Bestie, noch dazu
Hier in der Stadt. Ich sind', entweder muß man
Geld haben oder leben, wo das Elend
Nicht zu viel Zeugen hat. Ländliche Stille
Und Einsamkeit ist dafür sehr erwünscht.
Die Freudenbotschaft wollte ich dir verkünden.
Leb wohl.

Auch hier ist alles wohlüberlegt. Beachten muß man nicht nur die packende Erzählung und die hochmütige Schlußbetrachtung des Sklaven, der sehr zufrieden ist, die arme Nachbarschaft loszuwerden, — sehr wichtig ist auch der Zwischenruf Myrrhines. Warum regt sie das Mißgeschick des Brotherrn ihres Sohnes, den sie anscheinend gar nicht kennt, so auf, daß sie „ich Ärmste" ruft? Eine andre Arbeitsstelle wird er doch leicht bekommen, denn freie Jünglinge, die Landarbeit tun wollen, sind im damaligen Athen etwas Seltenes. Geht Kleainetos sie vielleicht näher an, als er selbst und ihre Kinder es ahnen, und hat sie ihren Sohn aus bestimmten Gründen grade zu ihm geschickt? Dieser Verdacht wird bestätigt durch die wenigen Verse, die von der folgenden Szene erhalten sind.

Die Wirkung von Daos' Mitteilung ist eine ganz andre, als er selbst und offenbar auch Philinna erwartet hatten. Nach ihrer Meinung mußte Myrrhine sehr froh sein, ihre Tochter durch den Heiratsplan des alten

Kleainetos wohlversorgt und die ganze Familie jeder Not ledig zu sehen; statt dessen zeigt sie offen ihre Bestürzung, sobald Daos verschwunden ist.

Philinna: Was hast du, Kind?
Was rennst du hin und her und ringst die Hände? —
Myrrhine: Philinna, ich bin ratlos. Was beginn ich?
Weißt du denn, wessen Kind sie ist?[1])
Ach, diesem und keinem anderen — —

Hier bricht der Papyrus ab, aber die Ergänzung „gebar ich sie" oder dgl. ergibt sich von selbst, sobald man die letzten erhaltenen Worte richtig gefaßt hat; Kleainetos der Alte, der um sie wirbt, ist der Vater des Mädchens. Myrrhine hat in ihrer Jugend, sei es als Mädchen — was glaublicher ist — oder auch als Frau, einen Fehltritt begangen, und Kleainetos war der Verführer. Die ausgelassene Schwärmerei der Dionysosfeste pflegt in der attischen Komödie die Gelegenheit zu solchen Vergehungen zu schaffen. Sie ist dem Vater ihres Kindes, vielleicht auch ihrer beiden Kinder, die ja Zwillinge sein können, aus den Augen gekommen, er ihr aber nicht, und sie hat ihren Sohn bei ihm arbeiten lassen, wohl in der stillen Hoffnung, ihren Kindern dadurch sein Interesse zu gewinnen. Daher ihr Entsetzen, als sie von seiner schweren Verwundung hört, daher ihre Freude über die liebevolle Pflege ihres Sohnes, der den Alten behandelt, wie wenn es sein eigener Vater wäre. Daher ihre Bestürzung, als sie von seiner Werbung erfährt. Wie das Verhältnis von Myrrhine zu Kleainetos im einzelnen begründet war, bleibt unsicher, aber sicher scheint mir, daß er der Vater ihrer Tochter ist. Für den Fortgang der Handlung bieten andre, meist in Florilegien erhaltene Fragmente wenigstens einigen Anhalt. Kleainetos und Gorgias kommen, und der Jüngling erfährt zunächst wohl nur, daß seine Schwester von dem reichen Nachbarssohn verführt und verlassen ist. Der Jüngling braust auf, er will gerichtlich gegen den Verführer vorgehen, was er nach attischem Rechte konnte, aber der alte Landmann rät ihm ab — er kennt die Unzuverlässigkeit der athenischen Gerichte:

Der Arme wird verachtet, Gorgias,
Auch wenn er zehnmal recht hat. Ums Erpressen
Sei's ihm zu tun, so meint man, wenn er klagt.
Und wer im Kittel kommt, der heißt sogleich
Ein Sykophant, auch wenn er Unrecht litt.

Nicht auf gerichtlichem Wege, sondern durch seine Menschenkenntnis und Altersklugheit führt er die Sache zu gutem Ende:

Ein Bauer bin ich, und dies leugn' ich nicht —
Nicht gar bewandert in dem Stadtgetrieb —
Doch hat die Zeit mich mancherlei gelehrt.

So charakterisiert er sich selbst.

Die Wechselfälle der Entwicklung sind uns verborgen, aber der Schluß läßt sich erraten. Kleainetos erkennt die Tochter der Myrrhine als sein Kind an, gibt ihr eine Mitgift und vermählt sie dem reichen Nachbarsohn, dessen Vater nun nichts mehr gegen die Schwiegertochter einzuwenden hat. — Mit

[1]) Hier glaube ich von Wilamowitz etwas abweichen zu müssen.

der Hand der Halbschwester des Bräutigams wird dann wohl der brave Gorgias bedacht werden, denn unter zwei Verlobungen tut es die antike Komödie nicht gern. Der Alte selbst wird mit der Geliebten seiner Jugend auf das Land zurückgekehrt sein.

Aber mag in dem Stücke auch vielerlei dunkel bleiben, nicht darauf beruht der Wert des Papyrus Nicole, daß wir vom Inhalt des „Georgos" eine deutlichere Vorstellung bekommen, sondern daß wir an drei Szenen die meisterhafte Technik des Dichters beobachten können. An Knappheit der Darstellung, an Schärfe der Charakteristik und an Natürlichkeit der Rede läßt er seine römischen Bearbeiter unendlich weit hinter sich, und ich kenne keinen Dichter unserer Tage, der eine Lustspielexposition besser machen könnte als dieser erste Meister der Charakterkomödie.

Fast in allen Komödien, alten wie neuen, sind die Schlußszenen schwächer als die ersten Akte; es ist daher kein Wunder, wenn uns Menanders Kunst in dem Schluß der „Perikeiromene" weniger starken Eindruck macht. Die Engländer Grenfell und Hunt haben ein einundfünfzig Verse umfassendes Bruchstück dieser Komödie in Oxyrhynchos gefunden und vortrefflich veröffentlicht. Über den Inhalt des Stückes, das den seltsamen Namen die „Geschorene" trägt, sind wir ziemlich gut unterrichtet. Ein Soldat Polemon hat bei der Eroberung einer Stadt eine Gefangene, Glykera, gemacht und nach Athen gebracht, die er leidenschaftlich liebt und eifersüchtig bewacht. Neben seinem Haus wohnt ein wohlhabender Athener Pataikos, der in eben jener eroberten Stadt eine in frühester Jugend aus dem Lande gekommene Tochter wohnen hatte. Wie das begründet war, wissen wir nicht. Genug, er schickt in Besorgnis um das Los dieser Tochter seinen Sohn in das Nachbarhaus, um sich bei dem gefangenen Mädchen zu erkundigen. Während beide zusammen sprechen, kommt Polemon nach Haus, hält den harmlosen Jüngling, der offenbar davonläuft, für einen Liebhaber, und in seiner Wut schneidet er der Glykera das Haar vollständig ab — ein großer Schimpf für das Mädchen. Sie entflieht zu dem Nachbar; dort stellt sich heraus, daß sie dessen Tochter ist, und damit ist sie als athenische Bürgerin für Polemon unerreichbar. Sobald dieser das Unbegründete seiner Eifersucht einsieht und begreift, daß ihm durch eigene Schuld die Geliebte für immer verloren ist, gerät er in die höchste Verzweiflung, ja, er will sich aufhängen. Mit der Selbstmordankündigung beginnt unser Fragment, mitten in einem Gespräch des Polemon mit einer alten Sklavin Doris. Die Alte weiß, daß Glykera den im Grunde gutmütigen Polemon trotz seiner Rauheit liebt und bereit ist, ihm zu verzeihen; so erbietet sie sich, Glykera zurückzuholen, wenn Polemon für künftig Besserung gelobe.

Der Freudenrausch, in den sie damit den etwas tölpelhaften Krieger versetzt, ist wieder ein Kabinettstück von Charakteristik; ich will versuchen, es zu übersetzen:

An nichts würd' ich es fehlen lassen, glaub es mir,
Du hast ganz recht. — So geh doch nur. — Ich laß dich frei,
Gleich morgen, Doris. — Und was ich noch sagen wollte,
So höre doch — schon ist sie fort. Ach Eros, Eros,
Wie stark hast du mich doch gepackt. — Der Bruder war's,

Den sie empfing, kein Buhle. — Und ich Unglücksmensch,
Ich eifersüchtiger Narr, ich glaubte gleich an Trug
Und wurde rasend! — Hätt' ich mich nur aufgehenkt,
Mir wär schon recht geschehen.

Das Abspringen der Gedanken, das Durcheinander der Stimmungen und dabei das warme, naive Gefühl, das ohne jede Spur von Rhetorik zum Ausdruck kommt, wird unvergleichlich frisch und echt geschildert. Der Verzicht auf jegliche künstliche Rhetorik ist bei einem Dichter dieser Zeit besonders auffallend und erfreulich.

Die treue Doris kehrt bald zurück und kündigt das Kommen des Pataikos und der Glykera an. Polemon eilt, in ungeschickter Hast einige Opfervorbereitungen zu treffen und der alte, etwas salbungsvolle Pataikos verlobt die Tochter dem Polemon als rechtmäßige Gattin mit einer Mitgift von 18000 Drachmen.

Die Bitte Polemons um Verzeihung ist kurz und herzlich, die Antwort Glykeras ein wenig förmlich und gemessen, wie es sich für eine attische Ehefrau geziemt. Mit der Ankündigung des Pataikos, er wolle nun noch für seinen Sohn um die Tochter des Philinos anhalten, schließt das Blatt — offenbar bezieht sich dies zweite Verlöbnis auf eine Nebenintrige, von der wir nichts wissen. Der fehlende Schluß umfaßte wohl nur noch wenig Verse; man sieht den letzten erhaltenen Sätzen an, wie der Dichter eilt, zum Ende zu kommen. Die Wiedervereinigung und das Verlöbnis wirken frostig, die volle Kunst des Dichters offenbart sich dagegen in dem kurzen Monolog des Polemon, in dem am Ende des Stücks noch einmal der ganze Charakter so scharf beleuchtet wird.

Auf die beiden Petersburger Pergamentblätter genauer einzugehen, versage ich mir; sie enthalten gegen 100 leider vielfach sehr zerstörte Verse der Komödie Phasma, „das Gespenst". Sehr reizvoll ist hier die Art, wie ein älterer Freund, vielleicht ein Pädagoge, einem an Weltschmerz krankenden Jüngling beizubringen sucht, alle seine Leiden rührten nur davon her, daß es ihm zu gut gehe. Aber wichtiger als diese Lehre sind für Menanders Technik die Reste des Prologes. In Euripides' Tragödien tritt nicht selten zu Anfang ein Gott auf, der mit dem weiteren Stücke nichts zu tun hat, aber die Grundlagen der Fabel, oft auch ihren Ausgang mitteilt. Aristophanes' Komödie kennt solche Prologe nicht. Bei Plautus und Terenz haben wir dagegen wieder Prologe, und hier sind sie zum Teil zu einem Privatgespräch des Dichters mit dem Publikum geworden. In Plautus' „Truculentus" z. B. stellt der Prologsprecher Fragen an das Publikum: „wollt Ihr das und das hören oder nicht?" dann heißt es, sie nicken, oder sie schütteln den Kopf. Ganz dieselbe Form hat schon Menander im „Phasma"; es werden Einwürfe des Publikums fingiert, das den Sprecher auffordert, nun mal endlich ohne Umschweife zu reden; der Prologsprecher erwidert: „Gut, ich will's tun, was bleibt mir anders übrig!" und erzählt dann den Kern der Fabel. Wir sehen also: auch diese barocke Einleitung des Spiels ist keine römische Erfindung, sondern von Menander im Anschluß an Euripides ausgebildet. Die Einwirkung des Dichters auf die

Folgezeit ist auch hier eine ungemein nachhaltige gewesen, der Prolog, der in Shakespeares „Heinrich V." jeden Akt einleitet, und das Vorspiel auf dem Theater in Goethes „Faust", sie hängen deutlich mit Menanders Prologen zusammen.

Jede Erweiterung unserer Kenntnis von Menander wird uns den Reichtum seiner Kunst und die Macht seiner historischen Wirkung nur immer klarer erkennen lassen. Viel hat uns der Boden Ägyptens schon geschenkt — mehr erwarten wir von ihm. Menander ist bis in das vierte und fünfte Jahrhundert n. Chr. in Ägypten gelesen worden, im Sande des Fayum, in den Gräbern der Toten müssen noch Handschriften von ihm stecken, und wir müssen sie finden[1]). Mit stolzem Zutrauen sieht die Philologie der noch längst nicht abgeschlossenen Bereicherung ihres Stoffes entgegen, und mit Zuversicht darf sie hoffen, daß in absehbarer Zeit auch das Bild Menanders kein Torso mehr sein wird, sondern eine vollendete, in Anmut und Frische strahlende Gestalt, wie der Hermes des Praxiteles.

[1]) Seit dies niedergeschrieben wurde, haben die erfolggekrönten englischen Gelehrten Grenfell und Hunt Bruchstücke einer neuen Komödie Menanders, des „Schmeichlers", veröffentlicht, die ich hier nicht mehr behandeln kann.

Die leitenden Staatsmänner Englands.

Von

Felix Salomon.

I. Joseph Chamberlain und der englische Konservatismus.

Unter den in England augenblicklich maßgebenden Staatsmännern sind vor andern zwei zu verstehen: Joseph Chamberlain und Lord Rosebery. Als leitende Persönlichkeiten sind sie zu bezeichnen, trotzdem beide zurzeit außer Amtes, weil sie es sind, die dem englischen Parteileben ihr Gepräge geben. Darum verdienen ihre Bestrebungen und Ziele auch unser Interesse, zumal unsere Blicke jetzt häufig nach England gerichtet und von dort aus Entscheidungen zu erwarten sind, die auch uns berühren. Diesem Interesse sollen die folgenden Ausführungen nachkommen: sie sollen deutsche Leser in stand setzen, sich nach Möglichkeit ein sachliches Urteil über die politischen Rollen von Männern zu bilden, deren Namen sie viel im Munde führen. Gewiß ist die Aufgabe, Zeitgenössisches sachlich zu behandeln, nur in sehr beschränktem Maße lösbar; immerhin darf einmal der Versuch gewagt werden, die vor unseren Augen sich abspielenden Bewegungen und Gegensätze von einem Standpunkte zu betrachten, der über die Tagesstreitigkeiten erhebt. Es darf versucht werden, die politische Laufbahn Chamberlains und Roseberys darzustellen, um den Inhalt der politischen Programme beider in die Parteigeschichte einzureihen; auf diese Weise werden historische Maßstäbe gewonnen. Chamberlains heutige Bedeutung ist derart im Zusammenhange mit der Geschichte und den Leistungen des englischen Konservatismus zu würdigen, dem er ursprünglich nicht angehört, aber dessen moderne Eigenart auf seinem Einflusse beruht. Und Roseberys Stellung ist im Lichte der Geschichte des Liberalismus zu betrachten, dessen Aussichten kein andrer mehr verkörpert als er. Bei dieser Behandlungsweise ist eine fruchtlose Kritik alles Persönlichen zu vermeiden. Hat doch auch kein persönliches Empfinden für den einen oder andern die Feder in die Hand gegeben, weder eine Sympathie noch eine Antipathie, sondern folgende Überlegung: daß es uns nützlich sei, das heutige Eng-

land zu verstehen, und daß es für jeden, der einen Einblick in die englischen Verhältnisse gewonnen hat, Pflicht sei, zur Klärung unserer öffentlichen Meinung beizutragen [1]).

1. Chamberlains Herkunft. Seine radikale Periode bis zum Übertritt zu den Konservativen.

Chamberlains Familie führt ihren Stammbaum bis in das 17. Jahrhundert zurück. Sie rühmt sich, von einem der zweitausend Geistlichen abzustammen, welche 1662 aus der Staatskirche austraten und ihre Pfründe aufgaben, weil sie die Uniformitätsakte nicht anerkennen wollten. Seit jenen Zeiten haben die Nonkonformisten nach Beseitigung der von der Staatskirche beanspruchten Vorrechte gestrebt; als dann im 19. Jahrhundert im Liberalismus eine Partei erstand, welche die Gleichberechtigung auf ihr Banner schrieb, haben die Nonkonformisten sich dieser beigesellt. So finden wir Chamberlains Vater im Lager der Liberalen, voll von Eifer für die liberale Sache, ohne daß er aber in der Politik hervorgetreten wäre. Dem Geiste seiner Partei- und Glaubensgenossen gemäß gab er sich humanitären Bestrebungen hin. Traditionell war in der Familie auch der Beruf. Mit Chamberlains Vater zählte die vierte Generation zur Schuhmacherzunft. Das Handwerk hatte einen goldenen Boden, denn Chamberlains Eltern waren vermögende Leute. Derart ist der Staatsmann, 1836 geboren [2]), in Verhältnissen aufgewachsen, die ihm von Anfang an für seine Tätigkeit wie für sein Streben eine bestimmte Richtung gewiesen haben: es war natürlich, daß auch er in das Gewerbe eintrat, und daß er mit den Augen eines Nonkonformisten und Liberalen in die Welt geblickt hat. Aus der Vergangenheit knüpfte ihn also nichts an den Konservatismus; nichts auch wies den Weg zu den obersten Würden im Staate, denn noch nie zuvor war ein englischer Staatsmann aus dieser Sphäre des Gewerbelebens hervorgegangen. Auch während der Schulzeit nahm er keine Eindrücke in sich auf, die ihn auf andres gelenkt hätten; er lernte

[1]) Andre sind mit gleichem Bestreben vorangegangen. Ich erinnere an die schöne Abhandlung von Erich Marcks, „Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation". 1902; auch dessen jüngst erschienener Vortrag „Die imperialistische Idee in der Gegenwart". Neue Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von der Gehe-Stiftung zu Dresden. Erstes Heft. Oktober 1903, gehört zum Teil hierher. Ferner: Richard Ehrenberg, „Deutschland und England". Lotse. Heft 9 und 10. 1902. Über Chamberlain schrieb bereits in dieser Zeitschrift M. von Brandt (März 1900). Dankbar für seine Anregungen, setze ich mich mit ihm im stillen auseinander, zugleich seine Ausführungen ergänzend und weiterführend.

[2]) Literatur: S. H. Jeyes, The Right Hon. Joseph Chamberlain. „Public Men of to-day". London 1896. — Foreign and Colonial Speeches by the Right Hon. Joseph Chamberlain, M. P. London 1897. — N. Murrell Marris, The Right Hon. Joseph Chamberlain. The Man and the Statesman. London 1900. — S. H. Jeyes, Mr. Chamberlain. His Life and public Career. London 1903. — C. A. Vince, Mr. Chamberlain's Proposals. What they mean and what we shall gain by them. With a Preface by the Right Hon. Joseph Chamberlain, M. P. London 1903. — Imperial Union and Tariff Reform. Speeches delivered from May 15 to Nov. 4, 1903. By the Right Hon. Joseph Chamberlain, M. P. With an Introduction. London 1903.

nur an seiner Person den Druck kennen, welchem die Dissenters im Religionsunterricht ausgesetzt waren, und das schürte seine Abneigung gegen das herrschende Kirchensystem. Nach Erledigung der Schule nahm ihn der Vater in sein Geschäft, das sich zu einer ansehnlichen Schuh- und Stiefelfabrik entfaltet hatte; hier hat er die ersten Anfänge einer eigenen Initiative gezeigt. Dieselbe äußerte sich darin, daß er sich nicht bloß um die Mittel des geschäftlichen Gewinnes bekümmerte, sondern zugleich um das Leben und Treiben der Arbeiter, deren Ansichten und Urteile über ihr Leben und Los er einzuholen liebte. Waren solche Interessen bei ihm angeregt, so wurde es für seine Entwicklung bedeutsam, daß die väterlichen Unternehmungen ihn im Alter von achtzehn Jahren von London hinweg nach Birmingham führten, wo er in eine in Gemeinschaft mit des Vaters Schwager gegründete Fabrik für hölzerne Schrauben eintrat. Er wurde dann im Laufe der Jahre Chef der Firma und leitete die Fabrik in energischem Kampfe gegen Konkurrenz so erfolgreich, daß er nach zwanzigjähriger Tätigkeit sich mit eigenem Vermögen in voller finanzieller Tätigkeit zurückziehen konnte. Der Aufenthalt in Birmingham brachte ihm also die materielle Grundlage für eine unabhängige Existenz, aber er brachte auch noch andres: die Jahre der Fabrikleitung waren eine fruchtbare Lehrzeit für den Mann, der sich nicht mit der Rolle des Arbeitgebers begnügte, sondern dahin strebte, sich zu einem einer größeren Gemeinschaft nützlichen Sozialpolitiker heranzubilden. Für diesen Zweck hatte Birmingham ein zugänglicheres und reicheres Beobachtungsgebiet gewährt als London; stellte es doch eine typische Fabrikstadt dar; etwa vier Fünftel der Gesamtbevölkerung bestanden aus Arbeitern. Und es war eine erfolgreiche Betriebsamkeit; die überraschenden Erzeugnisse der Birminghamer Industrie waren es damals, die zu dem Versuche der ersten Weltausstellung anregten. Im Bewußtsein des Könnens steigerten die Arbeiter aber auch ihre Ansprüche und strebten dahin, sich eine bessere Lebenshaltung zu sichern, als die Zugeständnisse des politisch maßgebenden liberalen Mittelstandes sie ermöglichten. Das war die Umgebung, in der Chamberlain sich weiterem Studium sozialer Fragen gewidmet hat; und ließ dieses Studium auch ihn das Unzureichende in der Politik der liberalen Partei erkennen, so ist er über die Grenzen des väterlichen Liberalismus hinweggeführt worden. Er hat hier den Standpunkt einzunehmen gelernt, den er nie mehr verlassen hat: die Dinge zu sehen, nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben. Das heißt: er wurde ein Radikaler. Zu seinen praktischen Beobachtungen sind theoretische Studien gekommen, um seinem Radikalismus die eigentümliche Färbung zu geben; wir konstatieren bei ihm die Einwirkung Benthams, des Lehrmeisters der Mehrzahl älterer englischer Radikaler, und französischer Lesefrüchte. Von Bentham übernahm er das abstrakte Denken über staatliche Dinge unter einem vorher gefaßten Gesichtspunkte; auch dessen Maßstäbe machte er zu den seinigen. Es prägte sich ihm das Glücks- und Nützlichkeitsprinzip ein, daß das größte Glück der größten Zahl der Maßstab sei für Recht und Unrecht; als politisches Ziel trat ihm die Demokratisierung Englands vor Augen. Von den Franzosen lernte er, daß, „als unsere sozialen Einrichtungen zuerst Form gewannen,

jedermann mit natürlichen Rechten auf die Welt kam, mit dem Recht auf einen Anteil an dem großen Besitz der Gemeinschaft, mit einem Recht auf einen Teil des Landes seiner Geburt". Für den Verlust dieser Rechte wäre die Gesellschaft einen Ersatz schuldig. Diese Lehren sind der geistige Nährboden für seine Schaffenskraft geworden; aus ihm entsprang fortan ein Reformpostulat Chamberlains nach dem andern. Die Befriedigung seines Lebens ist es geworden, daß mit der Einsicht in die vorhandenen Übel für ihn die Mittel verfügbarer wurden, Übeln abzuhelfen. In kleinstem Maßstabe begann er sich reformierend zu betätigen: in seiner eigenen Fabrik. Eine bessere Bildung der Arbeiter schien ihm hier eine erste Notwendigkeit zu sein; darum richtete er einen Arbeiterklub mit einer Nachtschule ein, in der er selbst Unterricht erteilte. Gleichzeitig ging er die einschlägigen Blaubücher durch, um sich in die soziale Gesetzgebung, soweit sie bisher das Parlament beschäftigt hatte, einzuarbeiten. Von 1864 an erweiterte sich sein Wirkungsgebiet; er trat der Politik näher.

Erst als Zuschauer, und als solcher sah er das merkwürdige Schauspiel des Konflikts zwischen Gladstone und Disraeli sich abspielen, eines Konflikts, der in einem Wettlauf zwischen den beiden Parteiführern auslief, indem beide sich im Versprechen einer Reform des parlamentarischen Wahlrechts überboten, welche weiteren Volksschichten politischen Einfluß gewähren sollte. Gladstone und der Liberalismus gingen als Sieger hervor; in der Stellungnahme zu dieser Tatsache hat Chamberlains aktive politische Tätigkeit eingesetzt. Wie sollte er sich verhalten? Er war Radikaler geworden; Gladstones Liberalismus ging von andern Voraussetzungen aus als der seinige. Sollte er selbständig vorgehen? Einer getrennt von den beiden großen Parteien wirkenden Gruppe winkten geringe Aussichten. Oder sollte er sich der konservativen Opposition beigesellen, um bei dieser Stimmung für seine Ideen zu machen? Was später eingetreten ist, wäre damals für Chamberlain noch ein ungeheuerlicher Gedanke gewesen. Nein; am nächsten lag, Gladstone zunächst zu unterstützen, zumal dieser vieles einem Radikalen durchaus Sympathische in sein Programm aufgenommen hatte, und nachher zu versuchen, den Minister nach Möglichkeit in das radikale Fahrwasser zu bringen. So haben Chamberlains erste öffentliche Reden, zu denen er als Mitglied gemeinnütziger Vereinigungen Gelegenheit fand, der Billigung wichtiger Maßnahmen des Gladstoneschen Ministeriums gegolten: der „Irish Church Disestablishment Bill" und der „Education Bill"; nur klang ein radikaler Unterton durch. Der Umstand, daß die Peers gegen die irische Bill stimmten, nachdem die Majorität des Unterhauses sie genehmigt hatte, veranlaßte ihn zu heftigen Ausfällen gegen das Oberhaus: es sei unvereinbar mit der Selbstachtung des englischen Volkes, die Meinung eines einzigen unbekannten Edelmannes derjenigen von Hunderten oder Tausenden seiner Mitbürger gleich zu achten. Die „Education Bill" lag auch ihm am Herzen; das war ja das Gebiet, auf dem er bisher am besten Bescheid wußte. Es war ihm aus der Seele gesprochen, daß der Volksschulunterricht obligatorisch werden sollte, und daß aus diesem Grunde die Zahl der Volksschulen vermehrt würde. Er verlangte aber dazu noch das: der

Unterricht müßte für Unbemittelte kostenlos sein, und die Religion müßte aus den Volksschulen verwiesen werden; hier kam in ihm der Nonkonformist zu Worte. Wer Gladstone kennt, weiß, daß keine Forderung mehr als die letztere ihm zuwider war; die Bill hat dann in der Form, in der sie 1871 zum Gesetze geworden ist, hinsichtlich der Schulgelder Zugeständnisse gemacht, den Religionsunterricht aber in alter Weise bestehen lassen. Die Folge war: ein offener Zwiespalt zwischen Chamberlain und Gladstone begann. Würde Chamberlain nun sich zurückziehen, als er erkannte, daß die überwiegende Mehrheit der Partei für Gladstone war, ja, daß dem liberalen Führer vorgeworfen wurde, auch er sei schon für einen Liberalen zu weit gegangen? Das war Chamberlains Art nicht; überzeugt von der Güte seiner Sache und unbekümmert um die Folgen ging er zum Angriffe vor. Schon hatte er ja auch einen Anhang hinter sich, und einig wußte er sich besonders mit einem Manne, von dem er viel hielt: mit John Bright; lange hat er mit diesem im Gedankenaustausch gestanden, merklich sich seinem Einflusse hingebend, aber auch ihm gegenüber von Anfang an in Selbständigkeit beharrend. Er formulierte sein erstes eigenes Programm: es faßte die Summe seiner bisherigen Erkenntnis zusammen. Vier Schlagworte warf er in die Öffentlichkeit: freie Kirche, frei Land, freie Schulen, freie Arbeit. Unter „freier Kirche" wünschte er mehr erreicht zu sehen als religiöse Duldung; er forderte „religiöse Gleichheit". Unter „frei Land" verstand er Maßnahmen zur Wiederherstellung des eingegangenen kleinen freien Grundbesitzes früherer Epochen; nicht daß er an einen willkürlichen Eingriff in bestehende Besitzrechte dachte. Mit „freier Arbeit" war das Recht der Arbeiter gemeint, die Arbeitsbedingungen mitzubestimmen, und „freie Schulen" waren konfessionslose Schulen.

Indem er dieses Programm vorbrachte, bezeichnete er sich als „vorgeschrittenen Liberalen" und definierte einen solchen als eine Person, die, um an die Wurzel des Übels zu gelangen, sich nicht durch irgendein Privileg, irgendeinen Präzedenzfall oder irgendeine Gewohnheit abhalten lassen würde; wo so viel Elend noch existiere, dürfe man nicht sagen, daß das liberale Programm erschöpft sei. „Sind die Führer erschöpft, so ist es die Pflicht der Gefolgschaft, ihre Aufmerksamkeit auf Wichtiges hinzuzwingen." Er warnte: die liberale Partei würde nicht eher wieder geeinigt sein, bevor die Arbeiter und Nonkonformisten befriedigt sein würden. Allerdings wußte er wohl, daß das bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Unterhauses nicht zu erreichen sein werde; aber eine Zeit werde kommen, wo jedermann im Lande eine Stimme habe und die noch vorhandenen Anomalien hinweggeschwemmt sein würden. Wären diese Reformen erreicht, so würde er dann vielleicht aus einer Prüfung als leidlicher Konservativer hervorgehen. Als er merkte, daß er auf die Parteileitung wenig Eindruck machte, sagte er sich von dem herrschenden Liberalismus ganz los. „Ist der Konservatismus" — das war sein Schlachtruf — „organisierte Selbstsucht, so ist in letzter Zeit der Liberalismus Selbstsucht ohne Organisation gewesen." Er hätte seine Grundsätze aus den Augen verloren, um nach Stimmen zu angeln. Diejenigen, die ihre Überzeugungen über ihre Partei und Prinzipien höher stellten als Personen, hätten keine

andre Alternative, als zu revoltieren. Sie müßten Isolierung und Unpopularität erwarten, aber wenn sie standhaft blieben, würde es ihnen an Anhängern nicht fehlen. Dieses Auftreten blieb nicht ohne Wirkung: zu den Ursachen, welche 1873 den Liberalen die Niederlage brachten, zählte die Stellungnahme Chamberlains und seines Anhanges. Der Liberalismus hatte zurzeit tatsächlich abgewirtschaftet; der Konservatismus kam ans Ruder.

Und nun eröffnet sich eine Periode, die im Hinblick auf Chamberlains Zukunft eine besondere Aufmerksamkeit hervorruft: wir beobachten Chamberlain zum ersten Male gegenüber einer machtvollen konservativen Regierung. Und wir werden gespannt, indem wir erfahren, daß es ihm nach erst vergeblichen Versuchen nun auch gelingt, durch Birmingham in das Parlament gewählt zu werden. Da wird er in den Anfängen von Disraelis Ministerium aber zunächst von der Politik abgelenkt, und zwar dadurch, daß sich ihm für einige Jahre ein neuer Wirkungskreis eröffnet: er wird zum Bürgermeister von Birmingham bestellt; ein ihm sympathischer Posten, denn in dieser Stellung darf er beginnen, sich über die Räume seiner Fabrik hinaus praktisch als Reformator zu betätigen. Es ist allgemein bekannt, daß er das mit Erfolg getan hat; unter seiner Leitung wurde aus der schmutzigen, rauchigen, ungesunden Fabrikstadt eine moderne Musterstadt mit Luft, Licht und Ordnung. Und nicht wünschte er nur, wie er sagte, die seinem Schutz Empfohlenen gesünder zu machen, sondern auch glücklicher. Um die Unbemittelten aus der Öde des täglichen Lebens herauszureißen, fügte er zu den gesundheitlichen und baulichen Verbesserungen die Einrichtung von Museen, Bibliotheken, öffentlichen Gartenanlagen usw. „Wir sind zu sehr gewöhnt, zu vergessen, daß die Häßlichkeit des täglichen Lebens einen schlechten Einfluß auf uns hat.“ Es sei nicht mehr die Schuld der Leute, daß sie lasterhaft und unmäßig, als daß sie mißgestaltet und verkrüppelt seien; das eine sei der physischen Atmosphäre zuzuschreiben, die moralische Atmosphäre rufe notwendigerweise das andre hervor. So haben ihn erst von 1876 an die Pflichten des Abgeordneten auf das Gebiet der Politik zurückgeführt, und hier, an der Schwelle seiner parlamentarischen Tätigkeit sei der Ansprache gedacht, die er an seine Wähler in Birmingham gehalten hat: Welches sei, davon ging er aus, das dem Birminghamschen Liberalismus zugrunde liegende Prinzip?

Es ist, daß wir dem Volke vertrauen, daß wir festes Zutrauen haben zu seinem gesunden Menschenverstand und Patriotismus, und wenn das größte Glück der größten Zahl ist — wie ich glaube, daß es ist — der hauptsächlichste Zweck der Regierung, so meinen wir, daß das Volk am besten seine eigenen Angelegenheiten versteht und am besten fähig ist, seine höchsten Interessen zu sichern, ohne dabei irgendeiner andern Klasse oder Gruppe unrecht zu tun. Irrtümer des Volkes sind weniger gefährlich für die Allgemeinheit als solche einer Minorität oder einer privilegierten Klasse.

Dann kam er auf seine Reformverlangen zu sprechen: bessere Vertretung, Sorge für die Erziehung, Beseitigung der Hauptursachen sozialer Zwietracht und der Hindernisse politischen Fortschritts, Sorge für die Nahrung und den Komfort von Millionen von Mitbrüdern.

England, sagt man, sei das Paradies der Reichen. Wir haben darauf zu sehen, daß man nicht duldet, daß es zum Fegefeuer der Armen werde.

Zum Schluß wies er es zurück, sich in irgendeinem Sinne als Vertreter der Mittelklasse zu betrachten, in einer Stadt, in der vier Fünftel der Bevölkerung der arbeitenden Klasse zuzuzählen seien.

Die arbeitenden Klassen haben viel von der Gesetzgebung zu erwarten, und obwohl ich nicht glaube, daß ihre Interessen denen der andern Klassen antagonistisch sind . . ., so teile ich doch ihre Hoffnungen und Aspirationen und nehme es als Privileg in Anspruch, ihretwegen zu sprechen, ihre Sache zu vertreten.

Also es blieb dabei: er bezeichnete sich als Liberalen, ohne mit der liberalen Partei im Parlamente übereinzustimmen; ja, er sagte gerade heraus, daß es keine Zeit wäre, in der es dem Politiker Ruhm einbrächte, dieser Partei anzugehören. Welche Rolle hat er da im Parlamente gespielt? Er blieb anfangs im Hintergrunde und hielt seine ersten Parlamentsreden über Gegenstände, die mit den Parteikontroversen nichts zu tun hatten. Tätiger war er außerhalb des Parlaments, um zwischen den Parlamentariern und den Außenstehenden einen besseren Zusammenhang zu schaffen und die liberalradikalen Elemente zu sammeln; hier bewies er den Konservativen, daß sie in ihm einen betriebsamen Gegner zu sehen hatten und sich irrten, wenn sie ihn für einen fernen Bundesgenossen hielten, weil er Gladstones Ministerium zu Fall gebracht hatte.

Die Kraft der Demokratie — lehrte er — muß, um mächtig zu sein, konzentriert sein; sie darf nicht in zahllose Einzelheiten zersplittert werden, von denen jede ihre Unabhängigkeit so hoch schätzt, daß keine sich mit einer andern auch nur für einen Tag verbinden kann.

Erst nachdem er festeren Boden unter den Füßen fühlte, bekannte er im Parlament Farbe und beteiligte sich auf der ganzen Linie an den Angriffen gegen die Richtung der Politik des Earl of Beaconsfield. Mit der Schar Liberaler und Radikaler machte er den ersten Sturmlauf gegen die koloniale und auswärtige Leitung der Regierung mit; er erklärte, einen zweiten Krimkrieg zu fürchten, hielt die bulgarischen Greuel für schlimmer als den Einmarsch der Russen in Konstantinopel, wollte nichts von der Erwerbung Cyperns wissen, rügte das Vorgehen in Afghanistan wie den Krieg gegen die Zulus, die man sich selbst überlassen sollte. Und mehr als das: Als Beaconsfield hierauf das Parlament auflöste und an das Land appellierte, gab Chamberlain folgende Wahlparole aus: Liberale und Radikale müßten zusammenhalten. Die Unterschiede zwischen Liberalen und Konservativen wären weit größer als die zwischen Whigs und Radikalen. Diese Haltung trug viel dazu bei, den Liberalen das Übergewicht zu schaffen, so daß Gladstone wieder an das Ruder kam; Chamberlain hatte hier die Herrschaft der Konservativen beseitigen helfen. So wenig hatten sich bisher Berührungspunkte zwischen ihm und den Konservativen gefunden.

Und was geschah hiernach? Gladstone reichte Chamberlain die Hand. Die Disharmonie zwischen beiden erschien gemindert, weil die Zeiten andre geworden waren und mit ihnen die Menschen. Gladstone war selbst in seiner Denkweise radikaler geworden und jetzt, ohne liberale Empfindlichkeiten zu scheuen, zu radikalen Kuren entschlossen, besonders in Anbetracht der vor-

gefundenen Not auf dem Lande und der frisch ausgebrochenen Wirren in Irland. Chamberlain, der ja nichts andres bisher gewünscht hatte, als die Liberalen in das radikale Fahrwasser zu bringen, schlug ein, und so kam es dahin: Chamberlain wurde Mitglied der Gladstoneschen Regierung, und zwar wurde ihm der Posten des Präsidenten des Handelsamtes zugewiesen, für den er sich mit seinen kaufmännischen Erfahrungen besonders eignete. Zum ersten Male erhielt er Sitz und Stimme im Kabinett. Also hatte er sich durchgesetzt: sein Radikalismus war zu einem Faktor in der Regierungspolitik geworden; die Verjüngung des Liberalismus in seinem Sinne schien erreicht. Welches sind nun die Früchte der Aussöhnung gewesen?

Chamberlain hielt anfangs mit seinen sozialpolitischen Verlangen zurück; ihm war der Zeitpunkt gekommen, wo zur Heilung der agrarischen Not vor andrem die Demokratisierung auf dem Gebiete der Verfassung zu Ende zu führen wäre. Noch waren die Landarbeiter vom Stimmrecht ausgeschlossen; ihnen dieses Recht zu verleihen, war das erste größere Thema von Chamberlain als Kabinettsminister. Gladstone stimmte ihm bei, und so ist unter Chamberlains Auspizien die dritte Reformbill durchgebracht worden. Dann trafen sich beide Minister auf dem dornigen Gebiete der irischen Frage, auf dem all jene Windungen und Wendungen einsetzten, welche die folgende große Krisis vorbereiteten. Auch hier stellte sich ein Einverständnis zwischen beiden heraus, denn so wenig Chamberlain sich bisher mit irischen Problemen beschäftigt hatte, so wies ihn doch sein radikales Gewissen ohne weiteres darauf hin, daß das Menschenmögliche zu geschehen hätte, um den Klagen der Iren gerecht zu werden. Nicht nur daß er Gladstone nicht hemmte, nahm er vielmehr alles heißer als dieser; mit Parnell und Genossen trat er in persönlichen Verkehr. Nur daraus erwuchs eine Meinungsverschiedenheit, daß Gladstone gegenüber einer zunehmenden Zügellosigkeit irischer Agitatoren sich im Interesse der öffentlichen Ordnung zu Zwangsmaßnahmen bestimmen ließ; von solchen wollte Chamberlain nichts wissen. Aber er gab nach und bemühte sich nur hinterher, einen Ausgleich zu vermitteln, der durch den Mord im Phönixparke vereitelt wurde.

So weit hatte sich das Zusammengehen bewährt; und auffallender noch war die Wärme, mit der Chamberlain Gladstones auswärtige Politik unterstützte: hier ging er mit seinem Chef durch dick und dünn. Seine damals gehaltenen Reden überraschen uns heute besonders, soweit sie die Vorgänge in Transvaal und Fragen territorialer Expansion des Reiches betrafen.

Wir sind angeklagt, das Reich zu zerstückeln, und um dieses zu vermeiden, hätten wir nach der Meinung unserer Gegner die Annexion von Transvaal aufrechterhalten sollen.

Wozu aufrechterhalten? fragt Chamberlain und verteidigt den englischen Rückzug.

Lassen wir es laufen, diese Bevölkerung von 40000 Seelen, so wird unser zerstückeltes Reich noch 250 Millionen Untertanen umfassen, die gut und weise zu regieren eine Pflicht und eine Verantwortlichkeit sind, die ich hinreichend selbst für den wildesten Ehrgeiz halte.

Ein andres Mal wiederholte er, daß er das Reich für groß genug erachte, um den zügellosesten Ehrgeiz zu befriedigen, und daß die Hilfsmittel, um es gut und weise zu regieren, bis zum Äußersten veranschlagt seien. Festigte sich derart das Band, das Liberalismus und Radikalismus zusammenhielt, wie gestaltete sich Chamberlains Verhältnis zu den Konservativen? Es entwickelte sich zu einer beinahe persönlichen Feindseligkeit; ganz besonders wurde Beaconsfields Nachfolger in der Führung der Partei, der Marquis of Salisbury, zur Zielscheibe seiner Angriffe genommen, die sich mit einem abermaligen heftigen Vorstoße gegen das Oberhaus verquickten, als dieses mit der dritten Reformbill Schwierigkeiten machte. Die gereizte Stimmung erreichte den Höhepunkt, als es den Konservativen gelang, dem Ministerium eine Niederlage zu bereiten: als infolge der gar zu empfindlichen Schlappen, welche Gladstones auswärtige Leitung einbrachte, das erste Ministerium Salisbury berufen wurde. Chamberlain verspottete die Hilflosigkeit dieses Ministeriums, das, um sich lieb Kind bei den unteren Klassen zu machen, gezwungen wäre, das Torywerk in radikaler Uniform zu verrichten. Er nannte es eine Lückenbüßerregierung. Er sagte:

Eine demokratische Revolution ist nicht von aristokratischen Überläufern auszuführen, und ich glaube, daß, was das Volk wünscht, am besten von denen zur Ausführung gebracht werden wird, welche das gewissenhaft und ehrlich tun können, und nicht von denen, die ihre Zustimmung aus rein persönlichen oder Parteigründen geben.

Das Toryprogramm erschien ihm auch verächtlich eng:

Jetzt, wo wir eine Regierung über das Volk durch das Volk haben, wollen wir weiter gehen und sie zu einer Regierung für das Volk machen, in der alle zusammenwirken sollen, um jedermann seine natürlichen Rechte zu sichern, sein Recht auf Existenz und auf billigen Genuß derselben. Ich denke — ergänzte er in einer andern Rede — wir werden in Zukunft ein ganz Teil mehr hören von den Verpflichtungen des Besitzes und nicht ganz so viel von den Rechten desselben.

Mit der konservativen Herrlichkeit war es denn auch wirklich schnell zu Ende: wieder fiel die Kabinettsbildung Gladstone zu, und wieder erhielt Chamberlain in dessen Kabinett eine Stelle.

Da ist das Ereignis eingetreten, das in Chamberlains Laufbahn den Wendepunkt herbeigeführt hat und für alle Zeiten als ein wichtiger Einschnitt in der Geschichte des englischen Parteilebens gelten wird: der Kampf um Home-Rule für Irland.

Allerdings wird nicht vergessen werden dürfen, daß schon vor dem Ausbruche dieses Kampfes Symptome vorhanden waren, die darauf schließen ließen, daß das gute Verhältnis zwischen Chamberlain und Gladstone nicht von Dauer sein würde. Als Neuwahlen für das Parlament stattfanden, hatte Chamberlain diese Gelegenheit benutzt, um noch wieder ein Bekenntnis seines Radikalismus abzulegen, wonach sich seine Gefolgschaft zu richten hätte: es war in Form einer Flugschrift ein „radikales Programm" unter die Massen geworfen worden, mit einem Vorworte von Chamberlain versehen. Das Programm enthielt unter anderm folgende Forderungen: Freie Erziehung, eine sich abstufende Besteuerung, die Einrichtung einer lokalen Selbstverwaltung

in den Grafschaften, die Ausdehnung der Erleichterungen zum Erwerb von Parzellen und Pachtgrundstücken; dazu kamen als Programmnummern, für die er persönlich nicht verantwortlich war, aber die er doch durchgehen ließ: allgemeines Stimmrecht, gleiche Wahlbezirke, Entstaatlichung und Einziehung der Pfründen der englischen Kirche, Rückgabe von nicht rechtmäßig eingefriedigtem Land an die Gemeinden, Verbesserung der Arbeiterwohnungen, Ankauf von Grund und Boden für Arbeiterwohnungen zum Marktpreis ohne Entschädigung für die Expropriierung und andres mehr. Chamberlain meinte nun nicht, daß das alles gleich verwirklicht werden sollte, aber ein grundsätzliches Einverständnis galt ihm als Probierstein für jeden echten Radikalen. Was sollte Gladstones liberale Gefolgschaft dazu denken? Eine Zustimmung war ausgeschlossen; also wären schon deswegen neue Reibungen zwischen Liberalen und Radikalen unvermeidlich geworden. Aber zuvor noch haben die Meinungsverschiedenheiten in bezug auf Home-Rule unmittelbar den endgültigen Bruch zwischen Chamberlain und Gladstone herbeigeführt. Es lief der Konflikt darauf hinaus: Chamberlain und Gladstone verstanden unter der Gewähr von Home-Rule nicht das gleiche. Chamberlain wollte die größtmögliche Ausdehnung einer lokalen Selbstverwaltung gewährt sehen, aber er machte Halt vor den Grundpfeilern der irischen Union. Gladstone war freigiebiger: er gestand den Iren ein selbständiges Parlament zu, dessen Einrichtung die Union in ihren bisherigen Formen löste. Wir haben nicht auf die Einzelheiten der sich hierüber entspinnenden Auseinandersetzungen einzugehen, von denen bereits vieles bekannt geworden ist, darunter auch die von Chamberlain an Gladstone gerichteten charakteristischen Schreiben. Das Ergebnis war, daß, als Gladstone trotz Chamberlains Einspruch bei seiner Stellungnahme beharrte, Chamberlain seine weitere Gefolgschaft versagte und seine Demission nahm. Infolgedessen scheiterte die Home-Rule-Bill, und das liberale Ministerium fand ein Ende.

Das Zusammenwirken von Liberalismus und Radikalismus hatte versagt; die tieferen Gründe sind hier nicht zu erörtern. Der Augenschein lehrt, daß Chamberlains Radikalismus den Liberalen einerseits zu weit und anderseits nicht weit genug ging. Chamberlain schien mit seiner Gefolgschaft nun schließlich doch auf sich angewiesen und auf eine fruchtlose Opposition. Aus dieser Lage heraus hat er den Weg in das Lager seiner bisherigen Feinde, in das der Konservativen, gefunden, den Weg, auf dem er zu historischer Bedeutung aufsteigt. Was hatte er bisher vollbracht? Er hatte Verdienste um die Stadtverwaltung und die Sozialpolitik, aber als Politiker war er von Gladstone beschattet geblieben, und solange Gladstone lebte, wäre er schwerlich in der bisherigen Richtung sehr viel weitergekommen. In der Geschichte liberal-radikaler Bestrebungen hätte er nur einen untergeordneten Platz erlangt. Hingegen wurde ein Bund von Radikalismus und Konservatismus etwas ganz Neues: ein solcher eröffnete ihm neue Mittel und steckte ihm neue Ziele. Daß er diesen Bund zustande bringen half, darauf beruht seine heutige Stellung, und die Art, wie er diesen Bund ausnützt, erhebt ihn zu den Führern unserer Zeit. Die psychologische Motivierung seines Übertritts zu geben, ist ebenfalls nicht unsere Aufgabe; uns interessiert das Sachliche: die Umstände,

die es ermöglichten, daß ein Radikaler wie Chamberlain bei den Konservativen Aufnahme fand. Und dazu wollen wir wissen, worin das Wesen des Konservatismus bestand, mit dem Chamberlains Radikalismus fortan in Wechselwirkung trat. Dieses Wesen ergibt sich uns aus der Entwicklung des Konservatismus, und so überblicken wir rasch die Hauptepochen seiner Geschichte im Verlaufe des 19. Jahrhunderts.

2. Die Leistungen des englischen Konservatismus im 19. Jahrhundert.

Die Geschichte der englischen Parteien im 19. Jahrhundert nimmt ihren Ausgangspunkt in der Stellungnahme beider Parteien zu den Zuständen, die der große Krieg gegen die französische Revolution und das napoleonische Kaisertum hinterließ. Gekennzeichnet waren diese Zustände durch das Vorhandensein von Einrichtungen, die in der Verfassung des Landes wie in den Verrichtungen der Verwaltung und im wirtschaftlichen Leben den maßgebenden Einfluß einer Aristokratie zum Ausdruck kommen ließen; jener Aristokratie, die ein Jahrhundert zuvor das Königtum herabgedrückt hatte und ein Kartell zwischen dem Großgrundbesitz, dem Großhandel und dem Großkapital darstellte. Wohl war schon vor dem Ausbruche dieses Krieges mit grundlegenden Reformversuchen begonnen worden, welche die aristokratische Herrschaft durch den Willensausdruck eines reformierten Parlaments und durch die Leitung einer den Bedürfnissen aller Bevölkerungsschichten Rechnung tragenden Regierung ersetzen sollten; ohne das Reformministerium des jüngeren Pitt wäre Englands Unüberwindlichkeit in dieser Epoche nicht zu begreifen. Sein Werk war notwendig, um sowohl die für die Kriegszeit unentbehrliche Initiative einer populären Regierung wie um eine im ganzen zufriedene und opferfähige Bevölkerung zu schaffen. Aber Pitt hatte des andauernden Krieges wegen in seinen Reformen innehalten und vieles unausgeführt lassen müssen; die Bevölkerung hatte sich darein gefügt, weil der Minister es ihr verständlich machte, daß die Sicherheit des Landes jedes Abgehen von bestehenden Gebräuchen verböte. Ebendarum regten sich aber nach Friedensschluß die Reformbedürfnisse um so mehr, und worum handelt es sich im allgemeinen? Darum, jetzt endlich die Institutionen Englands den veränderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen anzupassen; das heißt erstens, das Emporkommen eines neuen Mittelstandes zu berücksichtigen, dessen Kernelement ein industrielles Unternehmertum bildete, zweitens, das Vorhandensein einer großen besitzlosen Arbeiterklasse. Die Lebensbedingungen der Arbeiter waren darum ungeregelt, weil sich im stillen der Übergang Englands von einem Agrar- zu einem Industriestaate vollzogen hatte, ohne daß die Gesetzgebung bisher dieser Tatsache hinreichend Rechnung getragen hätte. Das ist der Hintergrund, von dem sich die Geschichte beider Parteien abhebt; wir verfolgen die Leistungen der Konservativen in kurzer Schilderung der Programme ihrer Hauptführer.

Im ersten Viertel des Jahrhunderts sind zwei Richtungen nebeneinander vertreten worden: eine reaktionäre unter Führung des Herzogs von Wellington, eine reformierende unter George Canning. Wellington befürwortet die Besitz-

interessen und den Egoismus der alten Aristokratie und Gentry und macht zugleich jene Politik mit, die damals die Regierungen der Großmächte zu einer großen konservativen Gemeinschaft verband. Dieser Konservatismus diente als Waffe gegen die angeregte Selbständigkeit der Untertanen. Canning nimmt die Traditionen von Pitt auf und eröffnet unter konservativem Banner das erste Reformministerium des Jahrhunderts. Er sorgt für die Arbeitgeber wie für die Arbeiter. Dem Mittelstande dient er damit, daß er nach dem Beispiele von Pitt weitere Freiheiten für den wirtschaftlichen Verkehr gewährt; den Arbeitern bringt er vor anderm die Erlaubnis, sich zur Wahrung ihrer Interessen in Verbänden zusammenzuschließen. Nur das Wichtigste ist hiermit herausgehoben; aber alles in allem bleiben diese Anfänge doch zaghaft. Cannings Ministerium trägt einen epigonenhaften Zug; ja, in einer Hinsicht geht es sogar hinter Pitt zurück: Canning lehnt grundsätzlich eine Reform des parlamentarischen Wahlrechts ab, die Pitt nur unter dem Drucke der Umstände nicht mehr hatte durchführen können. Er fürchtet, wie er sagt, daß der Stein dann ins Rollen kommen und man keinen Halt finden werde bis zur Gewähr eines allgemeinen Stimmrechts. „Es wird mein Trost sein, mich dem bis an das Ende meiner Kräfte entgegengesetzt zu haben." Canning starb vor den Entscheidungen. Wellington, der nach ihm an das Ruder kam, wurde zu wichtigen Zugeständnissen gezwungen — zur Aufhebung der Testakte und zur Emanzipation der Katholiken — aber er mühte sich noch immer, das alte England aufrechtzuerhalten. Vergebliches Mühen! Der liberale Strom schwoll um so stärker an, je länger die Reaktion ihn einzudämmen suchte; schließlich sprengten die Liberalen den Damm und erzielten die Reformbill von 1832. Ein andres Zeitalter begann.

Die Reformbill brachte die ersehnte Verfassungsänderung: die Mitherrschaft des Mittelstandes. Danach ergab es sich von selbst, daß auch in den Verwaltungsorganisationen die Herrschaftsposten der Aristokratie fallen mußten. Auch hier mußte alles neugeordnet werden: das bürgerliche England trat in Erscheinung. An dessen Fundamentierung haben beide Parteien sich beteiligt, in der Weise, daß die Liberalen vorangegangen sind und die Konservativen den Schlußstein legten; die Geschichte der konservativen Schöpfungen setzt sich fort im Ministerium von Sir Robert Peel. Peel hatte schon vor seinem großen Ministerium in einem Manifeste an seine Wähler kundgegeben, daß der Konservatismus sich verjüngen müsse; er, der zuvor gleich Canning sich jeder Änderung des Wahlrechts widersetzt hatte, erklärte, daß er das Geschehene voll anerkenne.

Ich betrachte die Reformbill als die endgültige und unwiderrufliche Lösung einer großen konstitutionellen Frage, eine Lösung, die kein Freund des Friedens und der Wohlfahrt dieses Landes zu stören versuchen darf.

Das hieß: der Konservatismus stellte sich auf den Boden des Mittelstandes. Im weiteren führte Peel aus, wie er sich die Wirksamkeit der Konservativen auf dieser veränderten Basis dächte:

Wenn unter Aneignung des Geistes der Reformbill verstanden wird, daß wir in einem beständigen Wandel der Agitation zu leben haben, daß Männer, die in

der Öffentlichkeit stehen, sich in der öffentlichen Schätzung nur aufrechterhalten können . . . durch das Versprechen unmittelbarer Abstellung von allem, was irgendjemand einen Mißbrauch nennen mag, durch Im-Stich-lassen jenes großen Hilfsmittels der Regierung, das machtvoller ist als Gesetz und Vernunft: des Respektes vor alten Rechten und der Ehrfurcht vor ererbter Autorität, — wenn das der Geist der Reformbill ist, so will ich es nicht unternehmen, ihn mir anzueignen. Wenn aber der Geist der Reformbill nur eine sorgfältige Revision der Institutionen in sich schließt, der staatlichen wie der kirchlichen, in einem wohlwollenden Sinne unternommen, vereinigend mit der festen Aufrechterhaltung bestehender Rechte die Verbesserung bewiesener Mißbräuche und die Abstellung wirklicher Beschwerden, — in diesem Falle kann ich es auf mich nehmen, in solchem Geiste und mit solchen Absichten zu handeln.

Das war die Ankündigung eines reformierten Konservatismus großen Stiles, und diesen Leitsätzen entsprechend hat Peel als Premierminister eine zweite Periode konservativer Reformarbeit eröffnet, die über das von Canning Gebotene weit hinausging. Die Mitgift der Konservativen an das bürgerliche England hat in der Überbrückung der Kluft bestanden, die sich zwischen den sozialen Klassen zu erweitern drohte, zusammen mit der Pflege der überkommenen Autoritäten und des überkommenen Besitzes. Die Arbeiter fand Peel in offener Empörung, weil der Wahlreform nicht die erhoffte Besserung ihrer sozialen Lage gefolgt war; daher erklärten sie sich für betrogen und inszenierten den chartistischen Aufstand. Er half durch gesetzgeberische Maßnahmen: vor allem sorgte er für die Verbilligung der Nahrungsmittel; dann richtete er ein Steuersystem ein, das die Ärmeren auf Kosten der Begüterten entlastete; ferner verminderte er die Arbeitszeit für Frauen und Kinder und sann auf gesündere Arbeitsbedingungen in anstrengenden und gefährlichen Betrieben. Ferner beschäftigte ihn das soziale Elend in Irland; er mühte sich, den irischen Notstand zu lindern, so gut wie er es verstand. Dem Mittelstande diente er bis nahe an die Abschaffung aller schutzzöllnerischen Bestimmungen heran; die Verkehrsschranken zwischen Mutterland und Kolonien fielen, und nur die Kornzölle blieben vorerst noch den konservativen Agrariern zugestanden, wenngleich der Druck auch dieser Zölle erleichtert wurde. Der Wunsch, die staatlichen Autoritäten wieder mehr zur Geltung zu bringen, bewirkte, daß die Augen sich auch wieder nach dem Throne richteten und auf das junge Königspaar, welches in ein persönliches Freundschaftsverhältnis zum Minister trat. Und die Pflege des überkommenen Besitzes förderte Bestrebungen, die wir heute als ganz modern ansehen: die Acht auf den Zusammenhang des Reiches, das heißt die Interessen eines Imperialismus. Als erster Minister hatte Pitt sich mit den Problemen zu beschäftigen gehabt, die sich nach dem Abfalle der amerikanischen Kolonien und dem Versagen des älteren, merkantilistischen Kolonialsystems für eine Regierung stellten, die nicht auch der übrigen Außengebiete verlustig gehen wollte; von seiner Epoche her datieren die Anfänge einer Bewegung, die darauf ausgeht, die Kolonien nach Anerkennung einer Gleichberechtigung und wirtschaftlichen Selbständigkeit in neuen Formen auf dem Boden wechselseitiger Interessen an das Mutterland zu binden. Unter Peels Ministerium wurde schon gelegentlich einmal der Plan geäußert, daß Mutterland und Kolonien nach Herstellung völliger Ver-

kehrsfreiheit zusammen ein einziges großes Zollsystem bilden sollten, um sich gegenseitig vor allen fremden, tariffeindlichen Staaten auf das wirksamste zu bevorzugen. In diesem Sinne erscholl der Ruf: Confugiendum est ad imperium! Und noch ein Letztes sollte die Partei unter Peels Führung leisten: sie sollte, als es gar nicht mehr anders ging, zur Förderung sozialer Eintracht auch noch die Hand bieten, um die Kornzölle, den letzten Pfeiler aristokratischer Herrschaft, aufzuheben. Aber da erhob sich ein Sturm innerhalb des konservativen Lagers: ein großer Teil der Parteigenossen versagte die Gefolgschaft; den Agrariern erschien es, als wenn man sie aufforderte, sich selbst das Grab zu graben. Peel ließ sich nun wohl durch deren Opposition nicht abhalten, eine entsprechende Bill einzubringen; er meinte, daß das Staatswohl das verlange, und daß Parteirücksichten hinter diesem zurückzutreten hätten. Die Bill wurde dann auch durchgebracht im Zusammengehen der Peeliten mit den Liberalen, aber die Folge war: die konservative Partei war zertrümmert. Welche Notwendigkeiten erwuchsen daraus für die Zukunft des Konservatismus? Er bedurfte, um seine Mission zu erfüllen und auch weiter mit der Zeit gehen zu können, einer Reorganisation seines Parteibestandes und, um diese zu bewirken, einer Führerschaft von starker werbender Kraft.

Der Reorganisator und Neubegründer der Partei ist Benjamin Disraeli geworden, auf der Höhe seines Ruhmes Earl of Beaconsfield. Er machte es den Landwirten klar, daß keine Partei mit der Losung „Wiederspruch gegen Veränderung" bestehen könnte, und bewirkte den Übergang der Partei als solcher zum Freihandel; um die Landwirtschaft zu heben, stellte er anderweitige Maßnahmen in Aussicht. Dann erweiterte er den sozialen Horizont der agrarischen Gefolgschaft und erzog die Partei zu der Einsicht, daß es in ihrem Vorteile läge, die politischen Konsequenzen aus der inzwischen vor sich gegangenen Evolution zu ziehen. Aus der Mitherrschaft des Mittelstandes war eine Vorherrschaft geworden, und schon kamen hinter dem Mittelstande die oberen Schichten des Arbeiterstandes empor, zahlreich und kraftvoll genug, um eine weitere Modifikation der Einrichtungen des Landes in ihrem Sinne gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Disraeli bewog dieser Tatsache gegenüber die Konservativen, eine nochmalige Erweiterung des Wahlrechtes zu bewilligen; durch solch eine Taktik würde die Partei erlangen, was ihr nottäte: sie würde auf breiterem Boden rekonstruiert werden können; andernfalls würden die Liberalen nur wieder profitieren, und man würde diesen schließlich doch nachgeben müssen. So verstehen wir, daß die Konservativen einen liberalen Entwurf für eine zweite Reformbill übertrumpften; sie wollten ihrerseits das demokratische Zeitalter eröffnen. Es sollten die neu in das politische Leben einströmenden Wählerscharen sich unter die Führung der Konservativen begeben; das Wort „Torydemokratie" wurde damals geprägt, um diese Wandlung des Konservatismus zu bekunden. Nun wissen wir, daß Disraeli sein Ziel nicht gleich erreichte, und daß die Liberalen erst wieder den Konservativen den Rang abgelaufen haben, so daß die Konservativen erst im Jahre 1874 zur Regierung gekommen sind. Was hat Disraeli als Parteiführer geleistet? Die soziale Gesetzgebung wurde fortgeführt: Die Gesetze zum Schutze der

Arbeiter in Fabriken und Werkstätten kamen zu einem gewissen Abschluß. Die Gewerkvereine wurden mit umfassenden Rechten ausgestattet: die Streikfreiheit wurde in weitem Umfange verbürgt, nur daß kein direkter Zwang geübt werden durfte. Als Anerkennung erhielt Disraeli den Dank des Glasgower Kongresses der englischen Gewerkvereine „für diese größte Wohltat, die je den Söhnen der Arbeit geleistet worden sei". Ganz besonders wurde aber die Pflege des Staatsgedankens aufgenommen und mit ihm des Machtgedankens, in der Weise, daß der Schwerpunkt der konservativen Politik auf das Gebiet der kolonialen und auswärtigen Angelegenheiten rückte. Es galt Disraeli, das Ansehen Englands in der Welt zu heben, das, wie er meinte, unter der Friedseligkeit der Liberalen gelitten hätte, und es galt ihm, eine Ära imperialistischer Taten anzubahnen. Den Liberalen machte er es zum Vorwurfe, nicht daß sie den Kolonien Selbstregierung zugestanden, sondern daß sie es versäumt hätten, dieses Zugeständnis als Teil einer großen Politik imperialistischer Konsolidation zu machen; hier ist er eingesprungen, um Versäumtes nachzuholen. Sein sichtbarstes Werk wurde die Vollendung des indischen Imperialismus in der Krönung der Königin zur Kaiserin von Indien.

So war es die dritte der großen Perioden konservativer Herrschaft, welche im Jahre 1880 auslief, wonach Beaconsfield bald gestorben ist. Und wie stand es jetzt um den Konservatismus? Er geriet in die Lage, daß er abermals Neues hinzulernen mußte. Schon Beaconsfields Sturz war ein Beweis dafür, denn er beruhte hauptsächlich auf einem Mißverhältnis zwischen dem, was die Partei bot, und den schnell wechselnden Bedürfnissen des Landes. Mit dem Vordringen kolonialer und auswärtiger Unternehmungen war den arbeitenden Klassen wenig gedient, als eine wirtschaftliche Depression eintrat, und die Unfähigkeit der Regierung, in nächster Nachbarschaft, in Irland, Zufriedenheit zu schaffen, war peinlich empfunden worden gegenüber der Entfaltung englischer Ansprüche in fernen Weltteilen; die sozialen Gaben der Konservativen waren rasch vergessen. Nach Beaconsfields Tode war es dann der uns bekannte Erlaß einer dritten Reformbill, der durch die Notwendigkeit, Hunderttausende neuer Wähler zu befriedigen, erst recht neue Aufgaben schuf und also den Konservativen den Zwang einer Erweiterung ihres Programms auferlegte. Wie aber solch ein Programm zustande bringen? Der Konservatismus war zurzeit — das bewies Salisburys erstes Ministerium — am Ende seiner Mittel und infolgedessen auch noch nicht wieder bereit, den Liberalismus auf längere Dauer aufzulösen. Da kam die Home-Rule-Krisis und führte zu einem Ausgange, der den Konservativen alle Verantwortlichkeit auferlegte. Was nun tun? Etwas mußte geschehen, denn neben der irischen Gefahr stieg am politischen Horizonte eine sozialistische empor: bereits der Frühsommer 1883 hatte das erste Manifest englischer Sozialdemokraten seit dem Zerfalle der Internationale gebracht; man hatte es Gladstone verdacht, daß er seinem Programme, das Frieden, Einschränkung und Reform versprochen hatte, nicht treu geblieben war. Unter diesen Umständen ist Chamberlain an der Spitze seiner radikalen Schar erschienen und hat damit, daß er in der Home-Rule-Frage den konservativen Standpunkt einnahm, ein Zusammengehen

mit den Konservativen angebahnt: so haben sie ihn willkommen geheißen. Und jetzt vermögen wir diese Bereitwilligkeit auch aus dem Wesen des englischen Konservatismus heraus zu erklären: er hatte sich durch das ganze Jahrhundert hindurch anpassungsfähig an den Wechsel der Zeiten erwiesen; da bestand auch keine Scheu vor einer Mischung altkonservativer Säfte mit radikalem Blute.

3. Das Werk des radikal-konservativen Bundes: der Staatssozialismus und der soziale Imperialismus.

Chamberlains Laufbahn von 1885 bis zur Gegenwart überblicken heißt nur noch die wichtigsten Ergebnisse des radikal-konservativen Bundes zur Darstellung bringen.

Wie hat dieser Bund funktioniert? Er ist nicht gleich geknüpft gewesen; anfangs war das Zusammengehen Chamberlains mit seinen bisherigen Gegnern mehr ein äußerliches. Unmöglich konnten die Feindseligkeiten ohne weiteres vergessen werden; auch konnte Chamberlain nicht jetzt schon übersehen, wie sein Schritt ausschlagen würde, und so war er nicht gewillt, gleich alle Brücken hinter sich abzubrechen; der Rückzug zu den Liberalen mußte offengehalten werden. So legte er auch Wert darauf, seiner Gefolgschaft einen Namen zu geben, der sie nach wie vor deutlich von den Konservativen unterschied, und zwar einen solchen, der an die liberale Vergangenheit erinnerte und das Festhalten an der Union der Reichsteile als Grund der Scheidung von dem Gros der Liberalen betonte: er nannte sie „liberale Unionisten". Die Annahme eines Amtes unter der konservativen Regierung lehnte er vorläufig ab. Es waren die Konservativen unter Salisbury, die das größere Entgegenkommen zeigten, und zwar in der Weise, daß sie die Initiative ergriffen, um eine Reihe wichtiger Forderungen des radikalen Programms zu erfüllen. Der Ruf nach freien Schulen und nach Freiland in Chamberlains Auslegung wurde erhört; auch die Local-Government Act von 1888 war in seinem Sinne, sowie erst recht all die Maßnahmen zur Hebung der Lebensstellung der Arbeiter, welche innerhalb des Zeitraumes von 1886–92 erlassen wurden. Das alles wollte sagen, daß der Konservatismus, so eifrig er auch immer schon Sozialpolitik getrieben hatte, jetzt doch in der Behandlung sozialer Fragen sich von veränderten Gesichtspunkten leiten ließ, was Chamberlain dankbar anerkannte. Dafür vollzog sich gleichfalls eine Wandlung in Chamberlains Radikalismus: das abstrakte Staatsideal und die Unzufriedenheit mit der bestehenden Staatsordnung wichen vor der Vertretung eines Staatssozialismus. Nach Erledigung der Mehrzahl seiner älteren Postulate widmete sich Chamberlain Fragen wie der Altersversicherung, der Unfall- und der Invaliditätsversicherung, wobei er von uns zu lernen suchte; das heißt: er zeigte die Neigung, fortan die vorhandenen politischen Einrichtungen für weitere soziale Reformarbeit nutzbar zu machen. Auf diese Weise sind Konservatismus und Radikalismus sich innerlich nähergebracht worden, bis daß bei Antritt des heute regierenden Ministeriums (des

dritten Kabinetts Salisburys, dessen Nachfolger Balfour wurde) im Jahre 1895 die Fusion zustande gekommen ist. Die Fusion wurde dadurch bekundet, daß Chamberlain mit andern liberalen Unionisten in das Kabinett eintrat und für sich die Verwaltung des Kolonialamtes übernahm. Und dieses Einverständnis zwischen Radikalismus und Konservatismus hat nun in Englands innerer Politik die Bedingungen für die Konzentration auf die große Bewegung geschaffen, die uns heute beschäftigt und bei uns vielfach als das eigentliche Werk Chamberlains betrachtet zu werden pflegt: auf die Anbahnung eines „Weltbritanniens." In der Tat handelt es sich hier um den bedeutsamsten Vorgang in der Geschichte des radikal-konservativen Bundes; aber der Anteil Chamberlains ist anders abzuschätzen, als es geschieht.

Sieht man das Verdienst in der Originalität, so wird dem bisherigen Kolonialsekretär zuviel Ehre erwiesen, wenn man ihn als den Urheber dieser Bewegung hinstellt. Denn nicht nur ist der Imperialismus in seinen Grundzügen älteren Ursprungs — ein altes Erbstück des Konservatismus, wie wir sahen —, sondern auch die jüngste imperialistische Phase, diejenige, welche nach Beaconsfields Tode einsetzt, ist nicht von Chamberlain eingeleitet worden. Schon zehn Jahre vor Beginn seines Kolonialsekretariats ist das heutige Thema gestellt worden[1]): Mittel und Wege ausfindig zu machen, um zwischen dem Mutterlande und den großen, fast völlig selbständig gewordenen Kolonien Kanada, Kapkolonie, Australien, einen allgemeinen Interessenbund herzustellen und die gelockerten Bande durch verfassungsrechtliche, militärische, wirtschaftliche Abmachungen in der Richtung auf den Ausbau eines Einheitsstaates hin zu festigen. Verschiedene Umstände trafen zusammen, um diese Evolution des Imperialismus zu bewirken: das Neueste dabei war, daß der Wunsch nach einer Änderung des überkommenen Verhältnisses gleichzeitig im Mutterlande und in den Kolonien laut wurde. Ernste Überlegungen waren hier wie dort angeregt.

Im Mutterlande war von der Erkenntnis auszugehen gewesen, daß es mit der industriellen Suprematie Englands ebenso zu Ende ginge wie mit der kolonialen Vorherrschaft und der alleinigen Verfügung über noch unverteilte Gebiete der Erde. Da stellten sich folgende Fragen, die auf den Wert der genannten großen Kolonien wiesen: Mußte England als ein auf Export von Fabrikaten angewiesener Staat nicht wieder darauf sehen, wie einst im Zeitalter des Merkantilismus, sich in diesen Kolonien feste Märkte für seinen Export offen-

---

[1]) Seitens der deutschen Wissenschaft von den Anfängen an gewürdigt. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten wird an dieser Stelle willkommen sein: C. J. Fuchs, „Die Handelspolitik Englands und seiner Kolonien in den letzten Jahrzehnten" (Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 57). 1893. — A. Schäffle, „Mitteleuropa und Weltbritannien" (Zukunft. Bd. VII, S. 252 ff.). 1894. — K. Rathgen, „Über den Plan eines britischen Reichs-Zollvereins" (Preußische Jahrbücher. Bd. 86. Dezember 1896). — Derselbe, „Die Kündigung des englischen Handelsvertrages" u. s. w. (Schmollers Jahrbuch. N. F. Bd. XXI. Viertes Heft). 1897. — Derselbe, „Die Handelspolitik am Ende des 19. Jahrhunderts" (Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 91). 1901. — Der Aufsatz von L. Brentano: „Chamberlains Handelsprogramm" (Freistatt. Nr. 26). 1903, ist polemisch gehalten.

zuhalten? Mußte es, als ein Land, dessen Landwirtschaft längst den Bedarf der Nation nicht annähernd mehr deckte, nicht Sorge tragen, sich für die Zukunft den Kornreichtum der Kolonien zu sichern, um sich vom Auslande und von dessen Getreideimporten unabhängig zu machen? Mußte es nicht für seine noch immer stark zunehmende Bevölkerung einen Abfluß haben, der nicht angesichts des Entstehens konkurrierender Weltreiche einen Verlust an nationaler Kraft bedeutete? Unter den Kolonien waren Kanada und die Kapkolonie am interessiertesten; denn sie waren in ihrer Entwicklung an eine Wegscheide gelangt. Sie hatten die Wahl zwischen zwei Wegen zu treffen: Trennung vom Mutterlande oder enger Anschluß an dasselbe. Kanada, als ein Land, das auf einen möglichst reichen Export seiner Ackerbauprodukte angewiesen war, mußte gegenüber einer schutzzöllnerischen Flut in den Vereinigten Staaten von Amerika mit seinen handelspolitischen Beziehungen ins klare kommen: auf der einen Seite winkte die Möglichkeit eines Zollbündnisses mit den Vereinigten Staaten, das den ersten Schritt zu einem politischen Anschlusse an diese gebildet haben würde, auf der andern die eines Abkommens mit dem Mutterlande, das entsprechende Vorteile auf dem englischen Markte sicherte. Die Kapkolonie hatte politische Sorgen wegen einer drohenden Expansion der Boerenrepubliken nach deren letzten Erfolgen und wegen unserer Niederlassungen; kamen die Pläne zur Ausführung, welche die Pfadfinder unserer Kolonialpolitik aufstellen, so trat eine rivalisierende Großmacht in Erscheinung, und wichtigste Verkehrsverbindungen wurden durchschnitten. Sie konnte der Gefahr entgegentreten entweder durch einen Bund mit den Republiken, der vom Mutterlande hinwegführen mußte, oder durch Erlangung der Bereitwilligkeit der Reichsregierung, zugunsten der Kapkolonie eine Politik territorialer Expansion unter britischer Flagge zu genehmigen, damit man den Gegnern zuvorkommen könnte. Australien war noch vorwiegend mit sich selbst beschäftigt, aber auch von hier aus regte sich der imperialistische Gedanke, weil sich Möglichkeiten des Angriffes auswärtiger Mächte auf die australischen Küsten gezeigt hatten, welche das Verlangen nach stärkerem Schutze des Mutterlandes wachriefen. War das Thema vor Chamberlains kolonialer Leitung gestellt, so war vor ihm auch schon die Bearbeitung desselben in Angriff genommen worden. Im Mutterlande hatte man gemeint, daß man am besten mit den politischen und militärischen Organisationsfragen begönne; die Erledigung der verwickelten wirtschaftlichen Fragen sollte zurückgestellt bleiben; aber davon hatten die Kolonien nichts wissen wollen. Kanada und die Kapkolonie wünschten, daß zuerst eine handelspolitische Einigung erzielt würde; aber vor deren Schwierigkeiten hatten sich die Staatsmänner des Mutterlandes zurückgezogen. Das letzte Ergebnis vor Chamberlains Eintritt waren die Beschlüsse der Konferenz der Kolonialvertreter in Ottawa (Juni 1894): die Kolonien beharrten auf ihrem Standpunkte und empfahlen vor anderm ein Zollübereinkommen zwischen Mutterland und Kolonien, durch das der Handel innerhalb des Reiches auf einen günstigeren Fuß gestellt würde als der Handel des Reiches mit dem Auslande. Gemäßigte Zölle sollten seitens des Mutterlandes wie der Kolonien

auf alle fremden Importe gelegt werden. Andernfalls wurden interkoloniale Sonderabmachungen in Aussicht gestellt.

Was hat Chamberlain Eigenes hinzugebracht?

Die Eigentümlichkeit seiner Kolonialverwaltung besteht in dem Bestreben, eine organische Verbindung der imperialistischen Politik mit der inneren herzustellen. Der Imperialismus bedeutet für ihn nicht wie für Beaconsfield nur die glänzende Krönung der Staatspyramide, sondern er sieht auch hier von unten nach oben und stellt die Bedürfnisse der Arbeiterklasse voran. Ihre Bedürfnisse sind es, deren neueste und bessere Erkenntnis ihn zum Imperialisten macht. Waren bisher die kolonialen Angelegenheiten nur im Kreise der oberen Klassen diskutiert, und waren die unteren Klassen nur insofern berührt gewesen, als für sie ein Auswandern in Betracht kam, so befürwortet Chamberlain gewissermaßen in Weiterführung seiner Sozialpolitik einen im Volksboden wurzelnden sozialen Imperialismus. Den Massen wird der Reichsbund zugute kommen; darum muß sich eine imperialistische Politik, um erfolgreich zu sein, auf sie stützen, und so ist dem Volke Verständnis für das neugesteckte Ziel beizubringen. Schon im Jahre 1887 gibt Chamberlain die Losung aus:

Wahre Demokratie besteht nicht in der Zerstücklung des Reiches, sondern vielmehr darin, verwandte Rassen für gleiche Zwecke zusammenzufassen.

Gleichzeitig beginnt er vor Augen zu führen, daß es sich um eine Existenzfrage des Volkes handle:

Ist ein vernünftiger Mensch des Glaubens, daß die gedrängte Bevölkerung dieser Inseln für einen einzigen Tag existieren könnte, wenn wir die großen Dependenzen von uns losreißen würden, die jetzt Schutz und Beistand von uns suchen, und welche die natürlichen Märkte für unseren Handel sind? — Wäre es morgen möglich, das britische Reich mit einem Federstriche auf das vereinigte Königreich zu reduzieren, so würde wenigstens die Hälfte unserer Bevölkerung Not leiden.

Besonderen Eindruck machte seine Auseinandersetzung im Unterhause mit Labouchère, der den altradikalen Standpunkt vertrat und sich gegen jede Gebietserweiterung in Afrika aussprach aus dem Grunde, daß genug zu Hause zu tun wäre.

Glaubt mein ehrenwerter Freund, daß wir anders als durch den gigantischen Außenhandel, der durch diese Expansionspolitik geschaffen worden ist, irgendwie in diesem Lande existieren könnten, — ich sage nicht: im Luxus, sondern in der Lage, in der gegenwärtig ein großer Teil unserer Bevölkerung lebt? Glaubt er, daß wir auf diesen schmalen Inseln 40 Millionen Menschen unterhalten könnten ohne den Handel, durch den ein großer Teil unserer Bevölkerung seinen Lebensbedarf erhält?

Wir müssen — ergänzte er ein andres Mal bei Erörterung des Themas, daß viele Arbeiter über Mangel an Beschäftigung klagten — den Dingen ins Gesicht sehen, und müssen erkennen, daß wir, um mehr Beschäftigung geben zu können, mehr Nachfrage schaffen müssen. Zu diesem Zwecke, führte er aus, seien neue Märkte zu schaffen, alte wirksam zu entwickeln, und da sei es sowohl eine Notwendigkeit wie eine Pflicht, das Reich und die Herrschaft,

die sie jetzt besäßen, aufrechtzuerhalten. Andernfalls würde der erste Leidende in diesem Lande der Arbeiter sein:

Dann, in der Tat, würden wir ein Elend sehen, das nicht vorübergehend, sondern chronisch sein würde, und wir würden finden, daß England vollkommen außer stande ist, die ungeheure Bevölkerung zu unterhalten, die jetzt mit Hilfe seines Außenhandels ernährt wird. Wenn der Arbeiter seine eigenen Interessen recht versteht, wird er niemals den Doktrinen jener Politiker irgendwelche Unterstützung gewähren, die keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um Verachtung auf die braven Engländer zu häufen, die sogar in diesem Augenblick im Begriff sind, in allen Weltteilen neue Besitzungen für Britannien abzumessen, neue Märkte für den britischen Handel zu eröffnen und frische Felder für die britische Arbeit herzurichten.

Aber genügen solche Nützlichkeitserwägungen, um Millionen von Menschen zu inspirieren? Nein; Chamberlain schätzt richtig, daß das Gefühl — das ist sein Ausdruck — eine der größten Mächte in menschlichen Angelegenheiten sei; und so appelliert er auch an dieses. Und zwar regt er Empfindungen an, für welche die Demokratie am aufnahmefähigsten ist: er verweist auf die Blutsverwandtschaft mit den Brüdern jenseits der Meere, die eine Trennung nicht dulde, und auf die Rassengemeinschaft, die die entfernt voneinander Wohnenden aneinander zöge. Mit welchem Stolze sei auf die Leistungen dieser Rasse zurückzublicken; und aus der Summe dieser Leistungen zieht dann Chamberlain die Lehre, daß die britische Rasse prädestiniert sei zur Weltherrschaft. Hier mündet der soziale Imperialismus ein in das Staats- und Machtgefühl der Konservativen:

Ich habe seit langem geglaubt, daß die Zukunft der Kolonien und die Zukunft dieses Landes voneinander abhängen, und daß dies eine schöpferische Zeit wäre, daß dies eine günstige Gelegenheit wäre, die, einmal fallen gelassen, nie wiederkommen würde, um all das unter britischer Flagge befindliche Volk zusammenzubringen und um es in einem großen, sich selbst unterhaltenden und selbst beschützenden Reiche zu vereinigen, dessen Zukunft würdig sein wird der Traditionen der Rasse."

Das alles ist originell bei Chamberlain.

Sehr viel weniger originell ist er in der Art und Weise, in der er von 1895 an bis heute die schwebenden Verhandlungen praktisch weitergeführt hat; hier ist er nicht der Treibende geblieben, sondern ist vielmehr zum Getriebenen geworden.

Er übernimmt sein Amt gewappnet mit großer Geduld und dem Wunsche, nichts zu überstürzen. Aus dem Gange der Föderationsbewegung ergibt sich ihm die Konsequenz, daß die volle Realisierung der imperialistischen Idee nicht unmittelbar erreicht werden könne und man sich dem Ziele in einem Prozesse gradweiser Entwicklung nähern müsse. Geduld empfiehlt er im besonderen auch in der südafrikanischen Politik. „Wir können es uns leisten, abzuwarten," versichert er auf dem südafrikanischen Festessen am 21. Mai 1896. Alle seine Kräfte will er daran setzen, das Werk der Versöhnung der Rassen in Südafrika durchzuführen. Aber er hat doch auch ein positives Programm: „Wir müssen die Linie des geringsten Widerstandes suchen." Als wünschenswerte Stufe auf dem Wege zum Imperium erscheint

ihm da eine Gruppierung der Kolonien nach kanadischem Muster, und den Reichsbund gedenkt er so vorzubereiten: Ein Reichsbundesrat soll als politisches Organ eingerichtet werden, und die wirtschaftliche Gemeinschaft soll in der Einführung eines Freihandels innerhalb des Imperiums zum Ausdruck kommen. Das brauche die Kolonien nicht zu hindern, Zölle zur Erhöhung ihres Einkommens zu erheben; nur müßten Schutzzölle im Sinne des Schutzes von Produkten des einen Reichsteiles gegenüber dem andren verschwinden. Hingegen findet er die kolonialen Vorschläge, daß Mutterland und Kolonien sich als Einheit gegenüber dem Auslande durch Zölle auf fremde Importe bekunden sollten, nicht ausreichend; ja, er findet sie bedenklich und gründet seine Ansicht, wie er sagt, nicht auf freihändlerische Dogmen, sondern darauf, daß das Mutterland bei solchem Zollabkommen sehr viel schlechter wegkommen würde als die Kolonien. Auf das Mutterland würden angesichts der Tatsache, daß der Außenhandel für dieses eine ganz andre Rolle spiele als für die Kolonien, die Hauptlasten fallen; es würde eine Steigerung der Produktionskosten und eine Verteuerung der Lebensmittel für die arbeitenden Klassen eintreten. Aber das meiste kommt anders als wie er es sich gewünscht hat: die afrikanischen Gegensätze führen ihn in einen Krieg, der ihn in der ganzen außerbritischen Welt verhaßt macht, und die Kolonien bleiben auch *seinem* Föderationsplane gegenüber ablehnend. Sie verharren auf dem Boden der Beschlüsse von Ottawa — von politischen, militärischen und sonstigen nicht-wirtschaftlichen Organisationsfragen wollen sie vorerst wenig oder gar nichts wissen; auch vom Freihandel soll vorläufig keine Rede sein. Zu einem Entgegenkommen zeigen sie sich nur von dem Boden aus bereit, den sie einmal eingenommen haben, und zwar gehen sie von hier aus in folgenden Etappen vor: Erst erklärt Kanada, dem Mutterlande Vorzugszölle gewähren zu wollen, ohne eine Gegenleistung des Mutterlandes festzusetzen. Chamberlain nimmt an und bewirkt die Kündigung der im Wege stehenden älteren Handelsverträge mit Belgien und dem deutschen Zollverein. Dann erhöht Kanada den dem Mutterlande gewährten Vorzug, und auch die andren Kolonien gestehen dem Mutterlande eine gleiche Vorzugsbehandlung zu; aber Kanada erbittet jetzt eine Gegenleistung: das Mutterland möge zugunsten des kanadischen Getreides einen geringen Zoll auf ausländisches Getreide erheben. Würde dieser Zoll zugestanden, so würden die Kanadier noch größere Zugeständnisse machen; andernfalls würden sie die bisher bewilligten Zugeständnisse abermaliger Erwägung zu unterziehen haben. Lehnen die Kolonien immer wieder ab, sich weiter zu verpflichten, so berufen sie sich darauf, daß sie zu freiwilliger Betätigung des imperialistischen Gedankens bereit seien und während des afrikanischen Krieges durch ihre Hilfeleistung den Beweis dafür gegeben hätten. Was tut Chamberlain daraufhin? Er folgt der Initiative der Kolonien und gibt nach.

Auf diese Weise sind die heute zur Diskussion stehenden Vorschläge Chamberlains entstanden. Nichts falscher als in ihnen eine persönliche, willkürliche Eingebung Chamberlains zu sehen; sie stellen nach vielen Versuchen einen von den Kolonien gewiesenen Weg dar, den letzten, der zurzeit

übrig bleibt, um dem Ideal des Reichsbundes praktisch näherzukommen. Nun besteht Chamberlains heutiges Programm bekanntlich aus zwei Teilen: aus der Ankündigung, daß die von den Kolonien angebotenen Präferentialzölle angenommen werden sollen, und zwar mit der Gegenleistung des von Kanada gewünschten Getreidezolls auf ausländisches Getreide, und aus einer Drohung mit Vergeltungsmaßnahmen gegen das schutzzöllnerische Ausland. Diese handelspolitische Stellung Chamberlains gegenüber dem Auslande ist jüngsten Ursprunges; noch im November 1896 wies er vor der Birminghamer Handelskammer ausdrücklich darauf hin, daß Deutschlands Erfolge England nicht zu alarmieren brauchten: solch ein Alarm würde draußen gierig aufgenommen werden, und Englands auswärtige Freunde und Mitbewerber dahin führen, sich eine ganz irrige Ansicht von der Handelsmacht und dem Handelseinfluß Großbritanniens zu bilden. Da scheint es, als verfolge die jetzige Retorsionspolitik taktisch einen doppelten Zweck: den einen, die von den Kolonien vertretene Schutzzollpolitik in England annehmbar zu machen dadurch, daß der unwillkommenen Belastung des Getreides eine willkommene Unterstützung der englischen Industrie zur Seite gestellt wird; den andren: im Falle des Scheiterns des Präferentialzollsystems als Rückzugslinie zu dienen, auf welcher sich England dann günstigere Bedingungen von dem Auslande schaffen soll.

Auf daß dieser letzte Weg, um zum Imperium zu gelangen, gangbar werde, dafür agitiert Chamberlain in all seinen jüngst gehaltenen Reden; um sich der Agitation freier hingeben zu können, will er seine Demission eingereicht haben. Gewiß mutet Chamberlain nun den Arbeitern zunächst Opfer zu, aber er ist der Ansicht, daß eine Demokratie dahin zu bringen sei, die größten Opfer zu bewilligen, wenn sie richtig geleitet werde. Werden sie Opfer bringen? Davon hängt die nächste Zukunft ab. Als neues, wichtiges Argument führt er ein, daß man jetzt mit den Kolonien fertig werden müsse, wo deren Bevölkerungszahl noch hinter der des Mutterlandes zurückstände; würden die Kolonien später bevölkerter sein als Großbritannien, so würden sehr viel schwerer günstige Bedingungen zu erzielen sein.

Noch ist es Zeit, das Reich zu vereinigen. Auch wir haben unsere Chance, und es hängt von dem, was wir jetzt tun, ab, ob diese große Idee fruchtbar werden wird, oder ob wir sie für immer aus unserer Betrachtung ausscheiden und unser Geschick annehmen müssen als das eines der absterbenden Reiche der Welt.

Das ist der Mann, den wir in Deutschland zu lieben wahrlich keinen Grund haben. Aber wenn Chamberlain einmal sagt, er wolle lieber gehaßt als verachtet werden, so dürfen wir dieser Aufforderung bedingungslos nachkommen. Chamberlain ist ganz gewiß nicht zu verachten; führt doch unsere sachliche Prüfung zur Erkenntnis, daß sich in seinem Werke bedeutsamste Strömungen seiner Zeit verkörpern, und daß mit seinen Wandlungen eine wichtige Evolution im Parteileben Englands verknüpft ist.

Mirabeau und Lavater.

Von

Alfred Stern (Zürich).

Der stürmische Tribun der Constituante und der fromme Prediger der Peterskirche in Zürich, das von sinnlichen Leidenschaften verzehrte Weltkind und der dem Übersinnlichen zugewandte Schwärmer: was haben die beiden nach ihrem Lebenslauf und nach ihrem Naturell so grundverschiedenen Söhne des achtzehnten Jahrhunderts miteinander zu schaffen? Ihre Wege würden sich schwerlich gekreuzt haben, wenn sich dem einen nicht die Versuchung geboten hätte, gegen den andren einen hämischen Angriff zu richten, der in der deutschen und französischen Schriftstellerwelt nicht geringes Aufsehen machte.

Im Frühling des Jahres 1786 erschien in Berlin bei dem Buchhändler de La Garde auf der Jägerstraße eine kleine Schrift: „Lettre du Comte de Mirabeau à M .... sur M. M. Cagliostro et Lavater“[1]). Mirabeau weilte erst seit etwa zwei Monaten in der preußischen Hauptstadt, wo er mit der ihm eigenen Virtuosität seinen Gesichtskreis zu erweitern und neue Eindrücke in sich aufzunehmen wußte. Noch saß damals Cagliostro als Gefangener in der Bastille. Sein Schicksal, seine Vergangenheit, seine Reden und Handlungen, alles dies, verwoben in den Skandal des „Halsbandprozesses“, beschäftigte, wie Mirabeau wußte, die Pariser Gesellschaft aufs lebhafteste. Eine Schrift, in der von dem Wundermann gesprochen wurde, mußte Anklang finden. Ihr Erfolg konnte noch größer sein, wenn dem Namen Cagliostros der Name Lavaters beigesellt wurde. Denn seit dem Erscheinen der französischen Ausgabe der „Physiognomischen Fragmente“ war Lavater auch in Frankreich eine berühmte Persönlichkeit geworden. Nun wäre es denkbar gewesen, daß Mirabeau sich darauf beschränkt hätte, die bisherigen Beziehungen Lavaters zu Cagliostro

[1]) Ich kenne zwei Ausgaben: eine von 75 durchgehenden Seiten, am Schluß „Berlin, 25 Mars 1786“, eine andre von 48 Seiten der „Lettre“ und XIII Seiten des „Appendix“ mit dem „Avis“ auf der Rückseite des Titels: „Une traduction de cette lettre est sous presse et paraîtra immédiatement.“ Die deutsche Übersetzung 103 Seiten 12° mit einigen Zutaten und stillschweigenden Verbesserungen. „Berlin und Libau bey de Lagarde & Friedrich 1786.“

zu beleuchten. Man weiß, daß Lavater den sizilianischen Abenteurer mehrmals in Straßburg und Basel gesprochen hatte. Dann hatte er, seiner eigenen Erzählung nach, „einige Fragen an ihn geschrieben, die nicht beantwortet und einige Versprechen von ihm erhalten, die nicht erfüllt werden konnten". Er stand „in keiner Art von besonderer Liäson zu ihm", bekannte aber doch: „Ich glaube, die Natur formt nur alle Jahrhunderte eine Gestalt wie diese." In einem Brief an Goethe nannte er ihn „einen höchst originellen, kraftvollen, unerhabenen und in gewissem Betracht unaussprechlich gemeinen Menschen", fügte aber hinzu: „Ich glaube ganz ruhig provisionell, was er sagt, obgleich ich sicher bin, daß der Mann oft über seinen Glauben hinauswill und anprellt"[1]). Es hätte an sich genug Reiz gehabt, Lavater als Bewunderer Cagliostros bloßzustellen. Aber Mirabeau begnügt sich nicht damit. Er hält sogar mit seinem Urteil darüber, ob Cagliostro nur ein Schwindler sei, noch zurück. Hingegen gibt er ziemlich deutlich zu verstehen, daß Lavater in die Reihe der Betrüger, besten Falles der betrogenen Betrüger, eingeordnet werden müsse.

„Dieser Lavater," läßt er sich aus, „der im eisigen Norden der glühendsten Verzückungen des Südens fähig ist, ein wunderliches Gemisch von Gelehrsamkeit und Unwissenheit, von Aberglauben und Gottlosigkeit (impiété), von Geist und Wahnsinn, Frömmler und Zauberer, galant und rigoristisch, wollüstig und mystisch, intrigant und arbeitsam, dieser Lavater, der mit 36 Jahren 80 Bände geschrieben hat[2]), ist vielleicht eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des Jahrhunderts." Er gibt zwar zu, daß in den „vier enormen Bänden poetischer Prosa" über die Kunst der Physiognomik „einige geniale Wendungen" vorkommen. Um so unbarmherziger verurteilt er dafür den „apokalyptischen Gallimathias" des Werkes „Pontius Pilatus", dessen vier Duodezbände ihm im Handumdrehen zu „fünf Quartbänden" werden. Er wirft dem Verfasser eine „außerordentliche Eitelkeit" vor, die mit dem „Ehrgeiz, Haupt einer Sekte zu werden", verbunden sei. Er behauptet, dieser Ehrgeiz verführe Lavater zur Anwendung von Kunstgriffen, die „in den Augen der Moral ebenso verwerflich sind wie in denen der Vernunft". Doch macht er den Zusatz: „Die Intrige schließt die Aufrichtigkeit bei ihm nicht aus. Er glaubt blindlings an alle Träumereien und selbst an die bizarrsten Märchen, die er unermüdlich ausposaunt."

Zum Beweise seiner Behauptungen hebt Mirabeau als „Fundamentalprinzip" Lavaters hervor „die feste Überzeugung, daß jeder wahre Christ Wunder verrichten soll und wirklich Wunder verrichtet". „Nach seiner Meinung sind von den Zeiten der Apostel bis auf den heutigen Tag auf ununterbrochene Weise Wunder geschehen und geschehen noch immer fort. Nur verbergen sie sich bescheiden in tiefes Dunkel, woraus Herr Lavater sie herauszuziehen sucht." Er spottet:

[1]) Alles Nähere über Lavaters Verhältnis zu Cagliostro bei Funck, Lavater und Cagliostro, in Nord und Süd. Oktober 1897, und bei Langmesser, Jakob Sarasin (Züricher Dissertation 1899).

[2]) Mirabeau spricht mit Bezug auf Menzel: „Das gelehrte Deutschland" von 1783. Damals war aber Lavater 42 Jahre alt. Auch die Zählung der „Bände" ist ganz willkürlich.

„Herr Lavater hat selbst schon mehrmals versucht, Wunder zu tun, . . . aber er hat immer die traurige Erfahrung gemacht, daß sein Glaube die Größe eines Senfkorns noch nicht erreicht hat, und die Rhätischen Alpen beweisen zur Genüge, daß er noch keine Berge versetzen kann." Er rückt ihm vor, daß er dem „Exjesuiten und Teufelsbanner Gaßner gehuldigt", den „Totenerwecker Schrepfer verteidigt", „an die Wunder einer Magd im Kanton Luzern, einer Prophetin in Biel, einer Bäuerin bei Zürich" (gemeint ist Katharina Rinderknecht) und „eines Bauern St. Martin im Dorfe Schierbach (gemeint ist Martin Keil von Schlierbach) geglaubt habe". Die Bemerkung, daß dieser Bauer „seine Wunder besonders im Schlaf verrichtet und der gute Pastor Lavater, um ihn besser zu beobachten, oft bei ihm im Bett gelegen habe", veranlaßt ihn, dem Leser höchst lasziv Anzüglichkeiten aufzutischen. Am längsten verweilt er, wie sich denken läßt, bei Lavaters Verhalten zur Lehre Mesmers vom tierischen Magnetismus. Er legt ihm das Wort in den Mund, der Magnetismus sei eine geheime Kraft der Natur, durch die man mit gleichem Erfolg auf die materielle und immaterielle Welt wirken könne, und bringt den bekannten Brief Lavaters an den Hofmedikus Marcard in Hannover über die Wirkungen des Magnetismus auf seine Frau wörtlich zum Abdruck[1]). „Das ist der Mann," ruft er aus, „der an Wundertäter glaubt und glauben macht, der sie aufweckt, anstachelt, empfiehlt und ankündigt . . . Und solch ein Mann übt in seinem Vaterlande und außerhalb desselben, in Städten und Dörfern, in den Brüderschaften und an den Höfen einen Einfluß aus, wie Sokrates und Plato ihn niemals ausgeübt haben."

Wer, der Lavaters Tun und Denken nicht nur mit den Augen seines Schwiegersohnes und ersten Biographen Georg Geßner, sondern unbefangen nachprüfend betrachtet, könnte leugnen, daß in Mirabeaus Worten ein nicht unbedeutender Kern von Wahrheit steckt! Goethe, der den Züricher Freund noch 1779 der Geliebten, Frau von Stein, als „Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten" gepriesen hatte, schrieb ihr drei Jahre später, lange ehe er vollkommen mit dem Verfasser des „Pontius Pilatus" brach, im Hinblick auf dies Buch: „In meinen Augen knüpft sich bei Lavater der höchste Menschenverstand und der grasseste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammen"[2]). Johann Ulrich Hegner, der Lavater wie wenige kannte und das Wesen des „edlen Christenmannes" zum Gegenstand eindringenden Studiums gemacht hatte, beklagte noch im Alter „seine unsinnigen Verirrungen der Wundersucht"[3]). Selbst in der „Denkschrift", die zur hundertsten Wieder-

[1]) Man findet ihn u. a. mit Marcards Antwort bei E. Sierke, Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts, 1874, S. 198—205; vgl. daselbst S. 29—32 Lavaters Briefe an Swedenborg, S. 197 über sein Verhältnis zu Mesmer, S. 280 über sein Verhältnis zu Gaßner. Im übrigen s. die Angaben bei Muncker, J. K. Lavater. 1883. S. 39 ff., und in der Züricher Denkschrift. J. C. Lavater. Zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages. Herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich, A. Müller. 1902.

[2]) Als Ergänzung der Veröffentlichung von Funck, Goethe und Lavater. Schriften der Goethe-Gesellschaft. 1901, s. Funck, Lavater und Goethe, in der Züricher Denkschrift von 1902.

[3]) S. Hedwig Waser, Johann Kaspar Lavater nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen u. s. w. (Züricher Dissertation.) Zürich, Schabelitz. 1894. S. 75.

kehr von Lavaters Tod am Ort seines Wirkens erschienen ist, haben die wohlwollenden Darsteller seines religiösen und philosophischen Strebens mit Urteilen wie den folgenden nicht zurückhalten können: „Wie nahe mußte einer Natur wie der seinigen die Täuschung liegen, Steigerungen des Gefühles und der Phantasie für Quellen religiöser Kraft zu halten!“ — „Sein Glaube an übernatürliche Gebetswirkungen und Offenbarungen wird immer phantastischer. Hand in Hand damit geht die fast unbegreifliche Leichtgläubigkeit, mit der er auf die Schwindeleien angeblicher Propheten, Geisterseher und Wundertäter eingeht . . . Es ist die Bahn trüber, wüster Schwärmerei, auf die er sich begibt“[1]). Was aber Mirabeaus Schrift zum Pamphlet stempelt, ist, daß er Wahres und Falsches vermengt, auf jeden Versuch psychologischer Erklärung verzichtet und sein zunächst für französische Gaumen bestimmtes Gericht mit dem Pfeffer beißender Zweideutigkeiten zu würzen nicht verschmäht.

Dem Charakter des Pamphletes entspricht denn auch, daß Mirabeau als letzten Pfeil seinem Köcher die Beschuldigung entnimmt, Lavater stehe im Bunde mit den Jesuiten. Freilich hält er diese Annahme für „weit weniger erwiesen als seinen Aberwitz und seinen dämonographischen Fanatismus“. Indessen ist es ihm verdächtig, daß „Lavater, der protestantische Prediger, in den Zirkularbriefen, mit denen er seine Anhänger häufig erbaut, das Gebetbuch eines gewissen Pater Sailer, eines Jesuiten von Ingolstadt, als ein unumgänglich notwendiges Werk, als einen köstlichen Schatz von Licht und Wahrheit anpreist, ja, sogar seinen protestantischen Korrespondenten den Rückkauf um das Doppelte verspricht, wenn sie bereuen sollten, es gekauft zu haben“. Von der wahren Denkungsart des Lavater befreundeten, hochverdienten Johann Michael Sailer[2]), den die Exjesuiten mit bittrem Haß verfolgten, hatte Mirabeau keine Ahnung. Er wagte es, sein „Lese- und Betbuch“ als „getränkt mit den inneren und äußeren Grundsätzen der Gesellschaft Jesu und selbst mit ultramontanen Maximen“ zu brandmarken. Hier ließ sich nun wieder die Brücke von Lavater zu Cagliostro schlagen. Cagliostro, hatte Mirabeau zu berichten, wurde mitunter als ein Werkzeug der Jesuiten angesehen, deren Trachten dahin gehe, in protestantischen Ländern Proselyten zu werben oder Einfluß zu gewinnen[3]). Lavater, der Bewunderer Cagliostros, zog vielleicht insgeheim mit ihm an einem Strange. Das ganze Pamphlet mündete aus in die Forderung allgemeiner Toleranz. „Duldet Cagliostro, duldet Lavater, duldet Sailer, aber duldet auch die, welche sie als Wahnwitzige angeben, da es ihnen widersteht, sie für Schurken zu erklären.“

[1]) In der o. S. 421, Note 1 angeführten „Denkschrift“ die Beiträge von G. von Schultheß-Rechberg, Lavater als religiöse Persönlichkeit, und von Heinrich Maier, Lavater als Philosoph, besonders S. 209 und 459.

[2]) S. zum Zweck rascher Orientierung den Artikel von Reusch in der Allg. Deutschen Biographie, Bd. XXX, S. 178—192.

[3]) Er bezieht sich auf des Göttinger Professors Meiners Briefe über die Schweiz. 1784. Bd. II, S. 300, ruft ihn aber S. 47 ganz widersinnig (s. Meiners a. a. O., Bd. I, S. 44 ff.) zum Zeugen gegen Lavater auf.

Fragt man, woher Mirabeau seine Kunde über Lavater schöpft, so wird man von vornherein nicht glauben, daß er sich die Mühe genommen habe, Lavaters zahlreiche Schriften selbst zu lesen. Dies war, ganz abgesehen von seiner mangelhaften Kenntnis der deutschen Sprache, nicht seine Art zu arbeiten[1]). Den „Pontius Pilatus", dessen Bändezahl und Format er falsch angibt, hat er offenbar nie zu Gesicht bekommen. Ihm genügt zunächst ein Verweis auf eine in Meusels „Gelehrtem Deutschland" von 1783 abgedruckte Liste. Sodann bezieht er sich, unter beinahe wörtlicher Entlehnung der stärksten Stellen, auf das bekannte, in Berlin und Leipzig verlegte, satirische „Sendschreiben" des Züricher Schulmannes Johann Jakob Hottinger von 1775, das ehemals so viel Staub aufgewirbelt hatte. Vor allem aber haben ihm die Zeitschriften der Berliner Wortführer der „Aufklärung", in deren Kreisen er ein gern gesehener Gast war, unschätzbare Dienste geleistet[2]). Er führt ausdrücklich einige Artikel der von Gedike und Biester herausgegebenen „Berlinischen Monatsschrift" an. Darunter ist der im Januarheft 1786 erschienene „Beschluß von Biesters Antwort an Herrn Professor Garve", mit seinen heftigen Ausfällen gegen Lavater. Noch viel ergiebiger ist aber offenbar für Mirabeaus Zwecke Christoph Friedrich Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek" gewesen. Auch diese Zeitschrift wird mehrmals von ihm als Quelle genannt. Hier hat er Lavaters Brief an Marcard gefunden. Hier ist ihm das brauchbare Material aus Hottingers „Sendschreiben" in den Wurf gekommen (s. Allg. D. Bibliothek XXVI, S. 596 ff.; vgl. XXX, S. 311 ff. „Von Gebets- und Glaubenskraft. Zehn Schriften"). Hier (LI, S. 99 ff., LXVIII, S. 45 ff., XXIX, S. 469, XXV, S. 171) hat er eine scharfe Kritik des „Pontius Pilatus" und die an Lavater scherzhaft gerichtete Aufforderung, durch die Kraft seines Glaubens Berge zu versetzen, lesen können. Aber nicht nur ist Nicolais Zeitschrift das Hauptarsenal, dem er seine Waffen entlehnt, Nicolai selbst muß ihm, als er seine Schrift abfaßte, zur Hand gegangen sein. Nur so läßt sich verstehen, daß Mirabeau in einer Anmerkung seinen Lesern mitteilen kann, eine ausführliche Widerlegung Garves, des Breslauer Popularphilosophen, der sich gegen die Jesuitenfurcht der Berliner Aufklärer gewandt hatte, sei als Anhang zu Nicolais Beschreibung seiner Reise durch Deutschland und die Schweiz zu erwarten[3]).

Ich bin sogar imstande, die Annahme der Bundesgenossenschaft Mirabeaus und Nicolais durch ein noch stärkeres Zeugnis zu stützen[4]). Im Nachlaß

[1]) „Wir sind sehr zuverlässig versichert worden, daß der Herr Graf ein deutsches Buch weder lesen noch verstehen kann; hingegen hat er sich mit vielen Kosten eine Anzahl deutscher Bücher übersetzen oder in Auszug bringen lassen, woraus er denn schöpft, was er über Deutschland weiß." S. Allg. Deutsche Bibliothek, Anhang zu Band 53—85, S. 1479. (Anzeige von Mirabeaus Schrift: Herr Moses Mendelssohn.) Anders Dohm, Denkwürdigkeiten, Bd. V, S. 400: „Er nahm Unterricht in unserer Sprache und gelangte bald dahin, daß er deutsche Schriften ziemlich fertig lesen und deutsche Rede verstehen konnte."

[2]) S. die Würdigung dieser heute oft unterschätzten Zeitschriften in Ludwig Geiger, Berlin 1686—1840. (Paetel. 1895.) Bd. I, S. 426 ff., 462 ff.

[3]) S. den Anhang zu Bd. VII der Reisebeschreibung Nicolais (1786), daselbst S. 85 ff. die auf Lavater bezüglichen Stellen.

[4]) Dies danke ich einer Mitteilung meines Freundes Ludwig Geiger.

Nicolais (Band 15), der auf der Königlichen Bibliothek in Berlin aufbewahrt wird, befindet sich folgender an Nicolai gerichteter Brief des mit Mirabeau bekannten Staatsmannes und Schriftstellers Dohm vom 21. März 1786:

Der Graf von Mirabeau will einen Brief über Cagliostro drucken lassen, worin er es wahrscheinlich macht, daß dieser ein Werkzeug der Jesuiten sei und auch erwähnt, daß er mit Lavater zusammenhange. Ich habe ihm bei dieser Gelegenheit gesagt, daß Lavater in einem erzkatholischen Buche des Jesuiten Sailer sehr gerühmt sei und daß dagegen dieses Buch wieder von Lavater sehr empfohlen werde an seine Anhänger, welches von einem protestantischen Prediger äußerst frappant sei. Ich sollte denken, daß der Graf Mirabeau von dieser Anekdote unbedenklich Gebrauch machen könnte und er verspricht, weder mich noch weniger Sie hierbei gegen irgend Jemand zu erwähnen. Da die Lavaterschen Cirkularbriefe in so vielen Händen sind, so hat auch leicht einer davon an den Grafen Mirabeau kommen oder [er] sonst das Factum erfahren können. Und es ist gewiß, daß es in Frankreich Sensation machen wird, auch bei unseren Großen, die Ihre Antwort an Garve leider nicht lesen werden. Indessen habe ich doch nicht eher darein willigen wollen, daß Graf Mirabeau davon diesen Gebrauch mache, ehe Sie drin willigen. Haben Sie also etwas Erhebliches dagegen, so schreiben Sie es ihm selbst mit zwei Zeilen, wo nicht, so schreiben Sie ihm den Titel des Sailerschen Buches und wenn Sie wollen ohngefähr den Inhalt der Empfehlung desselben auf.

Man wird schwerlich in Zweifel ziehen wollen, daß Nicolai der Aufforderung Dohms gefolgt ist. Ihm konnte es nur erwünscht sein, Mirabeau bei seinem Angriff gegen Lavater die Hand zu führen. Allem Vermuten nach wird er den händelsüchtigen Franzosen in seinem Kampfeifer überhaupt weidlich bestärkt haben.

In diesem Licht gesehen erscheint Mirabeaus Schrift als ein Glied in der Kette von Feindseligkeiten, mit denen die nüchternen, kritischen, nicht selten hyperkritischen Fanatiker der Aufklärung in Berlin, und allen voran Nicolai, den Züricher, in phantastischen Ausbrüchen schwelgenden Schriftsteller seit geraumer Zeit bedachten. Indessen, will man Nicolais Übereifer vollkommen verstehen, so muß man die Geschichte seiner persönlichen Beziehungen zu Lavater etwas genauer ins Auge fassen. Es wäre ganz irrig, zu glauben, beide Männer seien von Anfang an durch eine tiefe Kluft getrennt gewesen. Im Gegenteil: es wiederholt sich hier die Erscheinung, die in Lavaters Lebensgeschichte nichts Ungewöhnliches ist. Er weiß anzuziehen, selbst zu fesseln, bis der Faden sich lockert, um endlich für immer zu zerreißen. Eine lange Reihe von Briefen Nicolais an Lavater hat sich erhalten, denen nicht wenige der Antworten Lavaters zur Ergänzung dienen[1]). Der Briefwechsel reicht bis zum Jahr 1768 zurück. Damals erklärte sich Nicolai, der Buchhändler, bereit, eine Anzahl von Exemplaren der „Schweizerlieder" Lavaters zu übernehmen, wenn in Berlin „ein Debit zu hoffen wäre". Den Buchhändler geht u. a.

[1]) Die im folgenden benutzten Briefe Nicolais wie die der übrigen Korrespondenten Lavaters liegen im Original in der Stadtbibliothek Zürich. Daselbst finden sich viele der Antworten Lavaters in Kopie. Für seinen Briefwechsel mit Nicolai konnten zur Ergänzung einige Stücke aus Bd. 44 von Nicolais Nachlaß, im Besitz der Königl. Bibliothek Berlin, herangezogen werden.

gleichfalls Lavaters Bitte vom 10. Juni 1771 an, „etwas von seiner geringen Arbeit ohne Entgelt in Verlag zu nehmen". Nicolai antwortet am 6. Juli 1771, er sei jetzt nicht in der Lage, seinen Verlag zu verstärken, werde aber keinesfalls ohne Honorarzahlung ein Werk übernehmen. Schon vorher (10. Mai 1771) hat er sich Lavaters Dank verdient durch den Rat, den er seinem Berufsgenossen, dem Buchhändler Hartknoch in Riga, erteilt, ein gegen Lavater gerichtetes „Traktätchen" nicht zu veröffentlichen. Als Herausgeber der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" ist Nicolai 1768 für einige von „Offenherzigkeit" zeugende Bemerkungen Lavaters erkenntlich. Denn „Offenherzigkeit setzt Achtung voraus". Er erhält durch Lavater eine Platte des Porträts von Zimmermann[1]) und dankt ihm im voraus für das Versprechen einer Zeichnung der Köpfe von Geßner und Hans Kaspar Hirzel, welche die „Bibliothek" zieren soll. Er sendet das erste Stück von Band XV seiner Zeitschrift nach Zürich, das mit Lavaters Bild, von Zimmermann dem Herausgeber übermittelt, geschmückt ist. Er wünscht „mit vielen Freunden der Wahrheit", daß der bekannte Streithandel, der 1769 dem ihm so nahestehenden Moses Mendelssohn durch Lavaters taktlosen Bekehrungseifer aufgedrungen war, „nicht weiter fortgesetzt werde", will aber Lavater nicht abraten, „öffentlich zu sagen, was er zu seiner Verantwortung für richtig halte"[2]), usw.

In allen diesen ersten Zeugnissen des brieflichen Verkehrs beider Männer herrscht der Ton größter Höflichkeit. Nicolai redet Lavater „Euer Hochwürden" an oder „Hochwürdiger, insonders Hochzuehrender Herr". Lavater erwidert: „Mein redlicher, verehrungswürdiger Gönner" oder „Mein wertester Herr Nicolai". Sehr merkwürdig erscheint ihr Gedankenaustausch über den „Werther". Nicolai sendet Lavater am 17. Januar 1775 (irrtümlich steht in dem Original „1774") seine berüchtigte Parodie „Freuden des jungen Werthers" mit den Begleitworten:

Ich sende Euer Hochwürden nebst des XXIII. Bandes zweitem Stück der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zugleich ein paar flüchtige Bogen, deren erste Absicht wenigstens gewiß einigermaßen Ihren Beyfall haben wird. Niemand kann die Leiden des jungen Werthers, als Werk des Geistes betrachtet, mehr schätzen, ja bewundern, als ich selbst. Aber gewisse hingeworfene Grundsätze werden der menschlichen Gesellschaft gewiß schädlich, wenn sie nicht als Raisonemens eines vorausgesetzten schwärmerischen Charakters, sondern als festgesetzte Wahrheiten betrachtet werden. Ich glaube, der Verfasser habe sie nur auf die erste Art verstanden wissen wollen, aber fast alle Recensenten, besonders die Frankfurter und Hamburger, verstehen sie auf die letztere Art. Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, der Sache eine ein wenig andere Wendung zu geben"[3]).

---

[1]) Der bekannte Arzt und Popularphilosoph Johann Georg Zimmermann, der Freund Lavaters, der seine erste Vorlesung von der Physiognomik zum Druck beförderte. Vgl. über ihn und die im folgenden Genannten die Allg. Deutsche Biographie.

[2]) Vgl. Allg. deutsche Bibliothek, Bd. XIII, S. 370—396. In einem der Briefe Lavaters (21. Dezember 1771) heißt es: „Mit tiefem Bedauern höre ich, daß H. Moses sich übel befindet: wie viel liegt allen Freunden der Weltweisheit und der Litteratur an der Erhaltung dieses lieben Mannes."

[3]) Man vergl. dazu ähnliche Äußerungen Nicolais bei Appell, Werther und seine Zeit. S. 121 ff., 176.

Und Lavater, dessen Seelengemeinschaft mit Goethe damals so innig wie möglich war, antwortet, gar nicht etwa entrüstet, am 23. Februar 1775:

Die Freud' macht hier viel Bewegung und Freude. Geßner ist am besten damit zufrieden. Ich, der ich einiges anderst wünschte, muß doch gestehen, daß Unvergleichlichkeiten in dieser Brochure sind. Ob Ihr Zweck dadurch erreicht werden wird? Ich zweifle, so wie ich zweifle, ob Werther die izt neuerlich vorgefallenen Selbstmorde veranlaßt habe.

Dann fährt er fort:

Und was soll ich von Ihrer Rezension meiner physiognomischen Brochure sagen? Wirklich erstaun' ich über die Mühe, die Sie sich genommen! über Ihre beyspiellose Billigkeit und so manche scharfsinnige Bemerkung! so manche treffende Rechtfertigung. Ich kann nichts weiter sagen als ich dank' Ihnen und Zimmermann u. s. w.

Jenes zweite Stück des XXIII. Bandes der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", das Nicolai zugleich mit seiner Parodie nach Zürich sandte, enthielt nämlich seine sehr ausführliche Anzeige der zwei Vorlesungen Lavaters „Von der Physiognomik" (Leipzig 1772), den Vorläufern der „Physiognomischen Fragmente". Dieser Gegenstand, die Beschäftigung mit den Fragen der Physiognomik, bildete in den siebziger Jahren den Hauptinhalt der Korrespondenz Nicolais und Lavaters. Man kann deutlich verfolgen, wie Nicolai, der „selbst über zwanzig Jahre lang physiognomische Beobachtungen gemacht", an Lavaters Bestrebungen den lebhaftesten Anteil nimmt. Er sendet ihm von Chodowiecki gezeichnete Profile, darunter sein eigenes, Schattenrisse, Gipsabgüsse, kritische Bemerkungen und Ergebnisse seiner Studien. Lavaters Unternehmen erfüllt ihn mit aufrichtiger Bewunderung. Offen gesteht er ihm (8. Oktober 1773):

Ich denke über die Belehrung meines Freundes Moses, über Ihr Tagebuch, über Ihre Aussichten ganz anders als Sie[1] . . . Aber hingegen in der Physiognomik ist's, als ob eine gleichgestimmte Saite zugleich erklänge.

Allmählich jedoch wachsen seine kritischen Bedenken gegen Lavaters Verfahren. Sie treffen hier und da dieselben schwachen Punkte, die man bis auf die neueste Zeit in Lavaters physiognomischen Versuchen aufgewiesen hat: „seine ‚geniale' Naivetät", seine „Philosophie der Kraftsprüche", welche „die mangelnde Gewalt der Gründe ersetzen muß", seine „phantastische und willkürliche Psychologie", seinen „Verzicht auf „sorgfältig empirische Erforschung der tatsächlichen Zusammenhänge zwischen physischem und seelischem Sein und Geschehen"[2]. So schreibt Nicolai am 30. April 1776 an Lavater:

Die feyerlichsten, gefühlvollsten Stellen haben auf die meisten Ihrer Leser eine ganz widrige Wirkung. Sie haben dabey Dinge im Sinne, die sich nicht ausdrücken lassen. Der Leser hat nur das Bild und die Worte, verlangt verständige Erläuterungen und findet sie nicht . . . Meine Idee war, daß Ihren Fragmenten

[1] Über Moses Mendelssohn s. o. S. 425. Mit den beiden anderen Stichworten spielt Nicolai an auf Lavaters „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst" 1771 und auf die „Aussichten in die Ewigkeit" 1768 ff.

[2] S. Heinrich Maier, Lavater als Philosoph und Physiognomiker, in der „Züricher Denkschrift" von 1902, besonders S. 409, 440, 484.

durch mehr Ordnung, Beziehung, Zusammenhang eine größere Vollkommenheit zuwachsen würde.

Und am 11. Juli 1776:

. . . Sie meinen, daß der größte Teil Ihrer Leser nur von Empfindung lebt. Es kann seyn. Auch ich selbst lebe von Empfindung mehr, als Sie wohl denken. Aber bedenken Sie nur, daß Empfindung und Ausdruck der Empfindung so unterschieden ist. Bedenken Sie, daß Sie die Nachwelt, wenn die erste Hitze vorüber ist, nur nach dem Ausdruck beurtheilt. Bedenken Sie den Fortgang der Wissenschaft, der nur durch Ordnung und Präcision erhalten werden kann . . .

Manche Einwürfe hatte Nicolai bereits bei der Anzeige der beiden physiognomischen Vorträge Lavaters durchschimmern lassen. Strenger schon war seine Sprache bei der Anzeige der beiden ersten „Versuche der physiognomischen Fragmente" (Allg. Deutsche Bibliothek 1776 XXIX, S. 379—414). Indessen Lavater hielt sich an Nicolais hinlänglich bezeugtes Interesse für seine Arbeit und nahm ihm seine „Aufrichtigkeit nicht übel". Es bezeichnet seine Denkweise, wenn er dem Berliner Kritiker schreibt (21. Mai 1776):

Unsere Art zu sehen ist so verschieden, muß so verschieden seyn als unsere Stirnen. Nur dies — vergessen Sie die Mannichfaltigkeit meines Publikums nicht. So viele ohne Nicolais Augenknochen kaufen das Werk . . . Es ist unmenschlich, diesen nichts zu geben und diese leben nur von Empfindung . . . Ich appellire immer aufs Ende . . . und aufs Ganze der Leserwelt. Viele Gäste, viele Trachten. Genug wenn jeder gut und genug hat, obgleich ihm einige Trachten widrig sind.

Andres aber, was dem Herausgeber der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" aufs Kerbholz zu schreiben war, schmerzt ihn. Er äußert (21. Mai 1776) hinsichtlich der Anzeige des „Sendschreibens" Hottingers und der sich anreihenden Literatur von Streitschriften „in aller Sanftmut":

Alle Welt und Hottinger selbst muß Ihre Anzeige, Auszüge und Nichtauszüge parteiisch finden, obgleich vielleicht der Verfasser unparteiisch zu sein geglaubt oder geträumt haben mag. Nur möcht' ich wissen, wenn ich gethan hätte, was mir gethan worden — ich gelogen hätte, erweislich gelogen, was dann Nicolai gesagt hätte? hätte sagen müssen? Aber ich will kein Wort mehr sagen.

Ähnlich heißt es am 25. Oktober 1777:

Über andere Dinge, so sehr ich Ursach hätte, mich höchlich bei Ihnen zu beklagen, weil der Impertinenzen gewisser Leute, die Religion haben wollen und die ersten Grundsätze der flächsten Gerechtigkeit vergessen, kein Maß ist, itzt kein Wort und nie kein Wort. Nur das Eine, — so wahr Sie lesen, — wenn Sie unsichtbar mich handeln und schreiben und reden hörten und sähen, Sie würden sagen: non putaram . . .

Nicolai verteidigt sich gegen die Vorwürfe Lavaters vom 21. Mai 1776 in einem Brief, von dem sich nur ein undatiertes Bruchstück erhalten hat:

. . . Daß die Verfasser der Bibliothek frey über alle Vorfälle ihre Meinung sagen, ist nöthig und wird auch nie unterbleiben . . . Was mich selbst en particulier betrifft, so weiß ich von den eigentlichen Streitigkeiten mit Ihren Züricher Landsleuten nicht ein Wort. Ich nehme die facta so wie sie glaubwürdige Leute erzählen, und Ihre Schriften an, wie sie da liegen ohne Partheylichkeit nach dem Eindrucke, den sie bey einer sorgfältigen Lesung auf mich gemacht haben. Daß ich mit vielen

Ihrer Schriften und Schritte sehr unzufrieden bin, wissen Sie von mir selbst, durch Herrn Steiner[1]) und durch Herrn Zimmermann . . . Darf ich es sagen: Sie haben zu den meisten Anfällen, die auf Sie geschehen, selbst Gelegenheit gegeben . . . Geradezu deutlich, weniger feyerlich wünschte ich Sie oft . . . . Sie sehen, ich verhehle meine Gedanken nicht. Aber Gott weiß es, daß ich niemandem weh thun will, Ihnen am wenigsten. Wahrheit suche ich. Ich suche sie mit Eifer . . .

Man sieht: eine allmähliche Entfremdung beider Männer bahnte sich schon zu Ende der siebziger Jahre an. Indessen, als Nicolai 1781 mit seinem ältesten Sohn die Schweiz besuchte, versäumte er nicht, bei Lavater vorzusprechen. Er verbrachte, wie sich aus dem weiteren Briefwechsel beider Männer ergibt, „einen angenehmen Tag" mit Lavater in seinem „Weinberghäuschen" in Enge[2]) und in Richterswil bei Lavaters Freund, dem Arzt Doktor Hotze. Damals muß Lavater über die Anonymität gewisser Artikel der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" bei Nicolai Klage geführt haben. Drei Jahre nachher brachen sie für immer. Den äußeren Anlaß zum Bruch gab der Abdruck einiger als „sehr zuverlässig" bezeichneter Briefauszüge über Lessings Tod im fünften Stück des in Dessau und Leipzig erscheinenden „Kirchenboten für Religionsfreunde aller Kirchen" vom Jahre 1782. Unter andrem war hier von schönen Frauen die Rede, die in Lessings letzten Stunden beständig um ihn gewesen seien. Ferner hieß es: „Verdruß und Ausschweifungen waren die Ursachen seines Todes." „Ja, er starb am Verdruß, den ihm seine unreligiösen Schriften zuzogen, die er bereute — wie man versichert. Auch glaub ich Ihnen gesagt zu haben, daß das Volk ihn außer dem Kirchhof begraben haben wollte" usw. Es entspann sich darüber eine Korrespondenz zwischen Nicolai und dem in Braunschweig am Collegium Carolinum angestellten Literarhistoriker Eschenburg, die bruchstückweise in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" abgedruckt wurde. Eschenburg ließ sich hier, ohne Nennung seines Namens, folgendermaßen vernehmen:

Lange sind mir solche Schändlichkeiten nicht vorgekommen, so armselig, so jämmerlich aus halbwahren und durchaus falschen, zum Theil aber erdichteten Mährchen zusammengestoppelt. Und mich dünkt, diese Märchen haben zu sehr das Gepräge der Falschheit, der niedrigsten Verläumdung, als daß sie solchen Männern, wie die Herausgeber des Kirchenboten seyn wollen und seyn sollten, nur einen Augenblick hätten wahrscheinlich und aufnehmenswerth dünken können. Und nun vollends diesen Briefen den Namen sehr zuverlässiger zu geben! Was kann die Herren Lavater und Pfenninger dazu bewogen, was kann sie hiezu berechtigt haben? Wenn der elende Mensch, der diese Nachrichten zusammen zu stoppeln Blödsinn oder Bosheit genug hatte, . . . wenn dieser Elende . . . Herz hat sich zu nennen, so will auch ich namentlich auftreten, und ihn seiner Unwahrheit zeihen[3]).

Den „Kirchenboten" hatte die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" als ein Blatt, das „den Aberglauben verbreite", und durch das „die Jesuiten sich Ein-

[1]) Gemeint ist ohne Zweifel der Buchhändler Heinrich Steiner in Winterthur.

[2]) In Nicolais Nachlaß findet sich noch ein Schreiben Lavaters „6. August 1781", durch das er Nicolai in sein „Rebhäuslein" einlud.

[3]) S. Allg. Deutsche Bibliothek. 1783. Bd. LV, S. 289 ff.: vgl. daselbst S. 373 ff., Bd. LVI, S. 290, Bd. LI, S. 114 ff. und Erich Schmidt, Lessing. Zweite Auflage. Bd. II, S. 639.

fluß zu verschaffen suchten", überhaupt auf dem Strich. Für seine Herausgeber hielt Eschenburg, und Nicolai mit ihm, Lavater und Lavaters Busenfreund, den Züricher Geistlichen Johann Konrad Pfenninger. Dieser hat sich in der Tat in der letzten Nummer des „Kirchenboten", die überhaupt erschienen ist, durch eine Erklärung vom 4. Februar 1786 als Herausgeber der Zeitschrift bekannt[1]). Nun war für Nicolai sein inniges Verhältnis zu Lessing mit Recht der Stolz seines Lebens. Was Wunder, wenn ihn die Verleumdungen, die Lessings Andenken beschmutzten, aufs tiefste empörten!

Wir wissen, daß Lavater dem Herausgeber der Papiere des „Wolfenbütteler Ungenannten", dem Dichter des „Nathan" keineswegs durchaus holdgesinnt war. In einer „Synodalrede" hatte er das „Lessingsche Antichristenthum" denunziert. „Ist niemand," schrieb er am 1. Juli 1778 Friedrich Jacobi, „der dem erzseelenlosen Sophisten Lessing die Scham entblößt?" Und einige Wochen nach Lessings Tod, am 17. März 1781, äußerte er gegen denselben Freund:

Von Lessing und den Gründen Ihrer Untröstlichkeit wünscht ich was zu wissen. Ich verehrt' in ihm den Gelehrten, den Mann von erstaunlichem Verstande, den körnigen, klassischen Schriftsteller. Aber mehr nicht. Nie — nie — schon vor zehn Jahren nicht, fand ich weder Ame noch Genie in ihm und seinen Schriften. Ein ganzer Mann schien er mir — aber zu wenig Mensch[2]).

Indessen, mit der Herausgabe des „Kirchenboten" seines Freundes Pfenninger hatte er, obwohl er ihm Beiträge zuführte, persönlich nichts zu schaffen. Statt diese Tatsache einfach festzustellen, erhob Lavater in einer Erklärung und in einem Schreiben vom 3. März 1784 bei Nicolai Beschwerde:

„Ich ersuche Sie, mein hochgeschätzter Herr Nicolai, diese Anzeige und Lossagung[3]) in Ihre allgemeine Deutsche Bibliothek einzurücken. Sie werden sie billig und vernünftig finden. Wie sie aber immer beschaffen seyn möchte: Mein Name steht dabey und ich bin, seit ich das Vergnügen hatte, Sie zu sehen, noch immer in denselben Gedanken und werde, so lange Sonn und Mond mir auf- und untergehen, gewiß davon nicht abzubringen seyn: daß kein guter, kein ehrlicher, kein weiser Mann etwas anonymer Weise über einen genannten, besonders öffentlichen Mann Nachtheiliges sagen wird und daß auf jeder Rezension und Anzeige Ihrer Bibliothek, in welcher ein ungezogener Bube hinter dem Vorhang auf einen ehrlichen Mann Koth sprützt oder mit der Peitsche schlägt, ein unaufhebbarer Verdacht von Kleinsinnigkeit und lichtscheuer Schalkheit ruhet. Nicht ohne Namen, mit meinem Namen schreib' ich Ihnen dies. Nicht schreib ich es Ihnen nur. Ich sagt' es Ihnen ganz bestimmt. Sie schienen es nicht unbillig und unwahr zu finden. Aber es half nichts. — Tant pis pour vous. Ob dies wiederholte Wort etwas helfen wird, stehet dahin.

---

[1]) Kirchenbote. 1785. S. 528, 529 mit dem Bemerken: „Ich erkläre noch einmal am Ende des Buches als ein ehrlicher Mann, daß Lavater keinerlei Antheil an der Herausgabe dieses Journals hatte." Ein vollständiges Exemplar des „Kirchenboten", als Geschenk der Kirchenpflege St. Peter, besitzt seit 1901 die Stadtbibliothek Zürich.

[2]) S. die Züricher Denkschrift von 1902, S. 459, 462, 491, Anm. 186; daselbst zu Zöpprit, Aus F. H. Jacobis Nachlaß, Bd. I, S. 44 die Korrektur des Datums und des Wortes Akme statt Ame nach der auf der Züricher Stadtbibliothek befindlichen Kopie.

[3]) Leider liegt sie im Wortlaut nicht vor. Nicolai hatte einer eigenhändigen Notiz nach keine Kopie behalten.

Was ich aber gewiß weiß, ist dies: Ihr Herz fühlt die Wahrheit dessen, was ich sage.

Folgt die Mahnung, alle Mitarbeiter der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" zu verpflichten, nur mit Namen unterschriebene, wirkliche Rezensionen, die in einem Tone sprechen, „wie ein gesitteter Mensch in einer gesitteten Gesellschaft über einen gegenwärtigen Menschen sprechen würde", künftig zur Aufnahme zu senden, und zum Schluß die Frage:

Meynen Sie, mein Lieber, Ihre Bibliothek, Ihr Ruhm und was mehr ist als beydes, Ihr Herz würde dabey verlieren oder gewinnen? Wenn Sie mir einmal hierauf antworten sollten, so erwart' ich eine Antwort, wie sie seyn würde, wenn Sie mit meinem Bruder, D. Hoz, und mir in Richtersweil am Tische säßen.

Allein, Nicolai lehnte, wie seine Antwort vom 18. April 1784 bezeugt, die Aufnahme von Lavaters Erklärung ab. „Es müßte", erwiderte er ihm, „noch eine Deutsche Bibliothek bloß für solche unnütze Zankschriften geschrieben werden." Sodann aber fuhr er gröberes Geschütz auf:

„Obgleich Ihr Namen darunter stehet, so sehe ich nicht, daß Sie das Geringste zur Sache Gehörige . . sagen . . Es ist einmal gewiß, daß die Nachrichten von Lessings Tod, die in dem Kirchenboten stehen, bloß plumpe Lügen sind und eine schändliche Verläumdung des guten Namens dieses großen Gelehrten und guten Mannes. Hier ist die Frage: erkennen Sie solche für schändliche Lügen oder nicht? Gehen Sie nicht um den Brey, sondern sagen Ja oder Nein. Sagen Sie: Es sind nicht Lügen, so beweisen Sie es oder lassen Sie den namenlosen Pasquillanten, der meinen seligen Freund nach seinem Tode noch hat schänden wollen, auftreten und sich namentlich nennen und den Beweis führen. In diesem Falle wird der Verfasser des Briefes . . sich auch nennen und dann werden Sie, mein lieber Herr Diakon, den Namen eines durch Schriften und rechtschaffene Denkungsart ehrwürdigen Mannes sehen, und nicht, wie Sie in Ihrem Schreiben sagen, einen ungezogenen Buben, der hinter einem Vorhang auf einen ehrlichen Mann Koth sprizt.

In diesem Tone geht es noch eine Weile fort. Offenbar war Nicolais Meinung, daß Lavater an der Herausgabe des „Kirchenboten" beteiligt sei, noch nicht erschüttert. Indem er Lavaters Vorschläge, die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" durch Einwirkung auf die Mitarbeiter „vermeinter Massen zu verbessern", von sich wies, fügte er geflissentlich hinzu:

Du siehest den Splitter in deines Bruders Auge und siehest nicht den Balken in deinem eigenen Auge! Mir selbst wird in dem Kirchenboten sehr ungerecht begegnet . . Es scheint der Geist darin zu herrschen, als ob man in Gottes Namen sehr wohl verläumden könne und Leute wie Lessing und anderen freidenkenden Leuten gar wohl alles Böse zutrauen könnte. Hingegen sucht man ganz sachte auszubreiten, als ob von so genannten frommen Seelen, Pietisten, Rosenkreutzern, Stillen im Lande und anderen solchen Schleichern nichts als Gutes vorausgesetzt werden müsse. Ich glaube nicht, daß Sie an allen solchen Äußerungen schuld sind. Aber Sie haben vielleicht zu viel Zutrauen zu nichtswürdigen Leuten, welche Ihr Zutrauen mißbrauchen. Dahin gehört auch der Pasquillant, der Ihnen über meines Freundes Tod eine so schändliche Nachricht geschrieben hat, die er nie beweisen kann . . . . Ich versichere Sie, mein lieber Herr Diakon, daß ich mich des angenehmen Tages in Richterswyl und auf Ihrem Weinberghäuschen noch mit großem Vergnügen erinnere. Ich liebe Sie herzlich Ihrer vielen guten Eigenschaften wegen, aber ich sehe es schon lange, daß Sie theils von Ihrer eigenen Einbildungskraft, theils von

schlechten Leuten, auf welche Sie würken, ohne daß Sie es wissen, einen sehr schiefen Weg geführt werden. Vielleicht ist Ihnen der Zuruf eines wahren Freundes, der Sie aus dem Schlummer weckt, in dem Sie so vielerley träumen, sehr nützlich. Es muß vielleicht etwas rasch seyn, damit Sie zusammenfahren und erwachen.

Lavater beklagte sich nunmehr in einem Brief vom 28. April 1784 über Nicolais Verfahren und betonte nochmals, daß er an der Herausgabe des „Kirchenboten" keinen Anteil habe[1]). Nicolai bezieht sich darauf in einem langen Schreiben vom 15. Mai 1784, in dem er sagt:

„Mir war nicht bekannt, daß Sie sich öffentlich von einem Antheil an der Herausgabe des Kirchenboten losgesagt hatten, und gewiß hat der Verfasser des Briefes auch nichts davon gewußt, sonst würde er Sie nicht genannt haben. Wenn Sie sonst weiter nichts sagen wollten, als daß Sie nicht der Herausgeber des Kirchenboten wären, so konnten Sie es in zwey Worten . . . ohne Umschweife sagen. Damit Sie sehen, daß ich nicht unbillig bin, will ich dies im nächsten Stück der Bibliothek kurz anzeigen[2]). Aber daß Sie . . . hierbei das schändliche Pasquill vom Tode meines Freundes Lessing zu billigen schienen und den rechtschaffenen Mann, der sich wider diese falsche Nachricht erklärte, mit harten Worten angriffen, war ungerecht und ganz am unrechten Orte.

Nicolai ließ hierauf noch schärfere Ausdrücke folgen, um mit dem Kraftwort zu schließen:

„Es behagt Ihnen vielleicht wohl, daß Sie auf die weit ausgebreitete Zahl der Schwärmer und Frömmler würken können, aber Sie verlieren täglich mehr die Hochachtung des aufgeklärten Theils der Nation. Und ist Ihnen derselbe noch etwas werth, so hören Sie auf, Schriften herauszugeben, die weder Sinn noch Unsinn sind, welche den Menschen die Köpfe verdrehen und wahrhaftig nichts Gutes stiften u. s. w.

Man würde es begreifen, daß Lavater den Briefwechsel nun sofort abgebrochen hätte. Er ging jedoch noch eine Weile fort. Der Ton wurde beiderseits immer gereizter. Schließlich sandte Lavater einen Brief Nicolais mit folgendem kurzem Begleitschreiben, dessen Entwurf sich unter seinen Papieren erhalten hat, zurück:

„So bestimmt wie möglich sag' ich Ihnen, mein Herr Nicolai, daß ich bei meinem letzten reifen Entschlusse bleibe abzubrechen. Hier also Ihr Brief vom 26 Oktober 1784 zurück. Sollt' ich gefehlt haben, ich begreife nicht wie? so wählen Sie Schiedsrichter. Mit Ihnen verlier' ich kein Wort mehr. Alles, was ich Ihnen noch zu sagen habe, steht in beyliegender gedruckter Vorrede zum IV. Bande des Pilatus[3]) und damit Punktum.

Zürich. Freytags den 19. Nov. 1784 Joh. Casp. Lavater.

Hält man sich alles Mitgeteilte vor Augen, so versteht man erst recht, mit welchem Vergnügen Nicolai es sich angelegen sein ließ, Mirabeau bei seinem Feldzug gegen Lavater Munition zuzuführen. Jedenfalls hat Nicolai

---

[1]) Im „Kirchenboten" selbst, 1784 September und Oktober, S. 673, wurde dies nachmals erklärt. Zugleich wurden hier (S. 672) die „zuverlässig genannten Nachrichten über Lessing . . . förmlich als unzuverlässig widerrufen".

[2]) So geschah es auch. Vgl. Allg. Deutsche Bibliothek. Bd. LVII. Erstes Stück. S. 309.

[3]) Die Stelle lautet Nr. 4 der „Mottos aus gedruckten Werken und Briefen": „Die Nachwelt richtet unparteiisch und strenge. Sie weiß nichts von Zeitungslob (nichts von Bibliotheken voll Tadel), sondern richtet den Schriftsteller nach seinen Schriften. F. N."

der mit den Buchstaben Rz. unterzeichneten Besprechung von Mirabeaus Schrift auch sehr gern in seine „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ (Anhang zu Band LIII bis LXXXVIII 3, S. 1605—1609) Aufnahme gewährt. Zwar kann der Rezensent nicht umhin, Mirabeaus grundfalsche Ansichten über Sailers Sinnesart zu berichtigen. Übrigens aber erwähnt er nicht ohne Behagen, daß „der Herr Graf gar nicht säuberlich mit Herrn Lavater verfährt“ und bemerkt ohne Widerspruch: „Man sollte so viel Unsinn bey einem so hochberühmten Schwärmer kaum suchen.“ Eine andre deutsche Rezension der Schrift Mirabeaus aus der Feder des Philologen Heyne in den „Göttingischen Anzeigen“. 1786 (Bd. II, S. 773) drückte sich etwas höflicher aus[1]): „Noch keinen Franzosen kannten wir, der von der deutschen Litteratur so viel Kenntnis hatte ... wenn wir gleich von einer anderen Seite wenig dabei gewinnen, daß seine Nation mit unsren deutschen Schwärmereyen und Thorheiten mehr bekannt gemacht wird.“ Immerhin bedauerte Heyne, die beiden Namen Cagliostro und Lavater „nebeneinander gestellt zu sehen“.

Inzwischen stellten sich in deutschen Landen auch Verteidiger Lavaters ein. Der eine war ein rühmlich bekannter Fürst: Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg (1748—1820, regierender Fürst seit 1766), der längst mit Lavater in freundschaftlichen Beziehungen stand[2]). Lavater war im Sommer 1774 bei Gelegenheit jener Reise, die ihn in Goethes Elternhaus führte, einer Aufforderung des jungen Fürsten gefolgt, ihn in seinem nahen Schloß aufzusuchen. Wenige Monate später machte der Landgraf ihm bei seiner Schweizerreise seinen Gegenbesuch in Zürich. Im Sommer 1782 sah Lavater den fürstlichen Freund und seine Familie in Homburg wieder. „Mit solchen rechtschaffenen, durchaus frommen Menschen“ — schrieb er bald darauf (10. August) an Goethe — „besetzt Gott einstens seine schönsten Plätze im Himmel.“ Was sich in der Züricher Stadtbibliothek von der Korrespondenz des Landgrafen mit Lavater im Original und in Kopieen vorfindet, bezeugt die Vertraulichkeit ihrer Beziehungen. Lavater rät ihm am 25. März 1775, „um den Naturfehler seiner Sprache loszuwerden“[3]), inkognito zum Pfarrer Gaßner zu reisen und sich von diesem „im Namen Jesu Christi“ kurieren zu lassen. „In einer Stunde können Sie, werden Sie ganz frey redend, ganz gesund zurückkehren.“ Er sendet ihm eigene und empfiehlt ihm andrer Schriften. Er widmet ihm mit einer gefühlvollen Zueignung den dritten Band seiner „Physiognomischen Fragmente“. „O Bester,“ schreibt er ihm einmal (26. November 1776), „dürfte

[1]) Heynes Autorschaft ergibt sich aus folgender Stelle eines Briefes von Meiners an Lavater (Züricher Stadtbibliothek): „Göttingen 12. November 1786 ... Reichardts Schrift habe ich mit Vergnügen gelesen und Heynen zum Rezensiren zugeschickt, der auch den [sic] Letter de Mirabeau angezeigt hatte.“ Heynes Anzeige der Schrift von Reichardt steht in den Göttingischen Anzeigen. 1786. Bd. III, S. 1897.

[2]) Vgl. Karl Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg. Rudolstadt 1878. Drei Bände. Schwartz beklagt Bd. I, S. 95, daß Lavaters an den Landgrafen gerichtete Briefe durch einen unglücklichen Zufall verbrannt worden seien. Indessen befinden sich viele derselben in Kopie auf der Züricher Stadtbibliothek.

[3]) „Er stottert immer, wenn er was sagen will.“ Lavaters Tagebuch über die Reise von 1774 i. Funck, Goethe und Lavater, S. 319.

ich Ihnen mein Haus mit aller seiner Bürgerlichkeit anbieten, keine Seele sollt's inne werden als Pfenninger." Der Landgraf seinerseits nennt Lavater in einem am 15. September 1774 an seine Mutter gerichteten Brief „un homme unique". Er läßt ihn an Familienereignissen, die ihn aufs tiefste berührten, teilnehmen. Er übernimmt 1779 und 1780 nach der Geburt von zwei Töchtern Lavaters Patenstelle. Im Jahre 1786, bald nach dem Erscheinen von Mirabeaus Schrift, brachte Lavater seinen Sohn Heinrich auf die Universität Göttingen und unternahm selbst eine Reise nach Bremen, die sich zu einem wahren Triumphzug gestaltete. Damals traf er auf dem Wege von Süddeutschland nach dem Norden mit dem fürstlichen Freund wieder zusammen. Dieser fühlte sich aufs neue zu dem so gröblich Mitgenommenen hingezogen und säumte nicht lange, für ihn in die Schranken zu treten.

Seine Schutzschrift, in französischer Sprache verfaßt[1]), wendet sich unmittelbar an „den Sohn des berühmten ‚Menschenfreundes', der durch seine beißende Verunglimpfung der Ehre, des guten Rufes, des Charakters Lavaters die milden und humanen Grundsätze seines Vaters verleugnet". Er wirft ihm vor, Äußerungen Lavaters karikiert, unbewiesene Anekdoten zu seinen Ungunsten nachgesprochen, vor allem „die Reinheit seiner Sitten" schmachvoll befleckt zu haben. Er widerlegt grobe Irrtümer Mirabeaus, bezichtigt ihn des leichtgläubigen Zutrauens zu „einem Feinde Lavaters", beschwört ihn, öffentlich Abbitte zu leisten, um nicht die Achtung aller Edeldenkenden zu verscherzen. Die Anonymität des Landgrafen von Homburg blieb nicht gewahrt. In den „Göttingischen Anzeigen" (1786. Nr. 199) ward er rühmend als Autor genannt. Von zwei deutschen Übersetzungen, die seine Schrift erlebte, verschwieg zwar die erste seinen Namen, aber die zweite machte dank einer Vorbemerkung des Übersetzers kein Geheimnis daraus[2]). Er selbst dachte sehr bescheiden von seiner Leistung. „Sie konnten", schrieb er am 7. Dezember 1786 an Lavater, „nicht viel von meiner Feder erwarten und werden es noch tief unter der Erwartung finden ... Wenn Sie es nur nicht in Absicht des Herzens unter der Erwartung finden." Lavater aber titulierte ihn in seiner Antwort vom 20. Dezember: „Erzlieber, erzehrlicher, erzedler Landgraf".

Neben dem fürstlichen Beschützer Lavaters trat ein andrer Kämpe für ihn auf den Plan: der Königsberger Johann Friedrich Reichardt. Reichardt, der vielseitige Musiker und fruchtbare Schriftsteller, der königlich preußische

---

[1]) Lettre à Monsieur le Comte de Mirabeau au sujet d'une brochure contre M. Lavater. A Francfort sur le Mein Chez Jean Philippe Streng. MDCCLXXXVI. 16 S. Züricher Stadtbibliothek XVIII. 1353, mit dem handschriftlichen Vermerk „Von dem Landgrafen zu Hessen-Homburg".

[2]) Schreiben an den Herrn Grafen von Mirabeau, seine Beschuldigungen gegen den Herrn Lavater betreffend. Frankfurt am Mayn bey J. P. Streng. 1786. 23 S. Züricher Stadtbibliothek Miscellanea XVII. 575. (Abdruck bei Schwartz a. a. O., Bd. II, S. 153—162, dem, wie er Bd. I, S. 95 sagt, kein Exemplar des französischen Originals erreichbar war.) — Schreiben an den Herrn Grafen von Mirabeau bey Gelegenheit eines kleinen Aufsatzes wider Herrn Lavater. Aus dem Französischen. Bremen 1787. 19 S. Züricher Stadtbibliothek, Sp. 177i (mit dem Manuskriptvermerk: „von Friedrich Gildemeister U. J. übersetzt").

Kapellmeister, der gastfreie Hausherr von Giebichenstein, der weitberühmte Reisende, ist eine zu bekannte Persönlichkeit, als daß es nötig wäre, hier über sein Leben zu berichten[1]). Mit Lavater, dessen geistliche Dichtungen dem Komponisten dienten, stand er schon seit Jahren in herzlichster Verbindung. Das erste Stück ihrer Korrespondenz, das sich in Zürich erhalten hat, ist ein Brief Reichardts vom 11. Juni 1781, die Antwort auf ein Schreiben Lavaters, den er bereits mit dem brüderlichen Du anredet. Zwei Jahre später trafen sie in Heidelberg zusammen, verbrachten dann gemeinsam ein paar Wochen im Bade Teinach und reisten miteinander nach Zürich. Von dort begab sich Reichardt, um den von Friedrich dem Großen ihm erteilten Urlaub auszunützen, nach Italien. „Du Lieber", schrieb er damals Lavater am 4. August von Mailand aus, „bleibst meinem Herzen ewig theuer, Du bist der wahrste, unverschrockenste, liebevollste Mensch, den ich kenne." Auf einen ähnlichen Ton ist die ganze Korrespondenz Reichardts mit Lavater gestimmt. Bei aller Ungleichheit waren sie einander „herzgut", wie sie in einem gemeinsamen Briefchen (Zürich, 22. Juli 1783) Frau von Türckheim, Goethes „Lili", wissen ließen. Auch fehlt es in ihrem Briefwechsel nicht an gelegentlichen Bemerkungen über Goethe selbst. So schreibt Reichardt aus Berlin am 20. Januar 1785:

. . . Es liegt doch wohl nicht ein Brief von Dir für mich in Weimar? wohin ich verwichenen Sommer nicht kam: denn ich traf Göthe mit dem Herzog aufm Harz. Der Mensch wird mir doch mit jedem Mahle daß ich ihn sehe immer wichtiger und lieber, seine ächte Kraft und Mannheit thut mir so wohl, füllt so viel leeres, so viel unerwiedertes Streben und Sehnen in mir, daß es mir gewaltig schwer wird, Aug in Aug mit ihm so steif und ruhig zu bleiben, wie er die Menschen einmahl in seiner izigen Lage vor sich stehen sehen mag. Wir kommen uns auch gewiß noch einst näher, sey es nun wo und wie es will . . .

Der Sommer des Jahres 1786 bot beiden Freunden Gelegenheit, sich wieder einmal mündlich auszusprechen. Lavater berührte bei jener schon erwähnten Reise mit seinem Sohne Heinrich die oberrheinischen Gegenden. Reichardt kam von Paris aus, wo er sich um die Annahme zweier Opern bemüht hatte, mit seiner Frau ebendahin. Vermutlich war Karlsruhe der Ort des Zusammentreffens. Sie setzten ihren Weg nach Norddeutschland fort, Lavater, um seinen Sohn in Göttingen zu installieren und seine Freunde in Bremen zu besuchen, Reichardt, um seine Frau nach ihrer Geburtsstadt Hamburg zu geleiten. In Seesen trennten sie sich[2]). Höchst wahrscheinlich hatte Reichardt schon in Paris die Schmähschrift Mirabeaus zu Gesicht bekommen und bereits eine Gegenschrift geplant, wenn nicht entworfen. Der Gegenstand wird zwischen ihm und Lavater ausführlich verhandelt worden sein. Danach muß Lavater, den seine Reise u. a. an den Hof des ihm nahestehenden Herzogs von Dessau führte[3]), von dort Reichardt in einem nicht mehr

[1]) S. den Artikel Reichardt in der „Allg. Deutschen Biographie", Bd. XXVII, S. 629 bis 648, von Schletterer. Derselbe hat 1865 den ersten Band einer ausführlichen Biographie Reichardts herausgegeben.

[2]) „Seesen, 26. Juni. Izt scheiden die Reichardts auch." Notiz Lavaters in dem für seinen Sohn geführten Tagebuch „Noli me nolle".

[3]) Vgl. A. Hosäus, J. K. Lavaters Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau. (Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte. Bd. V, S. 4. 1888.)

erhaltenen Schreiben weitere Winke gegeben haben. Nach Zürich heimgekehrt, fuhr er fort, ihn mit guten Ratschlägen für sein Vorhaben zu versehen. Dies alles, was für die Entwicklungsgeschichte der Reichardtschen Schrift in Betracht kommt, ergibt sich aus den folgenden Briefen:

Lavater an Reichardt, 27. Juli 1786.

Lieber Reichardt!

So eben komm' ich in Zürich an — finde deinen Brief nach Dessau geschrieben in Zürich. Es ist schwer deine Frage wegen der Publikation der Briefe[1]) mit Ja oder Nein zu beantworten. Ich will Dir das eine und andere sagen; dann thue, was Du willst . . . 1) Die Briefe, die Du hast, haben mit denen, die Pfenninger als Cirkularschreiben an einige Freunde abgehen ließ, nicht die mindeste Gemeinschaft und diese (Pfenningerschen) allein sind es, worauf Nicolai und Mirabeau sich beziehen, von diesen, den meinigen weiß er nichts, und die Pfenningerschen kenn' ich nicht. Ich habe nie keine Silbe davon gesehen. 2) Die, welche Du hast, sind nur ein Theil derer, die ich von Zeit zu Zeit an etwa 15—20 Freunde circuliren lasse. 3) Ich fürchte, einige derer, an die sie geschrieben worden, mögten, wenn auch die Namen weggelassen würden, erkannt und beleidigt werden . . . Sodann noch Eins, was ich, ni fallor, Heischen[2]) bat, dich zu bedenken. Nachdem ich nun weiß, daß Du so gut warst und den schönen, deiner würdigen Gedanken hattest, mich zu vertheidigen — ob es nicht den mir fatalen Schein haben könnte, als ob ich Dich dazu aufgefordert hätte? Du weißest, daß dem nicht so ist — aber das Publikum. Überlege alles und dann handle deiner Klugheit und deinem Sittengefühle gemäß . . . Pfenningers Appellation[3]) ist nöthig, in jedem Fall der Publikation und Nicht-Publikation[4]), gelesen zu werden. —

Reichardt an Lavater, Hamburg, 6. August 1786.

. . . Deinen lieben Brief aus Dessau hab' ich erhalten und in diesem Augenblick auch den aus Zürich . . . Ich habe nun Pfenningers Appellation, deinen ganzen Pilatus und alles, was Du sonst mir genannt, gelesen und in meiner Schrift come [sic] il faut benutzt und werde, nachdem ich alle deine Einwendungen recht beherzigt habe, von dem Manuscript nur die Stellen alle benützen, die mir zur letzten Bekräftigung des schon Gesagten dienen können und die auch wirklich keinen Einzigen der Menschen, die Du so gerne schonen willst, so wenig Schonung sie auch verdienen, öffentlich kränken sollen. Ich hätte freilich klüger gethan Dir von meinem Vorhaben nichts zu sagen, nun muß ich freilich das nie ganz aus den Augen verlieren, daß Du darum weißt, doch ist in meiner Schrift auch dafür gesorgt, daß so leicht keiner auf den Verdacht kommen soll, als hättest Du sie veranlaßt. Für den Teufel, der alles weiß wie er nichts weiß, und seine Gesellen ist nun wohl schwerlich auf irgend eine Weise hinlänglich zu sorgen . . . Auch kann ich mich, bis die Schrift das ihrige gewirkt hat, nicht so laut als ihren Verfasser bekannt machen. Erst muß sie wirken, was sie aus sich selbst wirken kann, dann steh' ich gerne meinen Mann und aller Welt. Morgen soll der Druck begonnen werden . . .

---

[1]) Gemeint sind die Lavaterschen Zirkularbriefe. Nicolai, Beschreibung einer Reise u. s. w., Bd. VII, Anhang S. 89, hatte geschrieben: „Herr Pfenninger oder wer sonst der Koncipient der Zirkelbriefe ist." Mirabeau dagegen spricht immer nur von Lavater.

[2]) Der Straßburger Theologe Gottfried Heisch; s. die „Züricher Denkschrift" von 1902, Register.

[3]) Konrad Pfenninger, Appellation an den Menschenverstand gewisse Vorfälle, Schriften und Personen betreffend. Hamburg 1776.

[4]) Nämlich der Zirkularbriefe.

Indessen wurde Reichardt seinem Entschluß untreu, sich nicht als Verfasser zu nennen. Vielmehr trugen das von ihm veröffentlichte „Schreiben an den Grafen von Mirabeau" und das „Berlin 6. September 1786" datierte Vorwort desselben seinen vollen Namen[1]). „Ich kann nicht schweigen, da alles schweigt," heißt es in diesem Vorwort. Die Schrift des Landgrafen von Homburg kann also Reichardt noch nicht vorgelegen haben[2]). Seine eigene Verteidigung des Freundes ist viel ausführlicher als die des Homburgers. Er zieht ganze Seiten aus Meiners' „Briefen über die Schweiz" aus, um Mirabeau zu beweisen, daß das Zeugnis des Göttinger Gelehrten nicht, wie er angenommen hatte, gegen Lavater, sondern vielmehr für ihn spreche. Desgleichen wiederholt er ganze Sätze aus Lavaters „Rechenschaft an seine Freunde über Magnetismus, Cagliostro, geheime Gesellschaften usw., Erstes Blatt", einer Schrift, die, nach seiner freilich gewagten Annahme, „früher in Berlin war, als Mirabeaus Brief dort gedruckt wurde"[3]). Er bringt Lavaters Erklärung über die Anschuldigungen Hottingers, wie sie sich in seinen kleineren prosaischen Schriften und früher in Pfenningers „Appellation an den Menschenverstand" fand, wörtlich zum Abdruck. Er kopiert sogar „ein paar treffende, sinnvolle Bemerkungen" aus dem „Pontius Pilatus", die seiner Überzeugung nach auch für Mirabeau und seine „Berliner Führer" gelten. Daß der des Deutschen wenig kundige Fremdling, dessen tatsächliche Angaben so viel Falsches enthielten, diesen Führern seine ganze Weisheit verdankt, zieht Reichardt keinen Augenblick in Zweifel. Aus den „Anekdoten und Schmähungen", die sie ihm zu übersetzen für gut fanden, schuf sich der Franzose mit „Hülfe eigener Phantasie" das Zerrbild Lavaters, „das alle die Lavatern kennen, mit Abscheu und selbst alle edle Menschen, die ihn auch nicht kennen, mit Indignation erfüllen muß". Reichardt nennt Nicolai geradezu mit Namen. Er weist schlagend nach, daß Mirabeau die Probebogen von Nicolais Schrift gegen Garve (s. o. S. 423), Nicolai selbst noch übertrumpfend, benutzt habe. Er gibt zu verstehen, daß Nicolai auch bei der Übersetzung von Mirabeaus Schrift ins Deutsche die Hand im Spiel gehabt haben möge. Seine Schutzrede für den Züricher Freund ist zugleich eine Anklage gegen den Berliner Wächter der Aufklärung.

Allein Reichardt weiß auch einen überraschenden Grund persönlichen Widerwillens Mirabeaus anzugeben, der den nach Deutschland Gekommenen zuerst dazu verführt habe, durch Verunglimpfung Lavaters „seine Leidenschaft abzukühlen". Er erzählt nämlich, eine Züricher Dame M. S., die sich zur Zeit der Reisevorbereitungen Mirabeaus in Paris aufgehalten, habe enthusiastisch über ihn an Lavater geschrieben und von diesem für ihn einen Empfehlungsbrief an den Herzog von W. erbeten. Lavater, im Begriff, dem Herzog zu

[1]) Schreiben an den Grafen von Mirabeau, von Johann Friedrich Reichardt, Königl. Preuß. Capellmeister. Lavater betreffend. In Commission bey Benjamin Gottlob Hoffmann in Hamburg und bey Mazdorf in Berlin. 12°. 96 S.

[2]) Demnach irrte Lavater, wenn er am 19 August 1786 Reichardt schrieb: „Des Landgrafen von Homburg Anti Mirabeau wirst Du gelesen haben."

[3]) Sie datiert vom 16. Februar (ein Nachtrag vom 26. Februar) 1786.

schreiben, habe sich damit begnügt, „die Schilderung der M. S. von Mirabeau" einzuflechten. Endlich aber, von der Dame gedrängt, Mirabeau etwas Schriftliches in die Hand zu geben, habe er einen versiegelten Zettel des Inhalts: „Frachtbrief für den Grafen von Mirabeau" übersandt. „Diesen (Zettel)," schließt Reichardt seinen Bericht, „soll der Herr Graf sich haben verdollmetschen lassen und den Inhalt sehr übel aufgenommen haben, auch in W. sich so unanständig über L. geäußert haben, daß der edle H. sich genöthigt gesehen, laut zu fragen, ob der Wagen des Herrn Grafen noch nicht da wäre."

Mirabeau hat bald danach „jede Einzelheit" dieser Erzählung für eine „unverschämte Lüge" erklärt. Er hat ihr die Tatsache gegenübergestellt, daß er nie in Weimar am Hofe Karl Augusts — denn um diesen Herzog handelt es sich — erschienen sei. Was er zugab, war nur dies, durch einen befreundeten Schweizer, namens Schweizer, „der seinen Wunsch, mit Goethe in Verbindung zu treten, gekannt, für den Souverän dieses Ministers einen Brief in Berlin erhalten zu haben". Allein dies sei „lange Zeit" nach der Niederschrift seiner Arbeit über Cagliostro und Lavater geschehen. Auch habe er den Brief Herrn Schweizer mit der Versicherung zurückgegeben, „nicht bescheiden genug zu sein, um zu glauben, sein Name bedürfe der Empfehlung eines Lavater". So viel war richtig: Mirabeau war nicht nach Weimar gelangt, lernte auch bei seinem damaligen Aufenthalt in Deutschland Karl August nicht kennen. Übrigens aber nahm er es, wie so häufig, mit der Wahrheit durchaus nicht genau. Lavater hatte in der Tat schon am 1. Februar 1786 auf Bitten einer jungen Freundin, der Frau des in Paris ansässigen Johann Kaspar Schweizer, mit ihren eigenen lobenden Worten Mirabeau brieflich dem Herzog Karl August empfohlen[1]). Mirabeau wünschte aber noch einen persönlich abzugebenden Empfehlungsbrief, und Schweizer ersuchte Lavater auch darum. Hierauf willfahrte Lavater, indem er sich, ohne ein weiteres Wort, seinem Ausdruck nach „wie in einem Frachtbrief" auf seine erste Empfehlung bezog. Sehr möglich, daß Mirabeau dies krummgenommen hat. Immerhin war hierin nicht die Ursache seines Auftretens gegen Lavater zu suchen. Vielmehr traf Schweizer den Nagel auf den Kopf, als er nach dem Erscheinen von Mirabeaus Pamphlet sich gedrungen fühlte, einen Entschuldigungsbrief (6. Mai 1786) an Lavater zu richten:

Noch muß ich, meiner Frau wegen, beifügen, daß sie sich erinnert, daß nichts Gewisseres ist als Mirabeaus gute Gesinnungen gegen Sie, dazumal als er sich noch mit uns in Paris befand. Die Berliner Gelehrten müssen diese Umstimmung veranlaßt haben, und seine eigene äußerst freie Denkungsart hat ihn wahrscheinlich bald

---

[1]) Lavater an Karl August, 1. Februar 1786 (Kopie): „Soeben erhalt ich ein Billet von der von Paris zurückgekommenen Schweizer, worin sie mich bittet ‚Um ein Briefchen an den Herzog von Weimar für den Graf Mirabeau, Sohn des Marquis du Mirabeau, qui a écrit l'Ami des Homes [sic!]. Er hält sich in Frankfurt auf und schrieb mir, seiner Freundin, daß man den Herzog auch dort erwarte. Ich versprach ihm in Ihrem Namen auch ein paar Worte an den Herzog. Der Herzog wird sich dieses Mannes freuen. Das ist ein außerordentlicher Mann!' Ich habe nun meinem Auftrag genug getan."

bei Lesung von Schriften, die er in Paris nicht fand, zu dieser heftigen Äußerung gereizt" [1]).

Lavater fand es nicht angezeigt, sich gegen Mirabeau zur Wehr zu setzen. Dem Herzog Karl August schrieb er am 5. Mai 1786:

. . . Ist wohl Mirabeau, den ich Ihnen aus der Schweitzerin Mund empfahl und dem ich meinen Frachtbrief an Sie mitgab, bey Ihnen gewesen? Er soll ein garstig Pamphlet wider mich geschrieben haben . . . Transeat cum ceteris.

Dieselbe verächtliche Phrase kehrt in einem seiner Briefe an Schweizer vom gleichen Tage wieder: „Transeat cum ceteris! war mein erstes Wort und wird mein letztes sein" usw. Dagegen Mirabeaus Hintermänner, die Berliner und der „Anekdotenjäger" Leuchsenring, Goethes „Pater Brey", den er für ihren Hauptzuträger hielt, sollten von ihm hören [2]). Er bemühte sich, wiewohl vergeblich, durch den Göttinger Freund Meiners in der „Berlinischen Monatsschrift" widerlegen zu lassen, was von seiner Anpreisung des Sailerschen Gebetbuches für Protestanten in Umlauf gesetzt worden war [3]). Er machte selbst ein „zweites Blatt" einer „Rechenschaft an seine Freunde" druckfertig, in dem er sich ausschließlich gegen die „Elendigkeiten" verwahrte, „ein Begünstiger des Katholicismus" und „ein heimliches Werkzeug der Jesuiten" zu sein. Noch vor dem Erscheinen jenes zweiten Blattes seiner „Rechenschaft" ließ er in den „Hamburgschen Korrespondenten" und in die „Neue Hamburgische Zeitung" eine gegen Nicolai gerichtete Erklärung einrücken. Kein andrer als Reichardt hatte diese Veröffentlichung in den Hamburger Blättern besorgt [4]). Er konnte in seinem „Schreiben an den Grafen Mirabeau" (S. 86) noch Bezug darauf nehmen.

Wie sehr er durch diese Verteidigungsschrift Lavater im großen und ganzen befriedigte, beweist dessen Dankbrief vom 28. Oktober (irrig in der Kopie: „Dec.") 1786:

---

[1]) Über das Ehepaar Schweizer s. J. C. Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Von David Heß. Eingeleitet und herausgegeben von J. Bächtold. Berlin, W. Hertz. 1884. — Alles Nähere über Lavaters Korrespondenz mit dem Ehepaar Schweizer in betreff Mirabeaus bei G. Finsler, Lavaters Beziehungen zu Paris in den Revolutionsjahren 1789—1795 (Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich 1898.) Zürich, Fäsi & Beer. 1898. Von der Ausstellung des Empfehlungsbriefes für Karl August nimmt auch Heinrich Meister, der Freund Lavaters und der Bekannte der Familie Schweizer, in einer für Mirabeau wenig schmeichelhaften Besprechung seiner Schrift (Correspondance littéraire ed. Tourneux. XIV, 395—400. Juin 1786) Notiz.

[2]) Die in der Züricher Stadtbibliothek enthaltene Korrespondenz Lavaters und Leuchsenrings schließt mit einem würdigen Absagebrief Lavaters vom 25. August 1786. Vgl. Geßner, Leben Lavaters. Bd. III, S. 5, 8. — F. H. Jacobi, Auserlesener Briefwechsel. Bd. II, S. 399 ff. — Zöpprit, Aus F. H. Jacobis Nachlaß. Bd. I, S. 83 ff., 104 ff.

[3]) Meiners an Lavater, 30. Juli 1786; Beilage: Gedicke an Meiners, 15. Juli 1786. Übrigens leugnete Nicolai in seinen „Anmerkungen über das zweyte Blatt von Herrn J. C. Lavaters Rechenschaft". 1787. S. 190, seit dem Frühling 1785 „die geringste Verbindung" mit Leuchsenring gehabt zu haben.

[4]) Lavater an Reichardt, 19. August 1786. Man findet Lavaters Erklärung vom gleichen Datum nebst Nicolais Gegenerklärung abgedruckt in der Allg. Deutschen Bibliothek, Bd. LXVIII, S. 617 ff.

Danken kann und mag ich Dir nicht, lieber, braver, edler, muthiger Reichardt, für die deiner so würdige, vielen meiner Freunde so wohlthuende und gewiß auch den Edleren meiner Gegner lehrreiche und nützliche Vertheidigungs-Schrift. Sie scheint mir gelassen, würdig und wohl belegt zu seyn. Nur weniges hätt' ich weggewünscht z. E. die nicht ganz richtige Anekdote mit dem Herzog von Weymar, die ich selbst ehemals so erzählen hörte, die aber, weil Mirabeau nie in Weymar war, nicht ganz wahr seyn kann. Gewiß ist's, daß der Herzog von ihm als einem schlechten Menschen sprach. Du weißest, daß die geringste Blöße, die man Leuten solcher Art giebt, sie triumphiren macht. Kannst Du dies in der französischen Ausgabe noch ändern[1]), so thu's doch. Sodann sind einige wichtige Druckfehler eingeschlichen . . . Für zwey Dinge nur bin ich bange, lieber, getreuer; Eins, daß Hottinger, dem ich, eh ichs las, der Aufschrift gemäß die Broschüre mit etwas anderm, das ich ihm eben zu senden hatte, sandte, in neue peinliche Verlegenheit gesetzt werden wird. Er ist mit den Urhebern des Sendschreibens, seinen Verführern, so innigst verwebt, daß er nun in gleicher Noth seyn wird, von dieser Broschüre zu reden oder zu schweigen, davon reden oder sie lesen zu hören. Ich danke dir übrigens, daß Du des Knaben geschont hast[2]).

Das andre, was mir bange macht, ist die Voraussicht, daß Du um meinetwillen nicht wenig zu leiden haben wirst. Doch deine Vorrede tröstet mich und dein Lohn ist in Dir selbst. Meine Freunde mögen Dir statt meiner danken. — Hier eine noch als handschriftlich anzusehende Beylage, die ich dem zweyten Blatte Rechenschaft beyzufügen, vielleicht noch etwas abzukürzen gedenke. Ich möchte Punktum machen mit Nicolai, dem Leuchsenring, dieser Erzgrillenfänger, um ihm keinen härteren Namen zu geben, vermuthlich die Anekdote in die Küche gesagt hat. Dieser unbelehrliche Schwärmer hat sich so geckisch, hart und zudringlich gegen mich bewiesen, daß ich ihm verbieten mußte, mir weiter ein Wort zu schreiben. Ein leichtgläubigerer Anekdotenjäger geht nicht auf der unendlichen Erde herum. Er ist's, wie mir Jacobi als zuverlässig schreibt[3]), der alle die Stänkereyen angefangen und die hundertfache Vertheilung der Sailerschen Gebetbücher nach Berlin als die zuverlässigste Sache hinübergelogen oder geleichtglaubelt hat . . . Übrigens soll mich alles, was Freunde für mich, Feinde wider mich thun, klüger machen und fester und unerschrockener und weltverachtender . . .

Ist's wohl wahr, daß der neue König unserm uns verewigenden Mirabeau aufgetragen, seinen Vorfahren zu verewigen? Du hast über diese Zeit große Last getragen. Ich dachte oft an Dich. Sage mir auch etwas vom neuen Könige. . . .

N. S. Hättest Du doch dem armen Sünder eine goldne Brücke zu einem ehrenvollen Rückwege bauen können — vielleicht wär' Er noch zu belehren gewesen. Doch mit der Belehrung der Nicolaiten ist's eine dornige Sache.

Man wird bemerkt haben, daß Lavater zweimal von „dem neuen König" spricht. Er meint damit Friedrich Wilhelm II., den Nachfolger Friedrichs des Großen, dessen Augen sich am 17. August 1786 geschlossen hatten. Für den Künstler Reichardt schien der Thronwechsel nur Günstiges anzukündigen. Denn im Gegensatz zu der Geschmacksrichtung seines Vorgängers huldigte Friedrich Wilhelm II. vorzugsweise dem deutschen Genius. Dagegen konnten sich die hitzigen Vorkämpfer der Aufklärung von dem königlichen Bruder der

[1]) Eine solche, am Schluß von Reichardt angekündigt, ist meines Wissens nie erschienen.

[2]) Reichardt hatte S. 43 gegen Mirabeau behauptet, Hottinger habe das „Sendschreiben" selbst „schon bereut". Dies bestritt Hottinger, s. Berlinische Monatsschrift. 1786. Bd. VIII, S. 575—580. Vgl. daselbst Bd. IX, S. 191—194, Erklärung und Gegenerklärung Reichardts und Hottingers.

[3]) S. o. S. 20, Anm. 2.

Bischoffswerder und Wöllner im Orden der Rosenkreuzer nichts Gutes versprechen. Hierauf zielten die Andeutungen, die Reichardt am 6. November 1786 Lavater zukommen ließ:

Berlin den 6. November 86.

Eben erhalte ich Deinen lieben Brief, der mir desto mehr Freude macht, je weniger ich ihn erwartete. Ich glaubte, Du müßtest mich den Zeitungen nach in Paris glauben und erst vor kurzem bat ich Heisches Dir gelegentlich wissen zu lassen, daß ich hier sey: ich war damals noch nicht frey genug Dir zu schreiben, einerseits plagte mich ein ruhrartiger Durchlauf, der mich vom halben Wege nach Paris hin zurück trieb, dann auch war ich mit dem Könige und neuen Einrichtungen für unsre verdoppelte Capelle beschäftigt[1]). Nur noch heute einige Stunden vor Ankunft deines lieben Briefes kam ich von Potsdam, wo ich 3 Tage mit dem Könige war. Da fand ich auch den Fürsten von Dessau, der mich recht natürlich freundlich empfing und mir auch herzlich für die kleine Schrift dankte. Über alles lieb ist's mir, daß Du, Lieber, damit zufrieden bist. Deine Erinnerungen sollen zur französischen Übersetzung, deren Druck noch nicht begonnen, gewiß benutzt werden . . . Doch all dies ist's nicht, weshalb ich so schnell die Feder ergriff, über das süße Freundesgeschwäz vergeß ich die Hauptsache. Du mußt ja den letzten Absatz Deiner gedruckten Anzeige nicht öffentlich, am wenigsten hier bekannt werden lassen[2]). Vor drei Monath noch war das der rechte Weg, nun aber nicht, deine Ehre leidet beim großen Haufen dadurch. Hör', wie die Sachen hier stehen. Unser izige, brave, herzgute König ist in allem, was Religion und Publicität über Religionssachen betrifft, ganz das Gegentheil von dem vorigen. Er äußert sich darüber frey und öffentlich wie ein braver Mann und Du kannst dir denken, wie die egoistischen politisch-oekonomistischen Geistesaufklärer zittern und beben, daß ihr Reich zu Ende geht. Riefst Du izt von der Seite Hülfe herbey, würden die Hunde freilich, vielleicht schon gleich auf den ersten Schreck schweigen d. h. öffentlich schweigen. Wie unendlich nachtheiliger wär dir izt aber nicht in solcher Lage ihr Schweigen als es dir all ihr Bellen seyn kann. Philosophie und gesunde Vernunft schweigen dann, in ihrem Sinn, vor dem mit dem Schwerdt bewaffneten Aberglauben. Um Gottes Willen also von der Drohung izt kein Wort. Aber das sag' ihnen: nennte Nicolai nicht seinen Mann, so würdest Du länger nicht einen deiner in Berlin lebenden Freunde zurückhalten ihn, der die Bekantwerdung seines Nahmens wie eine Todsünde scheute, nicht nur zu nennen, sondern ihn ganz wie und wer er ist, der Welt öffentlich darzustellen. Und ich steh dir dafür Leuchsenrings Treiben soll wenigstens in Deutschland ein Ende haben, und Du sollst ihn dir auf zeitlebens vom Halse geschafft sehen. Und damit gut! Und nun noch einige Antwort. Des Homburgers Schrift kenn' ich noch nicht. Mirabeau ist von unserem Könige sehr verachtet, er sieht ihn nie. Den Tag nach Antritt seiner Regierung überreichte der Esel ihm eine Schrift l'art de regner betittelt[3]). Der König lächelte und sagte: „nun werd' ich's ja noch lernen".

---

[1]) Die beiden Kapellen, die frühere königliche und kronprinzliche, wurden unter Reichardts Leitung vereinigt.

[2]) Lavater hatte in einem vom 14. Oktober 1786 datierten, für seine Freunde als Manuskript gedruckten Blatt Nicolai gedroht, falls sein Angeber sich nicht im Laufe des Jahres nennen werde, sich an „ein gehöriges berlinisches Departement" wenden zu wollen, um den „leichtgläubigen Herausgeber solcher Personal Schmähungen" zum Beweise oder zum Widerruf oder zur Angabe des Namens seines Hintermannes zu zwingen. S. Nicolai, Anmerkungen über das zweyte Blatt von Herrn J. C. Lavaters Rechenschaft u. s. w., und Nicolai, Beschreibung einer Reise u. s. w. Bd. VIII, Anhang, S. 60, 61.

[3]) Anspielung auf Mirabeaus Lettre remise à Frédéric Guillaume Roi regnant de Prusse le jour de son avénement au trône. Berlin 1787. S. alles Nähere darüber in meiner Biographie Mirabeaus, Bd. I, S. 205 ff.

Er fängt's in allem vortrefflich an. Gott geb' ihm Muth und Stärke und Dauer so auszudauern und sein Volk wird weit glücklicher durch ihn seyn als es wenigstens die letzte Zeit unter seinem Vorfahren war. Bis izt treibt er die Arbeitsamkeit viel zu weit, das ist ganz ohnmöglich, daß er so lange fortfahren kann. Gott gebe nur, daß ihm übermäßige Anstrengung nicht das Geschäft selbst verleidet . . .

Hiermit verschwindet Mirabeaus Name aus der Korrespondenz Reichardts und Lavaters. Mirabeau seinerseits ließ sich nicht zum Schweigen bringen. Während seines zweiten Aufenthaltes in Berlin, den er dazu benutzte, vor dem neuen König als physiokratischer Marquis Posa aufzutreten, verfaßte er seine Schrift „Über Moses Mendelssohn". Hier konnte er durch einen ungezwungenen Übergang auf Lavater, „den Großlama von Zürich", zurückkommen [1]). Alles, was inzwischen in der fortdauernden Fehde der „Nicolaiten" gegen Lavater vorgebracht war, wurde von ihm verwertet. Zugleich versetzte er den beiden Verteidigern Lavaters Hiebe. Der Landgraf von Homburg, „ein in seinem Fürstenberuf so aufgeklärter und achtungswerter Fürst", kam noch leidlich weg. Um so schlimmer fuhr „ein gewisser Besessener (Energumène) namens Reichardt, ein Musiker von bestrittenem Verdienst, ein platter Literat, kläglicher Schwätzer und gut- oder schlechtgläubiger Visionär". Noch einmal führte er 1788 im fünften Bande seines großen Werkes „De la Monarchie Prussienne" S. 70, 87, wo er auf die „geheimen Gesellschaften" zu sprechen kam, seinen Lesern den „ehrgeizigen, wundersüchtigen Schweizer Prediger" vor Augen, „der sich besonders unter den Frauen eine Partei gemacht . . ., und dessen Anhänger unter den Visionären nach Tausenden und Millionen zählen". Selbst die Geschichte der verdächtigen „Anpreisung der asketischen Werke des Exjesuiten Sailer" tauchte hier wieder auf. Schließlich wurde sogar in der „Histoire secrète de la Cour de Berlin", jener so großes Aufsehen erregenden Veröffentlichung der verstümmelten Geheimberichte Mirabeaus, Lavaters Name mit Spott übergossen. Die Leser der Geheimberichte sollten erfahren, daß der Herzog von Dessau, „dessen einziger Reiz in Geschmack an Visionen und Mystik besteht", an den Züricher Prediger „bei Gelegenheit seiner Bremer Reise die dringendsten Bitten richtete, bei ihm vorzusprechen, damit er ihn anbeten könne" („afin qu'il pût l'adorer") [2]).

---

[1]) Ohne Zweifel schwebte ihm der „Dalai-Lama" in Leuchsenrings „Mährchen" (s. Berlinische Monatsschrift 1787, Bd. IX, S. 567—574) vor, unter dem Lavater gemeint war. Auch in einem Spottlied, das sich auf Lavaters Aufenthalt in Bremen bezog, hieß es: „Da ward mit sonderlicher Ehr, Als obs der Dalailama wär, Dem theuren Gast hofiret." Siehe S. C. Lappenbergs Apologie Lavaters. 1787. S. 168. — Stadtbibliothek Zürich Sp. 180 f.

[2]) Histoire secrète de la Cour de Berlin. 1789. Bd. I, S. 290 (16. Oktober 1786). Vgl. o S. 434 Anm. 3. Eine andre auf Lavater bezügliche Stelle, die sich in dem Geheimbericht vom 31. Oktober 1786 befunden hatte, wurde beim Druck ausgelassen. Sie lautet: „On a fait paraître ici un petit libelle contre moi au sujet de Lavater qui prouve assez qu'on ne croit pas le règne des visionnaires passé. C'est le maître de la chapelle du roi qui en est l'auteur. J'ai dit hautement que la dédicace en était ou devait être: „„Par charité rendez-moi ridicule pour établir ma réputation"" mais que je n'aurais pas cette charité." S. H. Welschinger, La mission secrète de Mirabeau à Berlin. Paris, Plon. 1900. p. 326. Die höchst mangelhafte Ausgabe Welschingers wird hoffentlich bald durch

Lavater ließ sich alles dies nicht anfechten. Aber als Mirabeau geendet, machte er nach einem von Schweizer ihm übersandten Abguß der Totenmaske in der physiognomischen Abschätzung seines dämonischen Gegners seinem Herzen Luft:

Ich hatte mir ihn ungefähr so, nur böser und geistreicher vorgestellt. Man sieht gleich den Mann von entsetzlicher Kraft, von eiserner Vermessenheit (audace), von unerschöpflichem Reichthum, von alles verachtender Determinirtheit. — Ich für mich allein aber sage mit physiognomischer Intuitionsgewißheit, daß ich nur Außerordentlichkeit — nicht Größe in diesem Gesicht, dieser Gesichtsform, dieser Stirn und dieser Nase finde — nur Kraft ohne Ruhe, Reichthum ohne plane Einfachheit — nur Witz ohne tiefstille, für sich selbst allein innig genießende Weisheit — nur Herzhaftigkeit, Scham vergessende Vermessenheit — Gewaltsamkeit, Verachtungskraft — Leidenschaftlichkeit, drückende Stärke — ohne eigentlichen reinen Heldenmut. Ja ich finde einen Zug, der ganz entscheidend ist für Exaltation, die so oft für Genie geht und nur Karikatur davon ist — und nicht nur an Narrheit grenzt, sondern oft in Narrheit übergehen muß. Von der Fülle körperlicher Temperamentskraft spreche ich nicht, weil diese gar zu auffallend ist; die Möglichkeit des Esprit de détail hatt' ich in Mirabeau nicht vermutet, bis ich seine Larve sah[1]).

In Zürich hat sich Mirabeaus Totenmaske bisher nicht auffinden lassen. Könnte man ihrer noch habhaft werden, so würde man in ihr das letzte Zeugnis der Beziehungen jener beiden geistigen Antipoden besitzen, deren Charakterbild heute nicht mehr in der Geschichte schwankt.

---

die Erich Wilds ersetzt werden. Vorläufig ist zu verweisen auf E. Wild, Mirabeaus geheime diplomatische Sendung nach Berlin. Heidelberg, Winter. 1900.

[1]) Finsler a. a. O., S. 33*.

Aus dem Tagebuche des Grafen Joseph Alexander von Hübner.

II.[1])

August 1852.

Dienstag, 10. — Mit Ottenfels in St. Cloud gespeist. Es war ein elegantes, animiertes Diner. Da seit dem Staatsstreich die französische Gesellschaft nicht mehr im Elysée erscheint, gehörten die anwesenden Damen, die Prinzessin Mathilde ausgenommen, der Fremdenkolonie oder dem diplomatischen Korps an. Der Präsident, der aufgeweckt, in guter Stimmung, gegen seine Gewohnheit gesprächig und zum Lachen aufgelegt war, schien ein andrer zu sein. Dies ist leicht erklärlich. Eröffnen sich denn nicht vor ihm die weiten und brillanten Aussichten des Kaiserreiches? Vor dem Diner machten wir in Jagdwagen eine Spazierfahrt nach Villeneuve-l'Etang, einer früher durch eine Mauer (von St. Cloud) getrennten reizenden Besitzung, die der Prinz kürzlich gekauft hat. Die Mauer ließ er dann niederreißen. Bacciochi, von dem ich die Anekdote weiß, machte ihn darauf aufmerksam, daß die Beseitigung der Mauer, die die Grenze bezeichnete, später zu Streitigkeiten führen könnte. „Für mich," antwortete Louis Napoléon, „gibt es kein Später. Ich werde hier leben oder sterben." Dies kennzeichnet den Mann, oder vielmehr es kennzeichnet die Seelenstimmung, in der er sich derzeit befindet.

Mittwoch, 11. — Kleines Diner bei mir: Lord Cowley, der wieder Minister des Äußern gewordene Drouyn de Lhuys, der abermals, und zwar diesmal als Staatsminister, ins Kabinett getretene Herr Fould, der Senator Heeckeren, Nikolaus Kisseleff und Fürst Livio Odescalchi. Der Senator führte bei Tische das Wort, und nach dem Diner kam es zu sehr interessanten Apartés. Ich liebe die kleinen, aus big swells zusammengesetzten Gesellschaften. Es gibt nichts Unterhaltenderes als das Lächeln der Auguren. Aber die Auguren Drouyn de Lhuys und Fould schienen mir verlegen und voreingenommen zu sein.

Sonntag, 15. — Hochamt und Tedeum in der Madeleine, wo zum erstenmal Napoléons Namenstag gefeiert wurde. Die Behörden und das

[1]) Vergl. Februarheft, S. 287 ff.

diplomatische Korps wohnten demselben in Gala bei. Eine Flut von Menschen ergoß sich über die Boulevards und in den großen Straßen von Paris. Die Kanonen auf dem Invalidenplatz donnerten unaufhörlich. Im Ministerium des Äußern großes, von Drouyn de Lhuys redivivus präsidiertes Diner. Ich hatte Persigny als Nachbarn, der mir wieder einmal seine bekannte Thesis entwickelte: „Das Kaiserreich wird für oder gegen Europa zustande kommen." Heute meinte er, daß es gegen dasselbe zustande kommen würde. Diese Redensarten sind nicht beunruhigend, aber sie verraten die Ungeduld und den Zorn des Elysées. Nach dem Festmahle begaben wir uns in das Marineministerium. Daselbst trafen wir den Präsidenten und den ganzen Embryo des zukünftigen Kaiserreiches. Man schätzte die auf der Place Louis XV angesammelte Menge auf vierhundert Personen. Der Wind und der Regen verdarben das Monstrefeuerwerk, das den Übergang über den Großen Sankt Bernhard vorstellen sollte. Da ein Windstoß den Berg niedergeworfen hatte, schien Napoléon in der Luft oder eher an einem Gerüste, das mit Mühe dem Sturme widerstand, zu schweben. Keine Spur von Enthusiasmus, aber auch keine Unordnung. Louis Napoléon sah griesgrämig und in Gedanken versunken aus. Es war ein mißlungenes Fest.

Dienstag, 17. — Ich wollte nie die Bekanntschaft des Erzbischofs von Paris, Monseigneur Sibour, machen; der Grund ist sein 1849 an Tocqueville geschriebener Brief, in welchem er die Partei der Insurgenten von Venedig ergriff. Vom Republikaner à la Cavaignac ist er nun ein Mann der Autorität nach Art Louis Bonapartes geworden. Letzthin ließ er mich sondieren und mir sein Bedauern aussprechen. Ich habe so getan, als ob ich mich nicht mehr dieses Briefes erinnerte, und ließ ihm sagen, daß wir keine rachsüchtigen Menschen seien, was mir gleich tags darauf den Besuch dieses geistlichen Würdenträgers eintrug. Seine Sprache ließ nichts zu wünschen übrig, und so wurde denn der Friede zwischen dem österreichischen Botschafter und dem Erzbischof von Paris geschlossen. Gestern erster Ball bei Louis Napoléon in St. Cloud. Es herrschte daselbst ein starkes Gedränge, eine sehr gemischte Gesellschaft, große Unordnung in den Nebenanordnungen, kurz, es war ein komplettes Fiasko.

Samstag, 21. — Die Anwesenheit der Fürstin Luise von Schönburg, geb. Fürstin von Schwarzenberg, bringt etwas Leben in die jetzige ganz tote Saison. Heute abend Diner mit ihr in St. Cloud, worauf eine Lotterie folgte. Der Präsident war voll Aufmerksamkeiten für meine Landsmännin.

Freitag, 27. — Was die Wiederherstellung des mehr oder weniger nahe bevorstehenden Kaiserreiches anbelangt, denke ich, daß es gewiß und vielleicht ausschließlich die Haltung der Mächte ist, die den Präsidenten unschlüssig macht; denn im Innern, wenn auch Paris fortfährt, zu trotzen, ist er doch unumschränkter Herr des Landes, und man sagt ihm: „Schmieden Sie das Eisen, solang es heiß ist." Die Versuchung ist daher groß. Louis Napoléon hat sein Programm fix und fertig. Er wird sich durch die Departements, wo die Überreichung von Bittschriften zu gunsten des Kaiserreiches bereits vollkommen organisiert ist, einen sanften Zwang auferlegen lassen. In meinen

intimen Gesprächen mit dem Präsidenten, mit Drouyn de Lhuys und besonders mit Fould, der in diesem Augenblick die meiste Autorität hat, und der ein verständiger Kopf ist, wiederhole ich, um Buol[1]) zu befriedigen, zur Genüge und ganz vergebens alle guten oder schlechten, jedenfalls aber machtlosen Argumente, die mir unser neuer Minister des Äußern eingeblasen hat, um die Wiederherstellung des zweiten Kaiserreiches zu bekämpfen oder zu verzögern oder wenigstens unschädlich zu machen. Diese vergeblichen Vorstellungen treffen damit zusammen, daß das Heiratsprojekt des Präsidenten mit der Prinzessin Wasa fehlschlagen wird. Louis Napoléon ist überzeugt, daß es die von Buol unterstützte Erzherzogin Sophie sei, welche die Schwierigkeiten macht.

Samstag, 28. — General Baron von Haynau, dessen Name sich an den letzten Aufstand in Ungarn knüpft, hat heute bei mir gespeist. Da er Verfolgungen und revolutionären Komplotten ausgesetzt ist, sorgt die französische Regierung um seine Sicherheit und läßt ihn bewachen. Mein Haus war in der Tat während seines Besuches bei mir von Wagen, in denen sich Polizeiagenten befanden, belagert. Der General, der ein Gemisch eines Helden, eines Henkers und eines Spaßmachers ist, zeigt mir sie mit einer Befriedigung, aus der er kein Hehl macht. Er genießt seinen Ruf als Vollstrecker der hohen Gerichtsbarkeit zu Világos. Seine Figur ist danach angetan, Furcht einzuflößen, und es machte ihm Spaß, meine jüngste Tochter, die zum Dessert kam, damit zu erschrecken, daß er seine mächtigen, von einem dichten Schnurrbart überschatteten Kinnbacken, die an einen Tiger erinnern, weit öffnete und schloß.

September 1852.

Freitag, 3. — Mit Fürstin Schönburg und ihrem Sohne Alexander in St. Cloud. Wir speisten daselbst mit Lord Granville, Drouyn de Lhuys, Castelbajac und einigen hübschen Frauen. Im Laufe des Abends wurde Lotto gespielt, und Bacciocchi fungierte immer noch als Maître des plaisirs. Der Prinz-Präsident beteiligte sich nicht am Spiele und hatte ein langes Zwiegespräch mit der Fürstin Schönburg, der er seine Eheprojekte anvertraute. Sie antwortete mit Takt und Zurückhaltung. Es ergibt sich daraus, daß er die Heirat Wasa noch nicht aufgegeben hat.

Dienstag, 15. — Der Herzog von Richelieu und viele hohe österreichische Herren speisen bei mir. Im Laufe des Abends kam Guizot. Er ist nur für einige Tage in Paris und wird aus Sparsamkeit seinen Aufenthalt auf dem Lande in Val Richer, einem kleinen Gute, das er in der Normandie besitzt, verlängern. Diese bescheidene Existenz ehrt den ehemaligen Minister, der neun Jahre hindurch Frankreich regiert hat.

Donnerstag, 16. — Erst heute machte ich die Bekanntschaft der Fürstin Bagration, die anfangs des Jahrhunderts eine Rolle in der eleganten Welt Europas gespielt hat. Sobald man die Schwelle des schönen Palais, welches sie in der Rue St. Honoré bewohnt, überschritten hat, befindet man sich

[1]) Graf Buol, nach dem Tode des Fürsten Schwarzenberg österreichischer Ministerpräsident und Minister des Äußern.

mitten im Empire, dem Empire des ersten Napoleons. Ein riesiger Schweizer stampft mit seiner Hellebarde auf den Fußboden, um den Bedienten das Zeichen zu geben; diese, gepudert und den Degen an der Seite, führen einen in einen ebenfalls in echtem Empirestil gehaltenen Salon, in welchem Vorhänge aus schwerem, gelbem Seidenstoff das Tageslicht kaum eindringen lassen. Hier, auf eine Ottomane hingestreckt, ruht, in luftige Gazeschleier gehüllt, die letztüberlebende der Göttinnen, die auf den Kongressen von Wien, Aachen und Verona geglänzt haben. Aber ist es wohl ein lebendes Wesen? Kein Tropfen Blut belebt die matte und fahle Farbe dieses abgemagerten Gesichtes. Der Blick ihrer erloschenen Augen scheint sich im Unbestimmten zu verlieren, aber ein anmutiges Lächeln heißt einen willkommen. Und welch großartig feine Manieren! Es ist der Typus der herumziehenden russischen Damen aus der hohen Gesellschaft vergangener Zeiten. Bei einem Vergleiche gewinnen ihre Epigonen nicht. Der Besucher jedoch verspürt nur ein Begehren: die Flucht zu ergreifen. Man müßte selbst schon Mumie sein, um dieser tropischen Atmosphäre und diesem Übermaß an Parfüm widerstehen zu können.

Freitag, 24. — Am 16. Januar, also vor acht Monaten, wurde die Vollendung der Rue de Rivoli bis zum Stadthaus dekretiert, und heute sind die Demolierungen auf dieser zweieinhalb Kilometer langen Strecke beendet. Die von der Stadt zu diesem Zwecke angekauften Häuser haben einundzwanzig Millionen gekostet.

Mittwoch, 29. — Paris ist nun ganz leer. Die einzige Zuflucht ist die Fürstin Lieven, bei der ich meine Vorsoiréen verbringe. Da aber die Französinnen fehlen, trifft man nur russische Damen bei ihr. Auch die Durchreisenden müssen aushelfen, und so hatten wir denn heute bei Frau Kalerdgi ein recht angenehmes Diner mit dem Grafen Molé, der sich auf der Durchreise von Champlatreux nach dem Marais in Paris befindet. Indessen bereist der Präsident als wahrer Triumphator den Süden. Ich schreibe an Buol[1]):

„Die imperialistische Bewegung wird im Süden fortgesetzt. Auch hier und in den Vororten trifft man bereits Anstalten zu ähnlichen Kundgebungen. In den Departements suchen sich die Präfekten und die Bevölkerung an Enthusiasmus zu übertreffen. Es ist dies eine Mode und eine Raserei zugleich, die weit über alle Erwartungen des Prinzen und seiner Freunde hinausgeht. Alle diese imperialistischen Anwandlungen haben nichts Erstaunliches in meinen Augen. Auf der einen Seite will man etwas Dauerhaftes haben, und das Kaiserreich gilt, mit Recht oder Unrecht, als die einzig mögliche Form dieser Dauerhaftigkeit, nach welcher Frankreich strebt. Fügen Sie zu diesem noch die Übertreibung in allem, die einen der Hauptzüge des Nationalcharakters bildet, hinzu, und man wird diese Anwandlungen leicht begreifen, wenn man sich nur die Mühe geben will, den Sachen auf den Grund zu gehen. Je größer, heftiger und unwiderstehlicher die imperialistische Bewegung ist, desto größer wird eines Tages die Reaktion im entgegengesetzten Sinne sein. Darum glaube ich, daß uns, nicht heute, aber später, der Kaiser und das Kaiserreich

[1]) Hübner an Buol, 29. September, Privatschreiben.

noch so manches zu schaffen geben werden. Ich schicke Ihnen tagtäglich die Reisebulletins, obwohl Sie diese in den Zeitungen lesen werden, weil es sozusagen die Stufen zum Throne sind, auf welchen sich dieses Werkzeug der Vorsehung, dieser Mann von Gott oder vom bösen Geiste — wir wissen noch nicht, welchen von beiden Namen man ihm wird geben müssen — einst setzen wird. Es erscheint mir daher von Vorteil, Spuren hiervon in den Archiven zurückzulassen. Hier ist man bei den politischen Bekehrungen angelangt. Man traut seinen Augen nicht. Dieselben Männer, die ehedem die vorgeschrittensten liberalen Ideen zur Schau trugen, sind heute die gewöhnlichsten Höflinge.

„Der Präsident schreibt täglich an Fould. Aus seinen Briefen spricht Befriedigung. ‚Ich war leidend, ich habe transpiriert,' schreibt er ihm, ‚und nun bin ich gesünder denn je.' Sein Arzt scheint jedoch weniger beruhigt zu sein. Nach dessen Meinung scheinen beunruhigende Anzeichen vorhanden zu sein, die an die lange Krankheit des Exkönigs von Holland erinnern, dessen Sohn Louis Napoléon ist, obwohl man nach der einstimmigen Ansicht der Zeitgenossen, die in vertrautem Verkehre mit der Königin Hortense gelebt haben, das Gegenteil behauptet."

Oktober 1852.

Sonntag, 10. — Der Telegraph übermittelt uns die wesentlichen Teile einer gestern in Bordeaux vom Prinz-Präsidenten gehaltenen Rede, in der die bevorstehende Proklamation des Kaiserreiches angekündigt wird.

Samstag, 16. — Feierlicher Einzug in die Tuilerien des von seiner Reise im Süden nach Paris zurückgekehrten Prinzen Louis Napoléon. Es war viel Kavallerie ausgerückt, und zum ersten Male seit dem Staatsstreich sah man Nationalgarden. Das Publikum verhielt sich ziemlich gleichgültig.

Sonntag, 17. — Der „Moniteur" kündet die Einberufung des Senats für den 4. November an; er wird über die Wiederherstellung des Kaiserreiches zu beratschlagen haben.

Donnerstag, 28. — Heute abend außergewöhnliche Vorstellung in der Oper zu Ehren des künftigen Kaisers mit der wieder zurückgekommenen Cerrito; Ab del Kader befand sich in einer Loge im zweiten und Frau Howard in einer solchen im ersten Range. Der in seinen schneeweißen Haïe gehüllte edle Ab del Kader zog alle Blicke auf sich. Die Militärs verurteilen die Gastfreundschaft und die Auszeichnungen, mit welchen Louis Napoléon den Mann, der nach der Schlacht so viel französisches Blut hat vergießen lassen, überhäuft. Ich kann mich nicht auf diesen Standpunkt stellen. Ab del Kader war ein großmütiger Gegner; als Araber jedoch hat er sich den Gebräuchen des Landes gefügt, und der Präsident tut gut daran, ihn zu ehren. Im übrigen bietet die Regierung alles auf, um bonapartische Sympathien zu erregen. Gestern abend war große Vorstellung im Théâtre Français. Fräulein Rachel, die 1848 auf derselben Bühne die Marseillaise mit so viel Schwung gesungen hatte, deklamierte einige schlechte Gelegenheitsverse über das Thema: „Das Kaiserreich ist der Friede," wonach das Stück: „Man soll auf nichts schwören" gegeben wurde.

November 1852.

Montag, 1. — Langer Besuch von Hatzfeld. Welche Haltung werden wir gelegentlich der Wiederherstellung des Kaiserreiches, die nahe bevorstehend zu sein scheint, einnehmen?

Donnerstag, 4. — Heute versammelte sich der Senat, um über den Senatuskonsult bezüglich des Kaiserreiches zu beratschlagen. Gegen die Eventualität der Nachfolge des Prinzen Jérôme und dessen Sohnes Napoléon erhob sich in dieser Versammlung eine starke Opposition. Stammt die Initiative zu dieser Bewegung vom Senat, oder geht sie von den Tuilerien aus?

Freitag, 5. — Die mit der Abfassung des Senatuskonsults beauftragte Kommission ist dem Prinzen Jérôme ausgesprochen feindlich gesinnt.

Sonntag, 7. — Die Frage des Kaiserreiches dominiert über alle andren. An den großen Höfen hat sich trotz der großen und berechtigten Unzufriedenheit die Überzeugung Bahn gebrochen, daß nichts andres übrig bleibe, als sich — bei Sicherung des monarchischen Prinzips — zu fügen. Wie wird man aber dies anpacken? Darin besteht die ganze Frage.

Donnerstag, 11. — Es kam ein Kurier aus Wien. Groß ist die Aufregung bei uns, in Berlin, in St. Petersburg; sie ist um so größer, als man zur vollen Einsicht gekommen ist, daß man sich fügen müsse. Daher der gemäßigte Ton in den Vorlagedepeschen und die Heftigkeit im Privatschreiben des Grafen Buol. Unsere Rolle als Vertreter dieser Höfe ist keine leichte; denn wenn wir vorsichtig handeln, wird man uns der Lauheit oder der Zaghaftigkeit zeihen; gehen wir aber energisch vor, so riskieren wir, unsere Höfe in eine unhaltbare und verwickelte Lage zu bringen.

Freitag, 12. — In England nimmt man die Sache leichter. Cowley meint, daß selbst der Name Napoléon III., der große Stein des Anstoßes für die Nordmächte, auf eine Einwendung seitens des englischen Ministeriums nicht stoßen dürfte.

Dienstag, 16. — In den Theatern mehren sich die zu Ehren des Präsidenten der Republik veranstalteten außergewöhnlichen Vorstellungen. Die daselbst Louis Napoléon dargebrachten Ovationen sind sozusagen die Ouvertüre zum großen Stücke mit dem Titel: „Das zweite Kaiserreich."

Donnerstag, 18. — Heute hat in London die feierliche Beerdigung des Herzogs von Wellington stattgefunden.

Sonntag, 21. — Heute und morgen Plebiszit. Es wird etwa 8 Millionen Ja und einige Hunderttausend Nein geben, und das Kaiserreich wird gemacht sein. Um das Begräbnis der Republik zu feiern, gab Louis Napoléon heute einen kleinen Ball in St. Cloud. Die Gesellschaft war gemischt: das diplomatische Korps, die Frauen der Minister, die Marquise de Contade, das vom Präsidenten besonders ausgezeichnete, junge und schöne Fräulein Montijo, die Gräfin Bernsdorff, Gemahlin des preußischen Gesandten in London, einige Bonapartes und eine Menge unbekannter und nichts weniger als eleganter Leute. Selbst Flahaut, dieser eifrige Lobpreiser des Sohnes der Königin Hortense, fand, daß es gar zu demokratisch zuging. Und doch sind die demo-

kratischen Dinge und, noch mehr, das demokratische Äußere nicht nach Louis Napoléons Geschmack. Aber als Sohn des allgemeinen Wahlrechtes kann er seine Abkunft nicht verleugnen und muß sie in diesem Augenblick sogar zur Schau tragen. Gegen Morgen, am Schlusse des Balles, hatte ich eine mehr als eine Stunde währende Konversation mit ihm. Er berührte selbst die Schwierigkeiten, die der Name Napoléons des Dritten erwecke, und wir diskutierten gründlich diese so heikle Frage der Anerkennung des zweiten Kaiserreiches. Ich sprach mit voller Offenheit, und er hörte besonders aufmerksam zu. Es ist aber immer dasselbe Spiel. Er drückt sich sehr gut, zeitweise mit wahrer oder verstellter Ungezwungenheit aus, geht aber niemals auf die Argumente ein, die man vorbringt. Er will nicht diskutieren und versteht es auch nicht. Sein matter Blick, der jedoch zeitweilig Blitze schleudert, seine unbeweglichen Züge bilden zugleich eine Maske und einen undurchdringlichen Küraß; man verläßt ihn immer mit dem Eindrucke, daß dieser, dem Scheine nach schwache, in Wirklichkeit aber scharfsinnige Geist nicht versteht, weil er nicht verstehen will oder nicht erkennen lassen will, daß er verstanden habe, um nicht verstanden zu werden.

Montag, 22. — Zweiter Wahltag. — In Paris merkt man nichts davon. Die Physiognomie der Stadt trägt das Gepräge äußerster Gleichgültigkeit.

Dienstag, 23. — Durch einen spanischen Kurier meine Instruktionen bezüglich der Anerkennung des Kaiserreiches erhalten. Sie zeichnen sich durch einen Mangel an Klarheit aus, der einen zur Verzweiflung bringen könnte. Die Depeschen sind in gemäßigtem Tone gehalten; das Privatschreiben hingegen speit Feuer und Flammen. Das ist aber nichts im Vergleiche zu den verworrenen und widersprechenden Befehlen des Berliner Kabinetts (aus denen Zorn und Furcht spricht), und die unaufhörlich auf meinen unglücklichen preußischen Kollegen herabregnen.

Donnerstag, 25. — Sehr elegantes Diner bei Persigny, derzeit Minister des Innern. — Zwischen seiner Frau, die noch ein Kind ist, und der Frau Lebon, die es nicht mehr ist. Aus dem Propheten vor dem Staatsstreiche ist Persigny ein strenger Beurteiler seines Herrn und der fremden Höfe geworden. Es ist gleich schwer, ihn ernst oder nicht ernst zu nehmen.

Sonntag, 28. — Gegen Abend Spazierritt im Bois de Boulogne, wie ich es zu tun pflege. Man macht sich keinen Begriff von der Anzahl der eleganten Equipagen, der mit Vollblutpferden berittenen Reiter und der gutgekleideten Fußgänger. Der Luxus und das Wohlleben sind wie durch Zauber wiedergekehrt. Am Vorabend des Staatsstreiches hatte Frankreich Angst, am Vorabende des Kaiserreiches hat es Vertrauen. Ist dieses gerechtfertigt? Niemand fragt danach. Der Anblick dieser glänzenden Menge scheint mehr als das Plebiszit zugunsten Napoléons III. zu sprechen.

Dienstag, 30. — Die Stellung der Vertreter der drei Nordhöfe bleibt nach wie vor schwierig und delikat. Wir haben den Befehl, im Einvernehmen und in Übereinstimmung mit unseren Instruktionen vorzugehen; aber diese Instruktionen lassen durchblicken, daß die Entente zwischen den drei Höfen eine noch keineswegs abgemachte Sache ist. Im Gegenteil,

sie muß erst zustande kommen, während wir bereits zu handeln gezwungen sind. Man dürfte aber nicht mehr lange zögern, sich zu verständigen, und ich denke auch, daß man hierzu schon auf dem richtigen Weg ist, Österreich trotzend (ich erkenne hierin Buol), Rußland aufrichtig und erhobenen Hauptes (ich erkenne hierin Kaiser Nikolaus) und Preußen nicht wissend, zu welchem Heiligen es seine Zuflucht nehmen soll. Dem Anscheine nach ist die Anerkennung des Kaiserreiches eine reine Etikettefrage, und die Hofmänner, deren Zahl Legion ist, betrachten sie als solche, aber die überall dünngesäten Staatsmänner verstehen, daß sie den Keim des europäischen Friedens oder Krieges in sich birgt.

Dezember 1852.

Mittwoch, 1. — Heute abend begaben sich die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers nach St. Cloud, um dem Gebieter von Frankreich das Resultat der Wahlen bekanntzugeben. Sieben Millionen achtmalhunderttausend Ja. Er empfängt sie auf dem Throne sitzend. Louis Napoléon ist Majestät, Kaiser und Napoléon III. geworden.

Donnerstag, 2. — Louis Napoléon ist abergläubisch. Er liebt die Jahrestage. Heute, am ersten Jahrestag des Staatsstreiches, hielt er, zu Pferde von St. Cloud kommend, seinen Einzug in die Tuilerien. Das Wetter war mild, aber regnerisch. In einer Note, die man als Resultat seiner zahlreichen Besprechungen mit den Vertretern der drei Höfe ansehen kann, notifiziert uns Drouyn de Lhuys die Wiederherstellung des Kaiserreiches. Was England anbelangt, so hat es uns im Stiche gelassen. Es bleibt Sache der Kabinette von Wien, Berlin und St. Petersburg, die Eröffnungen Drouyn de Lhuys' zu würdigen.

Sonntag, 5. — Cowley wird morgen sein Beglaubigungsschreiben überreichen. Der Minister von Neapel, der der erste sein wollte, hat bereits vorgestern das seinige überreicht. Bei mir Versammlung der deutschen Diplomaten, um unser Verhalten zu besprechen.

Sonntag, 19. — Die seit einigen Tagen im diplomatischen Korps herrschende Aufregung ist bis in die Salons und in das große Publikum gedrungen. In den Straßen hört man über die Anerkennung des Kaiserreiches durch die Nordmächte diskutieren. Wird sie stattfinden? Und auf welche Art?

Donnerstag, 23. — Im Théâtre Français „Phädra" mit der Rachel gesehen. Ach, leider opfert sie immer mehr und mehr ihre klassische Einfachheit, die ihre Größe ausmachte, den rauschenden Effekten, die den Pöbel hinreißen.

Dienstag, 28. — Kisseleff hat seine Beglaubigungsschreiben und seine Instruktionen erhalten. Diese letzteren zeichnen sich durch eine große Bestimmtheit aus; sie protestieren gegen den Namen Napoléon III., sprechen aber das Wort „Erbrecht" aus. In seinem Beglaubigungsschreiben apostrophiert der Kaiser Nikolaus den Kaiser der Franzosen mit „Sire und guter Freund" und nicht, wie es in einem solchen Fall gebräuchlich ist, mit „Mein Herr Bruder". Gleichzeitig wurde Graf Hatzfeld im voraus telegraphisch verständigt, daß das preußische Beglaubigungsschreiben in der gebräuchlichen Form redigiert wurde, d. h. daß der König von Preußen Napoléon den Titel „Mein Herrn Bruder" gibt. Dies versetzt uns in Bestürzung.

Resumé 1852.

Seit dem Staatsstreich des 2. Dezember vergangenen Jahres hat sich die politische Lage Europas wenig verändert.

Österreich, mein teures und armes Österreich, hat durch den Tod des Fürsten Felix Schwarzenberg einen unersetzlichen Verlust erlitten. Der jugendliche Monarch hält denselben Kurs ein, aber er hat den mutigen und ergebenen Ratgeber nicht mehr an der Seite, der seine ersten Schritte geleitet hat, und der eine Lücke zurückläßt, die niemand ausfüllen wird. Graf Buol ersetzt ihn als Minister des Äußeren und präsidiert bei den Ministerratssitzungen. Er ist aber kein Ministerpräsident. In der Tat gibt es keinen mehr. Unsere Finanzen beginnen sich zu erholen, und der Kurs fällt.

In bezug auf Politik bietet Deutschland das Schauspiel des Chaos. Die im Jahre 1848 so erschütterte Autorität der Fürsten befestigt sich allmählich wieder. Die kommerziellen Fragen prädominieren. Es gab einen Augenblick, wo es schien, als wenn sich der unselige Zollverein auflösen wollte. Plötzlich aber machten, aus mir unbekannten Gründen, die noch sehr gespannten Beziehungen zwischen Berlin und Wien einer schwer zu erklärenden Aufwallung von Zärtlichkeit Platz. Es war keine Rede mehr von der Aufhebung des Vereins, der Preußen die kommerzielle Hegemonie, bei Ausschließung des ersten Staates, in Deutschland sichert. Kaiser Franz Joseph begab sich nach der preußischen Hauptstadt, wo er mit Enthusiasmus empfangen wurde und alle Herzen zu gewinnen wußte.

In England macht die Auflösung der Parteien ansehnliche Fortschritte. Diese Großmacht nimmt sichtlich ab. Eine innere Krankheit unterminiert sie. Das wird sich bald offenbaren. Gegen Ende des Jahres räumt das Toryministerium: Derby-Disraeli, einem Koalitionsministerium: Aberdeen, John Russell, Palmerston, Gladstone, Granville, den Platz.

In Frankreich wird das Kaiserreich, das wie die Frucht am Baume reift, am 2. Dezember ausgerufen. Es ist der Absolutismus in den Händen eines merkwürdigen, weder durch die Achtung vor dem Rechte noch durch die Traditionen der alten Monarchien im Zaume gehaltenen Mannes. Die Verhandlungen zwischen Wien, Berlin und St. Petersburg bezüglich der Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich werden nicht so geführt, wie ich es gewünscht hätte. Die an der Spitze der Kabinette stehenden Staatsmänner lassen sich mehr durch die Furcht, daß man sie der politischen Ketzerei und der Lauheit in Sachen des Legitimismus zeihen könnte, als durch eine gesunde Würdigung der Lage leiten. Die vom Fürsten Felix Schwarzenberg in seiner Denkschrift vom 29. Dezember verzeichneten, so großartigen, so klaren und so praktischen Ideen wurden mit dem großen Staatsmanne begraben. Von allen Herrschern und Ministern aber, die berufen sind, in dieser Anerkennungsangelegenheit zu intervenieren, ist Kaiser Franz Joseph derjenige, der am besten zu wissen scheint, wo der Knoten der Frage zu finden sei. Wenn ich an Graf Buol schreibe, so ist es immer der Kaiser, an den ich mich in Gedanken wende. Sollte es mir gelingen, ihn zu überzeugen, so

werden wir, ohne Schaden zu nehmen, die Krise überwinden; wenn nicht, dürfte ich versetzt werden, und mein Nachfolger wird sich, wenn er die Direktiven des Grafen Buol dem Wortlaut nach befolgt, kopfüber in eine Lage stürzen, die keinen andren Ausweg als den Krieg (der Ziffer III halber!!) oder den traurigsten aller Rückzüge bietet. Ich muß denn in meiner Korrespondenz die volle Wahrheit sagen; ich muß sie aber mit Schonung, mit rednerischer Vorsicht sagen; ich muß dem Grafen Buol, ohne ihn zu verletzen, zu verstehen geben, daß er auf dem unrichtigen Weg ist, und ich muß dieselbe Überzeugung dem Kaiser beibringen, ohne den Schein zu erwecken, daß ich mich im Gegensatz zu meinem Minister befinde. Das ist aber eine um so heikligere und schwerere Aufgabe, als die Botschafter ausschließlich mit dem Minister, der dem Monarchen weiter nichts als ihre Berichte unterbreitet, korrespondieren. Wir wissen übrigens, daß Kaiser Franz Joseph diese Berichte mit großer Aufmerksamkeit liest.

Die brennende Tagesfrage ist, kurz gesagt, folgende: Louis Napoléon hat sein Ziel erreicht. Er hat an seinen Stern, ein wesentlich bonapartistisches Gestirn, geglaubt, und dieser Stern hat ihn von Boulogne, von Straßburg, von Ham nach den Tuilerien gebracht. Er mußte sich wohl der Taufe des allgemeinen Wahlrechtes unterziehen, aber vor allem glaubt er an sich, fühlt sich und ist stolz darauf, der Nachfolger, der Fortpflanzer des Geschlechtes des ersten Napoléons zu sein. Nun aber überbringt mir jeder Kurier des Grafen Buol den Befehl, diese Neigung zu bekämpfen, sie „tapfer" zu bekämpfen und jeden öffentlichen Akt, der den Zusammenhang zwischen dem zweiten und dem ersten Kaiserreich konstatiert, zu hintertreiben. Folglich kein Titel: Napoléon der Dritte, kein Napoléonsfest am 15. August, kein Bildnis Napoléons I. auf dem Kreuze der Ehrenlegion.

„Wir verlangen nichts mehr," schreibt er mir[1]), „als der Verlegenheit des Kaiserreiches aus dem Wege zu gehen; sollte sie uns aber nicht erspart bleiben, wollen wir wenigstens die Wiederkehr einer imperialistischen Politik verhindern . . .

„Zwischen Privatpersonen, die sich respektieren, gibt es oft heikle Fragen, denen man ausweicht, wenn man in gutem Einvernehmen leben will. Dies ist um so mehr zwischen Regierungen der Fall. Warum Europa zwingen, ein Fest zu feiern, das ihm widerwärtig ist? Der 15. August ist weder Louis Napoléons Namenstag noch der seines Onkels; er ist der Geburtstag des Mannes, der der Schrecken Europas war, und den es geächtet hat . . .

„Warum einen Wert darauf legen, uns das Bildnis des Kaisers auf der Brust tragen zu sehen? Man stifte einen neuen Orden. Er wird vielleicht in den Augen Frankreichs weniger glorreich sein; ein Fremder aber wird ihn wenigstens, ohne verlegen zu werden und ohne erröten zu müssen, tragen können."

Dies sind die Argumente, die ich beim Neffen geltendmachen soll, um ihn zu „besänftigen", um ihn zu hindern, den politischen Prozeduren des Onkels zu folgen!

[1]) Privatschreiben des Grafen Buol vom 1. September.

„Ich lege," fährt Graf Buol fort[1]), „ein ungeheures Gewicht auf die Erklärung Englands, die Ziffer III nicht anerkennen zu wollen" — und England hat als erste Macht diese Ziffer dem Herrscher von Frankreich zugestanden —, „unterstützen Sie so warm als möglich die Verwahrungen Lord Cowleys" — der gar nicht protestiert hat —, „bringen Sie so laut als möglich Ihre persönliche Überzeugung zum Ausdruck, daß sich Österreich nie zum Mitschuldigen einer Anomalie machen werde, über die die Geschichte im Notfall richten würde."

Ich antwortete ihm[2]): „Ich begreife und teile die begründete Entrüstung, welche die Monarchen angesichts dessen, was sich hier zuträgt, empfinden müssen. Je mehr ich sie aber teile, desto mehr glaube ich mich dazu berufen, Ihnen Frankreich von allen Seiten darzustellen. Um was handelt es sich? Sollte ich Sie wohl verstanden haben, so handelt es sich darum: 1. eine Verwicklung zu vermeiden, die die Kabinette in die Alternative versetzen würde, entweder sich wegen einer Titel- oder Zifferfrage mit dem Scheine, die Angreifer zu sein, in einen Krieg einzulassen oder gezwungenerweise zum Rückzug zu blasen; 2. darum, daß wir, wie ich nicht vergessen möchte, und wie Sie so vortrefflich sagen, einem Monarchen dienen, der den Frieden liebt, aber vor dem Kriege nicht zurückschreckt. Es handelt sich daher auch darum, den Mächten die Möglichkeit zu verschaffen, den Krieg erst dann zu erklären, nachdem Louis Napoléon alles Unrecht auf seine Seite gebracht hat."

Während ich trachte, den Unwillen und die Ungeduld unserer Staatskanzlei zu beschwichtigen, wird die Sprache des Grafen Buol immer gereizter. Hätte ich seine Instruktionen buchstäblich befolgt, so würde ich Feuer in das Pulverfaß gelegt haben. Sich auf die vorgebliche Entente zwischen London und den drei Nordhöfen stützend, trieb er mich an, rücksichtslos vorzugehen. Aber bald belehrte ihn ein Bericht unseres Botschafters in London eines Besseren, und ich konnte ihm meinerseits am 5. Dezember schreiben: „England ist abgefallen." Von da an ist von der „unseligen Ziffer III" nicht mehr die Rede. Nachdem man Feuer und Flammen gespieen hat, wird man sie, ohne die Miene zu verziehen, annehmen. In Wien tröstet man sich mit der Idee, daß man sich gewisse Bedingungen vorbehalten wird. Es bleibt also noch die unerschütterliche Entente zwischen den drei Nordhöfen bezüglich der Höflichkeitsformel von „Sire und guter Freund". — Nein, „Mein Herr Bruder". Aber auch bezüglich dieses Punktes brachten die letzten Tage des Jahres dem Grafen Buol eine bittere Enttäuschung. Rußland gewährt die erste dieser Höflichkeitsformeln; Preußen, das im Falle eines Krieges den ersten Stoß auszuhalten hätte, ist andren Sinnes geworden und bleibt beim „Mein Herr Bruder". Ich machte mich von seiten des Grafen Buol, des Erfinders der Formel „guter Freund", auf einen Ausbruch seines Zornes und auf den Entschluß, dem Beispiele Rußlands zu folgen, gefaßt. Gar nicht. Ich erhalte einen für mich sehr liebenswürdigen Brief[3]). In bezug auf die Etikettsfrage heißt es darin:

[1]) Privatschreiben des Grafen Buol vom 8. November.

[2]) Hübner an Buol, 12. November, Privatschreiben.

[3]) Buol an Hübner, 29. Dezember, Privatschreiben.

„Hätten sich unsere zwei Alliierten für Anwendung der Formel: ‚Sire und guter Freund' ausgesprochen, so hätten wir sie gleichfalls angenommen. Aber von dem Augenblicke an, wo wir überzeugt waren, daß Preußen sich dagegen sträube, würde es uns schwer geschienen haben, uns von ihm zu trennen. Wenn die zwei Großmächte (Österreich und Preußen) nicht einig sind, gibt es gleich Verwirrung unter den andren deutschen Staaten. Übrigens bleibt Rußland nur mit sich selbst konsequent, während wir Louis Napoléon das abgeschlagen hätten, was wir Louis Philipp gewähren zu können glaubten."

Man könnte nicht besser für den — im letzten Moment gefaßten — Entschluß, sich nicht von Preußen loszusagen, einstehen und in glänzenderer Weise den unglücklichen Feldzug, der zu einem so armseligen Resultat geführt hat, verurteilen.

Januar 1853.

Sonntag, 2. — Ein Kurier des Grafen Buol bringt mir mein Beglaubigungsschreiben und Instruktionen über die Vorbehalte, die wir an die Anerkennung Napoléons als Kaiser knüpfen. Während der Vorsoirée halten Hatzfeld, Kisseleff und ich einen Kriegsrat im kleinen Boudoir der Fürstin Lieven, dessen Wände, wären sie nicht so verschwiegen, gar manches diplomatische Geheimnis enthüllen und Licht über mehr als eine parlamentarische Verschwörung verbreiten könnten, die hier von den Führern der alten Parteien, gewöhnlich die Burggrafen genannt, angezettelt wurde. Wir prüften also und verglichen unsere Instruktionen und fanden, daß unsere Regierungen ihr Terrain so schlecht als möglich gewählt haben.

Montag, 3. — Eine neuerliche Zusammenkunft der drei Bevollmächtigten. Unser Feldzugsplan ist festgestellt. Wir werden allsogleich die Schlacht liefern. Kisseleff wird das Feuer eröffnen. Er verlangt daher eine Zusammenkunft mit Drouyn de Lhuys, der ihn im Laufe des Nachmittags empfängt. Als er das Ministerium verließ, kam er zu mir. Die Art, mit der die Mitteilung des Textes seines Beglaubigungsschreibens, das dem Kaiser Napoléon den Titel „Mein Bruder" verweigert, aufgenommen wurde, verspricht nichts Gutes.

Die Haltung des Ministers war kühl und verlegen, seine Sprache gemäßigt. Infolgedessen schrieben Hatzfeld und ich an Drouyn de Lhuys, um ihn um eine Unterredung zu bitten; diese wurde für morgen anberaumt. Die deutschen Diplomaten wollen durchaus ihre Beglaubigungsschreiben überreichen. Es dürfte schwer sein, sie zu bewegen, den Ausgang der großen Schlacht abzuwarten, die zwischen den Vertretern der drei großen Höfe und Louis Napoléon geschlagen wird, und doch dürfte ihre Haltung auf die endgültigen Beschlüsse, die der neue Kaiser zu fassen haben wird, einen Einfluß ausüben.

Dienstag, 4. — Punkt zwölf Uhr betrat ich das Kabinett von Drouyn de Lhuys und hatte eine zweistündige Unterredung mit ihm. Er nahm meine Vorbehalte sehr gut auf, anerkannte und würdigte deren gemäßigten Ton und sagte, daß der Überreichung meiner Kreditive nichts im Wege stehe. Auf meine Frage bezüglich der russischen Eröffnungen setzte er mir in einer langen, offenbar vorbereiteten Rede die Gründe auseinander, aus denen die russischen

Kreditive nicht angenommen werden könnten. Daraufhin erklärte ich, auch die meinen nicht überreichen zu können, ohne früher darüber nach Wien berichtet zu haben. Der Minister trachtete mir das auszureden, ich aber blieb standhaft, und damit endete diese lange Unterredung. Nach mir tritt Hatzfeld bei Drouyn de Lhuys ein und führt die gleiche Sprache.

Beim Diner der Herzogin von Istrien treffe ich meinen englischen Kollegen, der, wie ich finde, sehr schwarz sieht und überzeugt ist, daß der Bruch zwischen Frankreich und den Nordmächten unvermeidlich geworden sei.

Um elf Uhr nachts versammeln wir uns, Kisseleff und ich, neuerdings bei Hatzfeld. Die Partie scheint verloren, wenn nicht die Nacht einen Rat bringen, d. h. nicht bis morgen die Weigerung der Vertreter Österreichs und Preußens, sich von jenen Rußlands zu trennen, eine heilsame Wendung im Geiste Louis Napoléons hervorrufen würde. Bis nun ist es meinem preußischen Kollegen und mir, dank unerhörten Anstrengungen, gelungen, die deutschen Diplomaten daran zu hindern, Audienzen behufs Überreichung ihrer Kreditive zu verlangen. Dies könnte auch auf den Kaiser einwirken. Einstweilen zeigen sich Symptome von Abfall in den Reihen unserer Bundesgenossen. Das Verhalten des Baron Wächter (Württemberg) scheint mir höchst verdächtig.

Der entmutigtste unter den Kollegen ist der bayrische Gesandte Wendtland. Schweitzer, der badische Gesandte, ist, wenngleich auch er tiefe Seufzer ausstößt, der aufrichtigste. Die Gesandten von Hannover, Platen, und von Sachsen, Seebach, zeigen die meiste Festigkeit.

Mittwoch, 5. — Lange ließen mich die Sorgen und Aufregungen des Tages nicht zur Ruhe kommen, endlich stellte sich der Schlaf ein, und heute morgen erwachte ich frisch und munter, obwohl überzeugt, daß wir dem Bruche entgegengehen. Ganz aufgeregt und darüber verdrossen, daß er den Kaiser, der dem Ministerrate präsidierte, nicht hatte sprechen können, kam James Rothschild zu mir. Auch Hatzfeld klopfte an meine Tür. Später erhalte ich ein Billett von Kisseleff, das günstige Aussichten durchblicken läßt. Nachher kommt Wendtland zu mir. Mit Tränen in den Augen beschwört er mich, mich nicht weiter dem Begehren einer Audienz behufs Überreichung seiner Kreditive zu widersetzen. Kaum hatte er mich verlassen, erhielt ich ein zweites Billett von Kisseleff. Die Krise ist beendet. Er wird um vier Uhr sein Beglaubigungsschreiben überreichen.

Der Sachverhalt ist folgender:

Als vorgestern, am 3., abends, Napoléon von dem Inhalt des Beglaubigungsschreibens des Kaisers Nikolaus, in welchem die Worte „Mein Herr Bruder" durch „Sire und guter Freund" ersetzt werden, unterrichtet wurde, hatte er beschlossen, tags darauf im „Moniteur" seine Weigerung, das Kreditiv anzunehmen, unter Bekanntgabe der hierfür maßgebenden Gründe zu veröffentlichen. Einigen seiner Minister gelang es, ihn von diesem übereilten Schritt abzubringen oder wenigstens die austro-preußischen Erklärungen abzuwarten. Diese wurden tags darauf, gestern, den 4. d. M. abgegeben. Unsere Weigerung, die Kreditive unserer Monarchen zu überreichen, wenn jene des Kaisers Nikolaus nicht angenommen werden sollten, und die Zurückhaltung der

Vertreter der Höfe zweiten Ranges des Deutschen Bundes machten den Kaiser wankelmütig, jedoch schien um vier Uhr nachmittags sein Entschluß, die Sache zum Bruche zu treiben, endgültig festzustehen. Er erließ an Drouyn de Lhuys, den eifrigen Verfechter des Bruches, den Befehl, Rundschreiben vorzubereiten, in denen seine Vertreter in Wien und in Berlin beauftragt werden, anzufragen, ob die Vertreter Österreichs und Preußens auf eigene Verantwortung oder auf Befehl ihrer Monarchen gehandelt haben, als sie sich weigerten, ihre Kreditive zu überreichen. Als sich Drouyn de Lhuys um vier Uhr entfernt hatte, trat Morny beim Kaiser ein. Diesem Staatsmann, der stets die Börse im Auge hat, gelang es nach hartnäckigem Kampfe, einen ebenso unerwarteten als gänzlichen Umschwung bei seinem Herrn hervorzurufen, und heute, den 5., überraschte Napoleon seine im Ministerrate versammelten Minister mit der Erklärung, er werde das russische Schreiben annehmen. Um drei Uhr suche ich Drouyn de Lhuys auf, der soeben seine Demission eingereicht hat, die aber nicht angenommen wurde. Heute morgen herrschte eine fieberhafte Aufregung in Paris; selbst die eleganten Viertel blieben hiervon nicht verschont. Jedermann war sich dessen bewußt, daß es sich um Frieden oder Krieg handle.

Freitag, 7. — Heute abend bei der Fürstin Lieven flüsterte man mir ins Ohr, daß Fräulein von Montijo wohl Kaiserin werden würde.

Sonntag, 9. — Was ich alles an Depeschen erhalten und abgeschickt habe, ist fabelhaft. Noch keine Antwort auf unsere Audienzgesuche bezüglich der Überreichung unserer Kreditive erhalten, während Kisseleff die seinigen bereits vor vier Tagen übergeben hat. Man will uns offenbar wegen unserer Haltung strafen.

Dienstag, 11. — Heute morgen um elf Uhr holt mich Herr Feuillet de Conches, der Einführer der Botschafter, in einem von Vorreitern usw., begleiteten Hofwagen ab. Die Mitglieder der Botschaft: Baron Schloißnigg, Baron Ottenfels, Fürst Richard Metternich, Fürst Alexander Schönburg, folgten in meinen Equipagen. In öffentlicher Audienz überreichte ich im Beisein des Ministers des Äußern Drouyn de Lhuys, des Oberstkämmerers Herzogs von Bassano und des Oberstzeremonienmeisters Herzogs von Cambacérès meine Kreditive. Der Kaiser, der mir gegenüber höchst liebenswürdig war, behielt mich und Drouyn de Lhuys nach der Audienz zurück, ließ uns niedersitzen, begann über die Schwierigkeiten zu sprechen, die seiner Anerkennung im Wege standen, und schloß mit den Worten: „Man sagt, daß die schwer zur Welt gebrachten Kinder von guter Konstitution seien." — „Ja, Sire," antwortete ich in demselben scherzhaften Tone, „sogar dann, wenn sie bei ihrer Geburt die Mutter ums Leben gebracht haben."

Mittwoch, 12. — Ball in den Tuilerien. Der Kaiser erschien in kurzen Hosen. Dieses Kleidungsstück, das man seit der Restauration nicht mehr zu sehen bekam, ist eine Offenbarung für die gegenwärtige Generation, eine Erinnerung für die alten Leute und ein Gegenstand nicht immer wohlmeinender Glossen für die einen wie für die andren.

Bei diesem Feste ereignete sich ein Vorfall, der unter den Bevorzugten, denen das Betreten des Marschallsaales gestattet ist, großes Aufsehen er-

regte. Fräulein von Montijo erschien am Arme von James Rothschild, der immer — jetzt aber mehr denn je — unter dem Zauber der Andalusierin stand; denn er gehört zu jenen, die an die Heirat glauben. Einer seiner Söhne führte Frau von Montijo. Diese Herren rechneten darauf, ihren Damen einen Platz auf den für die Ministerfrauen bestimmten Bänken zu verschaffen. Eine von diesen jedoch (Frau Drouyn de Lhuys), eine leidenschaftliche Gegnerin dieser Heirat — und sie hielt dieses Projekt auch nicht für möglich —, sagte kurz angebunden zu Fräulein Montijo, daß diese Plätze für die Ministerfrauen reserviert seien. Der Kaiser bemerkte es, stürzte auf die beiden verlegen gewordenen spanischen Damen los und wies ihnen Tabourets neben den Mitgliedern seiner Familie an. Groß war die Bestürzung der strengen Hüterin der Etikette, die ihren Irrtum zu spät bemerkte und das böswillige Lächeln ihrer Kolleginnen nicht übersehen konnte. Groß war auch die Heiterkeit des diplomatischen Korps, noch größer aber die Überraschung der Augenzeugen dieser fast burlesken Szene, die ihnen die Eheabsichten des Kaisers verriet. Man kann sagen, daß auf diesem Ball die Heiratserklärung stattgefunden habe.

Freitag, 14. — Frau von St. Arnaud sagte mir, daß die Heirat des Kaisers mit Fräulein Montijo beschlossen sei.

Samstag, 15. — Heute abend versammelte sich zum ersten Male beim Herzog von Ranzun die in den Jahren 1849 und 1850, als sie in Louis Napoléon den Wiederhersteller der bourbonischen Monarchie zu erblicken glaubte, so glänzende und in den letzten Jahren so verdunkelte legitimistische Gesellschaft. Die Gemächer sind nicht sehr geräumig und nicht reich ausgestattet, das Ganze aber hat ein vornehmes Ansehen und erinnerte mich an unsere Salons in Wien. Es herrscht daselbst eine Atmosphäre, die ich liebe.

Montag, 17. — Der berühmte Marinemaler Gudin, Frau von Montijo und ihre Tochter speisten bei mir. Donna Eugenia sah blaß und ermüdet aus und befand sich in einem Zustand von Überreizung, der allen Gästen auffiel. Schon vorgestern hat der Kaiser um ihre Hand angehalten, aber erst heute abend beginnt das Geheimnis ruchbar zu werden. Nach dem Diner hatte ich ein langes Gespräch mit der zukünftigen Kaiserin. Sie ist bezaubernd.

Beim Marquis von Vogüé sprach mir Graf Molé, der das erste Kaiserreich erlebt und demselben gedient hat, jedoch gar keine Lust verspürt, sich dem zweiten anzuschließen, in sehr geistreicher Weise über die Gründe und die wahrscheinlichen Folgen der Heirat Louis Napoléons mit einer Frau, die keiner regierenden Familie angehört.

Die Legitimisten und noch mehr die Orléanisten jubeln darüber.

Freitag, 21. — Die Nachricht von der Heirat hat in den Departements einen schlechten Eindruck gemacht. So demokratisch man auch ist, hätte man doch eine Prinzessin vorgezogen.

Samstag, 22. — Der Kaiser empfing zu Mittag in den Tuilerien die in Paris anwesenden Senatoren und Deputierten, sowie die Mitglieder des Staatsrates, um sie von seiner Verbindung mit einer Spanierin in Kenntnis

zu setzen. Es ist eine Liebesheirat und er ein Emporkömmling, wie er selbst sagt, was allgemein mißfällt. Warum dann den Namen Napoléon III. annehmen? fragt man sich. Diese von einem gewissen Standpunkt betrachtet sehr bemerkenswerte Rede verfolgte den Zweck, die Massen mit der Heirat auszusöhnen. Daher der darin dominierende demokratische Ton. Ich weiß nicht, ob der Kaiser einen Erfolg erzielt hat, aber ich bedaure, daß er seinen Ärger über die Haltung der drei Mächte gelegentlich der Anerkennung des Kaiserreiches dadurch zu erkennen gab, daß er in seiner Rede sagte, Österreich habe sich eifrig bemüht, Marie Luise mit Napoléon I. zu verheiraten.

Mittwoch, 26. — Ich schreibe heute an Buol[1]): „Die Minister erholen sich langsam von ihrem Schrecken. Sie befürchteten einen Augenblick, der Kaiser könnte ihnen entschlüpfen und sich in Abenteuer stürzen. In der Tat, ein Mann, der mit seinen 45 Jahren um einer Laune willen eine Liebesheirat eingeht, der überdies Kaiser ist und seine Flamme zur Kaiserin macht auf die Gefahr hin, in der Achtung seines Landes und des Auslandes zu sinken, ein solcher Mann — das muß zugestanden werden — ist wohl geeignet, Besorgnisse einzuflößen. Doch erwecken gewisse Anzeichen in mir den Glauben, daß er zur Vernunft zurückkehrt. Die Entschuldigungen, die er mir bezüglich der Worte „eifrig bemüht" machen ließ, scheinen dies zu beweisen. Auf dem letzten Ball sagte er zu Graf Hatzfeld: „Ich hoffe, daß meine Rede nichts Verletzendes für die Mächte enthält," worauf mein preußischer Kollege als Antwort sich verbeugte, mit den Achseln zuckte und schwieg.

Samstag, 29. — Heute um neun Uhr abends fand in den Tuilerien, im Marschallsaale, in Anwesenheit einer wenig zahlreichen Gesellschaft, die Zivilvermählung des Kaisers mit „Donna Eugenia de Guzman", in Frankreich Fräulein von Montijo genannt, statt. Die Verlobten hatten in Fauteuils auf einem Podium unter der Galerie mit dem Rücken nach dem Garten Platz genommen. Herr Fould, der als Staatsminister den Bürgermeister des Bezirkes vertrat, hatte neben sich einen kleinen Tisch, auf dem die Eheregister lagen. Als Zeugen der Braut fungierten, außer dem Gesandten von Spanien, Valdegamas, ihre Verwandten Osuna, Toledo und Bedmar und für den Kaiser die Prinzessin Mathilde, der Prinz Jérôme, dessen Sohn Napoléon und Lucien Bonaparte, die Kardinäle, die Minister und Morny. Die wenigen zu dieser Feierlichkeit geladenen Mitglieder des diplomatischen Korps standen; deren Frauen saßen auf Tabourets dem Thron gegenüber. Neben Lady Cowley, Gräfin Hatzfeld und Frau von Rogier saßen Frau Fould, Frau von St. Arnaud, Frau von Persigny (die Elite des neuen Hofes, was Damen anbelangt). Zum Schlusse defilierten die Herren, ein jeder mit einer Dame am Arme, am Kaiser und an Donna Eugenia vorbei. Das glückliche Los, die Herzogin von Hamilton zu führen, fiel auf mich. Über diese Heirat höchst aufgebracht, befand sie sich in einer sehr erregten Stimmung. Als wir uns in Bewegung setzten, sagte sie mir: „Sie werden sehen, was für einen Skandal ich meinem Vetter machen werde, wenn wir in seine Nähe kommen." — „Ist

[1]) Hübner an Buol, 26. Januar, Privatschreiben.

Ihr Entschluß, Madame, unwiderruflich?" — „Gewiß." — „In diesem Falle", sagte ich, mich verbeugend und ihren Arm loslassend, „bitte ich Sie, Frau Herzogin, allein weiterzugehen. Ich werde Sie nicht begleiten." Die Herzogin beruhigte sich, und unser Vorbeidefilieren an den Majestäten erfolgte regelrecht und ohne Skandal. Die Braut sah blaß und angegriffen aus. Sie trug ein rosenfarbiges Kleid und ein prachtvolles Perlenkollier. Der Kaiser, heiter und lebhaft, bot das Bild der höchsten irdischen Glückseligkeit. Nach der Trauung begab man sich in den Theatersaal, wo ein Konzert gegeben wurde, dessen Verdienst darin bestand, daß es, kaum begonnen, schon wieder aus war.

Sonntag, 30. — Um halb zwölf Uhr versammelten sich sämtliche Mitglieder des diplomatischen Korps beim Nuntius, um sich von da in Prozession in ihren Galaequipagen, umgeben von einer zahlreichen Ehrenwache, nach der Kathedrale Notre Dame, wo die Trauung des Kaisers stattfinden sollte, zu begeben. Der alte Dom war auf das prachtvollste ausgeschmückt. Um die dunkeln Färbungen, die sechs Jahrhunderte an den Wänden, Pfeilern und Bogen dieses ehrwürdigen Baudenkmals zurückgelassen haben, unsichtbar zu machen, hat man diese mit hellfarbigen Tapeten überklebt. Außerdem ein Überfluß an Blumen und Kerzen, viele Fahnen und wenig Geschmack. Um ein Uhr verließ das Kaiserpaar an der Freitreppe der Fassade den Wagen und hielt, unter dem Geläute sämtlicher Glocken von Paris und dem weithin hörbaren Kanonendonner der Invaliden, seinen feierlichen Einzug durch das Riesentor. Wie groß war aber unser Erstaunen, als in diesem Momente die Musik den Marsch aus dem „Propheten" anstimmte! Die ungeheure Menge, die die Kirche füllte, verhielt sich kühl und stumm. Nicht ein einziges Zujauchzen begrüßte Napoléon und seine Gefährtin. Welcher Kontrast zu dem spontanen Enthusiasmus, der ein Jahr nach dem Staatsstreiche in derselben Kathedrale zum Ausbruche kam, als das Tedeum gesungen wurde! Was hat sich zugetragen, um diese Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen: Geringschätzung, zu erklären? Nichts andres, als daß sich die am meisten für Gleichheit schwärmende Nation der Welt durch die nicht ebenbürtige Eheverbindung des Kaisers erniedrigt fühlt. Donna Eugenia, blaß, aber schön, — armes Kind! —, trat in ihrer Rolle als Kaiserin sehr gut auf. Vielleicht war in ihrer Haltung etwas zuviel Würde und hohe Ergebung. Das sind aber geringfügige Fehler, die sie, wenn das Lampenfieber geschwunden ist, ablegen dürfte.

Die Gräfin Montijo wird die heutige Nacht in St. Cloud zubringen und morgen nach Spanien abreisen. Diese Eile, mit der die Schwiegermutter weggeschickt wird, mißfällt dem Publikum, das für den Augenblick nicht wohlwollend gestimmt ist. Als wir von der Festlichkeit längs der Kais des linken Ufers heimkehrten, sahen wir auf dem entgegengesetzten Ufer einen vierspännigen Wagen in scharfem Tempo nach St. Cloud fahren. Des Morgens sagte ein Spaßvogel: „La mère a été tirée à quatre épingles, et le soir à cinq cloux." Die Anzahl der Quodlibets, der guten und schlechten Witze, die die Runde in den Salons und in den Straßen machen, spottet jeder Einbildungskraft. Es ist dies die Vergeltung der Besiegten und ein wenig auch

der Sieger, die zu spät einsehen, daß sie sich in einem Anfalle von Furcht einen Gebieter gegeben haben.

Montag, 31. — Während dieses Monats hat Frankreich die Aufmerksamkeit Europas voll in Anspruch genommen... Die wichtigste Sache aber — ich wiederhole es — war die der Anerkennung. Sie endete gut, gut in dem Sinne, daß sie nicht zum Abbruche der diplomatischen Beziehungen, dem der Krieg auf dem Fuße gefolgt wäre, geführt hat. Der Kaiser hat nachgegeben, er hat unter dem von den österreichischen und preußischen Bevollmächtigten ausgeübten Druck das russische Beglaubigungsschreiben angenommen. Der Sieg ist unser, aber mein Instinkt sagt mir, daß wir einen schlechten Feldzug gemacht haben. Ich habe meinen Instruktionen gemäß gehandelt, dabei aber nach Möglichkeit das Rauhe, das ich in meinem Innern verdamme, vermieden. Graf Buol war es, der die Initiative zu diesem Feldzug ergriff, indem er in St. Petersburg und in Berlin den Vorschlag gemacht hat, diesem Emporkömmling den Titel „Mein Herr Bruder" zu versagen. Das Trotzen ist im gesellschaftlichen Leben eine alberne, in der Politik eine gefährliche Sache. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen gingen auf diese Idee ein, und man verpflichtete sich so ziemlich, in diesem Sinne zu handeln. Aber infolge der übrigens sehr weisen Berichte Hatzfelds wie auch eingeschüchtert durch die hochmütige Sprache des französischen Gesandten in Berlin nahm der preußische Hof im letzten Moment hiervon Abstand. Nach diesem Vorgange blieb uns nichts andres übrig, als seinem Beispiele zu folgen. Rußland, das nicht, wie Deutschland, am Rhein an Frankreich grenzt und keine Lombardei zu wahren hat wie Österreich, blieb standhaft und gab Louis Napoléon den Titel: „Sire und guter Freund". Dies ist in Kürze die Geschichte dieses Zwischenfalles.

„Ich bin keineswegs", schrieb ich an Graf Buol[1]), „über die Gesinnungen des Kaisers, der wesentlich Korse, d. h. von Natur aus rachsüchtig ist, beruhigt. Von nun an wird die auswärtige Politik der Schauplatz sein, auf welchem er mit Vorliebe seinem Hange zu Verschwörungen frönen dürfte, und ich glaube, daß er trachten wird, uns in Italien durch geheime Unterstützung der demagogischen Partei in Sardinien und vielleicht auch auf der ganzen Halbinsel Schwierigkeiten zu bereiten. Nun, jeder Tag hat seine Sorgen. Ich bin von körperlichen Anstrengungen und ein bißchen auch von moralischen Aufregungen überwältigt, denn wir alle haben viel aufs Spiel gesetzt"[2]).

[1]) Hübner an Buol, 5. Januar, Privatschreiben.

[2]) Der erste Band dieses Tagebuches, aus dem wir hier einige Stücke mitgeteilt haben, wird Ende März gleichzeitig in Paris bei Plon und in Berlin bei Gebrüder Paetel erscheinen.

Deutsch-Südwestafrika.

Zwanzig Jahre sind verflossen, seit Fürst Bismarck die Erwerbungen des Bremer Kaufmanns Lüderitz an der Küste Südwestafrikas unter den Schutz des Deutschen Reiches stellte. Aus der kleinen Niederlassung in der Bucht von Angra Pequena ist seitdem eine Kolonie geworden, die fast doppelt so groß ist wie Deutschland; viele Kämpfe sind in ihr ausgefochten worden; einige Tausend deutscher Ansiedler haben in ihr eine neue Heimat gefunden, und Hafen- und Bahnbauten wie allerlei wirtschaftliche Anlagen sind dort unter Aufwand großer Summen zur Ausführung gekommen. Das Interesse weiterer Kreise des deutschen Publikums an diesem Besitze aber ist allmählich eingeschlafen. Heute, wo ein allgemeiner Aufstand der eingeborenen Bevölkerung der Kolonie ausgebrochen ist, steht die überwiegende Mehrheit auch der gebildeten Klassen diesem Ereignis völlig verständnis- und kenntnislos gegenüber.

Es ist gegenwärtig nicht der geeignete Zeitpunkt, die Ursachen dieser Erscheinung zu ergründen. Diese Aufgabe möge einem ruhigeren Augenblicke vorbehalten bleiben. Heute dürfte es näher liegen, sich ein Bild davon zu machen, welche Interessen für Deutschland bei der Erhebung in Südwestafrika auf dem Spiele stehen.

Diese Kolonie liegt zwischen den beiden Strömen Oranje River im Süden, Kunene im Norden. Im Westen wird sie vom Atlantischen Ozean, im Osten von den Sandwüsten der Kalahari begrenzt. Das riesige, langgestreckte Land ist von zwei Seiten durch englisches Gebiet eingeschlossen. Im Norden nur stößt es heute an portugiesischen Besitz. Portugal, dessen Forschungsreisende das Gebiet schon im 15. Jahrhundert in Besitz genommen hatten, hat ebensowenig wie Holland, das sich gegen Mitte des 17. Jahrhunderts in Südafrika festsetzte, oder England, welches zu Anfang des 19. hier seine Herrschaft begründete, innerhalb der Grenzen der heutigen deutschen Kolonie etwas auszurichten vermocht. Die natürlichen Schwierigkeiten, mit denen hier zu kämpfen war, schreckten diese Mächte ab. Sie begnügten sich immer mit einigen Versuchsexpeditionen und überließen dann das unwirtliche Land seinem Schicksal. Erst deutschen Missionaren, die gegen Ende der vierziger Jahre unter den Eingeborenen Südwestafrikas zu arbeiten begannen, gelang es, hier dauernde Niederlassungen zu schaffen und deutschen Handel hinzuziehen. Als die benachbarte Kapkolonie und die englische Regierung auf ihre wiederholten Klagen ihnen Schutz gegen Angriffe der räuberischen Eingeborenen versagte, griff 1883 das Deutsche Reich ein und unternahm es, in diesem entlegenen Teile der Welt Ruhe und Ordnung für friedliche Besiedlungsarbeit herzustellen.

Dieses Unterfangen erregte zunächst den Spott der ganzen Welt. Man war allgemein überzeugt, daß die in Kolonisation so unerfahrenen Deutschen hier scheitern mußten, wo selbst England die Aufgabe als hoffnungslos angesehen hatte. Und die zu überwindenden Schwierigkeiten schienen dieser pessimistischen Auffassung recht zu geben. Das große Land leidet nämlich nicht allein unter dem Mangel an Häfen

und Wasseradern, sondern auch unter der Armut an natürlichen Erzeugnissen und Arbeitskräften. Infolge ständiger langer Dürren fehlt es an Vegetation und fruchtbarem Boden, ebenso wie an Flüssen und Quellen. Die dünngesäte Bevölkerung sieht sich auf Viehzucht und Jagd angewiesen, um ihr Leben zu fristen. Ungeheure Strecken sind mit Sanddünen bedeckt, die wegen völligen Wassermangels weder für Reiter noch Wagen zu durchqueren sind. Der ewig aus dem Innern wehende Sand hat die Küsten unnahbar für größere Schiffe gemacht. Nur in Walfischbai und Angra Pequena, natürlichen kleinen Buchten, war früher ein Landen möglich. Dazu ist das Innere sehr gebirgig und unwegsam. Die einzigen Vorzüge der Kolonie zur Zeit ihrer Besitzergreifung waren ihr gesundes, Europäern bekömmliches Klima und die Aussicht auf reiche Erzlager wie in den benachbarten englischen Gebieten. Auf Verwertung der großen Viehbestände war bei dem Mangel an Verkehrsmitteln und Ausfuhrgelegenheiten nicht zu rechnen.

Die deutsche Verwaltung, welche in den achtziger Jahren weder über eine Verbindung mit der Kolonie noch über Mittel zu ihrer Erschließung verfügte, begnügte sich in Anbetracht der Umstände zunächst mit einigen Vorkehrungen zum Schutz der Missionen und vereinzelten Handelsunternehmungen. Sie überließ es im übrigen privaten Interessenten, denen sie große Stücke des anscheinend wertlosen Bodens freigebig gewährte, dort nach Erzen zu suchen oder andre wirtschaftliche Unternehmungen anzubahnen. Der Erfolg hierbei war gering. Man entdeckte zwar an der Küste die in der Welt immer seltener werdende Robbe, welche das Sealskin liefert, und große Guanolager, aber nennenswerte Mineralfunde wurden nicht gemacht, der Zuzug von Ansiedlern blieb ganz gering, und landwirtschaftliche Versuche wollten nicht glücken.

Einen Umschwung führten erst die Erhebung der Hottentotten des Südens und eine darauffolgende Viehseuche, welche die Kolonie an den Rand des Verderbens brachten, zu Anfang der neunziger Jahre herbei. Die Regierung fand angesichts dieser Katastrophen beim Parlamente Neigung zur Bewilligung größerer Mittel. Sie brachte die Schutztruppe auf etwa tausend Mann, so daß die Möglichkeit gegeben wurde, den Aufstand der Witbooi-Hottentotten wie spätere Erhebungen andrer Stämme niederzuwerfen. Ferner wurde auf Reichskosten durch Offiziere der Eisenbahnbrigade im Laufe mehrerer Jahre eine leichte, schmalspurige Bahn von der Küste nach der etwa 500 Kilometer in den Gebirgen des Innern gelegenen Hauptstadt Windhoek gelegt und endlich an der Küste, neben der im Besitz Englands verbliebenen Walfischbai, ein Hafen erbaut. Dieser durch einen mächtigen Steindamm gesicherte Landungsplatz, Swakopmund, bietet die Möglichkeit, zu jeder Jahreszeit Passagiere und Güter ohne allzu große Gefahren an Land oder aufs Schiff zu bringen, während früher das Landen oder an Bordgehen oft wochenlang unmöglich war.

Diese großen Anlagen und die Stationierung der weißen Truppen in der Kolonie haben ihr zum ersten Male einen gewissen Aufschwung gebracht. Viele der ausgedienten Soldaten haben sich im Lande niedergelassen und sich auf Betrieb von Landwirtschaft, Viehzucht oder Handel verlegt. Ihrem Beispiel sind andre Deutsche gefolgt, und zu ihnen haben sich gelegentlich Boerenfamilien aus den ehemaligen Freistaaten gesellt. Dazu haben deutsche und deutsch-englische Gesellschaften ernstliche Schritte zur Ausbeutung von Minen, Betrieb von Viehzucht im größeren Stile u. dgl. gemacht. Das eine dieser Unternehmen stand sogar eben im Begriff, auf eigene Kosten eine Bahn nach den ihm gehörigen Kupferlagern von Otavi zu erbauen. Unter diesen Umständen ist der Handel der Kolonie von 6 Millionen im Jahre 1897 neuerdings fast aufs Doppelte gestiegen, und die weiße Bevölkerung beträgt jetzt gegen 7000 Köpfe, während es sich vor wenig Jahren kaum um einige Dutzend handelte. Allerdings haben diese Fortschritte erhebliche Summen gekostet. Während zu Anfang der neunziger Jahre von Reichs wegen für die Kolonie kaum 300 000 Mark aufgewendet wurden, beläuft sich ihr Reichszuschuß in neuerer Zeit immer auf 9—10 Millionen im Jahre. Und es besteht wenig Aussicht, daß diese

Aufwendungen bald eine ansehnliche Einschränkung erfahren werden, denn noch ist unendlich viel zu tun, um Südwestafrika für eine dichtere Besiedlung geeignet und ertragsfähiger zu machen.

Vor allem fehlt es noch immer an genügenden Verkehrsmitteln. Allerdings hat die Verbindung mit Deutschland seit einigen Jahren eine sehr bedeutende Verbesserung erfahren. Die Woermannlinie hat ohne Staatsunterstützung erst vierwöchige, dann vierzehntägige regelmäßige Fahrten zwischen Hamburg und Swakopmund in jeder Richtung hergestellt. Sie unterhält außerdem eine Dampferverbindung zwischen Kapstadt und Swakopmund. Dazu ist letzteres seit einiger Zeit mit dem westafrikanischen Kabel verbunden und somit dem Welttelegraphennetz angeschlossen. Dafür aber mangelt es in der Kolonie meist noch an Verkehrsmitteln. Eine Telegraphenlinie besteht nur an der Bahn zwischen Swakopmund und Windhoek. Von dort durch die ganze Länge des Schutzgebietes bis zur Kapkolonie fehlt es ebenso an raschen Fortbewegungsmöglichkeiten wie an Telegraphen. Die einzige Möglichkeit rascherer Nachrichtenübermittlung ist zwischen Keetmanshop im Süden und Windhoek im Norden durch eine Anzahl Heliographenstationen gegeben. Sie übermitteln mit Hilfe des Sonnenlichts auf Apparaten aus der Zeit des Witbooikrieges, wie sie ähnlich bei europäischen Feldzügen verwendet werden, bei günstigem Wetter Meldungen in einigen Stunden; wird die Linie irgendwie unterbrochen, oder herrscht trübes Wetter, so ist man auf Meldereiter oder die langsamen Ochsenkarren angewiesen, die bei den großen Entfernungen sehr lange Zeit brauchen. Von Windhoek nach Norden fehlt es an jedem modernen Verkehrsmittel. Hier ist Reisen nur mit Ochsen- oder, wenn wenig Gepäck mitgenommen wird, in Maultierkarren möglich. Erst die Otavibahn, deren Vorarbeiten eben erst begonnen sind, kann darin einen Wandel schaffen und die Kolonisation des Landes ermöglichen.

Ein weiteres Hindernis der Entwicklung des Landes ist der Mangel an Wasserreservoiren und Bewässerungsanlagen, wie man sie mit großem Erfolge in Kapkolonie und Nachbarschaft geschaffen hat. Noch sind in dieser Hinsicht nur die allerersten Anfänge vorhanden. Ohne sie aber ist an stärkere Besiedlung und Bewirtschaftung der Kolonie gar nicht zu denken. Ansiedler und Behörden sind sich dessen voll bewußt und eifrig am Werke, dem Mangel abzuhelfen. Aber es werden Jahrzehnte vergehen und viele Millionen aufzuwenden sein, ehe das Ziel einigermaßen erreicht wird.

Hierzu kommt nun noch die eben gegenwärtig wieder so lebhaft in den Vordergrund getretene Frage des Schutzes für Leben und Sicherheit der Ansiedler. Die Kolonie ist von drei verschiedenen Völkerschaften bewohnt. Im Norden hausen die noch sehr wenig mit europäischer Kultur in Berührung gekommenen Ovambos. Die Mitte des weiten Landes bewohnen die zu den Kafferstämmen gehörigen, hochgewachsenen, tiefschwarzen Hereros. Im Süden führen die gelbhäutigen, für europäischen Geschmack unbeschreiblich häßlichen, in verschiedene Stämme zerfallenden Hottentotten ihr armseliges Dasein. Die letztgenannte Völkerschaft ist wenig kopfreich, aber die zu ihr gehörigen Männer sind nicht allein sehr schlau und gewandt, sondern verstehen auch ausgezeichnet mit dem Gewehr umzugehen. Als Viehräuber und Jäger sind sie an alle Kniffe gewöhnt und wissen in dem armen, wasserlosen Lande mit unbegreiflich wenig Nahrung auszukommen. Es ist daher, wie auch die Kolonisatoren des Kaplands erprobt haben, und wie der Witbooikrieg gezeigt hat, außerordentlich schwer, ihrer mit Gewalt Herr zu werden. Auch der kürzliche Aufstand der wenige hundert Köpfe zählenden Bondelzwart-Hottentotten wäre viel leichter niederzuwerfen gewesen, wenn die Leute nicht so vortrefflich zu schießen und das Gelände auszunützen verständen.

Die weit zahlreicheren, wohl 80 000 Köpfe starken Hereros, die ebenfalls in verschiedene Gruppen zerfallen, sind wenig kriegerisch und träge. In den früheren Kämpfen mit den Hottentotten, welche das Vieh, das jene in großen Herden züchten, mit Vorliebe raubten, zogen sie fast immer den kürzeren. Wie die Kaffern von

Natal und Rhodesia rücken sie in geschlossenen Massen ins Feld und sind daher leicht durch geschulte europäische Truppen und Maschinengeschütze zu bekämpfen. Was ihre Erhebung heute gefährlich machte, war hauptsächlich ihre große Zahl und die Abwesenheit der Hauptmacht der Schutztruppe im Süden. Wie es zu befürchten war, sind daher zahlreiche der vereinzelt wohnenden Kolonisten den Speeren und Messern dieser Wilden erlegen. Aber zugleich hat sich wieder gezeigt, daß dieser Stamm nicht so gefährlich ist, wie es die Hottentotten sind. Es ist den zurückgebliebenen kleinen Besatzungen geglückt, ehe noch die eiligst abgesandten Verstärkungen ankamen, der Angreifer Herr zu werden. Die Züchtigung der Rebellen und ihre dauernde Niederwerfung wird auch nicht allzugroße Schwierigkeiten bereiten. — Über die Größe der Ovambobevölkerung fehlt es an zuverlässigen Angaben. Auch in ihr regten sich vor einiger Zeit Unruhen, und es ist nicht sicher, ob größere Erfolge der Hereros sie nicht auch zu einer Erhebung veranlaßt hätten. Zum Glück befinden sich in ihrem Gebiete bisher nur wenige europäische Ansiedlungen.

Den Hereros und Hottentotten waren während der letzten Jahre weite, ihren Bedürfnissen voll genügende Reservate angewiesen, und die Verwaltung scheint angenommen zu haben, daß sich die Ansiedler im übrigen Lande furchtlos bewegen könnten. In dieser Hinsicht scheint man aber doch etwas zu vertrauensselig gewesen zu sein und sich nicht genug an das von andren Völkern gegebene Vorbild gekehrt zu haben. England unterhält fast überall, Holland in seinen indischen Besitzungen und Frankreich in Nordafrika einen ständigen Überwachungsdienst, der alle Regungen der Eingeborenen beobachtet und die Regierung instandsetzt, etwaige aufrührerische Regungen im Keime zu unterdrücken. Nach allem, was bekannt wird, scheint es an einer solchen Einrichtung in Deutsch-Südwestafrika völlig zu fehlen; und sollte dem so sein, wäre diesem Mangel in der Verwaltung schleunigst näherzutreten.

Trotz der Hindernisse, die somit der Entwicklung dieser Kolonie entgegenstehen, dürfte ihr eine glückliche Zukunft beschieden sein. So viel Mühe und Geld es kosten wird, alle Schwierigkeiten zu überwinden, es ist nicht unmöglich, wenn man Geduld hat und das richtige Geschick zeigt. Ist man aber einmal auf dem guten Wege, so wird die Kolonie berufen sein, eine wichtige Rolle in der Entwicklung Südafrikas zu spielen. Sie bietet den kürzesten und nächsten Weg nach den Gold- und Diamantenfeldern Südafrikas. Durch sie dürfte sehr bald der Export der wertvollsten Erzeugnisse jener Gebiete erfolgen, wenn erst von Swakopmund eine Bahnlinie quer durch den Erdteil gebaut ist, wie das schon von Cecil Rhodes in Aussicht genommen wurde. Der Viehreichtum der Kolonie ebenso wie die nach Einrichtung von Bewässerungsanlagen zu erwartende landwirtschaftliche Produktion werden ebenfalls für die großen Minendistrikte des Ostens von höchstem Werte sein. Treten dazu noch Funde an edlen Metallen und Minen in der Kolonie selbst, wie man sie zuversichtlich mit der Zeit erwarten darf, so kann sie binnen wenigen Jahren die Heimat von Hunderttausenden Deutscher werden und Deutschland die aufgewendeten Opfer mit reichen Zinsen zurückerstatten. Südwestafrika ist gegenwärtig der einzige für Deutschland zur Ansiedlung seiner überschüssigen Bevölkerung offene und mögliche Fleck der Erde. Unter keinen Umständen darf das Reich sich aus einem so wertvollen und bedeutsamen Besitze verdrängen lassen. Auch der Verlauf der gegenwärtigen wie jeder andren dortigen Erhebung wird immer unter diesem Gesichtspunkte beurteilt werden müssen!

* * *

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Der russisch-japanische Krieg ist ausgebrochen. Mit Ungeduld war in Tokio die russische Antwort auf die letzte japanische Note erwartet worden. Nicht als ein Ultimatum konnte diese angesehen werden. Immerhin war es bezeichnend, daß die japanische Regierung den in Ostasien interessierten Mächten Mitteilung über den Inhalt der an die russische Regierung gerichteten Note machte. Die maßgebenden Faktoren in St. Petersburg konnten sich daher die Tragweite ihrer eigenen Entschließungen nicht verhehlen, und daraus erklärt sich, zum Teil wenigstens, die Bedächtigkeit, mit der die russische Antwort erwogen wurde. Unter dem Vorsitze eines Großfürsten fand die Konferenz statt, in der über die Feststellung des Wortlautes der Erwiderung beraten wurde. Zuverlässige Angaben über die russische Antwortnote stimmten darin überein, daß sie in einem versöhnlichen Sinne gehalten war. Vor allem wurde die Interessensphäre Japans in Südkorea anerkannt. Daß Rußland in der Mandschurei, die es als seine eigene Interessensphäre ansieht, nicht vor Japan gleichsam kapitulieren wollte, indem es auf dessen weitgehende Forderungen einging, wurde ebenfalls gemeldet.

In allen diplomatischen Kreisen außerhalb Japans wurde jedenfalls angenommen, daß in Tokio die Überreichung der russischen Antwortnote abgewartet werden würde, und diese als Grundlage für weitere Unterhandlungen zwischen den beiden Regierungen dienen könnte. Die japanische Regierung trug jedoch kein Bedenken, noch ehe sie in den Besitz der russischen Antwort gelangt war, die Verhandlungen sowie die diplomatischen Beziehungen mit Rußland abzubrechen. Diese Tatsache ward in einer am 7. Februar vom russischen „Regierungsboten" veröffentlichten Zirkulardepesche des Ministers des Äußeren, Grafen Lamsdorff, den Vertretern Rußlands im Auslande mitgeteilt. Kaiser Nikolaus II. befahl infolgedessen, daß der russische Gesandte in Tokio mit dem gesamten Personal der kaiserlichen Mission unverzüglich die Hauptstadt Japans verlassen solle. Der russische „Regierungsbote" führte aus: „Eine derartige Handlungsweise der Regierung in Tokio, die nicht einmal das Eintreffen der dieser Tage abgesandten Antwort der kaiserlichen Regierung abwartete, wälzt Japan die ganze Verantwortung für die Folgen zu, die durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Reichen entstehen können."

Was die japanische Auffassung betrifft, so wird in Tokio erklärt, daß durch das über drei Wochen währende vergebliche Warten auf die Beantwortung der japanischen Note vom 13. Januar d. J., sowie durch den während dieser Zeit in auffälliger Weise betriebenen Aufmarsch der russischen Armee, endlich durch die Besetzung militärischer Stellungen gegen Korea nicht nur die Geduld Japans erschöpft, sondern auch die Überzeugung erweckt worden sei, eine weitere dilatorische Behandlung dieser Frage könnte nicht mit den Interessen Japans vereinbart werden. Eine Kriegserklärung erfolgte nicht unmittelbar, und von russischer Seite wurde darauf hin-

gewiesen, daß der Abbruch der diplomatischen Beziehungen noch nicht den Krieg bedeute. Doch hatten sich die Gegensätze bereits allzusehr zugespitzt. Immerhin aber durften von denen, die die Aufrechterhaltung des Friedens im Interesse der Kultur und der Zivilisation dringend wünschten, noch einige Lichtpünkte am düsteren politischen Horizonte verzeichnet werden. Noch am 8. Februar, also nach dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen zwischen Japan und Rußland, wurde der durch diesen Abbruch herbeigeführte Zustand an maßgebender russischer Stelle nicht als Kriegszustand angesehen. Dafür sprach die Tatsache, daß die in Aussicht genommene Reise des Kaisers Nikolaus II. nach Moskau zunächst aufgeschoben wurde. Von Moskau aus beabsichtigte der Zar, wie ursprünglich verlautete, einen Aufruf an das russische Volk zu richten. Im friedlichen Sinne konnte auch noch die Meldung gedeutet werden, wonach im Winterpalais eine Beratung stattgefunden hatte, an der der Minister des Auswärtigen, Graf Lamsdorff, der Kriegsminister, General Kuropatkin und Admiral Avellan teilnahmen. Der mit weitgehenden Befugnissen in Ostasien ausgestattete Befehlshaber Alexejew sollte dann die telegraphische Weisung erhalten haben, die Bewegungen der Flotte und des Landheeres derartig zu leiten, daß aus ihnen Japan keinen Anlaß für die Annahme gewinnen könnte, als ob Rußland den Kriegszustand als bereits bestehend ansähe. Aus japanischer Quelle gleichzeitig geschöpfte Nachrichten sollten, wie weiter behauptet wurde, bestätigen, daß die japanische Regierung ebenfalls in dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen noch keinen Kriegszustand erblicke. In russischen Kreisen wurde ferner versichert, daß die Landung japanischer Truppen in Südkorea von seiten Rußlands nach wie vor nicht unbedingt als casus belli angesehen werden würde. Nur durch ein Vorgehen Japans gegen die Mandschurei und Nordkorea würden die Interessen Rußlands derartig berührt werden, daß dieses an der Grenze seiner Zurückhaltung angelangt sein würde.

Deutschlands Bemühungen waren, ohne auch nur im geringsten den Charakter einer Intervention oder der „guten Dienste" im diplomatischen Sinne anzunehmen, darauf gerichtet, einen versöhnlichen Ausgleich zu erleichtern. Wie die deutsche Presse in ihrer weit überwiegenden Mehrheit sich davon fernhielt, die Gegensätze zu verschärfen, war das Verhalten der deutschen Reichsregierung ohne Unterlaß auf dasselbe friedliche Ziel orientiert. Strengste Neutralität wird die Richtschnur Deutschlands darstellen, das im äußersten Orient im wesentlichen nur handelspolitische Interessen hat und mit Rußland sowohl als auch mit Japan in freundschaftlichen Beziehungen steht.

In der Nacht vom 8. zum 9. Februar sind die Kriegswürfel endgültig gefallen. Der „Regierungsbote" veröffentlichte am 9. Februar ein vom Statthalter Alexejew an den Kaiser Nikolaus II. gerichtetes Telegramm, wonach in der Nacht zu diesem Tage japanische Torpedoboote einen plötzlichen Angriff gegen das auf der äußeren Reede der Festung Port Arthur liegende russische Geschwader unternahmen, wobei die Panzerschiffe „Retwisan" und „Zesarewitsch" sowie der Kreuzer „Pallada" beschadigt wurden. Der Panzer „Zesarewitsch" ist das neueste und größte Linienschiff Rußlands, das, in Toulon gebaut, erst seit kurzer Zeit sich in den ostasiatischen Gewässern befindet. Der Panzer „Retwisan" ist das zweitstärkste russische Linienschiff in denselben Gewässern, während das bei dem japanischen Minenangriff gleichfalls beschädigte Kriegsschiff „Pallada" zu den großen geschützten Kreuzern gehört.

Der auf der äußeren Reede von Port Arthur unternommene japanische Angriff beweist, daß dieser Punkt als der wichtigste angesehen wird. Gelänge es den Japanern, Port Arthur zu nehmen oder die Verbindungslinie mit diesem Hafen auf dem Landwege abzuschneiden, so wäre die russische Position in der Tat sehr gefährdet. Zumeist wurde angenommen, daß die Japaner vor allem die Besitzergreifung Südkoreas anstreben würden, weshalb aus der gegen die russische Flotte ergriffenen Offensive der Schluß gezogen werden muß, daß ein im voraus entworfener Kriegsplan zur Ausführung gelangt. Über die weitere Entwicklung der Kriegs-

operationen lassen sich nur Vermutungen anstellen. Auf der sibirischen Eisenbahn rollen unablässig vom Westen her die Militärzüge, so daß eine Überlegenheit des russischen Landheeres gegenüber dem japanischen hinsichtlich der Zahl sich von selbst ergeben wird. Eine nahe Zukunft wird zeigen, wann und wo die feindlichen Streitkräfte zusammenprallen. Bei Tschemulpo an der Westküste Koreas ist inzwischen ein Zusammenstoß zwischen russischen Kriegsschiffen und einem japanischen Geschwader erfolgt. Die Tapferkeit, mit der die wenigen russischen Schiffe sich dem an Zahl überlegenen Geschwader gegenüberstellten, verdient volle Anerkennung. Aus Tokio selbst wird zugleich der heroische Akt des Kapitäns des russischen Kreuzers „Warjag" telegraphisch gemeldet. Nachdem die Mannschaft das Schiff verlassen hatte, sprengte der Kapitän, der als letzter an Bord geblieben war, den Kreuzer in die Luft und fand in heldenmütiger Weise seinen Tod. Die Landung japanischer Truppen in Korea ist durch den Seekampf in den Gewässern von Tschemulpo erleichtert worden.

Mit besonderem Interesse mußte dem Verhalten Frankreichs und Großbritanniens entgegengesehen werden. Erwartet werden darf, daß beide Mächte ihre Neutralität bewahren. In dem englisch-japanischen Vertrage, der abgeschlossen wurde, um den status quo und den allgemeinen Frieden im äußersten Orient zu sichern, wurde die Unabhängigkeit Chinas und Koreas anerkannt. Die verbündeten Regierungen Frankreichs und Rußlands, denen dieser englisch-japanische Vertrag vom 30. Januar 1902 zur Kenntnis gebracht wurde, haben dann eine Erklärung unterzeichnet, in der sie sich zu denselben Grundsätzen bekannten. Gleichwohl betonten sie, genötigt zu sein, ihrerseits den Fall ins Auge zu fassen, in dem eine aggressive Aktion dritter Mächte oder neue Wirren in China zu einer Gefahr für ihre Interessen werden könnten. Beide Regierungen behielten sich deshalb vor, erforderlichenfalls auf die zu ihrem Schutz notwendigen Mittel bedacht zu sein. Im Hinblick auf den englisch-japanischen sowie auf den französisch-russischen Bündnisvertrag wird daher eine Lokalisierung des japanisch-russischen Krieges von größter Bedeutung für den Weltfrieden sein. Die von der Regierung der Vereinigten Staaten vorgeschlagene Neutralisierung Chinas wäre unzweifelhaft ein wirksames Mittel zur Lokalisierung des russisch-japanischen Krieges. In der Note, die Staatssekretär Hay an die diplomatischen Vertreter der Vereinigten Staaten richtete, äußert er den lebhaften Wunsch, daß während der militärischen Operationen zwischen Rußland und Japan die Neutralität Chinas und alle Mittel, dessen administrative Einheit durchzuführen, von beiden kriegführenden Parteien respektiert werden und der Schauplatz der Feindseligkeiten nach Möglichkeit lokalisiert bleibe. Auf diese Weise soll jede Aufreizung zu einer chinesischen Erhebung vermieden und dem Welthandel und Weltverkehr so wenig Schaden wie möglich zugefügt werden. Da die Mandschurei nicht Gegenstand der Neutralisierung werden soll, durfte erwartet werden, daß auch Rußland und Japan dem formell von der Regierung der Vereinigten Staaten gemachten Vorschlage zustimmen würden. Wenn die Anregung zu dem diplomatischen Schritte des Staatssekretärs Hay, wie angenommen werden darf, zum Teil von Deutschland ausgegangen ist, so steht dies in vollem Einklange mit den friedlichen Bemühungen der Reichsregierung.

In der Thronrede zur Eröffnung des englischen Parlaments am 2. Februar ist an bevorzugter Stelle der Annäherung an Frankreich gedacht worden. In der japanisch-russischen Frage hat sich inzwischen gezeigt, daß das französisch-englische Einvernehmen auf die Probe gestellt werden könnte. Es wird denn auch in der englischen Thronrede hervorgehoben, daß König Eduard mit Sorge den Verlauf der Verhandlungen zwischen Japan und Rußland hinsichtlich „ihrer beiderseitigen Interessen in China und Korea" beobachtet habe. Man braucht keine besondere Absicht darin zu erblicken, daß hier nicht von der Mandschurei und Korea, sondern von China die Rede ist. Immerhin muß die Vorstellung erweckt werden, daß die Souveränetätsrechte Chinas in der Mandschurei auf diese Weise zum Ausdruck gebracht werden. Wenn dann weiter betont wird, daß eine Störung des Friedens nur beklagenswerte

Folgen haben könnte, und daß jeder Beistand, den die englische Regierung für die Förderung einer friedlichen Lösung mit Nutzen leisten könnte, mit Freuden gewährt werden würde, so hat in der englischen Presse dieser „Beistand" freilich völlig versagt.

Wie des Einvernehmens mit Frankreich wird auch desjenigen mit Italien in der englischen Thronrede gedacht, und zwar nicht bloß im Hinblick auf den Schiedsgerichtsvertrag, sondern auch wegen des Zusammenwirkens im Somaliland. In dem bemerkenswerten Passus über die mazedonische Angelegenheit wird ausdrücklich erwähnt, König Eduard habe, befriedigt darüber, daß der Sultan einen ausgezeichneten italienischen General zur Durchführung der Reorganisation der mazedonischen Gendarmerie ernannt habe, der von ausländischen Offizieren unterstützt werden solle, die Ermächtigung zur Anstellung eines englischen Stabsoffiziers erteilt, dem andre englische Offiziere bei derselben Aufgabe beistehen werden. Das mazedonische Problem wird unzweifelhaft früher oder später wieder sich geltend machen, nachdem es durch den russisch-japanischen Konflikt in den Hintergrund gedrängt worden ist. Auch fehlt es nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden muß, daß die mazedonischen Komitees für das Frühjahr von neuem schüren. Deshalb ist es von elementarer Wichtigkeit, daß namentlich die Reorganisation der mazedonischen Gendarmerie, in der unter Leitung des italienischen Generals de Giorgis auch ein deutscher Generalstabsoffizier gute Dienste leisten soll, so rasch wie möglich von statten geht.

Ein gewisser Zusammenhang zwischen der ostasiatischen und der mazedonischen Frage besteht insofern, als Rußland an beiden wesentlich beteiligt ist. Die friedfertige Gesinnung, die der Kaiser Nikolaus II. und der russische Minister des Auswärtigen, Graf Lamsdorff, in dem nun bis zum Kriege entfachten Konflikte mit Japan bis zuletzt bekundet haben, erklärt sich zum Teil wohl auch daraus, daß Rußland andernfalls zugleich mit Verwicklungen auf der Balkanhalbinsel und im äußersten Orient rechnen mußte. Könnte es doch geschehen, daß, falls das in Mürzsteg zwischen Rußland und Österreich-Ungarn vereinbarte, von den europäischen Großmächten acceptierte Reformprogramm für Mazedonien auf ernsthafte Schwierigkeiten stoßen sollte, Großbritannien eine Initiative ergriffe, durch die die Aufrollung der orientalischen Frage herbeigeführt würde. Die Autonomie Mazedoniens, die in England und wohl auch in Frankreich und Italien zahlreiche Anhänger findet, würde wieder als Vorschlag auftauchen, und da die Türkei von einer solchen neuen Einschränkung ihrer Souveränetät absolut nichts wissen will, wäre ein Konflikt unvermeidlich. In Bulgarien würden die alten Begehrlichkeiten sich ins ungemessene steigern, und in St. Petersburg weiß man nicht minder als in Konstantinopel, daß diese Begehrlichkeiten, die auf die Schaffung eines Großbulgariens abzielen, nicht einmal in Mazedonien Halt machen würden. Konstantinopel sogar gilt als der letzte Siegespreis. Genaue Kenner der Zustände in Bulgarien sind über diese Bestrebungen wohlunterrichtet, die selbst in Mazedonien nur um den Preis langwierigen Blutvergießens verwirklicht werden könnten. Mit Fug und Recht weisen die Griechen darauf hin, daß die Bulgaren durchaus nicht die Suprematie in Mazedonien beanspruchen dürfen. Zugleich würden die andren Völkerschaften der Balkanhalbinsel sich regen, falls die Machtverhältnisse wesentlich zu gunsten Bulgariens verschoben werden sollten.

In Frankreich, wo man über die Neigungen Großbritanniens ziemlich genau unterrichtet ist, ermahnt denn auch Alcide Ebray, wie folgt, zur Vorsicht: „Wenn man erwägt, daß die britische Regierung seit geraumer Zeit durch eine sehr starke und sehr erregte öffentliche Meinung angetrieben wird, selbst im Sinne der Autonomie Mazedoniens zu intervenieren, so begreift man, daß alles auf eine mit unvorhergesehenen Ereignissen sehr bedrohliche Art in Frage gestellt werden würde, wofern man diese Eventualität sich verwirklichen ließe. Deshalb hegt man gern die Erwartung, daß die beiden Mandatarmächte und die türkische Regierung im aufrichtigen Einvernehmen daran arbeiten werden, eine solche Eventualität zu vermeiden!"

Tiefgehende Teilnahme erregten in Deutschland die Meldungen über die schweren Verluste, die durch die aufständische Bewegung in Südwestafrika verursacht worden sind. Die Untaten der Hereros, deren grausame Wut sich auch gegen eine größere Anzahl harmloser Ansiedler und deren Familien richtete, werden, wie mit Zuversicht erwartet werden darf, schwer geahndet werden. Die traurigen Vorgänge in einer der deutschen Kolonien, die gerade für Ansiedlungszwecke besonders geeignet erschien, müssen jedoch als ernste Mahnung dienen, damit ähnliche Ereignisse sich in Zukunft nicht wiederholen. Im festen Vertrauen auf deutschen Schutz sind unsere Landsleute nach Südwestafrika gezogen. Dem Deutschen Reich ist daher die Pflicht erwachsen, seine Angehörigen mit allen Mitteln wirksam zu unterstützen. Wie die tapferen Männer, die bei Ausfallgefechten aus den schwer bedrängten Stationen fielen oder sonst bei Zusammenstößen mit Hereros ihr Blut vergossen, vollen Anspruch auf die unauslöschliche Dankbarkeit des Vaterlandes haben, werden auch die aus Deutschland abgesendeten Expeditionstruppen ihrer Kameraden sich würdig erweisen. Durch die jüngsten Vorgänge ist jedoch erhärtet worden, daß nicht mit materiellen Mitteln gekargt werden darf, sobald es sich um das Leben und die Sicherheit unserer Staatsangehörigen in den Kolonien handelt. Verkehrswege müssen erschlossen werden, und die Schutztruppe, deren Tapferkeit nie versagte, muß auch imstande sein, ihre schwierigen Aufgaben in vollem Maße zu erfüllen. Gerade weil der Aufstand der Hereros durchaus überraschend kam, muß solchen Uberrumpelungen nach Möglichkeit durch ein Aufgebot ausreichender Mannschaften vorgebeugt werden. Inzwischen sind die Aufständischen zum großen Teil nach Osten in die Berge entflohen. Da sie ihre Herden mitführen, erscheint es nicht ausgeschlossen, daß es der verfolgenden Schutztruppe gelingen wird, die Hereros von der englischen Grenze abzuschneiden. Sonst läge die Gefahr vor, daß später neue Verwicklungen entstehen, während eine ebenso rasche wie energische Sühne der begangenen Verbrechen im Interesse der dauernden Sicherheit unserer Kolonie als unumgänglich notwendig angesehen werden muß.

Während der internationale Horizont dunkle Punkte genug aufweist, fehlt es auch nicht an Lichtblicken, die in erfreulicher Weise für das Solidaritätsgefühl der Kulturvölker zeugen. Die hochherzige und tatkräftige Initiative des deutschen Kaisers nach dem verheerenden Brande in der norwegischen Stadt Aalesund hat allerorten einen tiefen Eindruck gemacht und dem deutschen Volke ein Beispiel gegeben, dem dieses freudig gefolgt ist. In Norwegen und Schweden erwies man sich dankbar für die von echter Humanität beseelte, in rasche Tat umgesetzte Gesinnung, aus der in trüber Stunde erhellte, daß Deutschland mit den skandinavischen Völkern sich zugleich durch Bande der Stammesgemeinschaft in uneigennütziger Weise verknüpft weiß.

Literarische Rundschau.

Angelika und Annette.

1. Angelika Kauffmann. Von Eduard Engels. — 2. Annette von Droste-Hülshoff. Von Carl Busse. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1903.

Unsere Zeit, die zwischen Individualismus und Kollektivismus so qualvoll ringt, hat für die Darstellung großer Entwicklungsreihen die neue Form der Monographiensammlung geschaffen. In einer Reihe von Einzelschilderungen suchen die Bände der Onckenschen Weltgeschichte oder der Kirchheimschen Repräsentantenbilder die Evolution unserer Kultur anschaulich zu machen; oder die hübschen Hefte der von Lyon herausgegebenen „Deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts" vereinigen Porträts von Keller, Storm, Reuter, Sudermann u. a. zu einer Gesamtansicht unserer neueren Dichtung. Vor allem aber hat der tätige Verlag von Velhagen und Klasing diese Form nahezu monopolisiert. Seinen illustrierten Monographien zur Kunst- und Weltgeschichte, zur Länderkunde schließt er jetzt eine sehr hübsch ausgestattete Sammlung von Frauenbiographien an. Augenscheinlich schwebt auch hier der Gedanke vor, der allein solche Vereinigung fremder Gegenstände zu rechtfertigen vermag: die einzelnen Gestalten sollen als Typen aufgefaßt werden. Lady Blennerhassett und H. von Petersdorff schildern in den Königinnen Marie Antoinette und Luise die Fürstin, Eduard Engels in Angelika Kauffmann die Künstlerin, Carl Busse in Annette von Droste-Hülshoff die Dichterin. Es könnten etwa George Sand oder George Elliot als „die Schriftstellerin" folgen, Sonja Kowalewska als „die gelehrte Frau", Karoline Schlegel als die „Frau der Romantik", Mary Wollstonecraft als die erste „moderne Frau".

Freilich läßt sich fragen, ob gerade unter diesem Gesichtspunkt die Auswahl eine ganz glückliche war. Für Angelika gibt Engels selbst zu, daß sie uns als eine Künstlerin im echten, hohen Sinne des Wortes nicht mehr gilt. Aber dafür arbeitet seine leicht, nur, besonders im Anfang (wo einmal von „Kunstjockeis, die auf Befehl ihres Herrn bald in dieses, bald in jenes Meisters Sattel steigen", die Rede ist), etwas zu feuilletonistisch gehaltene Darstellung den repräsentativen Charakter in andrer Richtung vortrefflich aus. Das Hilfsmodell der Goethischen Iphigenie wird ihm zum Typus jener Zeit, die das Land der Griechen mit der Rokokoseele suchte; jener Zeit der Oeser und der Benda, der Wieland und der Jacobi, die die antike Kunst, Mythologie und Philosophie so anmutig durch ihr sentimentales Temperament beschauten. Es ist die Blütezeit der Anachronismen; sämtliche Märtyrer Corneilles und sämtliche Heroen Racines sind echt hellenisch im Vergleich zu dem zierlichen Herkules Wielands, den der junge Goethe so glänzend persiflierte. All diese liebenswürdig naive Travestierung, die sich dann schließlich in Aloys Blumauer selbst zu Tode travestiert, all diese unwiderstehlich echte, weil aus dem tiefsten Gemüt hervor-

quellende Unechtheit bildet sich in der „Muse Angelika“ ab. Eine weiche, zärtliche Natur, durchlebt sie ihren traurigen Roman und ihren glänzenden Erfolg und bleibt von beiden im Innersten unberührt, weil sie nicht Künstlerin genug ist, um ihre Erlebnisse zu gestalten. Aber eine ernst strebende Seele, tritt sie einem Sir Joshua Reynolds, einem Goethe, einem Herder nahe, weil sie doch Dichterin genug ist, um ihrer Sehnsucht Ausdruck zu verleihen. Zwischen der persönlichen Manier eines höheren Kunstgewerbes, der Illustration von Dichterwerken und dem zeitlich bestimmten Stil ihrer Porträts schwankt ihr Talent hin und her, und die gefeierte Meisterin wird nie ganz vom Dilettantismus frei. Aber gerade diese Halbheit macht sie einem Zeitalter der liebenswürdigen Dilettanten unschätzbar; immer stand sie gerade eine Stufe über den malenden Königinnen, den zeichnenden Herzoginnen, den modellierenden Poeten — nahe genug, um von jedem Mäcen verstanden, fern genug, um selbst vom großen Publikum vergöttert zu werden.

Als Dilettantin möchte Carl Busse auch Annette von Droste-Hülshoff darstellen! Aber seine beiden Hauptargumente erscheinen mir so subjektiv als anfechtbar. Rechte Dilettantenart scheint ihm an ihr (S. 45—162) der Fehler, nichts zu vollenden. Aber es gibt auch eine dilettantische Sucht des Fertigmachens und eine geniale Art des fragmentarischen Schaffens. Die Grenze von Paul Heyses so reicher Begabung zeigt sich gerade darin, daß er seines Vaters Lehre, nichts unvollendet zu lassen, lebenslänglich zu befolgen imstande war: kein Entwurf zeigte sich ihm je als undankbar, keine Gelegenheit je als verpaßt, keine Gattung als seiner Art fremd. Und Goethe hat so viel Bruchstücke hinterlassen wie wenige Dichter, weil er gerade als echter Künstler so oft erkannte, daß ein Plan nicht oder nicht mehr künstlerisch durchzuführen sei. — Und zweitens erklärt er (S. 190) wieder mit Heine das Lied für das Höchste der Lyrik. Wenn Immermann diese Idee gegen Platen ausspielt (obwohl ihm selbst nie ein Lied gelang), begreifen wir das; wie man Busses Lieder gegen Annettens Gedankenlyrik aufwägen möchte, verstehen wir weniger. Unzweifelhaft aber spricht hier der Dichter pro domo. wie er es schon bei seiner Vergewaltigung von Novalis tat. Soll man sich wirklich entschließen, dem „cantabile“ zu Ehren nicht bloß die gesamte Lyrik Schillers und V. Hugos zu verwerfen, sondern auch Goethes Marienbader Elegie und Hölderlins antikisierende Strophen, den ganzen Verlaine und den ganzen Carducci? Man sieht hier wieder einmal, wie viel intoleranter die Praktiker sind als die Theoretiker, und wie viel doktrinärer als Ästhetiker und Literarhistoriker die Künstler werden, sobald sie sich über die Begrenztheit ihres eigenen Talents mit Gründen wegzutäuschen suchen.

Lyrik ist künstlerische Darstellung seelischer Zustände, und da die Seele gerade auch des modernen Menschen nicht immer klar und frei ist, kann auch ihr Ausdruck nicht allein die harmonische Durchbildung des Liedes ergeben. Gerade als Meisterin der ringenden, sich im Aussprechen befreienden Lyrik steht die westfälische Dichterin uns so hoch. Busse aber faßt ihren inneren Kampf viel zu äußerlich auf: immer wieder betont er den Gegensatz Annettens gegen ihre Familie und ihre Umgebung, gewiß mit vollem Recht gerade der Biographie des Jesuiten Kreiten gegenüber, aber viel zu einseitig. Die inneren Gegensätze waren davon großenteils unabhängig. Es war die Künstlerseele, die nach Freiheit rang; sie war es aber auch, die die festgefügten Formen der Kirche, des Volkslebens und sogar der Gesellschaft, vor allem aber der Familie mit ästhetischer Andacht bewunderte, gerade weil ihr selbst die Gabe harmonischer Anordnung versagt blieb. Die Familie und die Umgebung verdient doch nicht ganz das ausschließliche Verdammungsurteil des neuesten Biographen, der im Groll über das „Schlüterchen“ und im Zorn über die Mutter sich nicht genug tun kann. (Auch sonst ermüden Wiederholungen, wie die dreimalige des guten Schlagwortes „Hinausweh“ oder das unaufhörlich wiederkehrende Gleichnis vom Adler und dem Vogel auf der Stange.) Busse denkt ja z. B. wie die Berater Annettens, wenn er meint, sie hätte statt der ersten Gedichte lieber mehr Prosa schreiben sollen.

Überhaupt wirkt eine gewisse Überhebung des Tones störend. Wie der Verfasser die Dichterin wegen ihrer formalen Mängel hofmeistert, so spricht er auch von seinen Vorgängern, besonders dem hochverdienten H. Hueffer, mit zu wenig Dank — oder gar nicht. Dreimal (S. 47, 164, 180) leitet er aus der Kurzsichtigkeit Annettens Eigenheiten ihrer Art ab, zitiert dabei auch unwichtige Sätze des Dichters Wilhelm von Scholz (der seinerseits die von Literarhistorikern längst betonte „Modernität" Annettens als neue Entdeckung ausgab), läßt aber unerwähnt, daß ich hierauf zuerst und eingehend hinwies. Oder er gibt (S. 171 f.) Betrachtungen über ihr Verhältnis zu Walter Scott, bei denen das Richtige altbekannt, das Neue Übertreibung ist. Sehr verdienstlich sind dagegen technisch-stilistische Bemerkungen über ihre Metaphern und Gleichnisse (S. 155). Übrigens ist es ein seltsamer Tropus, Amalie Haffenpflug, die Schwester der Brüder Grimm (S. 113), ihre „nahe Verwandte" zu nennen.

In einem Punkt wird aber auch Annette zum Typus: als Repräsentantin der neu sich herausarbeitenden Selbständigkeit der Frauenseele. Und freilich übersehen wir ein weites Stück weiblicher Evolution, wenn wir von Angelika zu Annetten blicken, von der zarten Freundin lieblicher Umrisse zu der herben Meisterin leidenschaftlicher Vertiefung. Die gefeierte Malerin aus dem Bregenzer Wald und die um ihren Ruhm betrogene Dichterin von der Roten Erde — mit ihren Schwächen wie ihren Vorzügen legen sie das Frauenleben zweier Epochen, zweier Stände, zweier Menschenarten vor unser Auge und lassen uns von der so begonnenen Sammlung vieles erhoffen.

Richard M. Meyer.

Die christlichen Kirchen in der Türkei.

Die lateinische Kirche im türkischen Reiche. Von E. Grafen von Mülinen. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Rechtswissenschaftlicher Verlag von K. Hoffmann. 1903.

Zu den Dingen, die von den verschiedensten Seiten wiederholt, von niemandem bestritten und doch nur ausnahmsweise berücksichtigt werden, gehört die Tatsache, daß im Orient kirchliche und nationale Interessen zusammenfallen, beziehentlich untrennbar miteinander verbunden sind. Seit der mazedonische Aufstand sich in den Vordergrund des Tagesinteresses gedrängt und der Integrität des türkischen Reiches schwere Gefahren angedroht hat, wird die Orientierung über diesen Punkt überall da vollends unentbehrlich werden, wo man über die Zukunft des südöstlichen Europas mitreden will.

Danach könnte angenommen werden, daß die oben genannte, im Jahre 1901 zum ersten Male aufgelegte kleine Schrift in jedermanns Händen sei. In knapper, durchweg gemeinverständlicher Form wird ein Bild der den Orient betreffenden konfessionellen Gegensätze entworfen, dem auf den ersten Blick angesehen werden kann, daß es aus persönlicher Anschauung gewonnen und mit Hilfe eingehender Studien ausgeführt worden ist. Der Verfasser gibt mehr als der Titel seiner Schrift verspricht. Das erste Drittel derselben erörtert die Zustände der sechs nichtkatholischen Kirchenverbände der orientalischen Christenheit, und das so eingehend, daß sich von der Bedeutung derselben ebenso deutliche Vorstellungen gewinnen lassen wie von dem Verhältnis, in welches das römische Kirchentum zu seinen Mitbewerbern gesetzt ist[1]). Besondere Aufmerksamkeit wendet der Verfasser den armenischen Gemein-

[1]) Die römischen Katholiken werden türkisch als „Latin rayahsi" bezeichnet, während die orthodoxe Kirche Rum milleti, d. h. römische Gemeinschaft, genannt wird. Die Griechen des oströmischen Reiches nannten sich Römer.

schaften der in den letzten Jahren vielbesprochenen Gregorianer und der römischen Armenier und den eigentümlichen Beziehungen zu, die zwischen armenischen Gregorianern Rußlands und denjenigen der Türkei bestehen. Während die Mehrzahl der gregorianischen Eparchien (66) innerhalb des türkischen Reiches und nur eine Minderheit derselben (40 Eparchien) auf russischem Gebiete belegen ist, wird das in der Nähe Eriwans residierende Oberhaupt der armenisch-gregorianischen Gesamtheit, der Katholikos von Etschmiasin, vom Kaiser von Rußland ernannt — ein Umstand, der für die Beurteilung des neuerdings in Kaukasien ausgebrochenen Kirchengutstreites wesentlich in Betracht kommt.

Von der rechtlichen und politischen Stellung der lateinischen Kirche des Orients handeln drei ausführliche, in der vorliegenden neuen Auflage erheblich vermehrte Abschnitte. Den Ausgang der Betrachtung bildet die Hinweisung darauf, daß diese Kirche — im Gegensatz zu der Mehrzahl der übrigen Gemeinschaften — wesentlich Ausländer- beziehentlich Abendländerkirche ist, und daß sie als solche von alters her unter dem Schutze der katholischen Staaten des westlichen Europas steht. Obgleich ein erheblicher Teil der in der Türkei lebenden Katholiken im Laufe der Zeit die türkische Staatsangehörigkeit angenommen hat, und obgleich andre — wie die arabischen Aleppiner und die Katholiken Albaniens — nicht abendländischen Ursprunges sind, ist die katholische Kirche in gewissem Sinne eine abendländische Gemeinschaft geblieben. Es beruht das nicht nur auf dem Verhältnis der Kleriker wie der Gläubigen zu einer abendländischen Autorität, der römischen Kurie, sondern vornehmlich auf dem Umstande, daß ihre Geistlichen (von gewissen lokalen Ausnahmen abgesehen) Ausländer sind und außerhalb des Rahmens der türkischen Staats- und Beamtenordnung stehen. Während die Patriarchen, Bischöfe u. s. w. der übrigen Kirchen und ebenso die jüdischen Rabbiner türkische Beamte sind, die als solche von dem Sultan bestätigt und investiert werden und der türkischen Beamtenhierarchie eingeordnet sind, hat der katholische Klerus mit dem Sultan und der Pforte nichts gemein. Die höchsten geistlichen Würdenträger, den Patriarchen von Jerusalem und den apostolischen Delegierten und Erzbischof von Konstantinopel, ernennt der Papst ohne jede Mitwirkung der Pforte, und das nämliche gilt von den Bischöfen, die ihrerseits die Besetzung der übrigen geistlichen Ämter in Händen halten. Eine erhöhte Bedeutung erhält diese Ausnahmestellung noch dadurch, daß die Träger derselben unter auswärtigem Protektorat, und zwar demjenigen Frankreichs, stehen.

Mit der Erwähnung des Protektorats berühren wir bereits die Schwelle des dritten Hauptabschnitts der Mülinenschen Schrift. In politischer Hinsicht ist dieses Kapitel das wichtigste des gesamten Buches, weil es eine Anzahl schwieriger, bis heute schwebender Streitfragen zum Gegenstande hat. In außerordentlich lichtvoller Weise wird nachgewiesen, daß das Protektorat über die lateinische Kirche des Orients durch die jeweilige Machtstellung und den Einfluß desjenigen Staates bedingt gewesen ist, der sich dasselbe zulegte. Von der einstmals im Morgenlande maßgebend gewesenen Position der Republik Venedig und ihrer Rechtsnachfolgerin, der österreichisch-ungarischen Monarchie, rührt das Schutzrecht der letzteren über die Katholiken Albaniens, gewisser Teile Ägyptens, zweier Kirchen Konstantinopels und des Malteserhospizes in Jerusalem her, während das Gesamtprotektorat über die „Latin rayahsi“ seit den Zeiten Ludwigs XIV. in den Besitz Frankreichs gelangt ist und von diesem gegen den Widerspruch andrer Mächte und gegen das Sträuben einzelner geistlicher Autoritäten bis zur Stunde festgehalten wird.

Auf das Einzelne dieses verzwickten Verhältnisses und der durch dasselbe herbeigeführten Streitigkeiten gehen wir nicht ein, ob dieses Einzelne gleich für das Verständnis dieser Sache ebenso unentbehrlich ist wie für die Beurteilung der rechtlichen Lage der übrigen kirchlichen Organisationen der Türkei. Der Verfasser hat es so strikte bei der Erörterung des Wesentlichen und bei einer Beschreibung tatsächlicher Zustände bewenden lassen, daß hier auf die Schrift selbst verwiesen werden muß.

Auf so engem Raume so viel zu sagen, ist allein für einen Sachkenner möglich gewesen, der in gleichem Maße Landes- und Literaturkenntnis hat. Als solchen hätte der Verfasser sich auch ohne das im Anhange seiner Schrift mitgeteilte Verzeichnis der benutzten Quellenschriften (fünf orientalischer und vierunddreißig abendländischer) ausgewiesen. Er tritt allenthalben auf festen, ihm durch vieljährigen Aufenthalt in der europäischen wie in der asiatischen Türkei vertraut gewordenen Boden und sagt immer nur, was er genau weiß. — Gelegenheiten zu orientalischen Studien unter gleich bewährter Leitung bieten sich zu selten, als daß sie unbenutzt gelassen werden dürften. — r —

Lord Roberts of Kandahar.

Einundvierzig Jahre in Indien: vom Subalternoffizier bis zum Oberbefehlshaber. Von Feldmarschall Lord Roberts of Kandahar. Autorisierte Übersetzung von Dr. Ritter von Borosini. Mit Karten und Plänen. Zwei Bände. Berlin, Karl Siegismund. 1904.

Der englische Feldmarschall Lord Roberts of Kandahar begann seine Dienstzeit in Indien 1852 als überzähliger Sekondeleutnant der Artillerie und beendete sie 1893 als General und Oberbefehlshaber der indischen Armee. Sein Werk bildet so ein abgeschlossenes Ganzes, das der Verfasser ebensogut die militärische Geschichte Englands in Indien während dieser einundvierzig Jahre hätte nennen können; denn es umfaßt von dem großen Sepoyaufstande bis zu den Expeditionen gegen Hunza und Chitral alles von irgendwelchem Belang, woran britische und eingeborene Truppen während dieses Zeitraumes teilgenommen haben.

Es ist nicht das erste Mal, daß Lord Roberts das Schwert mit der Feder vertauscht hat: 1885 erschien von ihm ein Werk über Lord Wellington (The Rise of Wellington), in dem er die damals vielfach angegriffene, seitdem durch neuere Forschungen durchaus bestätigte Ansicht aussprach, daß, je eingehender man sich mit den Einzelheiten seines Lebens beschäftige, man den „eisernen Herzog" um so mehr als Feldherrn achten, aber um so weniger als Menschen lieben lerne. Der Leser der Erinnerungen von Lord Roberts wird im Gegenteil, je weiter er in dem Buche kommt, desto mehr den Mann lieben und achten lernen, der trotz großer äußerer Erfolge und größerer Verdienste sich ein Wohlwollen und eine Bescheidenheit zu bewahren gewußt hat, die zum Herzen aller sprechen, die mit ihm in irgend eine Berührung gekommen sind. Der Spitzname, den er aus Indien mitgebracht hat, und unter dem ihn die ganze britische Armee, deren Oberbefehlshaber er heute ist, kennt, Bobs (Bob ist die Abkürzung von „Robert", dem das „s" von „Roberts" angehängt worden), ist ein Beweis dafür; denn der Soldat gibt solche Namen nur den Führern, die ihm auch menschlich näherzutreten verstanden haben.

Die ersten Schritte des jungen Leutnants in der militärischen Laufbahn wurden ihm dadurch erleichtert, daß er der Sohn eines alten indischen Offiziers, Sir Abraham Roberts, war, der zur Zeit seines Eintreffens in Indien die Division in Lahore befehligte. Roberts selbst war am 30. September 1832 in Cawnpore geboren worden und im Alter von zwei Jahren nach England gekommen, wo er seine Erziehung in Eton, Sandhurst und Addiscombe, erhielt. Die Verbindungen seines Vaters wie die eigene Tüchtigkeit brachten ihm bald eine Stellung im Stabe, in dem er den Sepoyaufstand bis zur Einnahme von Lucknow im März 1858 mitmachte; dann, wegen Krankheit auf Urlaub nach England zurückkehrte. Vor Delhi war er verwundet worden und nur durch den Zufall dem Tode entgangen, daß die Kugel durch die Mützentasche, die sich verschoben hatte, abgeschwächt wurde; vor Lucknow bei Khudaganj eroberte er

sich das Victoriakreuz, den englischen „Pour le mérite“. Zweimal (1858 und 1865) wegen Krankheit nach England beurlaubt, kehrte er immer wieder auf den Schauplatz seiner ersten Erfolge zurück, nahm an der Umbeyla-Expedition teil und ward 1868 als General-Quartiermeisterassistent der Expedition nach Abessynien unter Sir Robert Napier beigegeben; bei der er im Hafen von Zula bleiben und die Transportverhältnisse überwachen und regeln mußte. Das Kapitel seiner Erinnerungen, welches diese Zeit umfaßt, ist trotz seiner Kürze eines der lehrreichsten, denn es gibt einen Begriff von den Schwierigkeiten, die zu überwinden waren. Für die aus zirka 13 600 Mann bestehende Expedition, unter der sich nur etwa 3800 Europäer befanden, hatte man geglaubt mit 10 000 Maultieren auskommen zu können; man gebrauchte schließlich deren 18 000, außerdem noch 1500 Ponies, 1800 Esel, 12 000 Kamele und 8400 Zugochsen, d. h. zirka $3^1/_2$ Tier für den Mann. Den Tieren waren die Sättel nicht aufgepaßt, die Treiber aufsässig, und infolge der schlechten Organisation gingen Hunderte und Tausende der Tiere wegen Mangels an Futter ein oder wurden gestohlen, obgleich die nächste Etappe von Zula, Senafe, nur 106 Kilometer entfernt war. Dazu 117° F., d. h. 47° C., im Zelt und wenig frisches Wasser, das durch Kondensation von Seewasser gewonnen werden mußte; es gab aber nur wenige Kondensatoren und keine Einrichtungen, um das Wasser mit Luft zu versetzen. Nicht mindere Mängel im Transportdienst zeigte die Lushai-Expedition (1870), bei der — zum Teil infolge der ausbrechenden Cholera — von 840 Kulis nur 387 bei der Kolonne ankamen. Das Jahr 1878 brachte den zweiten Krieg gegen Afghanistan, bei dem Roberts als Major in seinem Regiment, aber mit Generalmajorsrang, zum ersten Male ein selbständiges Kommando als Führer der durch das Kuramtal vorgehenden Kolonne in der Stärke von 1345 britischen, 3990 eingeborenen Soldaten und 13 Geschützen erhielt. Auch diesmal hatte die Regierung die Herstellung eines ordentlichen Trains vernachlässigt, wodurch die der zu kleinen Kolonne sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, zumal sich in ihren Reihen außerdem eine Anzahl von nicht durchaus zuverlässigen Pathanen (Afghanen) befand, nicht unwesentlich erhöht wurden; die Erstürmungen des Peiwar Kotal (Paß) im Dezember waren aber schöne Taten, deren Erfolg hauptsächlich der Tapferkeit der Hochländer und Gurkhas zuzuschreiben war. — Der Vertrag von Gandamak machte dem Feldzug nach dem Tode Shir Alis ein Ende, aber bereits am 4. September 1879 traf in Simla, wo Roberts sich gerade aufhielt, die Nachricht von der Ermordung Sir Louis Cavagnaris, des neuernannten Residenten in Kabul, ein. Die Kuramkolonne war die einzige noch nicht aufgelöste oder zu andren Zwecken verwendete Truppe, und so wurde Roberts mit der Aufgabe betraut, Kabul zu nehmen und die Mörder des Residenten und seiner Eskorte zu bestrafen. Anfang Oktober war die zirka 7000 Mann starke Kolonne auf dem Marsch nach Kabul, das nach einem heftigen Gefecht am 6. bei Charasia und einem zweiten vor den Toren der Stadt am 12. erreicht wurde. Roberts ging mit großer Vorsicht und Milde vor, aber trotz seiner militärischen Erfolge wurde seine Lage eine immer schwierigere. Der heilige Krieg wurde von den Mullahs gepredigt, und die Ansammlungen von Afghanen nahmen fortwährend an Zahl zu, so daß Roberts nach vergeblichen Versuchen, sie zurückzutreiben, sich gezwungen sah, alle Außenstellungen und Kabul selbst aufzugeben und sich auf die Verteidigung von Sherpur, dem früheren Kantonnement der Truppen des Emirs, zu beschränken. Dort wurde er am 23. Dezember von den gesamten, an 100 000 Mann starken Streitkräften der Afghanen angegriffen, die nach vielstündigem Kampfe mit großem Verlust zurückgeworfen wurden. Damit war jede Gefahr in und bei Kabul beseitigt, wenn auch noch eine Anzahl weiterer Kämpfe stattfand, um die Verbindung mit Indien und die Ruhe im Lande wiederherzustellen. Als aber die Truppen Ende Juli 1880 bereit waren, den Rückmarsch anzutreten, kam die Nachricht in Kabul an, daß General Burrows am 26. Juli bei Maiwand von Ayub Khan von Herat, einem der Thronprätendenten, aufs Haupt geschlagen worden sei und mit dem Rest seiner Truppen in Kandahar belagert

werde. Am 11. August brach Roberts mit 10000 Mann und 18 Geschützen, 8000 eingeborenen Troßknechten und über 8000 Pack- und Zugtieren nach Kandahar auf, das er nach einem Marsche von 503 Kilometern am 31. August erreichte. Er fand die dortige Garnison unter General Primrose vollständig demoralisiert und eines Sturmes gewärtig; aber am 1. September schlug er, nachdem er das Oberkommando übernommen hatte, Yakub Khan aufs Haupt, eroberte dessen Lager nebst seiner gesamten, 32 Geschütze starken Artillerie und beendete damit den Krieg vollständig. Nach kurzem Erholungsaufenthalt in England zum Oberkommandierenden in Madras und 1885 zum Oberbefehlshaber der indischen Armee ernannt, hatte er Gelegenheit, ganz Indien, Birma eingeschlossen, kennen zu lernen und seinen Einfluß zu gunsten der Reorganisation der eingeborenen Truppen der indischen Armee und der Befestigung der Nordwestgrenze geltend zu machen. Nach beiden Richtungen war viel geschehen, als er 1903 endgültig nach England zurückkehrte.

Die vorstehende kurze Skizze gibt einen annähernden Begriff von Lord Roberts' Tätigkeit während seines Aufenthalts in Indien; in seiner eigenen Schilderung derselben berühren die große persönliche Bescheidenheit und die jedem seiner Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen, die sich in irgend einer Weise ausgezeichnet haben, gezollte Anerkennung auf das wohltuendste. Mancher Familie, die in den Kämpfen um die Erhaltung Indiens beim britischen Reich den Vater oder den Sohn verloren hat, wird die Erwähnung derselben in den Erinnerungen des bewunderten und geliebten Führers eine Ehre und ein Trost gewesen sein; sich selbst aber hat der Verfasser, der so schwer vom Schicksal geprüft worden ist — sein einziger Sohn fiel im Transvaalkriege — ein Denkmal gesetzt, das ihm im Herzen seiner Mitkämpfer und Landsleute ein dauerndes Gedächtnis sichert.

Von ganz besonderem, weil aktuellem Interesse ist in der Arbeit Lord Roberts', was er über die Ursachen des Sepoyaufstandes und die Möglichkeit einer Wiederkehr desselben sagt. Abgesehen davon, daß die einzelnen Staaten und Bekenntnisse, welche sich früher gegenseitig bekämpft und im Schach gehalten hatten, sich unter der englischen Herrschaft gemeinsam gegen diese wendeten, waren es politische und religiöse Gründe, die den Aufstand vorbereiten halfen. Zu den ersteren gehörten die Annexion von Oudh 1856, die Anordnung, daß mit dem Tode des achtzigjährigen Bahadur Shahs die Königswürde in der Familie der Moghulkaiser erlöschen und dieselbe Delhi verlassen sollte, und die Behandlung Dundhu Pants (Nana Sahibs), des Adoptivsohns des letzten Maharatten Peshwa, dem die seinem Vater gezahlte Pension nach dessen Tode entzogen wurde; zu den letzteren die Feindschaft der Brahminen, hervorgerufen durch das Verbot der Witwenverbrennung, die Bestrafung des Mordes weiblicher Kinder, die Hinrichtung von Leuten ihrer Kaste wegen schwerer Verbrechen, die Bestrebungen der Missionare und den Schutz, der ihren Zöglingen zuteil wurde, die Verbreitung westlicher und weltlicher Bildung und besonders die Einführung von Telegraphen und Eisenbahnen, in denen Leute von allen Kasten gemeinsam befördert wurden. Unterstützt wurde die von den Brahminen betriebene systematische Aufhetzung, vornehmlich auch in der Armee, durch die Vorschrift eines neuen Ernährungssystems in den Gefängnissen, das den alten Brauch aufhob, daß jeder Sträfling sich selbst beköstigte, sowie durch Verwendung von Sepoys im Auslande, worin man Versuche, sie ihrer Kaste zu berauben, sehen wollte; die direkte Veranlassung zum Aufstande war die Einführung einer neuen Patrone, die mit Rinder- und Schweineschmalz eingefettet sein sollte (und in der Tat war), durch deren Berührung Hindus und Mohammedaner gleichmäßig verunreinigt worden sein würden. Das schnelle Umsichgreifen des Aufstandes wurde durch die geringe Anzahl der britischen Truppen gegenüber der der Eingeborenen, 36000 Mann gegen 257000, wie dadurch befördert, daß sich fast die ganze Artillerie und alle Arsenale in den Händen der Aufständischen befanden und die große Mehrzahl der höheren Befehlshaber in Bengalen alt und unbrauchbar war. Die Unterdrückung des Aufstandes war in erster Linie der Energie weniger Männer, Nicholsons, der beiden Lawrence

und andrer, zu verdanken; aber es ist wohl kein englischer Offizier und Soldat, und es sind sehr wenige Zivilisten gewesen, die nicht wie Helden gehandelt und gekämpft gehabt hätten. Die Geschichte der Belagerung von Delhi, bei der eine kleine britische Streitmacht, die selten 5000 Mann in Reih und Glied zählte und von der Cholera dezimiert wurde, vom 7. Juni bis 17. September sich auf einer Anhöhe vor der Stadt gegen die Angriffe der zehnfachen Zahl der Aufständischen hielt, zu denen fortwährend Verstärkungen stießen, und dann in mehrtägigem Kampfe die Stadt stürmte, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Sepoys, die wohl wußten, daß sie keine Gnade zu erwarten hatten, liest sich wie ein Heldengedicht und kann nebst der Geschichte des Entsatzes von Lucknow allen denen ganz besonders zur Lektüre empfohlen werden, die aus der langen Dauer des Kampfes im Transvaal auf das Niedergehen der englischen Macht und Rasse zu schließen sich für berechtigt hielten.

Man hat die aus dem Aufstande gezogenen Lehren wohl beherzigt, um die Wiederkehr eines solchen unmöglich zu machen; namentlich sind die englischen Truppen in Indien um das Doppelte vermehrt, die Zahl der eingeborenen entsprechend herabgesetzt und alle Arsenale und Festungen englischer Obhut anvertraut worden. Auch fast die ganze Artillerie ist englisch, und ein permanenter militärischer Transportdienst ist eingerichtet. Desgleichen hat man für die Zufriedenstellung und Ausbildung der eingeborenen Truppen besser gesorgt; Truppenteile, die aus zweifelhaftem Material bestanden, sind entlassen und andre aus besserem, besonders den Sikhs, Gurkhas, Pathans, Dogras und Rajputs angehörigem gebildet worden; der Sold ist erhöht, die Verpflegung verbessert und Kriegszulagen für den Dienst im Auslande sind bewilligt worden. Was Lord Roberts zu tadeln findet, ist die zu geringe Zahl englischer Offiziere, die sich auch jetzt noch bei den eingeborenen Regimentern findet. Er schreibt: „Ich habe viele Eingeborene gekannt, deren Tapferkeit und Opfermut schwerlich übertroffen werden können, aber nicht einen einzigen, der nicht im Falle der Not und Gefahr zu dem jüngsten britischen Offizier um Hilfe aufgeschaut hätte.“ Eine wirkliche Gefahr für Indien sieht er in dem immer zunehmenden Bestreben nach Zentralisation, d. h. der Einmischung in lokale Angelegenheiten, durch die das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Provinzialverwaltungen vermindert werde und die Interessen der Eingeborenen häufig litten; ferner darin, daß die Beamten zu Pedanten würden und Faddisten (von fad, Steckenpferd) versuchten, in guter Absicht die Sitten und Gebräuche der östlichen Rassen nach ihren eigenen Ideen zu regeln. Auch die Ausschreitungen der ganz zügellosen eingeborenen Presse, die Umständlichkeit des englischen Gerichtsverfahrens, das für indische Verhältnisse gar nicht passe, und die tiefe Verschuldung der Bauern, die unter dem ungeeigneten englischen System von Kaufleuten und Geldverleihern gedrückt und ruiniert würden, flößen ihm Besorgnisse ein. Nach Lord Roberts' Ansicht würde noch viele Jahre lang ein „wohlwollender Despotismus“ die beste Art der Regierung für Indien sein, um so mehr, als der Gedanke einer Selbstverwaltung von außen hineingetragen, nicht auf indischem Boden gewachsen sei und die Eingebornen, die ihn verträten, der Mehrzahl ihrer Landsleute fast ebenso fremd gegenüberständen wie die Engländer selbst. Im allgemeinen glaubt Lord Roberts auf die loyale Haltung der Mehrzahl der Bevölkerung des indischen Reichs rechnen zu können, wenn man ihre Religion, ihre Gebräuche und lokalen Interessen schone, und die vielen Beispiele von opferwilliger Treue, die er von Eingeborenen selbst aus der Zeit des Aufstandes anzuführen imstande ist, sprechen für das Zutreffende seiner Anschauung.

Die vorliegende Übertragung von Lord Roberts' Werk darf im ganzen, einzelne Fehler, wie Gardekavallerie statt Kriegsministerium für horseguards, abgerechnet, als gelungen bezeichnet werden. Die Ausstattung ist würdig, und die beigegebenen Kärtchen genügen. Inhaltlich ist das Buch jedem, der sich über die Zustände in Britisch-Indien unterrichten will, besonders auch dem Politiker und Soldaten, auf das wärmste zu empfehlen. M. von Brandt.

δ. **Das Soll und Haben von Eichborn & Co. in 175 Jahren.** Ein schlesischer Beitrag zur vaterländischen Wirtschaftsgeschichte. Von Kurt Moritz Eichborn. Breslau, Wilhelm Gottlieb Korn. 1903.

Die seltene Erscheinung des 175jährigen Bestehens einer Handelsfirma ist im vorigen Jahre durch ein Jubiläum gefeiert worden und durch das Jubiläumswerk, welches in einem stattlichen Quartbande vor uns liegt. Es ist das Bankhaus zu Breslau, das, im Jahre 1728 von eingewanderten Pfälzer Kaufleuten begründet, sich bald zu Wohlstand und Ansehen entfaltet hat und heute noch eine bedeutende Stellung im Geschäftsleben einnimmt. — Wenn es nahelag, dem Zuge der Familienpietät zu folgen und mit dem vorliegenden Werke zunächst in solchem Sinne das Gedächtnis der Vorfahren zu feiern, wenn dieses zumal dem Mitgliede der Familie nahelag, der das Buch verfaßt hat — so kommt doch auch das größere, allgemeine, geschichtliche Interesse zu seinem Rechte, wenigstens in der Hauptpartie der Darstellung, welche die Wirksamkeit des Hauses Eichborn in der französischen Leidenszeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts behandelt. Hier werden wir mitten hineingeführt in die Nöte des preußischen Staates und seiner Finanzen; hier werden uns merkwürdige Aktenstücke zum ersten Male mitgeteilt, wie etwa S. 246—249) das Schreiben der Breslauer Kaufmannschaft (von der Hand Johann Wolfgang Eichborns), in welchem sie dem Staatsminister Hardenberg am 11. Mai 1812 auf dessen Ansinnen erwiderte, für die Bedürfnisse des preußischen Feldzuges eine Summe von 2 Millionen oder auch nur 1 Million Thaler dem Staate vorzuschießen: „Dem Kaufmann den letzten Groschen zu nehmen, wäre dem Pflüger den Pflug und dem Handwerker sein Werkzeug abfordern, um mit dem Bettelstabe in der Hand weiterzuwandern." Nach dem Friedensschluß zeigte sich, daß die Verluste der Firma „glücklicherweise nicht allzuviel betrugen" (S. 79). — Die neuere Zeit, zumal das letzte Menschenalter, tritt aus naheliegenden Gründen in der Darstellung zurück. Genüge uns aus der Gegenwart des alten Geschäftshauses die erfreuliche Tatsache, daß zwei Mitinhaber und Sprossen der Familie studierte und promovierte Männer sind, deren einer dieses Werk verfaßt hat.

γ. **La question macédonienne et l'influence française en Orient.** Par Gérard de Noirval. Bruxelles, Oscar Schepens & Cie. 1903.

Der französische Verfasser dieser Schrift behandelt eine politische Frage, die von 1902 an die europäische Diplomatie in Atem hält, 1903 trotz großen Apparats der zünftigen Doktoren herzlich wenig Fortschritte gemacht hat und auch 1904 noch genug Arbeit machen wird. Noirval steht durchaus auf der Seite derer, welche die bulgarischen und sonstigen Wühlereien mit äußerstem Skeptizismus betrachten und für die Aufrechthaltung der Türkei eintreten. Er sieht mit Mißvergnügen, daß heute wie 1895 bei dem armenischen Lärm die französische Presse und, bis auf einen gewissen Grad, die französische Regierung selbst sich gegen die Pforte aufbringen ließen, alles lediglich zum Nutzen Englands, das danach strebt „de croquer les marrons que les autres auront tirés du feu". Wenn alles drunter und drüber geht, wird England den Brand am Balkan benutzen „de s'emparer de nouvelles positions maritimes dans la Méditerranée et la Mer Rouge, tout comme elle fit jadis pour Malte, Chypre et l'Égypte." Mag auch seit Balfours Brief an den Erzbischof von Canterbury, welcher England als einverstanden, mit Österreich und Rußland erscheinen läßt, sich die Lage, äußerlich gesehen, verändert haben, so steckt in Noirvals Betrachtungen doch ein Korn Wahrheit, und gegenüber dem forcierten Flirten Delcassés und gewisser französischer Kreise mit England ist es von Interesse, zu sehen, daß nicht alle Franzosen derselben Ansicht sind.

γ. **Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I. und die französische Intervention in Mexiko.** Von Dr. Ernst von Tavera, k. und k. Gesandter i. R. Wien, Braumüller. 1903. Zwei Bände.

Der Verfasser dieses Werkes war von 1864 bis 1867 der österreichischen Gesandtschaft in Mexiko zugeteilt, und hatte dabei Gelegenheit, das Trauerspiel, das sich an den Namen des Erzherzogs Maximilian und seiner Gemahlin Charlotte knüpft, aus nächster Nähe zu beobachten. Außerdem war er in der Lage, Mitteilungen des großbritannischen Gesandten Sir White und andrer wichtiger Personen zu verwerten und während seines Aufenthaltes in Washington (1873—1878) in die gesamte Korrespondenz des Präsidenten von Mexiko, Juarez, mit der Regierung der Vereinigten Staaten Einsicht zu nehmen. So ist ein beachtenswertes Werk entstanden, das uns freilich von dem ganzen Vorgang ein sehr unerfreuliches Bild gewinnen läßt. Es ist aus der erwähnten diplomatischen Korrespondenz der Vereinigten Staaten (1865) und den papiers de la famille impériale (1870) nunmehr aktenmäßig festgestellt, daß der Genfer Bankier Jucker zur Betreibung seiner (gänzlich ungerechtfertigten) Forderungen an den mexikanischen Staat sowohl den Herzog von Morny, dem 30 Prozent versprochen wurden, als die Gesandten Gabriac und Saligny bestochen hatte, und daß er infolge davon seitens der französischen Regierung und ihrer Gesandtschaft „entschieden unterstützt" wurde. Dem Erzherzog wurde vorgespiegelt, daß die Mehrheit der Mexikaner für eine Monarchie unter seinem Zepter sei; und als dann das Gegenteil sich herausstellte und die Vereinigten Staaten kategorisch den Rückzug der Franzosen forderten, ließ Napoleon III. den unglücklichen Mann im Stich; ja, Marschall Bazaine ging so weit, verräterische Verbindungen mit dem Feinde anzuknüpfen, um den Sturz der Monarchie zu beschleunigen (Bd. II, S. 254 ff.) und seinen eigenen Rückzug zu erleichtern. Die Katastrophe von 1870 erscheint sonach verständlicher als sie vorher war; der moralische Unwert des Kaiserreiches tritt erschreckend ins Licht.

γ. **Mes souvenirs.** L'unité de l'Italie et l'unité de l'Allemagne. Par le Comte de Reiset. Paris, Plon. 1903. (Mit einer Heliogravüre Georgs V. von Hannover.)

Der Graf de Reiset war 1859—1866 als französischer Gesandter in Italien, Darmstadt und Hannover. Er hatte in dieser Stellung reichliche Gelegenheit, viele an den großen geschichtlichen Ereignissen beteiligte Personen kennen zu lernen und manchen Blick hinter die Kulissen zu tun; auch erhielt er von mancher Seite beachtenswerte briefliche Mitteilungen, die er in seine eigenen Erinnerungen verflicht. So ist sein Buch eine Quelle nicht ohne Wert. Reisets Angaben über den darmstädtischen Minister Dalwigk bestätigen durchaus dessen völligen Mangel an würdiger deutscher Gesinnung. Er beklagte sich, daß man in Baden die heftigsten Reden gegen Napoleon halten lasse, obwohl dieses Land die Mitgift Stephaniens von Beauharnais an ihren Mann sei; sie in Darmstadt wüßten besser, was sie Napoleon I. schuldig seien, und hätten den Mut, zu sagen, was sie seien! Interessant ist die Geringschätzung, mit der König Wilhelm I. 1861 bei seiner Thronbesteigung von den mittelstaatlichen Staatsmännern begrüßt wurde: das allgemeine Urteil in diesen Kreisen war wie das der Liberalen, daß er ein sehr ehrenwerter, aber unbedeutender, eigensinniger und energischem Handeln abgeneigter Mann sei (S. 215). Reiset sah in Hannover auch den jetzigen Kaiser (1865 als sechsjährigen Knaben. „Il avait déjà l'attitude et le ton du commandement. Il ne recevait pas volontiers les observations" (S. 368). Von König Georg V. ward Reiset sehr freundlich behandelt; den Herzog von Cumberland schätzt er sehr hoch, bezeugt aber, daß die Abreise aus Hannover am 16. Juni 1866 vor allem erfolgte, weil der König dem Andringen der Bürgerschaft, daß er mit Preußen gehen solle, sich entziehen wollte (S. 417).

ϱ. **The tombs of the Popes.** Landmarks in Papal history. By Ferdinand Gregorovius. Translated by R. W. Seton-Watson. Westminster. Archibald Constable & Co. Ltd. 1903.

Vielleicht wird Gregorovius in England immer noch bedingungsloser geschätzt, als seitens der „Pedanten Deutschlands" der Fall sein mag, über die der Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" in seinen Briefen an Herrn von Thile wiederholt Klage führt. Indessen ist man auch bei uns längst dem Verdienste des Historikers gerechter geworden, dem wir am wenigsten seine dichterischen Eigenschaften und künstlerische Form zum Vorwurf machen, wenn wir freilich auch nicht so weit gehen möchten, wie Mr. Seton-Watson, Gregorovius in eine Linie mit Ranke und Mommsen zu stellen. Wohl aber müssen wir anerkennen, mit welch liebevoller Sorgfalt er dies Buch, „Die Grabmäler der römischen Päpste", das Gregorovius als die Vorhalle zu dem Hauptwerk seines Lebens bezeichnet, übersetzt hat, und wie gut es ihm gelungen ist, in einem knappen biographischen Abriß und unter Benutzung der Tagebücher und Briefe uns ein ansprechendes Bild von Gregorovius' Persönlichkeit und ein Resumé seiner Werke zu geben. Die Übersetzung, in englischer Weise vortrefflich ausgestattet, weicht nur in Einzelheiten der Wiedergabe des Textes und der Illustrationen vom Original ab; und in der Vorrede, die während der Tage geschrieben ward, da die Welt um den Tod Leos XIII. trauerte und die Wahl Pius' X. begrüßte, macht der Übersetzer die Bemerkung, wie sehr man die Empfindung habe, daß durch den Verlust seines weltlichen Besitzes die Macht des Papsttums und der Respekt vor ihm erhöht worden sei. Das alte Wort, man könne Gott und dem Mammon nicht zugleich dienen, habe sich aufs neue bewährt. Mr. Seton-Watson ist Protestant; aber die Sympathie, mit der er namentlich von Leo XIII. spricht, wird ihn vor dem Verdacht schützen, der katholischen Kirche zunahetreten zu wollen.

βλ. **Das Leben Raphaels.** Von Herman Grimm. Vierte Auflage. Stuttgart und Berlin. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1903.

In erster Auflage 1872 erschienen, in dritter und in vierter Auflage dem Inhalt und der Form nach den Vorlesungen über Raphael, wie sie Herman Grimm an der Berliner Universität zu halten pflegte, entsprechend, hat dieses Buch den Verfasser dreißig Jahre lang beschäftigt und, es darf wohl hinzugefügt werden: beglückt. Dem Studium Michel Angelos ging das Studium Raphaels zur Seite; aber Michel Angelo, sagt Grimm, steht wie ein düsterer Titane, der mühsam arbeitet, neben diesem Sonnenjüngling, der mühelos schafft. Etwas von dieser Atmosphäre der Jugend, des Erfolges, der gesunden, reinen Schönheit, die Raphael umgab, lebt in den Blättern, die sein Biograph ihm verständnisvoll gewidmet hat. Wie einst Vasari es getan hatte, so preist auch Herman Grimm ihn und seine Tage glücklich. Sie wußten von keiner Trennung zwischen kirchlichem Gefühl und antiker Gesinnung, sie verklärte der hoffnungsfreudige Glaube an eine Welt der Schönheit und Harmonie, feurig und berauschend wie edler Wein. Was sollte da Kritik, wo es galt, die Geschichte von Raphaels Ruhm zu erzählen? Von seinen Lebensschicksalen wissen wir wenig, und Grimm benutzt dieses Wenige kaum. Er versenkt sich bewundernd in das Werk. Das Fragment „Raphael als Weltmacht", das vor drei Jahren, als letzter Beitrag Herman Grimms, in dieser Zeitschrift erschien, unterbrach des großen Kunstkritikers Tod. Andre werden immer wieder die Aufgabe weiterführen, die seinen Händen entglitt. Als eines der feinsinnigsten Kenner der Renaissance werden sie sich des Mannes erinnern, der sie dem 19. Jahrhundert erzählte. Nicht seiner Darstellung, sondern der Richtung der Zeit ist es zuzuschreiben, wenn die Geschichte des vollendetsten Künstlers, der Raphael war, vor jener Michel Angelos in der Schätzung des Publikums zurücktrat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Apel. — Immanuel Kant. Ein Bild seines Lebens und Denkens. Von Max Apel. Mit einem Bildnis. Berlin, Conrad Skopnik. 1904.

d'Avenel. — Les Français de mon temps. Par G. d'Avenel. Paris, Plon. 1904.

Baedeker. — Griechenland. Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Mit einem Panorama von Athen, 11 Karten, 19 Plänen, 5 Grundrissen und 2 Tafeln. Vierte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1904.

Barth. — Politische Porträts. Von Theodor Barth. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Blumenthal. — Fliegende Pfeile. Von Oskar Blumenthal. Berlin und Leipzig, F. Fontane & Co. 1904.

Bordeaux. — Le lac noir. Roman par Henry Bordeaux. Paris, Albert Fontemoing. S. a.

von Brandt. — Fremde Früchte. Sienkiewicz. Hearn. Kipling. Gorki. Essays von M. von Brandt. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Breitenbach. — Ernst Haeckel. Ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit. Von Wilhelm Breitenbach. Mit einem Porträt Haeckels und einer Handschriftprobe. Odentirchen, W. Breitenbach. 1904.

Cicerone, Moderner. — Rom. III. Die Umgebung. Von Thassilo von Scheffer. Mit 86 Abbildungen und einer Karte. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union deutsche Verlagsgesellschaft.

Conjentius. — Die Berliner Zeitungen bis zur Regierung Friedrichs des Großen. Von Ernst Conjentius. Berlin, Haude & Spenersche Buchhandlung. 1904.

Dagna. — Tragedie e canzoni. Di Marsimo Dagna. Torino, E. Gianolio. 1904.

Detring. — Der Kirchturmritt. Lustspiel von Carl Detring. Rudolstadt und Leipzig, Mänicke & Jahr, Kommissionsverlag. 1903.

Driesen. — Der Ursprung des Harlekin. Ein kulturgeschichtliches Problem. Von Otto Driesen. Mit 17 Abbildungen im Text. Berlin, Alexander Duncker. 1904.

Eschelbach. — Professor Berger. Drama von Hans Eschelbach. Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung. 1904.

Enth. — Im Strom unserer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs. Von Max Enth. Zweiter Band: Wanderjahre. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Forbes-Mosse. — Peregrinas Sommerabende. Lieder für eine Dämmerstunde. Sowie dreißig Übersetzungen etc. Von Irene Forbes-Mosse. Mit vielen Zeichnungen von Heinrich Vogeler-Worpswede. Im Insel-Verlag zu Leipzig. 1904.

Foerster. — Moritz von Schwinds philostratische Gemälde. Im Namen des Vereins für Geschichte der bildenden Künste zu Breslau herausgegeben von Richard Foerster. Leipzig, Kommissionsverlag von Breitkopf & Härtel. 1903.

Frobenius. — Geographische Kulturkunde. Eine Darstellung der Beziehungen zwischen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiseberichten zur Belebung des geographischen Unterrichts. Von Leo Frobenius. Vier Teile. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1904.

Fulda. — Schiller und die neue Generation. Ein Vortrag. Von Ludwig Fulda. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Ganga. — Indische und himmlische Liebe. Von Raphael Ganga. Leipzig, Kommissionsverlag von Gustav Brauns. 1904.

Giesebrecht. — Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Fr. Giesebrecht. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904.

Goldschmidt. — „Mit dem Pfeil, dem Bogen . . . ." Sinngedichte. Neue Folge. Von Moriz Goldschmidt. Frankfurt a. M., Meisenringsche Hofbuchhandlung. 1904.

Hatton. — Skizzierende Aquarellmalerei. Anleitung für Anfänger. Von Thomas Hatton. Mit Autorisation der Verlagsfirma Winsor & Newton übersetzt von Otto Marburg. Naumburg, Otto Maier.

Helft. — Ein moderner Jurist. Zeitbilder von Dora Heltft. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Henfel. — Die lebenswichtige Bedeutung der Mineralstoffe des Blutes und der gesamten Lebenssubstanz. Von Julius Henfel. Leipzig, Otto Barggold. O. J.

Jacks. — The life of His Majesty William the Second, German Emperor. With a sketch of his Hohenzollern ancestors. By William Jacks. Glasgow, James Mac Lehose and sons. 1904.

Iding. — Die neue Kraft. Schauspiel in fünf Akten. Von Hermann Iding. Hannover, Carl Riebe. 1904.

Jonas. — Schillers Seelenadel. Von Fritz Jonas. Mit einer Abbildung der Danneckerschen Schillerbüste. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Katalog der Freiherrlich von Lipperheideschen Kostümbibliothek. — Mit Abbildungen. Lieferung 21—22. — Berlin, Franz Lipperheide. 1903.

Kestner-Köchlin. — Briefwechsel zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte. Herausgegeben von Hermann Kestner-Köchlin. Mit zwei Porträts in Kupferätzung und einem Anhang. Straßburg, Karl J. Trübner. 1904.

Köster. — Neue Menschen. Predigten von Arnold Köster. Leipzig, Richard Wöpke. 1903.

Kraus. — Eine Schrift über den Kredit nebst einem Vorschlage zur Organisation durch eine neue Anordnung der Zettelgeldausgabe. Von Franz Kraus. Leipzig und Wien, Fr. Deuticke. 1904.

Leibniz. — Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Von G. W. Leibniz. Übersetzt von A. Buchenau. Durchgesehen und mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von E. Cassirer. Erster Band. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1904.

von der Lippe. — Andere Zeiten — andere Wege. Betrachtungen eines alten Offiziers über militärisch-politische Dinge. Von A. von der Lippe. Berlin, Otto Salle. 1904.

Louis. — Hector Berlioz. Von Rudolf Louis. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Morvan. — Le soldat impérial (1800—1814). Par Jean Morvean. Tome premier. Paris, Plon. 1904.

Müller. — Heinrich Eberhardt. Roman von Robert Müller. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. O. J.

Münch. — Zukunftspädagogik. Utopien, Ideale, Möglichkeiten. Von Wilhelm Münch. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Musik, Die. — Herausgegeben von Richard Strauß. Erster Band: Beethoven. Von August Göllerich. Berlin, Bard, Marquardt & Co. O. J.

Mythesius. — Herders Familienleben. Von Karl Mythesius. Mit einem Bildnisse und einer Handschriftnachbildung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Neumann. — Gedichte von Hermann Annibert Neumann. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Neumann. — Die Heilung der Nervosität durch intelligente Leibeszucht und rationelle Lebenshaltung. Von Ernst Neumann. Leipzig, Otto Barggold. O. J.

Otto. — A. B. C. In der Sprache der Zehnjährigen erzählt von Helene Otto. Mit sechs Vollbildern von E. Bertling. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1904.

Pfungst. — Aus der indischen Kulturwelt. Gesammelte Aufsätze von Arthur Pfungst. Stuttgart, Fr. Frommann. 1904.

Report of the commissioner of education for the year 1902. — Volume I. Washington, government printing office. 1903.

Romundt. — Kants Widerlegung des Idealismus. Ein Lebenszeichen der Vernunftkritik zu ihres Urhebers hundertjährigem Todestage, dem 12. Februar 1904. Von Heinrich Romundt. Gotha, E. F. Thienemann. 1904.

Rosenberg. — Erlösung und andere Novellen. Von Artur Rosenberg. Kiel, A. Missfeldt. 1903.

Sarason. — Über Wasserkuren im Rahmen der wissenschaftlichen Heilkunde. Zeitgemäße Betrachtungen von D. Sarason. Berlin-Südende und Leipzig, Vogel & Kreienbrink. 1901.

Spranger. — Huttens Briefe an Luther. Nach den Originaldrucken neu herausgegeben von Eduard Spranger. Leipzig, Richard Wöpke. 1903.

Theiß. — Höhen und Tiefen. Eine Sammlung ausgewählter Lyrik. Von Anna Theiß. Darmstadt, Kommissionsverlag von J. Waitz. 1903.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.118

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY